Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

B 1,144,093

Digitized by Google

Digitized by Google

v.c
no. 13-24
1958

Digitized by Google

Digitized by Google

DD
253
.A1
W7
v.6
no. 13-24
1938

Digitized by Google

Digitized by Google

Wille und Macht

Führerorgan der nationalsozialistischen Jugend

HERAUSGEBER: BALDUR VON SCHIRACH

Jahrgang 6 | Berlin, 1. Juli 1938 | Heft 13

Baldur von Schirach:

Vom musischen Menschen

Wir bringen den Wortlaut einer Rede, die der Reichsjugendführer zur Eröffnung der Weimar-Festspiele der HJ. im Juni 1938 hielt.

Es geschieht nun bereits zum zweiten Male, daß ich von hier aus jene festlichen vier Wochen einleite, die als Weimar-Festspiele der deutschen Jugend zu einem glücklichen Wahrzeichen der jungen Nation geworden sind. Wir haben das Recht, aus vielerlei Gründen von einem Wahrzeichen zu sprechen. Vor allem aber aus den nun folgenden: Es ist eine besondere Gefahr jeder durch jugendliche Kräfte bestimmten Revolution — und die nationalsozialistische war dies wie kaum eine vor ihr —, Überlieferungen kultureller Art zu verneinen und alle Traditionswerte schlechthin zu leugnen. Es ist das ein Vorgang, der nicht nur im Leben der Völker beobachtet werden kann, denn auch der einzelne, vor allem der jugendliche Mensch ist nur allzu leicht geneigt, sich selbst eher als einen Anfang und Ursprung, denn als Fortsetzung zu empfinden. Je schwächer die einzelne Persönlichkeit ist, um so leidenschaftlicher behauptet sie von sich, daß sie in ihrem geistigen Ursprung völlig originell sei. Denn nur der wahrhaft überlegene, der souveräne Mensch kann es sich leisten, seine Abhängigkeit von anderen geistigen Kräften frei und dankbar zuzugeben, weil ihm selbst nach Abzug alles dessen, was ihn von außen her bildete, so viel Eigenes bleibt, daß er unverkleinert vor uns steht. Ja, gerade diese Fähigkeit, innere Kraft und Wahrhaftigkeit, sich selbst und andern gegenüber seine geistigen Ahnen einzugestehen, ist ein untrügliches Kennzeichen menschlicher Größe. So erklärt es sich auch, daß die bedeutendsten Menschen bei aller Bewußtheit ihres eigenen Wertes fast immer auch Menschen höchster Bescheidenheit zu sein pflegen. Während Dünkelhaftigkeit, Überheblichkeit und eine

Digitized by Google

übersteigerte Vorstellung von der Bedeutung der eigenen Person ohne weiteres zu der Annahme berechtigen, daß der Besitzer dieser unangenehmen Eigenschaften ein menschlich unbedeutendes und kleines Individuum ist. Die große Persönlichkeit handelt immer aus der Einfalt ihres unverbildeten Herzens heraus. Sie folgt dessen edler Regung selbst dann, wenn sie dafür mit mancherlei Enttäuschung gekränkt wurde. Dabei vergibt sie sich nichts, denn ihr Handeln steht immer im Einklang mit dem Gesetz ihres Wesens. Große Naturen handeln ohne Rücksicht auf Lohn und Dankbarkeit, daher auch im Alltäglichen und im Kleinen groß. Der unbedeutende und selbstherrliche Mensch aber wird im Großen wie im Kleinen auch klein handeln; seine Taten sind nicht gesetzmäßig, sondern allein durch die äußeren Umstände bedingt. Ihn quält im Alltag die Sorge, daß er sich etwas vergibt, und wenn es auf Taten ankommt, fürchtet er seine ganze Person zum Einsatz zu bringen, weil ihm die Rentabilität des Unternehmens zu unsicher erscheint. Es vermag aber nur der auf die Dauer Großes zu leisten, der stets bereit ist, sich selbst mit allem, was er im Leben errungen hat, in jeder Stunde seines Daseins für seine Überzeugung einzusetzen. Erfüllt vom Glauben an sein Ideal wird ihm Geld und Gut, Amt und Würde, ja, selbst die Ansicht seiner Mitmenschen über ihn und damit das, was man den „guten Namen" nennt, nichts bedeuten, wenn es um die Entscheidungskämpfe seines Glaubens geht. Durch diese Haltung ist er ein freier Mensch. Sie gibt ihm nicht nur Kraft, sondern auch Ruhe und Gelassenheit. Denn im Vertrauen auf die unzerstörbare Macht seines Ideals kann er sowohl die Größe anderer Ideale und Zeiten neidlos und selbstlos bewundern, als auch den kleinen Angriffen und Nadelstichen der Zeitgenossen gegenüber unempfindlich bleiben.

Wenden wir uns von den Menschen wieder der Weltanschauung zu. Die nationalsozialistische trägt die Wesenszüge des Geistes, der sie gestaltete. Sie ist darum eine große Weltanschauung, weil sie ein Mensch hervorbrachte, für den all das Gültigkeit besitzt, was ich vorhin als Kennzeichen der großen Natur anführte. Sie besitzt daher im höchsten Maße die dankbare und freudige Bereitschaft, das große Vergangene zu pflegen und selbst da, wo die eigene Überzeugung mitunter zweifeln möchte (denken wir an das eine oder andere Drama Schillers), trotzdem in Verehrung und Liebe dem Genius auf seinen Wegen ehrfürchtig zu folgen. Wir handelten also im Geiste und Gesetz unserer Weltanschauung, als wir diese Festspiele nicht nur weiterführten, sondern in ihrem Rang erhoben, sie in ihrem Inhalt erweiterten und sie der tüchtigsten Jugend aller Berufe als edelsten Lohn ihrer Mühe und ihres Fleißes zur seelischen Nahrung boten. So sind sie ein Wahrzeichen unserer Weltanschauung, denn es kann im Raum des deutschen Geistes keine wahrhaft große Äußerung geben, die nicht im Schutze dieser Weltanschauung stünde; die sich zu Lebzeiten befehdenden Geister Nietzsches und Richard Wagners stehen ebenso unter dem Banner unserer Bewegung wie manche sich befehdenden Geister der Gegenwart, die im Raum des deutschen Geistes auch dann ihren Platz haben, wenn sie sich gegenseitig das Recht, ihn einzunehmen, bestreiten.

Digitized by Google

Jugend an der klassischen Stätte

Ich habe den Weimar-Festspielen die Aufgabe zugewiesen, vor allem jene Kunst zu pflegen, die wir die klassische nennen, ohne daß wir uns dabei auf enge literarhistorische Ausdeutungen dieses Begriffes einlassen. Hier huldigen wir den uns überlieferten großen Mächten des Geistes, der Seele und des Gemütes. Wenn wir an dieser Stätte die zeitgenössische dramatische Kunst nicht zu Wort kommen lassen möchten, so nicht deswegen, weil wir der Auffassung mancher Hypochonder huldigten, die meinen, wir möchten aus der Not eine Tugend machen und verzichteten darum auf die lebenden Dramatiker, weil wir keine haben. Im Gegenteil. Weimar hat seine klassische Sendung, und wir wollen aus Verantwortung vor dieser Sendung und den großen und geliebten Mächten, die sie verkörpern, daß die Jugend auch in aller Zukunft im Zurückdenken an diese Stadt sich klassischer Werke erinnert. Ich habe die Eröffnung dieser Festspiele im vorigen Jahr zum Anlaß genommen, um die enge Beziehung der Goetheschen Gedankenwelt zu unserer Erziehungsgemeinschaft im einzelnen zu begründen. Man möge es also verstehen, wenn die junge Generation unseres Volkes ihre jährliche Wallfahrt vor allem zu ihm hin und damit natürlich auch zu all den andern guten Genien dieses Ortes unternimmt. Auch wollen wir den größten Dichter unseres Volkes nicht ausschließlich der sehr verdienstlichen Goethe-Gesellschaft überlassen! Wir besitzen in den Reichs-Theatertagen der Hitler-Jugend, die erstmals mit großem Erfolg in Bochum veranstaltet wurden, dieses Jahr aber in Hamburg stattfinden werden, eine Einrichtung, die, wie keine andere in der Welt, ausschließlich dem zeitgenössischen Drama Ausdruck geben soll. Wir werden auch dieses Jahr in Hamburg die schöpferische Kraft der Jugend erneut sichtbar werden lassen. Hamburg wird unter manchem anderen die Uraufführung von Möllers Werk „Der Untergang Karthagos" bringen, eines Genieblitzes, der in den Herzen der jungen Generation sofort zünden wird. Gerade Eberhard Wolfgang Möller, der kühnste und mächtigste Dramatiker unserer Zeit hat unlängst dankbar der klassischen Kräfte gedacht[1]), denen wir die ewig gültigen Gesetze und Formen unserer Kunst verdanken. So sind die Reichs-Theatertage der Jugend gleichsam ein Weiterbauen an einem großen Gebäude deutscher Dichtung, das auf dem Weimarer Fundament errichtet wird, wobei wir mit Weimar nicht allein eine Stadt, sondern wiederum ein Wahrzeichen meinen, ein Symbol des deutschen Geistes schlechthin. Müßig zu sagen, daß Kleist und Hebbel, um nur zwei wesentliche Namen aus der Fülle herauszugreifen, ebenfalls mit diesem Symbol gemeint sind. Es unterscheidet uns von manchen anderen Völkern, daß wir neben der Hauptstadt des Reiches eine Reihe weiterer Hauptstädte besitzen, die alle eine führende Stellung im Leben unseres Volkes einnehmen. Der nationalsozialistische Staat hat dieser Erkenntnis verschiedentlich auch durch Namensgebungen Ausdruck verliehen. Weimar besitzt kein

[1]) Vgl. „Wille und Macht", Heft 12, 15. Juni 1938.

Digitized by Google

amtliches Beiwort, das seinen besonderen Rang unter den deutschen Städten kennzeichnet. Es ist dies auch nicht notwendig, denn auch unausgesprochen lebt diese Stadt seit vielen Generationen im Bewußtsein unseres Volkes als Hauptstadt der deutschen Dichtung.

Hymnus an die Sprache

Und damit komme ich zu dem, was ich schon lange auf dem Herzen habe und was auszusprechen mir eine Forderung und Notwendigkeit dieser Stunde erscheint. Man spricht so viel von der Musik als der Königin der Künste. Früher geschah dies stets mit einem Hinweis auf die internationale Bedeutung dieser Kunst, die angeblich zu allen Völkern mit gleicher Eindringlichkeit spricht. Obwohl wir der Musik ihre königliche Stellung nicht bestreiten wollen, haben wir doch längst erkannt, wie sehr auch sie eine volksgebundene Kunst ist. Wolfgang Amadeus Mozart wird vermutlich im Negerkraal keine besondere Offenbarung bedeuten. Gerade der geniale Mensch kann eben nur von Wesen gleichen Blutes verstanden werden. Auch die Architektur wird eine königliche Kunst genannt. Und das mit Recht. Aber ist die Dichtung eine geringere Kunst? „Was aber bleibet, stiften die Dichter", singt Hölderlin. Und verdanken wir nicht wirklich den Dichtern mehr noch als den Historikern die Kenntnis oder besser Erkenntnis der großen handelnden Persönlichkeiten des geschichtlichen Geschehens? Wie anders vermögen wir uns in den Geist einer Zeit zu versetzen, als durch liebevolles Versenken in ihre reifsten sprachlichen Zeugnisse! Was wüßten wir außer dem äußeren Ereignis vom Wesen der Befreiungskriege ohne die Dichtung eines Max von Schenkendorff und die schier erschütternde Gewalt der Sprache eines Ernst Moritz Arndt. „Ein Volk zu sein, ist die Religion unserer Zeit." Ist nicht dieses dichterische Wort Arndts auch in unserer Zeit wie ein Meteor nochmals am Himmel der deutschen Zwietracht aufgefahren? Und „nimmer wird das Reich zerstöret, wenn ihr einig seid und treu", tönt Schenkendorffs Stimme, erfüllt von demselben Glauben und derselben Zuversicht, die auch uns bewegt. In dieser Zeit der rassischen Erkenntnisse dürfen wir über der Erforschung der Gesetze unseres Blutes nicht die Sprache vergessen. Gewiß, sie kann auch von Fremdrassigen erlernt werden, aber im tiefsten Sinne des Wortes deutsch reden kann nur ein Deutscher. Wohl kann man in allen Teilen der Welt Menschen der verschiedensten Rassen antreffen, die die französische Sprache vollendet beherrschen, aber nur Menschen unseres Blutes sprechen vollendet deutsch. Unsere Sprache ist ein Rassenmerkmal! Sie ist die edelste Sprache der Welt, in ihrer Ausdruckskraft und Bildhaftigkeit innig und gewaltig zugleich, eine Offenbarung unserer Art. Wir müssen diese Sprache heilig halten, verdanken wir doch ihr und nur ihr allein die deutsche Wiedergeburt, denn die nationalsozialistische Erhebung kann für sich den stolzen Satz in Anspruch nehmen: „Im Anfang war das Wort." Sie besaß keine andere Waffe, und

Digitized by Google

wie hat der Führer dieses einzige Werkzeug der Bewegung gehärtet und geschliffen!

Im Ringen um die Seele seines Volkes hat er sich selbst und seine Sprache zu solcher Vollendung gesteigert, daß wir heute mit Recht von dem dichterischen Wort Adolf Hitlers sprechen.

Wem das noch nicht aufgegangen ist, der erinnere sich der nachfolgenden Stelle[2]) seines Werkes „Mein Kampf": „Wenn Menschenherzen brechen und Menschenseelen verzweifeln, dann blicken aus dem Dämmerlicht der Vergangenheit die großen Überwinder von Not und Sorge, von Schmach und Elend, von geistiger Unfreiheit und körperlichem Zwange auf sie hernieder und reichen dem verzagenden Sterblichen ihre ewigen Hände! Wehe dem Volk, das sich schämt, sie zu erfassen!", oder er höre die trotzige Antwort, die er am 17. Januar 1935 einem Zeitungsmann zurief: „Wer uns anfaßt, greift in Dornen und Stacheln, denn, ebenso wie wir den Frieden lieben, lieben wir die Freiheit!" Am Ende einer seiner großen Kongreßreden des Nürnberger Parteitages prägte der Führer das Wort von dem kostbarsten Metall, mit dem wir uns zu wappnen hätten, dem Erz der eisernen Herzen.

Das deutsche Volk der Dichter und Denker hat sich zur Nation der Dichter und Soldaten gewandelt. Die Wortkunst ist nicht mehr Privatbesitz weltabgewandter Ästheten, sie dient nicht mehr den großen Formalisten der Sprache zur Stilübung. Die Führer des Volkes haben sich die Sprache und damit die Menschen dieser Sprache erobert, und sie werden solange auch die Führung dieser Menschen ausüben, als sie sich die Fähigkeit erhalten, zu diesen Menschen sprechen zu können. Unser Volk prägt in seinen Sprichwörtern ewige Weisheit. „Ich will mit diesem oder jenem deutsch reden" heißt es im Volk, d. h. soviel als „ich will ihm rückhaltlos die Wahrheit sagen". Ach, redeten wir Deutsche doch in diesem Sinne immer deutsch! Martin Luther schuf uns unsere kraftvolle, klare Sprache, indem er „dem Volke aufs Maul schaute". Und im Volk allein ist unsere Sprache rein erhalten geblieben, denn Adolf Hitler spricht nicht die Sprache der Kaufleute, Justizbeamten oder Steuerbehörden, sondern die Sprache des Volkes. Wie furchtbar, daß wir von einer Amtssprache reden und damit eine geschraubte, ja, überdrehte Ausdrucksweise meinen, die im Volke mit Recht verspottet wird. Wer von uns unglücklichen Laien ist in der Lage, einen juristischen Schriftsatz beim ersten bis zehnten Durchlesen zu verstehen! Wer kann sich beim Lesen der Zeitung unter dem geheimnisvollen Wort „Einheitzuwachssteuerfortschreibungsbescheid" etwas vorstellen! Da ist es uns schon leichter, wenn auch nicht glücklicher zumute, wenn uns die Kohlenhandlung „unter Bezugnahme auf unser Geehrtes vom 13. d. Mts. inliegend beigebogen eine Offerte gefälligst unterbreitet", die mit der schönen Wendung schließt: „und hoffen wir, daß Ew. Hochwohlgeboren, falls Sie auf unser wertes Angebot reflektieren sollten, uns zu baldigem Termin mit einer prompt zu erledigenden

[2]) Vgl. das Sonderheft „Das dichterische Wort im Werk Adolf Hitlers" („Wille und Macht", 15. April 1938).

Digitized by Google

Bestellung beehren wollten". In den 1929 erschienenen Lebenserinnerungen des Indianerhäuptlings Büffelkind Langspeer[3]) fand ich diese eindrucksvolle Schilderung: „Während der langen Winter in den hohen nördlichen Breiten, wo die Tage nur wenige kurze Stunden dauerten, verwendeten unsere Mütter einen großen Teil jedes Tages dazu, uns Kinder in Sitte und Gebrauch des Indianers zu unterrichten. Die Mütter belehrten uns täglich etwa zwei Stunden lang im richtigen Gebrauch der Stammessprache. Diese — ein fehlerloses und gewandtes Beherrschen der Sprache — ist ungeheuer wichtig für den Indianer, denn seine gesellschaftliche Stellung in späteren Jahren hängt davon ab. Ein Indianer, der ins Mannesalter wüchse, ohne seine Sprache mit peinlicher Genauigkeit gelernt zu haben, würde sich zu einem Rechtlosen im Stamme erniedrigen; nie dürfte er öffentlich reden, denn seine Sprachfehler könnten an andere, besonders an Kinder weitergegeben werden und so die Stammessprache verderben. Darum mußten, weil wir weder Bücher noch eine geschriebene Sprache besaßen, unsere Mütter uns stundenlang die alten Formen und Regeln unserer Stammessprache einlernen. Und das war gar nicht leicht — es gab neun Abwandlungen der Zeitwörter, vier Geschlechter und achtzig verschiedene Formen." Wie verführerisch erscheint uns der Gedanke, die Indianermütter des Stammes der Schwarzfüße als Ausbilder für unsere Referendarlager anzuwerben! Statt dessen versuchen sich an unserer Sprache Vereine und Gesellschaften aller Art, die solche Worte und Begriffe, die wir längst in unseren Sprachschatz aufgenommen oder, wie es heißt, eingedeutscht haben, wieder herausdeutschen wollen. Sie bleiben nicht dabei stehen, daß sie das Wort „Garant" durch „Gewährleister" oder „Sicherheitsverbürger" ersetzt haben wollen, nein, sie erklären unsere Nase zum „Gesichtserker" und unseren Revolver zum „Drehpuffer"! Für sie ist die Frage der deutschen oder lateinischen Schrift eine Frage von Sein oder Nichtsein geworden; und so versuchen sie uns Schreibmaschinen mit Frakturschrift aufzuschwatzen, die in dem Augenblick, da wir einen fremdsprachigen Brief schreiben wollen, unbrauchbar sind. Wir wollen die Frage, ob deutsche oder lateinische Schrift, hier nicht erörtern, sondern uns nur der strengen Klarheit des Kampfrufes Dietrich Eckarts erinnern, wie er über dem Portal des Braunen Hauses zu München in der Kampfzeit eingemeißelt wurde. Wenn wir in diesen klaren Zeichen siegen konnten, brauchen wir uns ihrer erst recht heute nicht zu schämen. Die Pflege unserer Sprache beginnt nicht mit dem Buchstaben, wenn auch die ersten Bibelforscher unserer Sprachvereine das nicht wahrhaben wollen. Wie ein Deutscher seine Sprache erlebt, zeigt am tiefsten Josef Weinheber in der Schlußzeile seines Hymnus:

„Sprache unser!
Die wir dich sprechen in Gnaden, dunkle Geliebte!
Die wir dich schweigen in Ehrfurcht, heilige Mutter!"

[3]) Erschienen im Verlag Paul List, Leipzig.

Digitized by Google

„Poesie und leidenschaftliche Rede" sind nach Goethe die Quellen des sprachlichen Lebens.

Der Staat der Jugend im Reich Adolf Hitlers

Jugend des Führers, ich weiß, daß es manchem kritischen Betrachter der neuen deutschen Jugendbewegung nicht recht einleuchtet, daß unsere Organisation Theaterwochen, Konzertreihen, Dichterabende usf. veranstaltet und sich nicht ausschließlich auf die sogenannte politische Erziehung beschränkt. Man betrachtet vor allem vom Ausland her die Hitler-Jugend gern als einen vom Staat errichteten Zweckverband für die vormilitärische Ausbildung und politische Schulung jugendlicher Jahrgänge. Vielleicht gibt es auch im Inland den einen oder andern, der uns in solcher Art einengen und beschränken möchte. Wir wollen uns hier nicht allein auf den uns vom Führer gegebenen gesetzlichen Auftrag der körperlichen, geistigen und sittlichen Erziehung der männlichen und weiblichen Jugend Deutschlands berufen. Auch wenn die Hitler-Jugend keinen anderen als den Auftrag der politischen Ertüchtigung des deutschen Nachwuchses besäße, würde, so wie wir Nationalsozialisten politische Erziehung verstehen, dieser Begriff alles beinhalten, was wir im Rahmen unserer Jugendbewegung heute betreiben. Die nationalsozialistische Partei ist die Bewegung des deutschen Lebens. Sie ist darum ebenso sehr eine die Kultur wie die Politik bestimmende Gemeinschaft. *Wir erziehen den Nachwuchs dieser Bewegung und sehen in dieser unserer ältesten Aufgabe zugleich die vornehmste und wesentlichste.* So kommt es, daß wir jede mit dem Dasein des Jugendlichen zusammenhängende Frage, sei sie nun sozialpolitischer, beruflicher, künstlerischer oder sonst welcher Art, als eine uns zur Beantwortung gegebene auffassen. *Wir empfinden unsere Jugend als eine Einheit, und tatsächlich ist die Jugend heute eine solche.* Nachdem die Führung dieser Jugend zugleich einen Bestandteil der Parteileitung wie auch der Staatsführung darstellt, kann nur ein Böswilliger die Gepflogenheit der Jugend in dieser ihr vom Staate gegebenen Einheit zu denken als gegen den Staat gerichtet auffassen. Nicht die Hitler-Jugend, sondern der Mann, dem sie gehört, also Adolf Hitler selbst, prägte das Wort:

„Die Jugend hat ihren Staat für sich, sie steht dem Erwachsenen mit einer gewissen geschlossenen Solidarität gegenüber."

Es sind ja gerade solche Erkenntnisse des Führers, die das System der modernen Jugenderziehung begründet haben. Dieser Staat der Jugend im Reiche Adolf Hitlers ist im Gefüge unseres gesamtstaatlichen Lebens unentbehrlich, denn in ihm und durch ihn wird die junge Generation unseres Volkes an die großen Aufgaben herangeführt, die nicht ihr allein, sondern allen Lebensschichten der Nation durch den Führer gestellt werden. Wie sehr die Jugend das Bestreben hat, sich nicht abzuriegeln, sondern im Gegenteil in immer weitere, das Leben des gesamten Volkes berührende Arbeitsgebiete heraufzuwachsen, zeigt allein schon das Beispiel des

Digitized by Google

Berufswettkampfes, der vom Berufswettkampf der Jugend zum Wettkampf aller Schaffenden erhoben wurde, zeigt aber auch das Beispiel dieser Weimar-Festspiele und sonstigen Kulturveranstaltungen, die in engster kameradschaftlicher Zusammenarbeit zwischen dem verantwortlichen Führer der deutschen Kulturpolitik, Reichsminister Dr. Goebbels, und mir ins Leben gerufen wurden. Diese Beispiele ließen sich beliebig vermehren, aber es besteht hierfür keine Notwendigkeit. Wo in der Welt besteht zwischen der Jugend eines Volkes und den maßgebenden Chefs aller Ressorts der Staatsführung eine so wunderbare innere Übereinstimmung, wie sie erst vor wenigen Tagen im Reichsführerlager zu Weimar ihren Ausdruck fand? Reden nicht alle Führer von Partei und Staat die Sprache der Jugend? Sind sie nicht alle Exponenten der jungen Generation? Vielleicht besteht bei dem einen oder anderen Verfasser eines Zeitungsartikels die wirklichkeitsferne Vorstellung von Generationsgegensätzen in unserem Volk; in Wahrheit besteht dieser Gegensatz nicht. Ja, jeder Gedanke an ihn ist ein Verbrechen gegen die völkische Einheit, ganz gleich, ob er von Älteren oder von Jüngeren gedacht wird. Wahrlich, es war nichts anderes als die Erfüllung einer höchsten erzieherischen Notwendigkeit, unserem Vaterland eine Organisation zu geben, in der die jungen Deutschen nicht mehr wie einst für irgendwelche Teilaufgaben vorgeschult, sondern aufs Ganze ausgerichtet werden.

Der Staat der Musen

Die fortschreitende Entwicklung aller Berufe hat es ohnehin mit sich gebracht, daß der einen Beruf Erlernende zu einem gewissen Spezialistentum erzogen wird. Anders vermag er sich im Kampf ums tägliche Brot nicht zu behaupten. Auch die Universität besitzt aus diesem Grunde nicht mehr ihre einstige Bedeutung, wenngleich die Leistungen unserer Wissenschaftler — man denke nur an die im Rahmen des Vierjahresplans erfolgende Herstellung neuer Rohstoffe — Größeres leisten, als wir jemals erwarteten. Aber der Student beschäftigt sich eben fast ausschließlich mit den Wissensgebieten, die für seinen späteren Beruf die Voraussetzung bilden. Und es fehlt ihm sowohl das Geld und auch die Zeit, sich mit solchen Dingen zu befassen, die abseits der Straße seiner fachlichen Bildung liegen. Wir wollen diesen Zustand nicht allzu tragisch nehmen, da wir in einer außerordentlichen Zeit leben und daher auch zu außerordentlichen Anstrengungen gezwungen sind, um unsere mühsam errungene Freiheit behaupten zu können. Es hängt gegenwärtig alles davon ab, daß wir uns hervorragende Spezialarbeiter für alle geistigen und körperlichen Berufe heranziehen. *Wir wollen aber eines nicht, daß unser musisches Leben durch diese Entwicklung auch nur die geringste Beschränkung erfährt.* Wie der Sport geistig und körperlich arbeitenden Menschen zu einem Bedürfnis geworden ist, weil er durch ihn den notwendigen physischen Ausgleich und damit seine Leistungsfähigkeit erhält, so muß der körperlich oder geistig schaffende deutsche Mensch für seine einseitige berufliche Tätigkeit auch einen seelischen Ausgleich suchen. Er findet ihn in

Digitized by Google

unserer deutschen Kunst. In ihrem Erlebnis kann er die Kräfte seines Gemütes üben, denn auch diese können schwinden und verkümmern. Es hat früher einmal in unserer Jugend zum vermeintlich guten Ton gehört, auf künstlerische Betätigung verächtlich herabzusehen und diese als weichlich zu verhöhnen. Und es gab viele in dieser Jugend, die sich ihrer Freude an der Kunst schämten und sie vor andern verbargen, um nicht dem Spott der Kameraden preisgegeben zu sein. Diese Freude an der Kunst aber und die Fähigkeit, von Tönen, Worten, Bildern oder Bauten ergriffen zu werden, ist uns Deutschen durch die besondere Gnade der Gottheit geschenkt. Das wird uns täglich stärker bewußt. So ist auch unsere Jugend längst schon zu der Erkenntnis gereift, daß dieses Deutschland nicht nur ein geographischer Raum ist, sondern ein größerer, und daß wir nicht nur vor unserer Landschaft und unseren Städten Schildwacht stehen müssen, sondern auch vor unseren Symphonien und Dramen, Liedern und Gedichten. Sie weiß, daß die uns von Gott gegebene Heimat und alles, was im Glauben an ihn in dieser Heimat gestaltet wurde, zusammengehören. Preußen und Österreich, Sachsen und Bayern und viele andere mehr sind räumliche Teile unseres Reichs. Wir können keine dieser Provinzen uns abtrennen lassen, ohne nicht eine Wunde zu empfangen, die ewig bluten müßte. Aber außer in und über diesen haben wir unsere geistigen Provinzen, die vom Rumpfe des Reiches niemals getrennt werden können.

Es sind dies die stolzen Staaten des Nibelungenliedes mit unseren Sagen und Märchen, der klassische und romantische Staat unserer Dichtung und Musik, unserer Philosophie und bildenden Kunst.

Ist das nicht vielleicht die schönste Frucht unseres Ringens um eine neue Zeit, daß wir durch unsere politische Erziehung zur Nation in unserer Jugend nun erleben können, wie Kultur und Politik, also deutsches Dasein, für sie zu einer Einheit geworden ist, so daß der Sieger des Berufswettkampfes hier höchste Offenbarungen des dichterischen Schaffens entgegennimmt und weiß, es ist nicht eine fremde Welt, die er hier betrachtet, sondern seine eigene. Die besten Jungarbeiter unter Millionen lassen für eine Woche ihr Werkzeug ruhen, um neu gestärkt im Bewußtsein ihres nationalen Besitzes wieder Schmiedehammer oder Feile zu ergreifen für den Ruhm und die Ehre einer Kultur, für die auch sie mit allen ihren Kräften wirken.

„Staats-Kunst" wurde Wirklichkeit

Man hat behauptet, daß in den Blütezeiten der politischen Macht eines Volkes die Pflege der schönen Künste in den Hintergrund trete. Das trifft für diese Epoche der politischen Willensbildung nicht zu. Wenn Überängstliche dennoch meinen, einige Anzeichen sprächen für die Richtigkeit dieser These auch in unserer Zeit, muß ihnen entgegengehalten werden, daß es zu den Kennzeichen der politischen Aufstiegsperioden eines Volkes gehört, wenn sich künstlerische Kräfte, die sich

Digitized by Google

unter anderen Umständen den schönen Künsten zugewandt hätten, in den Bezirken des staatlichen und politischen Lebens betätigten. Auch die politische Arbeit kann den Stempel einer künstlerischen Persönlichkeit tragen. Die deutsche Sprache prägte den Begriff der **Staatskunst.** Wenn es uns auch Jahrzehnte hindurch nicht vergönnt war, an die Wirklichkeit dieses aus der Tiefe des Volkes geborenen Begriffes glauben zu dürfen — heute ist dieses Wort lebendig geworden. Seltsam: in der Fülle der geschichtlichen Gestalten unseres Volkes sind vor allem diejenigen dem Volk ans Herz gewachsen, die in ihrem Wesen künstlerische Züge erkennen lassen. Weil wir Deutsche sind, können wir uns mit amusischen Erscheinungen auf die Dauer nicht befreunden. Sie erscheinen uns als fremdes, mitunter sogar als feindliches Element. Was macht uns Deutschen einen Friedrich so unendlich teuer? Nicht nur sein Erfolg im Frieden und im Kriege und seine erhabene Größe in der Niederlage. Tönt nicht in den Ohren unseres Volkes mit dem Kriegsgeschrei von Kolin, Leuthen, Kunersdorf, Zorndorf und Hochkirch auch der zarte Klang seines Flötenspiels? Daß wir ihn zugleich auf dem Rücken Condés bei der Parade seiner Kerls uns vorstellen können und in jener heiter besinnlichen Stunde, da er dem großen Johann Sebastian Bach das „Thema regium" zum Improvisieren auf der Flöte vorblies — das lieben wir an unserem größten König. Wir sind ein wenig wehmütig, daß er kein Verhältnis zur deutschen Dichtung seiner Zeit gewinnen konnte, aber wie freut es uns, daß er in Bach dem Urstrom deutscher Musik begegnete. Das deutsche Herz verlangt eben auch bei seinen Großen, und gerade bei diesen, nach Äußerungen des Gemüts. Das Gemütliche gehört zu uns wie das Heldische. Jenes Gemütliche, daß unter allen Zungen nur die deutsche Sprache besitzt. Ich meine nicht die Gemütlichkeit, der die trunkenen Kegelbrüder ein dreifaches Prosit singen, sondern jene, von der Fichte sagt, daß sie allein unsere Siege erkämpft. Alle Großen unseres Volkes besaßen Riesenkräfte des Gemüts und damit musische Kräfte.

Wir deuten die nationalsozialistische Revolution als die Erhebung des deutschen Gemüts gegen die Willkür des kalten Intellekts.

Ihr Sieg bedeutet den Triumph der Seele über alles Mechanische. Wir haben durch unsere politische Revolution Wirtschaft, Industrie, Technik, Handel, Verkehr usw. dem politischen Lebensinteresse der Nation untergeordnet. Wir haben damit die natürliche Ordnung wiederhergestellt, nach der die Dinge für den Menschen da sind und nicht der Mensch für die Dinge. Die Neuordnung des deutschen Lebens hat auch auf andere Bezirke übergegriffen, der Glaube hat den Zweifel überwunden. Er beherrscht die minderen Mächte, die ihn zu leugnen wagten. Adolf Hitlers tiefstes Wort: „Weh dem, der nicht glaubt", muß das Motto unseres Lebens sein.

Digitized by Google

Das Empfinden für Wert

Ich habe diese Weimar-Festspiele der deutschen Jugend zum Anlaß genommen, um von Dingen zu reden, die ich euch schon lange sagen wollte. Ihr seid hierher gekommen, um ein Fest der Kunst zu feiern. Wenn diese schönen Tage vorüber sind, werdet ihr wieder in eure Heimat fahren und euren Kameraden von den Erlebnissen berichten, die euch hier zuteil wurden und die, wie ich hoffe, euch in eurem ferneren Leben begleiten werden. Seid hinfort Bannerträger und Bekenner jener Kunst, die euch hier in diesen Tagen erheben wird. Nehmt darum diese Tage als einen Maßstab, an dem ihr in Zukunft die geistigen Genüsse eures Daseins prüft. Versteht mich nicht falsch: es gibt außer Goethe und Schiller noch viele schöne Dinge auf der Welt, an denen ihr euch freuen sollt. Ihr sollt nicht die Maske der tragischen Muse aufsetzen und feierlich heroischen Schrittes durchs Leben stolzieren. Ich wünsche mir eine Jugend, die zugleich erfüllt ist von Größe und Heiterkeit; denn ihr sollt freie Menschen sein! Ich meine nur, erlernt in dieser Stadt die Fähigkeit, in euren kommenden inneren Lebenskämpfen die Spreu von dem Weizen sondern zu können. Denn entweder geht der Kitsch an euch zugrunde oder ihr an ihm. Erlernt hier die Liebe zu den Leistungen schöpferischer Geister und erwerbt euch durch sie den Mut, alles Verlogene zu verlachen. Es ist nicht alles Gold, was glänzt. Wer Gedichte macht, braucht noch kein Dichter zu sein, und mancher nennt sich Dramatiker und ist selbst ein Trauerspiel.

In einem großen Berliner Varieté ist der Zuschauerraum mit einer Decke überwölbt, auf der in der Dunkelheit der Sternenhimmel erstrahlt. Tausende von Glühbirnen flammen als Sterne des nächtlichen Himmels über dem ergriffenen Parkett. Eine sehr nette Idee für einen Betrieb, der einer heiteren und vielseitigen Unterhaltung gewidmet ist. Mir ist es beim Betreten dieses Raumes inmitten der Millionenstadt immer so gegangen, daß ich von der unwiderstehlichen Sehnsucht nach dem höheren Himmel mit den stilleren Sternen ergriffen wurde. Dieser Vergleich ist banal. Und doch, meine Jugend, erhalten wir uns bei aller Freude an der Welt des Scheins die Sehnsucht nach der ewigen Klarheit und Wahrheit! Wir alle sind Geschöpfe der Natur und nur soviel wert, als wir mit ihr verbunden sind. Wer einmal durch den falschen Reiz der Sinne dahin gelangt, daß ihm der Anblick der Natur nicht mehr zum hohen, heiligen Erlebnis wird, den hat zweifellos der Teufel geholt. Wen Baum und Blüten nicht mehr ansprechen, wer sich im Leben des Waldes langweilt, weil es dort kein Kino und keine Tanzbar gibt, hat sich selbst verloren und zählt nur seinem Reisepaß nach zu unserem Volke. Snobistische Asphalttreter mögen den Drang ins Grüne, der gottlob die Bevölkerung aller unserer großen Städte beseelt, lächerlich machen und bespötteln, dieser Drang entspringt dennoch tieferen Quellen als wir gewöhnlich meinen.

Digitized by Google

Wir lieben unsere Erde! Verflucht, wer sie nicht liebt, gesegnet, wer ihr dient!

Gewiß, wir haben in den Städten unsere Pflicht zu erfüllen. Wir müssen in diesen Städten arbeiten, jeder an seinem Platze. Aber dort, wo die Natur nicht um uns ist, muß uns wenigstens die Sehnsucht nach ihr erfüllen; denn es geht um mehr als um Freizeit, Erholung und frohe Fahrt! **Wenn wir in unserer Heimat wandern, wandern wir zu uns selbst. Und auch hier in Weimar suchen wir in den großen Werken der Söhne dieser Heimat nichts anderes, als unsere, Deutschlands unsterbliche Seele, die Seele unseres Blutes und unserer Sprache, unserer Landschaft und unserer Kunst.**

Liebe

Sonett von William Shakespeare

Sind echte Seelen innerlich vereint,
trennt nichts sie. Der hat lieben nie gelernt,
Der, Wechsel findend, wechselt, sich entfernt,
Wenn sich der andre zu entfernen scheint.

Nein, Liebe ist ein festgefügtes Mal,
Von Sturm und Wogen ewig unversehrt,
Irrendem Boot ein Richtstern, dessen Wert
Erhaben über Maß, Begriff und Zahl.

Der Liebende ist nicht der Narr der Zeit,
Wenn süßer Wangen Reiz auch welken mag.
Er wandelt sich nicht mit dem Stundenschlag,
Er lebt im Schicksalslicht der Ewigkeit.

Ist Irrtum dies, so fällt, was je ich schrieb,
Und niemals sprach ein Mensch: ich hab dich lieb.

Übersetzt von Gerhard Hensel

Digitized by Google

Colin Roß:

Das „Kreuz im Kreis" und das Hakenkreuz

Offener Brief an den Gründer der American National Progressive Party, Gouverneur Philip La Follette von Wisconsin

Sehr geehrter Herr Gouverneur!

Ihre Schöpfung, die neubegründete National Progressive Party, bildet die Veranlassung zu diesem Schreiben.

Es ist wohl nur natürlich, daß ich in ganz besonderem Maße daran Anteil nehme. Einmal hatte ich den Vorzug, Sie drüben zu hören, und ich werde nie vergessen, in welch vornehmer, eindeutiger Weise Sie bereits vor Jahren den Eintritt Amerikas in den Krieg als einen Fehler bezeichneten und von dem Versailler Vertrag abrückten. Zum andern bin ich ganz allgemein durch meine publizistische und literarische Tätigkeit an allen Vorgängen in USA. interessiert. Aber das allein würde diese ungewöhnliche Art der Stellungnahme zu einer inneramerikanischen Angelegenheit in Form eines direkten Schreibens an Sie, Herr Gouverneur, noch nicht rechtfertigen, und Sie werden daher annehmen, daß ihm eine besondere Veranlassung zugrunde liegt.

Das ist in der Tat der Fall. Ich bin der Ansicht, daß Ihre große Rede auf der Gründungsversammlung der neuen Partei nicht nur einen Markstein in der Geschichte der amerikanischen Parteien bedeutet, sondern daß sie auch die Beziehungen des amerikanischen zum deutschen Volke weitgehend beeinflussen wird oder zum mindesten beeinflussen kann.

Und das ist ein Punkt, an dem ich nicht vorüberzugehen vermag, ohne in persönlichster Weise dazu Stellung zu nehmen.

Ich darf für mich in aller Bescheidenheit in Anspruch nehmen, mich seit Jahren um ein besseres Verhältnis zwischen den beiden Völkern zu bemühen, in Deutschland für eine gerechtere Beurteilung Amerikas zu werben, wie in USA. um mehr Verständnis für Deutschland. Daß dies nicht immer ganz leicht ist, brauche ich wohl nicht erst zu betonen. Alle Vorsicht und Zurückhaltung, die ich mir bei meinen Reisen in USA. grundsätzlich auferlege, konnten nicht verhindern, daß Dickstein und Untermeyer mich für einen Nazi-Agenten und Gestapo-Mann erklärten. Auf der anderen Seite wird mir von manchen Stellen in Deutschland verübelt, daß ich selbst zu Zeiten ärgster amerikanischer Pressehetze für Amerika und seine Art zu denken und zu urteilen eingetreten bin. Ich tat dies erst in diesen Tagen wieder, wo doch die Frage der Wiedervereinigung Österreichs mit dem Deutschen Reiche drüben in verzerrtester und entstelltester Weise behandelt wurde.

Daß mich in dieser meiner Haltung weder das Propagandaministerium noch irgendeine andere amtliche Stelle des Staates oder der Partei je zu beeinflussen versucht hat, würde ich nicht erwähnen, hätte man in USA. nicht so groteske Vorstellungen über Zensur und Knebelung der geistigen Freiheit in Deutschland. Auf Grund meiner persönlichen Erfahrungen als Journalist wie als Vortragsredner in Deutschland und in den Vereinigten Staaten wage ich zu behaupten, daß im Rahmen der jeweils herrschenden Weltanschauung die gleiche Meinungsfreiheit besteht.

Nun werden Sie mir entgegenhalten, daß dies ja gerade der Unterschied zwischen Diktatur und Demokratie sei, daß letztere nicht nur im Rahmen der herrschenden Staatsauffassung volle Meinungsfreiheit gewährt, sondern auch außerhalb von ihr, daß es jedem gestattet sei, selbst Meinungen und Ideen öffentlich zu vertreten, die nicht nur Staatsform und Regierung angreifen und kritisieren, sondern sie sogar zu stürzen suchen. Allein, daß dies zwar in der Theorie, in der Praxis jedoch nur sehr bedingt gilt, wissen Sie, Herr Gouverneur, ebensogut wie ich. Und schließlich gilt dieses angebliche Grundgesetz der Demokratie nicht einmal restlos in der Theorie, sonst würde Ihre Einwanderungsbehörde doch nicht die vielen verfänglichen Fragen vorlegen: ob einer Anarchist, Bigamist usw. sei.

Form und Art der Beeinflussung der öffentlichen Meinung und ihrer Organe ist in Deutschland und Amerika verschieden, aber vorhanden ist sie in beiden. Den umfangreichen

Digitized by Google

Apparat, über den Washington dafür verfügt, kennen Sie, Herr Gouverneur, sicher mindestens so gut wie ich. Wenn in Amerika die Staatsgewalt gegen sogenannte „subversive Tendenzen“ weniger rücksichtslos vorzugehen braucht, wenn sie sich den Luxus leisten kann, selbst heftige Anklagen und Angriffe in der Öffentlichkeit scheinbar zu übersehen, so, weil es sich hier um eine seit Jahrhunderten in der Bevölkerung eingewurzelte Weltanschauung und auf ihr beruhende Staats-, Wirtschafts- und Lebensform handelt. Im nationalsozialistischen Deutschland dagegen sind es junge, völlig neue Ideen und Gestaltungen, die in diesen Anfangs- und Übergangsjahren selbstverständlich noch eines ganz anderen staatlichen Schutzes bedürfen. Sie werden mir die Berechtigung dafür zugeben, wenn Sie sich daran erinnern, in welcher Weise man in USA. nach dem Siege der Revolution die Anhänger der unterlegenen Weltanschauung und Staatsauffassung rücksichtslos zur Emigration zwang, und zwar unter einer viel weitergehenden Beschlagnahme ihres Vermögens, als es nach dem Siege der nationalsozialistischen Revolution geschah.

Diese sogenannten „Loyalisten“, die immerhin ein Drittel der Bevölkerung ausmachten, waren nach einer Rede, die Präsident Roosevelt vor kurzem hielt, „Faschisten!“ Vor den „Töchtern der Revolution“ sprach er von „unseren Vorfahren, die das faschistische Joch abwarfen“.

*

Und damit bin ich bei dem eigentlichen Kernpunkt und der unmittelbaren Veranlassung zu diesem Schreiben. **Es ist in Amerika üblich geworden, alles im Augenblick Unerwünschte und Unsympathische wie Unwürdige und Ungerechte kurzerhand als „Faschismus“ zu bezeichnen** und damit des Beifalls seiner Zuhörer oder Leser sicher zu sein.

Gerne und dankbar erkenne ich an, daß Sie, Herr Gouverneur, in Ihrer Rede jeden direkten Angriff, ja selbst jede leise Verunglimpfung Deutschlands vermieden haben, obgleich Sie diese Haltung die Unterstützung der großen jüdisch kontrollierten Presse kosten kann. Aber selbst Sie, Herr Gouverneur, glauben doch in Ihrer Rede der antifaschistischen Stimmung in USA. Rechnung tragen zu müssen, ja Sie begründen Ihre neue Partei direkt mit der Notwendigkeit, durch diese Neuschöpfung die amerikanische Freiheit vor der angeblich drohenden faschistischen Diktatur retten zu müssen.

Nun ist es selbstverständlich Ihr gutes Recht als Amerikaner, den „Faschismus“ abzulehnen und zu bekämpfen, wenn Sie ihn für verderblich halten. Kein Deutscher oder Italiener wird Ihnen dies verübeln; allein wogegen wir uns wenden, wogegen wenigstens ich mich wende — da ich mir ja nicht anmaßen möchte, auch nur im Namen meines Volkes zu sprechen —, **ist die Art und Weise, wie man drüben „faschistische“ Gedanken aufgreift, nationalsozialistische Einrichtungen nachahmt, und trotzdem nicht aufhört, die Schöpfer dieser Gedanken und Einrichtungen zu bekämpfen, ja als Abschaum der Menschheit zu verurteilen.**

Sie, Herr La Follette, haben — abgesehen von Ihren Angriffen auf den Faschismus — eine rein faschistische, oder sagen wir „nationalsozialistische“ Rede gehalten. In Ihren wirtschaftlichen wie weltanschaulichen Ausführungen ist kaum etwas, das ich als überzeugter Nationalsozialist nicht unterschreiben könnte. Ja, mehr als das: viele Ihrer wichtigsten Sätze hätte nicht nur Adolf Hitler ebensogut sprechen können, nein, er hat sie vielmehr gesprochen, sogar fast im gleichen Wortlaut.

Ich glaube gern, Herr Gouverneur, daß Ihnen diese Tatsache bisher unbekannt war, ja, daß Sie zutiefst erschrecken, wenn ich Ihnen im folgenden nachweisen werde, wie weitgehend Sie Aussprüche unseres Führers nachgesprochen haben und als Leitsätze Ihrer neuen, angeblich antifaschistischen Partei proklamierten, was Hitler seit vielen Jahren als Grundlage des Nationalsozialismus verkündete.

Nun weiß ich selbstverständlich, daß Sie gar nicht anders handeln konnten, oder zum mindesten glaubten, nicht anders handeln zu können. Ich kenne die Einstellung in den Staaten sehr genau. Seit 1911 komme ich zum mindesten alle paar Jahre auf längere oder kürzere Zeit hinüber, und wenn ich in Deutschland bin, stehe ich in dauernder brieflicher Verbindung mit meinen amerikanischen Freunden, wie ich auch ein offenes Haus für sie habe wie für alle, die sie mir herüberschicken. Und so weiß ich natürlich, daß es für einen amerikanischen Politiker zunächst glatten politischen Selbstmord bedeuten würde,

Digitized by Google

wollte er wagen, sich zu faschistischen Gedanken zu bekennen. Selbst sie nicht zu verurteilen und laut zu verdammen, ist bereits bedenklich.

Allein so weitgehend ich das auch verstehe, so gibt es für das Verstehen eine Grenze. Und so sehr ich auch Amerika liebe und für es eintrete, so hindert das nicht, daß zu allererst für mich Deutschland kommt. Und so ungern ich Ihnen, Herr Gouverneur, einen Bärendienst leiste, so kann ich doch nicht mit ansehen, daß Sie uns — wie man drüben sagt — „unseren Donner stehlen!“ und uns obendrein noch verunglimpfen. Aber darüber hinaus ist es meine feste, ehrliche Überzeugung, daß letzten Endes weder Ihnen noch Ihrer neuen Partei mit dieser Tarnung und dieser wissentlich oder unwissentlich falschen Einstellung zum Faschismus gedient ist.

*

Aber ehe ich im einzelnen darauf eingehe, wie weitgehend Sie, Herr Gouverneur, in ihrem Parteiprogramm bereits Faschist sind, muß ich mich im allgemeinen darüber verbreiten, was denn nun eigentlich „Faschismus“ ist. Das ist um so nötiger, als man in Amerika und Europa ganz verschiedene Dinge darunter versteht. Die Verständigung zwischen „Faschisten“ und Antifaschisten ist deshalb so schwierig, weil einer den andern gar nicht kennt.

Deshalb muß zunächst einmal eine klare, einwandfreie Terminologie geschaffen werden. Wie sollten Menschen, noch dazu verschiedener Sprache, sich verständigen, wenn Begriffe wie Demokratie und Diktatur, Faschismus und Bolschewismus, Kapitalismus und Sozialismus für sie grundverschiedene Bedeutungen haben. Wie schwierig es ist, selbst unter Menschen des gleichen Staates und der gleichen Sprache eine Verständigung darüber zu erzielen, geben Sie in Ihrer Rede ja selber zu, wo Sie mit all diesen Bezeichnungen nichts zu tun haben wollen, und die wirtschaftlich-sozialen Grundfragen auf die beiden Begriffe des „Erzeugers“ und „Sammlers“ (earner and collector) zurückführen.

Und so ist im sprachlichen Austausch der Völker untereinander mit diesen vieldeutigen Begriffen erst recht nichts anzufangen. Demokratie und Diktatur sind keineswegs die unüberbrückbaren Gegensätze, als die man sie hinzustellen liebt, ja, manche angebliche Demokratie ist in Wahrheit eine Diktatur, wie umgekehrt.

Um zu einer Klärung zu gelangen, muß man auf den tatsächlich vorhandenen Unterschied zwischen alter und neuer Weltanschauung wie der auf ihnen beruhenden Gesellschafts- und Lebensformen zurückgreifen. Diese beiden Weltanschauungen als demokratische und diktatorische zu bezeichnen, ist ebenso unrichtig wie irreführend. Der grundlegende Unterschied ist, daß die erstere universal, die letztere regional ist.

Hierin liegt die Erklärung, warum der Anhänger der alten Weltanschauung, also der sogenannte Demokrat, so gar kein Verständnis für das aufbringt, was er „Faschismus“ nennt, warum er in seinem bloßen Vorhandensein eine Bedrohung erblickt. Während jeder Amerikaner in Deutschland sich selbstverständlich als Demokrat bekennt und auch niemand etwas anderes von ihm erwartet, sieht er drüben in jedem Deutschen, der ebenso selbstverständlich zu seiner nationalsozialistischen Weltanschauung steht, einen „Nazi“, d. h. einen Agenten, einen Provokateur und Propagandisten, womöglich einen bezahlten Gestapo-Mann. Gerade aus der Universalität seines Weltbildes heraus vermag der typische amerikanische Demokrat gar nicht zu fassen, daß es eine von der seinen grundlegend abweichende Weltanschauung und Lebensauffassung überhaupt geben kann, zum mindesten nicht, daß jemand aus freien Stücken und aus innerster Überzeugung heraus sich zu ihr bekennt.

Darin liegt auch der Trugschluß und die Täuschung über die angeblich unbeschränkte demokratische Meinungs- und Pressefreiheit. Sie ist es, solange das grundlegende demokratische Dogma nicht ernstlich bedroht ist. Und wie gesagt, das Land ist so groß, so reich, und der demokratische Glaube so festgewurzelt, daß der Staat eine ziemliche Freiheit gewähren kann, zumal ihn Presse und Publikum weitgehend unterstützen. Das als „unamerikanisch“ Empfundene oder als solches Gebrandmarkte hat in dem Lande der angeblich unbeschränkten Freiheit wenig Möglichkeiten, sich öffentlich zu betätigen.

Ich habe dies in jeder Hinsicht persönlich erlebt. Als ich im Jahre 1923/24 in den Vereinigten Staaten war, galt alles, was irgendwie mit Sozialismus, Kommunismus und Bolschewismus zusammenhing, als undemokratisch und unamerikanisch. Wer mit diesen Ideen irgend etwas zu tun hatte, konnte höchst unerfreuliche Erfahrungen machen,

Digitized by Google

sei es, daß er als Arbeiter oder Angestellter auf die schwarze Liste kam oder gesellschaftlich geschnitten wurde, wenn er nicht bei einer geringfügigen Veranlassung auf ein paar Jahre ins Zuchthaus gesteckt wurde, was auch vorgekommen ist. Ich kam damals gerade von einer Reise durch Sowjetrußland zurück. Eine der größten Zeitungen forderte mich zu einer Artikelserie auf, warnte mich aber gleichzeitig, auch nur das geringste Günstige über die Sowjetunion zu schreiben. Einstein, der, von einer wissenschaftlichen Gesellschaft zu einem Vortrag aufgefordert, nach New York kam, wurde damals als einem Kommunisten ursprünglich die Einreise verweigert und es wurden ihm die größten Schwierigkeiten gemacht.

Heute ist der „Faschismus“ dran, und ich mache in bezug auf ihn die gleichen Erfahrungen. Eine führende Monatsschrift forderte mich zu einem Aufsatz über das heutige Deutschland auf. Er sollte „objektiv“ von einem nationalsozialistisch Eingestellten geschrieben sein, als Gegengewicht gegen die bisherigen abfälligen und gehässigen Aufsätze, um so die „Unparteilichkeit“ des Blattes zu beweisen. Da ich die Stimmung drüben kenne, schrieb ich von vornherein bereits so vorsichtig und zurückhaltend wie möglich. Trotzdem erhielt ich den Beitrag zurück. In einer persönlichen Unterredung gab mir der Herausgeber zu, daß der Aufsatz durchaus maßvoll und objektiv gehalten sei. Er bezweifelte auch nicht im geringsten die in ihm gebrachten Ziffern und Tatsachen. Aber er erklärte, ihn trotzdem nicht bringen zu können. Seinen Abonnenten wie insbesondere seinen Inserenten gegenüber könne kein Blatt in USA. wagen, in so günstigem oder selbst nur objektivem Sinne über Deutschland zu berichten.

Das heißt, man sagt ja nicht etwa „Deutschland“ oder „Deutsche“, sondern „Hitlerismus“ und „Nazi“. Und bis heute versuchte man verzweifelt, einen Unterschied zu konstruieren zwischen den wahren Deutschen und ihren „nationalsozialistischen Bedrückern“.

Auf die Dauer fällt es natürlich immer schwerer, diese künstliche und unwahre Unterscheidung aufrechtzuerhalten. Man mag bei Ihnen immerhin die Wahlresultate als gefälscht oder erzwungen hinstellen. Aber daß dem Führer, wann und wo immer er sich zeigt, geradezu beispiellose Huldigungen gebracht werden, daß immer und überall die Absperrungsketten durchbrochen werden und die Masse Adolf Hitler mit einem wahren Rausch von Liebe und Hingabe überschüttet, das läßt sich auf die Dauer eben nicht verheimlichen.

Die Tatsache, daß Adolf Hitler seinerzeit ohne Gewalt und Putsch an die Macht gelangte, auf völlig gesetzlichem Wege durch eine überwältigende parlamentarische Mehrheit, läßt sich heute ja nicht aus der Welt schaffen. Man hat sie seinerzeit leichtsinnigerweise zugegeben, als man Hitler noch für einen Narren und die von ihm geschaffene Bewegung für einen rasch wieder verfliegenden Spuk hielt. Bedauerlicherweise — für jene — traf weder das eine noch das andere zu, und heute — insbesondere nach der Schaffung Großdeutschlands — sind beides harte Tatsachen, mit denen man sich wohl oder übel abfinden muß.

Wohl oder übel muß man also versuchen, sie zu erklären. Und Sie selber, Herr Gouverneur, tun es, indem Sie in Ihrer Rede sagen: „Es ist ein folgenschwerer Irrtum zu glauben, daß Millionen intelligenter Menschen freiwillig den Weg der Freiheit verlassen. Sie tun es, weil sie, verwirrt und verzweifelt, keinen anderen Weg sehen!“

Ja, aber, sehr verehrter Herr Gouverneur, das wäre doch höchstens eine Erklärung für die Schaffung des allerersten sogenannten faschistischen Staates. Es wäre allenfalls eine Erklärung für die Entstehung des Nationalsozialismus und die Machtergreifung Adolf Hitlers. Bei Deutschland handelte es sich wirklich um ein Volk, das durch den sogenannten Friedensvertrag aufs äußerste bedrückt, geknechtet und an den Rand der Verzweiflung gebracht worden war. Aber schon für den Siegerstaat Italien gilt es nicht, und erst recht nicht für all die vielen andern Länder und Völker, die seitdem dem Beispiele Italiens und Deutschlands mehr oder weniger folgten.

Sie selber, Herr Gouverneur, geben das ja zu, indem Sie ihre große Rede mit den Worten beginnen: „Allüberall auf der Welt sind heute Grundsätze unter Feuer, für die Amerikaner kämpften und starben. Seit dem Weltkriege sind die, die an die Demokratie glauben, auf dem Rückzug. Und wenn nicht etwas geschieht — und zwar schnell —, so mag dieser Rückzug in haltlose Flucht ausarten.“

Ja, sehr verehrter Herr Gouverneur, muß ich wiederum ausrufen, ist denn nicht das, was Sie da sagen, geradezu verblüffend! Ist es denn nicht erstaunlich und im Grunde durch

Digitized by Google

Walter Schmock **Feierabend**

Digitized by Google

Günther Buchheim

Waldspuk
Bleistiftzeichnung

Digitized by Google

und durch unverständlich, daß ausgerechnet nach dem gewaltigen Kreuzzug zur Rettung der Demokratie, nach dem großen Kriege „to make the world safe for democracy" die Demokratie in der ganzen Welt solchen, wie Sie selber sagen, katastrophalen Zusammenbruch erlebt? Und selbst wenn es so sein sollte — so sonderbar das auch klingt! —, daß allüberall, auch in den Siegerstaaten, auch in den Ländern, die sich durch den Krieg phantastisch bereicherten, lediglich Not, Elend und Verzweiflung die Menschen für den Faschismus reif machen, und sie das Joch der Diktatur willig auf sich nehmen lassen — **ja, wer ist denn dafür verantwortlich zu machen, wenn nicht die Demokratie, die doch im November 1918 auf der ganzen Linie gesiegt hatte?** Und wenn diese Verelendung, dieser wirtschaftliche Notstand selbst die Vereinigten Staaten bedroht und hier die Gefahr des Faschismus und der Diktatur heraufbeschwört, wie Sie, Herr Gouverneur, in Ihrer Rede in den ernstesten Worten darlegen, ja, liegt dann nicht die Vermutung nahe, daß irgend etwas mit der Demokratie nicht stimmt, daß zum mindesten bei ihrer praktischen Durchführung ein Fehler gemacht wurde? Sind es schließlich nicht bereits einhundertzweiundsechzig Jahre her, daß Jefferson in der berühmten „Bill of rights" allen Menschen Leben, Freiheit und gleichen Anteil am Glück versprach? Nun, wenn man die amerikanische Demokratie auch nicht dafür verantwortlich machen kann, daß sie dies wundervolle Programm nicht auf der ganzen Welt verwirklicht hat, im eigenen Lande hätte sie doch reichlich Zeit und Gelegenheit dafür gehabt! Kein äußerer Feind hat sie all die Jahrzehnte hindurch ernstlich bedroht. Sie hatte einen großen, leeren, reichen Kontinent zu ihrer Verfügung. Sie selber, Herr Gouverneur, zählen in Ihrer Rede ja den ungeheueren Reichtum Ihres Landes auf, mit dem sich kein anderes messen kann. Und Sie fahren dann fort, daß trotz all dieser Reichtümer das amerikanische Volk in seiner Masse geradezu beschämend und jämmerlich untergebracht wäre.

Sie haben damit zweifellos recht, Herr Gouverneur. Ich kenne all das, was Sie sagen, aus eigener Erfahrung, die grauenhaften Elendsviertel in New York, die „Flop"-Häuser von Chicago, in denen Menschen auf dem bloßen Boden schlafen und sich mit Zeitungen zudecken, aber auch die jämmerlichen Bretterbuden der Farmer in Dakota, der Bergbauern in den Smokymountains oder der Pachtknechte in Louisiana. Sagte nicht Edgar Wallace, daß es selbst im rückständigsten Winkel Europas keine so elende Farmerbevölkerung gäbe wie in manchen Gebieten der großen und reichen Union?

Ja, warum ist das so, Herr Gouverneur?" Sie führen in Ihrer Rede doch aus, es sei das Wesen der Demokratie, daß sie den Willen des Volkes erfülle! Ja, will denn das Volk in USA. diese jämmerlichen Wohnstätten? Will es all das Elend der unaufhörlichen Arbeitslosigkeit, die Sie die „Schwarze Pest des zwanzigsten Jahrhunderts" nennen?

Und wenn das Volk es nicht will, warum ändert es das alles denn nicht? Hat denn dieses amerikanische Volk nicht seit anderthalb Jahrhunderten die Macht dazu? Sie, Herr Gouverneur, bezeichnen als Faschismus die Herrschaft eines einzelnen oder einer kleinen Gruppe mittels Gewalt, als Demokratie aber laut Abraham Lincoln „als die des Volkes durch das Volk und für das Volk". Sie führen auch Jefferson an, der sagte: „Die gerechte Macht der Regierungen beruht auf der Zustimmung der Regierten." Und schließlich noch die Stimme Ihres Vaters, Robert La Follette: „Der Wille des Volkes soll das Gesetz des Landes sein."

Wären diese wunderbaren Grundsätze, die Jefferson, Lincoln wie Ihr eigener Vater seit mehr als 150 Jahren immer von neuem verkündeten, auch nur halbwegs verwirklicht worden, dann brauchten Sie, Mr. La Follette, heute nicht aufzustehen, um zu versuchen, das amerikanische Volk vor der drohenden „Schwarzen Pest" zu retten. Ja, wer hat denn diese Plage über Amerika gebracht. Ein äußerer Feind? In dem glücklichen Lande, das keiner je ernsthaft bedrohen kann! Der Faschismus? Wie könnte solcher entstehen, im Ursprungsland der Demokratie, die alle Menschen reich und glücklich macht!

Und hätten die großen Parteien, Republikaner wie Demokraten, die einander an der Macht abwechselten, sich an die Grundsätze gehalten, die sie verkünden, brauchten Sie, Herr Gouverneur, dann eine neue Partei zu gründen, von der Sie sagen, daß es keine dritte Partei ist, sondern die Partei, die Partei unserer Zeit!

Sie haben ganz recht, es ist die Partei unserer Zeit. Und sie ist es, weil sie auf faschistischen Grundsätzen beruht. Oder lassen Sie mich als Deutschen lieber das mir näher liegende Wort „nationalsozialistisch" gebrauchen. Dieses hat noch den Vorzug, daß in ihm bereits ausgesprochen ist, was es bedeutet, wofür es steht.

Digitized by Google

Tatsächlich, man mag es drehen, wie man will, man kommt nicht darum herum: die Verbindung dieser beiden Begriffe umschließt die Zauberformel unserer Zeit. Der nationale Sozialismus ist es, der berufen erscheint, das Erbe des Liberalismus, der Demokratie, kurz jener großen Bewegung anzutreten, die einen neuen Menschheitsfrühling heraufzuführen versprach.

Die Vereinigten Staaten stehen zwar nicht am Anfang dieser Bewegung, aber sie haben sie mit der Erklärung der Menschenrechte zum ersten Male klar und eindeutig formuliert. Glauben Sie mir, Herr Gouverneur, kein Nationalsozialist, kein Faschist verkennt den ungeheuren Schwung, von dem diese Bewegung getragen war, ihre idealen Ziele. Schließlich haben auch genug große Deutsche sich für sie begeistert, für sie gekämpft und geblutet. Und keiner von uns wird sich weigern, zu verstehen, wie schwer es Amerika, das mit der Demokratie und durch sie groß und mächtig wurde, fallen muß, sie aufzugeben, einzugestehen, daß es nicht so geht, wie es Jefferson und Lincoln vorschwebte, daß neue Wege begangen werden müssen.

Im Grunde handelt es sich wirklich nur um neue Wege, nicht um eine neue Sache. Auch der Faschismus, der Nationalsozialismus will ja nichts anderes, als die Sicherung von Leben, Freiheit und Glück. Nur haben die Völker, die sich heute zu ihm bekennen, durch eine lange Leidenszeit, durch eine harte, bittere Schule erkennen müssen, daß es nicht so einfach geht, wie es den demokratischen Idealisten, den humanistischen Menschheitsschwärmern vorschwebte. Wir Nationalsozialisten haben einsehen gelernt, daß es eben keine Panacäe gibt, kein Allheilmittel für alle Rassen und Völker, kein allgemein gültiges Rezept oder Formel, weder auf geistigem noch auf politischem Gebiet, nicht auf sozialem und nicht auf wirtschaftlichem. Sondern **ein jedes Volk, ein jeder Staat muß aus seiner Rasse und seinem Raum den Gedanken gebären, die Lebensformen zu schaffen, die ihm gemäß sind** und mit denen er hoffen kann, die idealen Zielsetzungen eines Jefferson, eines Lincoln zu verwirklichen.

Das ist freilich nicht durch ein vages Schwärmen in allgemeinen Menschheits- und Friedensidealen zu erreichen, noch durch das bequeme Nachahmen der von einem fremden Volke geschaffenen Vorbilder. Was ist aus Kuba geworden, das doch Verfassung wie Gesellschafts- und Wirtschaftsform der Vereinigten Staaten peinlich genau nachahmte, bis auf den Buchstaben, bis zur letzten Säule seines Kapitols? Oder China? Sind für dessen tragisches Geschick nicht zum wenigsten die „returned students“, die zurückgekehrten Studenten, mitverantwortlich, jene Studenten, die sich auf amerikanischen Hochschulen mit den Ideen amerikanischer Demokratie vollsogen und sie nach ihrer Rückkehr gedanken- und kritiklos auf ihr Heimatland anzuwenden suchten?

Aber wir Deutschen *brauchen* nicht bis in den Fernen Osten zu schweifen, um Beispiele zu suchen. Ist es uns nicht ebenso ergangen? Haben wir nicht, oder wenigstens viele von uns, den Versprechungen der amerikanischen Demokratie vertraut? Glaubten wir nicht, Wilson meine es ehrlich, als er die vierzehn Punkte aufstellte und uns den Frieden ohne Sieger und Besiegte verhieß, wenn wir die Waffen niederlegten und uns zur Demokratie bekannten? Und als wir es vertrauend taten, da hob man nicht einmal die Blockade auf und ließ noch Tausende verhungern. Ja, verhungern, Herr Gouverneur, wie heute noch im gelobten Land der Demokratie, in Ihrem eigenen Lande, Menschen verhungern.

Das aber ist es, was der Nationalsozialismus nicht will, unter keinen Umständen. Keiner soll hungern, keiner soll frieren. Und deshalb nehmen wir auch gerne Beschränkungen auf uns, unseres persönlichen Wohllebens wie unserer persönlichen Freiheit. Ohne solche geht es nicht ganz, trotz allen Glaubens und aller Hingabe, am allerwenigsten in einem Lande, das derart arm, übervölkert und ausgeplündert war wie Deutschland. Aber dieser Zwang, diese Beschränkungen sind nicht das Wesentliche des Nationalsozialismus.

Was das Wesentliche des Nationalsozialismus ist, haben Sie in Ihrer Rede selbst gesagt, Herr Gouverneur, freilich ohne sich zu ihm zu bekennen. Darf ich Sie darauf hinweisen? Punkt für Punkt! Wort für Wort!

Wenn Sie in Ihrer Rede sagen: „Niemand kann uns helfen außer wir selber“, wenn Sie ausrufen: „Wer soll uns retten, wenn nicht wir selber!“ Was ist das anderes als der erste nationalsozialistische Grundsatz, daß ein jedes Volk nur aus sich heraus Hilfe und Rettung und Erlösung finden kann. Das ist uns nichts Neues. Das hat unser

Digitized by Google

Führer seit Jahr und Tag gepredigt. Darauf beruhte in erster Linie Deutschlands märchenhafter Wiederaufstieg.

Und weiter! Wenn Sie eine Parteifahne schaffen mit dem Kreuz im Kreis, was ist das anderes als Nachahmung des Vorbildes des Hakenkreuzes, eine Befolgung der nationalsozialistischen Erkenntnis, daß es eines äußeren Symbols bedarf, um die Menschen um eine Idee zu sammeln.

Allein es sind nicht nur Einzelheiten und Äußerlichkeiten, in denen Sie Adolf Hitlers großem Vorbild folgen. Es ist Gesamtinhalt und Tendenz Ihrer Rede.

Sie sagen: „Wir dürfen nicht vergessen, daß das Wirtschaftssystem geschaffen wurde, um den Menschen zu dienen, nicht die Menschen um des Wirtschaftssystems willen.“ Dieser Ausspruch stammt genau so von Hitler wie etwa der folgende: „Durch lange Erfahrung haben wir gelernt, daß aller Fortschritt auf jedem Gebiet von denen stammt, die den Mut, die Voraussicht und die Kraft haben, neue Wege zu finden, die Arbeit in der Welt zu tun.“

Und alles, was Sie, Herr Gouverneur, über die Arbeit ausführen, und die Notwendigkeit, mehr zu produzieren, das ist Nationalsozialismus, das haben Sie — vielleicht ohne es zu wissen — von dem deutschen Führer übernommen. In der gleichen Weise, wie Sie es jetzt wollen und vorschlagen, hat Hitler seit langem das ökonomische Problem angefaßt und die Arbeitslosenfrage gelöst. Die Formel, die Sie für die Befreiung aus der Krise verkünden: „Mehr produzieren als verbrauchen!“ hat lange vor Ihnen Adolf Hitler unermüdlich wiederholt und durch seine Anordnungen in die Praxis überführt. Und das gleiche gilt von all den praktischen Maßnahmen, die Sie vorschlagen, vom Straßen- und Wohnstättenbau wie von der staatlichen Überwachung des Geld- und Kreditwesens.

Und zum Schluß Ihrer Rede werden Sie völlig nationalsozialistisch, indem Sie ausführen, daß auch die besten ökonomischen Maßnahmen nichts nützen, wenn sie nicht aus einem tiefen, reinen Glauben heraus erfolgen. Sie wiederholen das nationalsozialistische Bekenntnis, daß Arbeit Gottesdienst bedeutet, und Arbeiten Beten heißt.

*

All das aber glauben Sie, Ihren amerikanischen Hörern und Lesern nur vorsetzen zu können unter sorgfältigster Vermeidung des Namens Adolf Hitler und des Nationalsozialismus. Ja, Sie wähnen sich dadurch als guten amerikanischen Demokraten immer wieder ausweisen zu müssen, indem Sie Faschismus und Diktatur verurteilen und beschimpfen. Glauben Sie nicht, Herr Gouverneur, daß es endlich an der Zeit ist, zu sagen, was ist, und das Gewebe von Lüge, Verleumdung und Verzerrung zu zerreißen, das ein verhältnismäßig kleiner Kreis durchaus nicht amerikanischer Menschen über die wahren Verhältnisse in den sogenannten faschistischen Ländern und das wahre Wesen des Faschismus warf?

Das heißt: wahrscheinlich glauben Sie selber daran. Fairneß ist eine typisch amerikanische Eigenschaft, und sie ist so besonders charakteristisch für die Familie La Follette, daß ich es mir nicht anders erklären kann, als daß Sie ehrlich all das glauben, was Sie in Ihrer Presse über Hitler und den Nationalsozialismus gelesen haben und noch täglich lesen.

Aber wäre es nicht ernstlich an der Zeit, daß das amerikanische Volk die geistige Knechtschaft bricht, in der es eine im Grunde doch lächerlich kleine Anzahl Menschen hält, die, ihrer Herkunft und auch der kurzen Zeit nach, die sie erst in den Staaten leben, doch wirklich kein Recht haben, sich als die Wahrer der amerikanischen Demokratie und die Wortführer des amerikanischen Volkes zu gebärden? Ist nicht die Freiheit zur Lüge der schlimmste Auswuchs der demokratischen Freiheit?

Es ist sehr seltsam. Im Grunde weiß eigentlich jeder Amerikaner, in welchem Maße seine Zeitungen lügen, und daß sie es um der persönlichen und finanziellen Interessen einer kleinen Clique willen tun; und trotzdem läßt er sich von ihnen beeinflussen. In der letzten Zeit haben sich die Bekenntnisse amerikanischer Publizisten gehäuft, die rücksichtslos den Schleier von der sogenannten Pressefreiheit zogen, indem sie darlegten, daß sie einfach schreiben müssen, was ihre Arbeitgeber von ihnen fordern, ohne Rücksicht auf die Wahrheit. Selbst Präsident Roosevelt hat erst kürzlich in

Digitized by Google

persönlichen Besprechungen mit führenden Schriftleitern darauf hingewiesen, wie unfair die Haltung der Presse ihm gegenüber ist. Er macht sie für die Angstpsychose verantwortlich, die das amerikanische Volk ergriffen hat, und meinte schließlich, die Mehrzahl der Washingtoner Korrespondenten seien zwar „gute Jungens“ (good fellows), aber viele von ihnen seien leider gezwungen, Dinge zu schreiben, deren Unwahrhaftigkeit sie kennen.

Bei dieser Haltung der amerikanischen Presse gegen den Präsidenten des eigenen Landes, hinter dem die überwältigende Mehrheit der Bevölkerung steht, kann man kaum eine auch nur halbwegs richtige und gerechte Einstellung einem fremden Lande und Volk gegenüber erwarten, mit dem man noch dazu vor gar nicht so langer Zeit im Krieg lag.

Dieses deutsche Volk aber, das Amerika heute unter Anleitung und Führung seiner Presse und Politiker glaubt, nicht nur beschimpfen und verleumden zu dürfen, sondern sogar zu müssen, hat nun aber aus seiner Mitte heraus einen Mann geboren, der bereits all das verwirklicht hat, was Sie in Ihrer Rede als erstrebenswert hinstellen, und er hat es aus einer unvergleichlich größeren Notlage heraus geschaffen als die, in der sich Amerika heute befindet. Glauben Sie nicht, Herr Gouverneur, es wäre fairer und auch richtiger, sich offen zu dem Vorbild zu bekennen, dem man nachstrebt, als es zu verleugnen, ja es zu beschimpfen?

Ich glaube, das ginge um so leichter, als das Wesen des Nationalsozialismus sich ja eine regionale Begrenzung setzt, nicht universale Ausweitung wie die Demokratie. Was Mussolini vom Faschismus sagte, daß er keine Exportware sei, haben in gleicher Weise alle nationalsozialistischen Politiker ausgesprochen. Und so werden Sie, Herr Gouverneur, dem nationalsozialistischen Vorbild auch nur in seinen Grundzügen zu folgen brauchen und folgen können. Im einzelnen werden sie den amerikanischen Faschismus — oder sagen wir richtiger Amerikanismus, um nun einmal vorhandene amerikanische Empfindlichkeiten nicht zu verletzen — aus den besonderen Bedingungen des amerikanischen Raumes und der ihn bewohnenden Rassen heraus schaffen müssen.

Ich habe mich mit den möglichen Formen wie der Wesensart dieses „Amerikanismus“ seit Jahren beschäftigt. Gerade aus meinem nationalsozialistischen Bewußtsein heraus war ich mir von vornherein klar, daß Amerika noch weniger als irgendein europäisches Land dem gegebenen deutschen oder italienischen Vorbilde ohne weiteres folgen kann, sondern seinen eigenen Weg gehen müsse. In meinem Buche „Amerikas Schicksalsstunde“ habe ich mich ausführlich damit beschäftigt.

Lange habe ich gezweifelt, ob die Grundkräfte und Grundgedanken des Nationalen Sozialismus, die ich auf der ganzen Erde am Werke sehe, auch auf die Vereinigten Staaten anwendbar seien, da es sich bei diesen ja nicht um eine Nation, sondern um ein Bevölkerungsgemisch handelt, das erst eine Nation werden will. Lange habe ich geglaubt, daß Amerika seine eigene, besondere Formel aus sich heraus schaffen würde, etwa ein Drittes, neben Faschismus und Bolschewismus. Aber es scheint — und Ihre eigene Rede wie Ihre Parteigründung bestätigen es —, daß es etwas Derartiges nicht gibt. Und somit sieht es so aus, als ob auch Amerika wie jedes andere Land einmal wird wählen müssen zwischen dem Faschismus oder dem Bolschewismus der ihm gemäßen Art und Prägung.

*

Sie wundern sich wahrscheinlich, Herr Gouverneur, daß ich mit diesem Ausspruch anscheinend über die Demokratie zur Tagesordnung übergehe und ihr keinerlei Daseinsberechtigung für die Zukunft zuerkenne, und Sie sind vielleicht verletzt darüber? Nun, nichts liegt mir ferner, als Ihre Gefühle oder die des amerikanischen Volkes verletzen zu wollen, obgleich man uns gegenüber von der andern Seite weniger rücksichtsvoll ist. Aber ich glaube, wir kommen wirklich nur weiter, wenn man klar sieht und offen sagt, was ist. Und daß die Demokratie in der heutigen Form der parlamentarischen Finanzdemokratie mit den sozialen und wirtschaftlichen Problemen der Zeit nicht fertig wird, das geben Sie selber ja offen zu. Sonst bedürfte es ja nicht Ihrer neuen Partei. Was aber ewig ist an dem Gedanken der Demokratie, wofür die Menschen immer wieder aufgestanden sind, gekämpft und geblutet haben:

das Streben, die Rechte aller, des Volkes, gegenüber Ehrgeiz und Eigennutz einzelner oder einer Kaste oder Klasse zu verteidigen, das lebt heute — wie wir Nationalsozialisten glauben — in den sogenannten faschistischen Staaten mindestens so gesichert weiter, wenn nicht gesicherter, wie in den sogenannten demokratischen.

Digitized by Google

Das mag Ihnen, Herr Gouverneur, geradezu grotesk und widersinnig vorkommen; denn es schlägt all dem ins Gesicht, was man Sie von Jugend auf gelehrt hat, und was man Ihnen täglich in Presse, Radio, Kino und Theater vorsetzt. Aber wenn Sie mir ebenso die ehrliche Überzeugung und den guten Glauben zubilligen, wie ich Ihnen, so erkennen Sie wenigstens, wie meilenweit sich unser beider Denken voneinander entfernt hat. Und Sie sagen sich vielleicht, daß es doch immerhin der Mühe wert sein mag, sich mit einer Weltanschauung zu beschäftigen, die Menschen von weltweiter Erfahrung derart in ihren Bann schlägt, nicht zu reden von den praktischen Erfolgen, die sie im eigenen Lande erreichte.

Wenn Sie, Herr Gouverneur, nur ein wenig davon wüßten, wie sehr der Nationalsozialismus sich müht, den letzten Volksgenossen zu gewinnen, zu erziehen, zu unterrichten, so würden Sie erkennen, in welchem Maße bei uns verwirklicht ist, was Sie in Ihrer Rede als „die amerikanische Art“ hinstellen, daß die Gesamtheit des Volkes die großen politischen Fragen erfaßt und versteht. Und wenn es nach Ihren Worten das Wesen der Demokratie ausmacht, die Herrschaft des Volkes dadurch zu sichern, daß allen seinen Gliedern ohne Rücksicht auf Geburt und Geld der Aufstieg zur höchsten Macht im Staate offensteht — nun, in Deutschland steht er nicht nur jedem Bauernsohn und Arbeiterkind offen, nein, man müht sich auch von Staat und Partei aus, alle nur irgendwo im Volke vorhandenen Begabungen zu entdecken, zu wecken, zu pflegen und zu fördern.

Doch genug davon, Herr Gouverneur. Es war nicht meine Absicht, Ihnen eine Lobeshymne auf den Nationalsozialismus vorzusingen. Mitunter fließt einem das Herz über und geht einem die Feder durch, wenn man erlebt, wie andere Völker unsere Ideen übernehmen und trotzdem fortfahren, uns zu schmähen.

Eines muß freilich dazu gesagt werden. Mit dem Nachsprechen der Leitsätze Adolf Hitlers allein ist es ebensowenig getan, wie mit dem Nachahmen einzelner Maßnahmen. Das hat Herr Schuschnigg zu seinem Leidwesen erfahren, der glaubte, es genüge, an Stelle des Hakenkreuzes das Kruckenkreuz zu setzen und an Stelle der Volksgemeinschaft die Vaterländische Front. Im Gegensatz zu der Weltall und Menschheit umspannenwollenden Demokratie ist der Faschismus etwas Begrenztes und Eigengewachsenes. Er läßt sich nicht übertragen, sondern nur aus den Gegebenheiten eines Landes und Volkes jeweils neu schaffen.

Dazu gehört freilich Mut, der Mut, mit dem Alten zu brechen und das Neue bewußt zu wollen. Roosevelt hatte ihn nicht. Er dachte, mit Kompromissen auskommen zu können, und darum wird er letzlich scheitern. Das Neue aber heißt Sozialismus und Nationalismus in engster Verbindung und Durchdringung. Das eine geht nicht ohne das andere. Sie, Herr Gouverneur, scheuen sich einstweilen noch vor beidem. Sie polemisieren gegen den ersteren und glauben ihn in dem Namen Ihrer neuen Partei durch das Wort Fortschritt ersetzen zu können. Aber „Fortschritt“ — das ist unbestimmt. Mit Fortschritt allein ist den Massen nicht gedient. Die wollen den Sozialismus, das heißt die unbedingte Sicherung ihrer Existenz und gleiche Aufstiegsmöglichkeiten für alle, im Grunde also nichts anderes, als was bereits Jefferson der Menschheit verhieß.

Und die Massen wollen den Nationalismus. Sie wollen ihn wirklich! Er ist nicht etwa bloß die böswillige Erfindung einiger Rassenfanatiker. Wäre der nationale Wille nicht so übermächtig, wie hätte das kleine irische Volk seine Freiheit gegenüber dem gewaltigen England erkämpfen und ertrotzen können? Und was heißt es an Opfern und Mühe, daß dieses Volk seine bereits so gut wie ausgestorbene und vergessene Sprache wieder hervorholt und belebt, weil eben zu einer eigenen Nation auch eine eigene Sprache gehört, weil sich eben nur in ihr das Letzte, Innerste der Seele ausdrücken läßt. Es ist die Seele des Menschen, nicht seine Machtgier, die die Nation will, um sich in ihr zu verkörpern.

Damit sind wir freilich für Amerika bei dem heikelsten Punkt, da es sich hier eben noch um kein Volk, sondern um eine Vielfalt von Völkern handelt. Ist da nicht der nationalsozialistische Gedanke ein gefährlicher Sprengstoff?

Er ist es nicht, wenn man ihn nur in seinem Wesen erfaßt und erkennt. Auf dem Wege über die nationale Bewußtwerdung der Völker strebt er zu ihrem friedlichen Zusammenschluß. Ist es nicht bemerkenswert, daß bei der Volksabstimmung über Groß-

Digitized by Google

deutschland die Masuren in Ostpreußen wie die Polen in Oberschlesien ebenso für Hitler stimmten wie die tschechische Minderheit in Wien oder die Slowenen an der Südgrenze Kärntens?

Läßt man in den Vereinigten Staaten den nationalen Gedanken all seiner verschiedenen und so verschiedenartigen Bevölkerungselemente in aller Ruhe sich ausreifen, so wird man eher zu einer Synthese gelangen, zu einem wirklichen amerikanischen Volk, als wenn man diesen Prozeß künstlich oder gar zwangsmäßig beschleunigen wollte.

Um den Gedanken des nationalen Sozialismus zu verwirklichen, der auch für Amerika die Wiedergeburt bedeuten wird, ist es freilich nötig, sich ihm erst einmal vorurteilslos zu öffnen, sich ihn in seinen Verwirklichungen überhaupt erst einmal anzusehen! Das geht allerdings solange nicht, als man einem zahlenmäßig kleinen, aber die öffentliche Meinung restlos beherrschenden Bevölkerungselement in USA. gestattet, dem gesamten amerikanischen Volke die Wahrheit, ja, die nackten Tatsachen einfach vorzuenthalten. Soll doch sogar das amerikanische Volk seine glorreichen Siege bei den Olympischen Spielen nicht sehen, weil der in jüdischen Händen befindliche Filmverleih diesen Film nicht hereinlassen will: er wurde in dem verhaßten Deutschland gedreht!

Vom Standpunkt der Juden aus ist es freilich verständlich, wenn sie mit allen Mitteln und äußerster Skrupellosigkeit den Nationalsozialismus bekämpfen; denn er bedroht die „tausendjährige Chance“, die das Zeitalter der universalen Demokratie mit seinem verschwommenen Humanismus für dieses universale, über die ganze Erde verstreute Volk heraufführte.

Eine spätere Zeit wird wahrscheinlich erst voll würdigen, in welchem Maße durch den Einbruch dieser Wüstenwanderer in kühle nordische Völker das universale Zeitalter überhaupt erst heraufgeführt wurde. Jedenfalls waren die Juden seine größten Nutznießer. Und darum wachen sie auch so darüber. Sie haben sich bisher jeder neu auftauchenden Bewegung, jedes neuen Gedankens sofort bemächtigt, um sie in der Hand zu behalten. Und sie waren auch bereit und auf dem Sprunge, dem Nationalsozialismus gegenüber nicht anders zu handeln, hätte Adolf Hitler sie nicht vom ersten Augenblick an so rücksichtslos zurückgewiesen und bekämpft.

Dieser unerbittliche Antisemitismus hat dem Nationalsozialismus die Sympathien der Welt gekostet, ja uns unversöhnlichen Haß eingetragen. Er ist den meisten Amerikanern völlig unverständlich. Und ich muß gestehen, auch manchen von uns Älteren, die wir in den universalen Ideen des liberalen Zeitalters aufwuchsen, war es nicht leicht, den Führer in diesem Punkte zu verstehen und ihm zu folgen. Aber wenn ich jetzt sehe, wie, kaum daß Ihre neue Bewegung ins Leben tritt, sich die Herren Laguardia, Frankfurter usw. an sie heranmachen, glaube ich doch, daß Adolf Hitler hundertprozentig recht hatte. Die neue regionale, auf der bewußten nationalen Gliederung beruhende Weltordnung kann nicht mit, sondern nur gegen eine grundsätzlich und zwangsläufig universal denkende Rasse verwirklicht werden.

Aber ich will mich um Gottes willen nicht in amerikanische Verhältnisse einmischen und Ihnen, Herr Gouverneur, einen unerbetenen Rat aufdrängen. Allein als ein Publizist, der seit bald dreißig Jahren die Welt bereist und sich mit den Fragen der Weltpolitik beschäftigt, darf ich immerhin eine Meinung äußern. Und wenn ich es wage, eine Prognose zu stellen, so weil ich an mehreren meiner bisherigen die Wahrheit des chinesischen Sprichwortes erproben konnte: „Richtig urteilt, wer aus der Ferne sieht.“

Und diese Prognose lautet: Ich glaube — und ich habe das bereits vor Jahren ausgesprochen —, daß sich um die Mitte der zweiten Präsidentschaft Roosevelts die ersten deutlichen Anzeichen einer schweren Krise in USA. bemerkbar machen werden, die in ihrem Verlauf zu einem völligen Umbruch und zu einer Neugeburt der Vereinigten Staaten führen wird. Ob dieser auf dem schmerzhaften Umwege eines kommunistisch-bolschewistischen Zwischenspieles erfolgt, wird davon abhängen, ob rechtzeitig ein Führer ersteht, der den Mut hat, sich zu einem amerikanischen nationalen Sozialismus zu bekennen. Sie, Herr Gouverneur La Follette, haben durchaus recht mit Ihrer Überzeugung, daß die Erneuerung nicht aus dem demokratischen Süden oder dem republikanischen Osten kommen kann, sondern lediglich aus dem Mittelwesten. Hier in der großen Ebene, in der endlosen, in Weizen- und Maisfelder umgewandelten Prärie

Digitized by Google

schlägt das Herz Amerikas. Hier liegt der Kern des Kontinentes. Hier sind die Möglichkeiten zur Schaffung einer der großen Flußkulturen der Erde gegeben, wie sie China im Stromgebiet des Hoangho und Jangtsekiang schuf. Die Ureinwohner Amerikas konnten sie nicht schaffen, weil zu früh die europäische Invasion hereinbrach. Nun ruht die Aufgabe auf den Schultern der Söhne und Töchter Europas, die gerade hierher aus allen Ländern zusammenströmten und die gerade um ihrer völkischen Vielfalt willen einen Kontinentstaat von beispiellosem Reichtum, auch seelischer und kultureller Art schaffen könnten, wenn nur die einzelnen Volkstumskräfte nicht unterdrückt und nivelliert, sondern zur Entfaltung gebracht werden.

Ein solches Amerika könnte Europa Vorbild sein und Hilfe leisten auf seinem viel schwierigeren Wege zur kontinentalen Einheit. Darum, Herr Gouverneur, verfolge ich mit solch brennendem Interesse Ihren großen und kühnen Versuch.

Ich sehe *zwei Wege* vor Ihnen offen. Der erste, bequemere und näherliegende führt über eine Fusion mit Laguardia, Lewis, Frankfurter, Murphy, der Farmer- und Arbeiterpartei von Minnesota und der Non Partisan Liga von New York zu dem raschen Erfolg einer ansehnlichen, wenn auch uneinheitlichen Wählermasse. Ich fürchte jedoch, es wird *eine amerikanische Art Volksfront* werden, in der Sie von Lewis und Laguardia wohl bald in die zweite Reihe gedrängt werden könnten. Davon abgesehen, sollte das Schicksal der Volksfront in Spanien und Frankreich schrecken.

Der zweite Weg ist sehr viel mühsamer. Er wird zunächst vielleicht sogar über Rückschläge und Mißerfolge führen; denn er verlangt den Mut zur Unpopularität. Er bedingt, Dinge zu sagen, die einstweilen in den Staaten noch unerhört sind. Er zwingt dazu, die Dinge zu sehen, wie sie sind, und sie beim richtigen Namen zu nennen, *selbst wenn der Name Nationaler Sozialismus lauten sollte.*

Ich weiß, daß auf diesen Brief hin mich Herr Dickstein und Genossen wieder der Nazi-Propaganda in USA. beschuldigen werden. Aber ich muß da wirklich fragen: welch ein Interesse sollten wir denn eigentlich haben, Amerika zum nationalsozialistischen Gedanken zu bekehren? Der Nationalsozialismus hat uns über alle Vorstellung hinaus groß und stark gemacht, *haben wir wirklich ein Interesse daran, ausgerechnet dem Land und Volk, das uns das größte Unverständnis entgegenbringt, den Schlüssel zu unserm Erfolg zu verraten?*

Und wenn ich trotzdem von ganzem Herzen wünsche, daß Sie, Herr Gouverneur, oder auch ein anderer den Weg finden mögen, der Amerika an dem Chaos und der Barbarei vorbeiführt, die Sie voraussehen und von deren Drohen Sie in Ihrer Rede sprechen, so weil ich Amerika liebe, weil ich mit den Meinen glückliche Jahre dort verlebte, weil ich mich mit Millionen seiner Bewohner auf Grund meiner deutschen wie meiner schottischen Vorfahren verwandt fühle, und schließlich weil ich glaube, daß der Beitrag Amerikas für die Befriedung wie die Neuordnung der Welt nicht entbehrt werden kann.

Es mag sein, Herr Gouverneur, daß die Routine des Politikers Sie sich nicht offen zu dem Neuen bekennen läßt, das Sie in Ihrer großen Rede anklingen lassen. Es mag sein, daß Sie es nicht sehen können oder nicht sehen wollen, oder daß Sie glauben, aus Taktik den nationalsozialistischen Ideengehalt Ihrer neuen Partei verbergen zu müssen, und wähnen, dies erfolgreich nur dadurch tun zu können, indem sie den Nationalsozialismus schmähen, nicht anders wie Roosevelt es macht. Es mag sein, daß Sie mich deshalb ignorieren oder desavouieren werden.

Aber wie dem auch sein mag. Das ist belanglos. Ich habe diesen Brief geschrieben, weil ich ihn schreiben mußte, vom Herzen herunter und aus einem heißen Herzen heraus.

Und aus diesem Herzen heraus wünsche ich, daß es endlich gelingen möge, *die giftige Nebelwand von Haß, Lüge und Verleumdung zu durchstoßen*, die Menschen weder deutschen noch amerikanischen Blutes zwischen unseren beiden Völkern errichteten, so daß wir einander in die Augen schauen und uns erkennen können.

Und aus dem gleichen Herzen heraus wünsche ich um Amerikas wie um Deutschlands willen, daß „die Partei unserer Zeit“ Ihr Land vor „Chaos und Barbarei“ bewahren und *in den gleichen Zustand des Arbeitsfriedens* und der Zufriedenheit aller seiner Bewohner führen möge, in dem das meine sich dank des Werkes Adolf Hitlers bereits befindet.

Digitized by Google

Der Dichter in Zeiten der Wirren

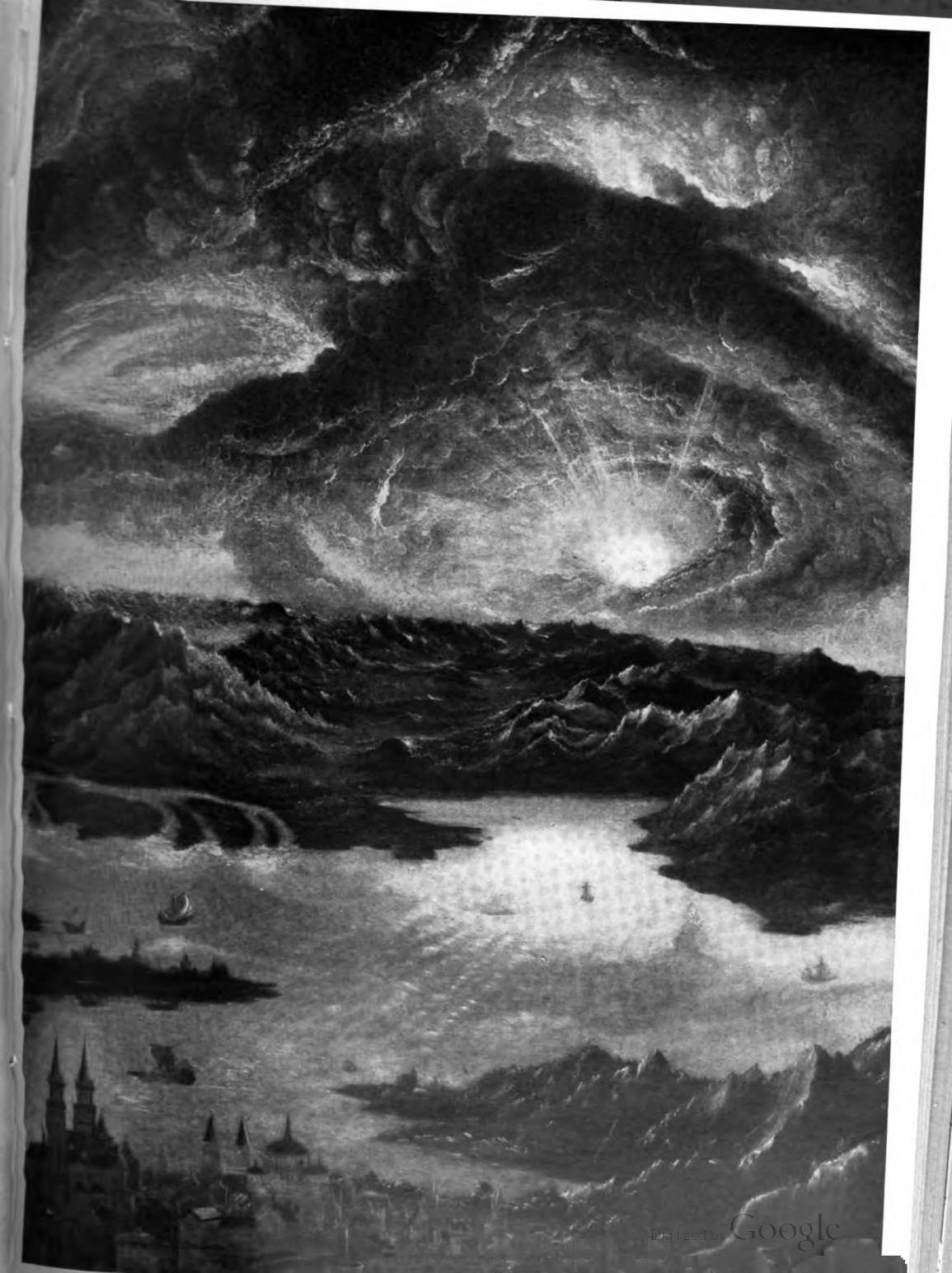
Gedichte von Stefan George

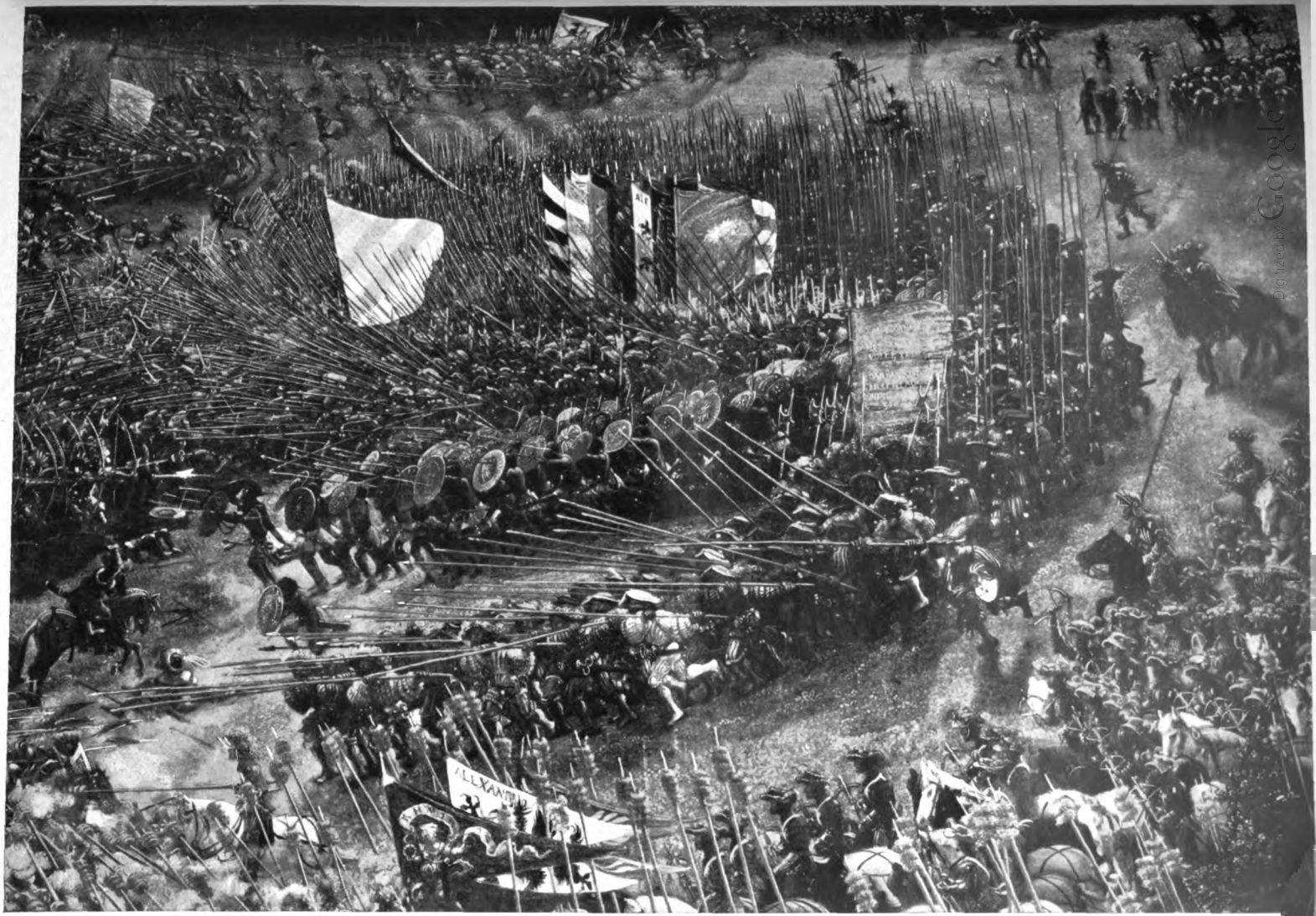
AUF NEUE TAFELN SCHREIBT DER NEUE STAND:
Laßt greise des erworbnen guts sich freuen
Das ferne wettern reicht nicht an ihr ohr.
Doch alle jugend sollt ihr sklaven nennen
Die heut mit weichen klängen sich betäubt
Mit rosenketten überm abgrund tändelt.
Ihr sollt das morsche aus dem munde spein
Ihr sollt den dolch im lorbeerstrauße tragen
Gemäß in schritt und klang der nahen Wal.

✣

Wer je die flamme umschritt
Bleibe der flamme trabant!
Wie er auch wandert und kreist:
Wo noch ihr schein ihn erreicht
Irrt er zu weit nie vom ziel.
Nur wenn sein blick sie verlor
Eigener schimmer ihn trügt:
Fehlt ihm der mitte gesetz
Treibt er zerstiebend ins all.

Digitized by Google


Digitized by Google



Albrecht Altdorfer

Ausschnitt aus der „Alexander-Schlac

Digitized by Google

Der Sänger aber sorgt in trauer-läuften
Daß nicht das mark verfault, der keim erstickt.
Er schürt die heilige glut die über-springt
Und sich die leiber formt, er holt aus büchern
Der ahnen die verheißung die nicht trügt
Daß die erkoren sind zum höchsten ziel
Zuerst durch tiefste öden ziehn daß einst
Des erdteils herz die welt erretten soll . . .
Und wenn im schlimmsten Jammer letzte hoffnung
Zu löschen droht: so sichtet schon sein aug
Die lichtere zukunft. Ihm wuchs schon heran
Unangetastet von dem geilen markt
Von dünnem hirngeweb und giftigem flitter
Gestählt im banne der verruchten jahre
Ein jung geschlecht das wieder mensch und ding
Mit echten maaßen mißt, das schön und ernst
Froh seiner einzigkeit, vor Fremdem stolz,
Sich gleich entfernt von klippen dreisten dünkels
Wie seichtem sumpf erlogner brüderei
Das von sich spie was mürb und feig und lau
Das aus geweihtem träumen tun und dulden
Den einzigen der hilft den Mann gebiert . . .
Der sprengt die ketten fegt auf trümmerstätten
Die ordnung, geißelt die verlaufnen heim
Ins ewige recht wo großes wiederum groß ist
Herr wiederum herr, zucht wiederum zucht, er heftet
Das wahre sinnbild auf das völkische banner
Er führt durch sturm und grausige signale
Des frührots seiner treuen schar zum werk
Des wachen tags und pflanzt das Neue Reich.

Digitized by Google

Außenpolitische Notizen

Paris und der Tschechenstaat

(Von unserem Pariser Mitarbeiter.)

Paris, Ende Juni 1938.

In der Rue Bonaparte, im Quartier der Kirche St. Germain-des-Prés, steht das Haus, in dem im Jahre 1916 Masaryk die Bildung der provisorischen Regierung der Tschechoslowakei vollzog. Der inzwischen verstorbene erste Staatspräsident hatte dabei in den beiden Journalisten Benesch und Osusky seine besten Mitarbeiter. Der eine ist heute sein Nachfolger und der andere Gesandter Prags in Paris. Auf dem rechten Ufer der Seine, unter den Kolonaden des Gartens vom Palais Royal, ist eine Marmortafel angebracht, auf der man lesen kann, daß von dieser Stelle aus im August 1914 einige tausend Tschechen und Slowaken sich als Freiwillige in die französische Armee einreihten, um „für die Freiheit ihres Landes" zu kämpfen. Im Jahre 1917 wurden diese Soldaten in einem einheitlichen Verband unter tschechischer Führung zusammengestellt und erhielten die Anerkennung der Alliierten als die Armee eines verbündeten Staates. Dieser Vorgang ist vielleicht eher noch als der Tag der Bildung einer provisorischen Regierung durch Masaryk die Schicksalsstunde der heutigen Tschechoslowakei gewesen. Auf der Versailler Konferenz gelang es dem Triumvirat Masaryk-Benesch-Osusky, die Versprechen zu realisieren, die ihnen während des Krieges in Paris, London, Rom und Washington gemacht worden waren. Aber wenn man annehmen würde, daß Clemenceau, Lloyd Georges und Wilson die Grenzziehung des neuen Staates nach einem objektiven Studium der geographischen und ethnologischen Gegebenheiten des zu zerteilenden Gebiets vorgenommen hätten, so wäre das ein großer Irrtum. Das Kartenmaterial und die statistischen und historischen Angaben, die ihnen von tschechischer Seite gegeben wurden, waren billige Märchen, die leider von den sogenannten großen Dreien der Konferenz als Wahrheit betrachtet wurden.

Heute weiß alle Welt, daß es ein schlimmer Fehler war, die Tschechoslowakei nach den Grundsätzen eines Nationalstaates zu bilden, in dem eine ganze Reihe von Nationalitäten vereinigt werden sollten. Aber die Unwissenheit in Versailles war größer, als man bei Menschen gemeinhin annimmt, die einen ewigen Frieden schaffen wollten. Gegen die Pläne der beiden Tschechen Masaryk und Benesch und des Slowaken Osusky hatte eigentlich nur Tardieu einige Bedenken, der als Mitarbeiter des „Neuen Wiener Tagblatts" vor dem Kriege ein wenig von dem Übel kennengelernt hatte, an dem das alte Österreich-Ungarn schließlich zugrunde gegangen ist. Er hat Benesch einmal gesagt, seine Rolle müsse es sein, von Prag aus wie ein mitteleuropäischer Cavour zumindesten die wirtschaftliche Einheit des zerstörten Kaiserreichs der Habsburger wiederherzustellen. Aber der blinde Haß Benesch's gegen alles, was mit Wien zusammenhing, war größer, als daß er den Reiz eines solchen Vorschlags hätte erfassen können. Hier, so muß man schon sagen, hat das Schicksal eine eigenartige Rolle gespielt. Denn ohne Zweifel hat Benesch, indem er das kleine Deutschösterreich entstehen und in die Quarantäne des Nichtleben- und Nichtsterbenkönnens zu setzen half, nicht unwesentlich dazu beigetragen, daß im April 1938 der Anschluß und damit die Bildung Großdeutschlands möglich wurde.

Politik mit der Unwissenheit

Diese kurze Erinnerung an die geschichtlichen Vorgänge bei der Entstehung der tschechoslowakischen Republik auf Pariser Boden ist gerade heute sehr aufschlußreich. Die Ereignisse in der zweiten Hälfte des Monats Mai haben bewiesen, wie fehlerhaft die Bildung eines zentralistischen Staates nach dem Muster des französischen auf dem Gebiete der Tschechoslowakei gewesen ist. Sie haben aber auch gezeigt, daß die Unwissenheit über die inzwischen in diesem Staate aufgetretenen völkischen Probleme in Frankreich heute genau so groß ist, wie sie in Versailles über die Ethnographie des Landes war. Nur so ist es in diesen Tagen möglich gewesen, daß offensichtliche Falschmeldungen, verzerrte

Digitized by Google

Darstellungen und erfundene Sensationen aus durchsichtiger Prager Quelle die allgemeine Grundlage bei der Bildung einer öffentlichen Meinung über die letzten Ereignisse in der Tschechoslowakei abgaben.

Die Existenz einer sudetendeutschen Frage ist nach den Wahlergebnissen der so lange ausgesetzten Gemeindewahlen schlecht zu leugnen. Aber um das Dasein eines sudetendeutschen Volkes, das in seiner Unterdrückung durch die Tschechen alle sozialen und weltanschaulichen Meinungsverschiedenheiten aufgegeben und sich in völkischer Hinsicht geschlossen hinter seinen Führer gestellt hat, mit allen seinen Konsequenzen auf die zukünftige staatsrechtliche Gestaltung der Tschechoslowakei bestreiten zu können, ist hier ein sehr gefährliches und in seinen Folgen noch gar nicht zu übersehendes Spiel getrieben worden. Man stempelte die Deutschen in der Tschechoslowakei ganz einfach zu Agenten und Propagandisten einer imaginären reichsdeutschen imperialistischen Politik und verlagerte auf diese Weise das Zentrum der Ereignisse, an denen sich die französische öffentliche Meinung in einem gefährlichen Ausmaß erhitzte, von Prag nach Berlin. Auf dieser Linie konnten nunmehr die schon seit langem aufgestauten antifaschistischen und volksfront-freundlichen Gefühle gegen das Dritte Reich mobilisiert werden. Ja, mehr als das, man hat heute rückblickend den Eindruck, daß von zentraler Stelle aus ganz bewußt die Spannungen zwischen den Sudetendeutschen und der Prager Zentralregierung in Paris zum Anlaß genommen worden sind, um erneut einen Versuch zu machen, das gesamte Volk mit allen nur möglichen Mitteln in eine Einheitsfront gegen Deutschland zu bringen. Leider muß man gleichzeitig dazu sagen, daß dieses Unternehmen in einem hohen Maße geglückt ist, und daß auf lange Sicht alle Ansätze zu einer echten Verständigung zwischen dem deutschen und dem französischen Volk dabei zerstört wurden.

England sieht die Wunde Mitteleuropas

Nehmen wir die wichtigsten Ereignisse zur Hand, und zwar in der Form, wie sie dem französischen Durchschnittsbürger in seinem Leibblatt dargereicht wurden. Anfang Mai reiste der Führer nach Rom, und während seines Aufenthaltes in der ewigen Stadt erschienen Tag für Tag in der französischen Presse „Informationen aus bester Quelle", wonach in Rom dunkle Pläne gegen den tschechoslowakischen Staat als solchen geschmiedet würden. Am 2. Mai wurde hier gleichzeitig bekannt, daß Henlein, der sudetendeutsche Führer, von einer Gruppe einflußreicher englischer Politiker nach London eingeladen worden sei. Die Rückkehr des Führers nach Berlin fiel zufällig wiederum mit dem Tage zusammen, an dem Henlein in London durch seine Freunde mit Winston Churchill, Harold Nicolson und Vansittart zusammengebracht wurde. An dieser Stelle ist eine erste Anmerkung unerläßlich. Die englische Politik gegenüber der Tschechoslowakei und insbesondere gegenüber der sudetendeutschen Frage ist im Kern grundverschieden von der französischen. Einige englische Politiker beschäftigen sich schon seit Jahren mit diesem Problem, weniger vielleicht aus Gründen, die sich aus dem englischen Interessenbereich ergeben, als vielmehr aus der Erkenntnis einer Ungerechtigkeit, die ihnen das Studium dieser Frage an Ort und Stelle vermittelt hat. Dieser Kreis von Menschen, die nicht irgendwie in Staatsstellungen Verantwortungen vor dem Parlament oder vor der Regierung haben, erlebten nun Anfang Mai, daß eine von ihnen bisher mehr oder weniger privat geleistete Tätigkeit für die englische Europapolitik von höchster Wichtigkeit wurde. Diese Zusammenhänge führten dazu, daß Henlein am 9. Mai in London mit Menschen zusammentraf, die er bei seinen zwei vorher stattgefundenen Reisen in die englische Hauptstadt noch nicht kennengelernt hatte. Nach der Rückkehr Henleins konnte man wohl sagen, daß die Sudetendeutschen so weit eine gewisse englische Unterstützung erhalten würden, wie sie im Rahmen des tschechoslowakischen Staates ihre Forderungen zu befriedigen trachteten. Für Frankreich fehlt bei der Behandlung des gesamten Komplexes völlig, daß hier ein sachliches Studium des sudetendeutschen Problems wenigstens ein relatives Verständnis für die Berechtigung der Klagen der Deutschen in der Tschechoslowakei geschaffen hätte. Für Paris ist Benesch nach wie vor der Punkt, nach dem sich die Politik des Quai d'Orsay ausrichtet. Diese Feststellung erscheint vielleicht heute bei dem ausgezeichneten Zusammenspiel zwischen Paris und London mit dem Ziele, deutschen Einfluß am Erzgebirge abzuriegeln, nicht sehr wesentlich. Aber im Hinblick auf Möglichkeiten, die die Zukunft in sich birgt, sollen sie doch nicht unterbleiben.

Digitized by Google

Das Spiel mit dem Kriege

Am 18. Mai tauchte in Paris zum ersten Male die Nachricht auf, daß deutsche Truppenbewegungen in Sachsen stattfänden, und daß Berlin einen Angriff auf die Tschechoslowakei vorbereite. Wie das bei solchen Informationen üblich ist, konnten wir bis heute noch nicht feststellen, aus welcher Quelle diese erste Nachricht stammt. Aber es gibt gewisse Anzeichen, die dafür sprechen, daß sie von interessierter tschechischer Seite den Westmächten aufgetischt wurde. Nach den Angaben des französischen Außenministers vor dem Auswärtigen Ausschuß der Kammer hat die französische Botschaft in Berlin erst am 21. Mai in den Mittagsstunden von der „Ansammlung sechs deutscher Divisionen" eine Nachricht gegeben. Um diese Zeit herum war aber auf Grund der ersten Informationen bereits eine solche Spannung in der europäischen Gesamtlage eingetreten, daß die Mitteilung der Berliner französischen Botschaft in Pariser politischen Kreisen nur als Bestätigung bewertet wurde. Von Paris aus betrachtet, beginnt die englische diplomatische Aktion in Berlin am Freitag, dem 20. Mai, und endet Sonnabend, den 31. Mai, in den Abendstunden. Es bleibt gleichgültig, ob die Schritte, die der englische Botschafter in Berlin, Henderson, im Auftrage seiner Regierung unternehmen mußte, im einzelnen zwischen Paris und London vorher besprochen worden sind oder nicht. Im französischen Interesse lag es jedenfalls, den englischen Partner handeln zu lassen und auf die französischen Bündnisverpflichtungen in Mitteleuropa festzulegen. Der französisch-englische Akkord aus dem April spielte jedenfalls reibungslos im Grundsätzlichen, und Paris erhielt laufend Kenntnis von den englischen Demarchen, nachdem sie gemacht worden waren. Am Freitag, dem 20. Mai, hatte der deutsche Botschafter in Paris eine Unterhaltung mit dem französischen Außenminister, in der Bonnet den bekannten französischen Vertragsstandpunkt vertrat. Sonnabend, den 21., in den späten Abendstunden wurde dann die Äußerung aus englischen Kreisen in Berlin britischen Staatsbürgern gegenüber bekannt, wonach eine Heimreise nach England einem Verbleiben in Deutschland vorzuziehen sei. Damit hatte die Spannung ihren Höhepunkt erreicht.

Die Regie des Hradschin

Es muß in einer rückwärtigen Betrachtung auffallen, daß beinahe die gesamte diplomatische Betätigung in diesen Tagen, die durch die Falschmeldung von deutschen Truppenbewegungen an der tschechoslowakischen Grenze ausgelöst wurde, von England ausgegangen ist. Dabei ist England durch keinerlei Vertrag mit der Tschechoslowakei verbunden, während Frankreich seit 1925 mit Prag einen Unterstützungsvertrag unterhält, dessen Wert freilich in den Kreisen der französischen Staatsrechtler sehr umstritten ist. Wenn trotzdem die Initiative in diesen kritischen Tagen in London und nicht in Paris lag, so spricht das auch dafür, daß die Engländer zuerst auf die Lüge von den deutschen Angriffsabsichten hereingefallen sind, und daß sie mit allen Mitteln eine Situation vermeiden wollten, bei der sie um einer zentraleuropäischen Frage willen an der Seite Frankreichs in eine gewaltsame Auseinandersetzung gezogen worden wären. Da aber das Reich zu einer solchen englischen Aktivität keine Veranlassung geboten hatte, war diese Politik auf keinerlei Voraussetzungen gegründet, sofern man dafür nicht einen Prager oder Pariser Bluff ansprechen will. Wie die Dinge aber vom 18. Mai an liefen, war Paris zufrieden. Je stärker sich London für Prag engagierte, um so größer mußte in den Augen des französischen Durchschnittsbürgers der Erfolg Daladiers und Bonnets erscheinen, die bei ihrem Besuch in London, vier Wochen vor diesen Ereignissen, angeblich entsprechende Zusagen erhalten hatten. Obwohl schon damals die französische Presse an Hand bestimmter Erklärungen Chamberlains im Unterhaus prophezeit hatte, daß unter bestimmten Umständen Frankreich auf die englische Unterstützung bei seiner Mitteleuropapolitik rechnen könnte, war an den angegebenen Tagen die Pariser politische Welt von einem angenehmen Erstaunen über den Grad der Aktivität erfüllt, den London an den Tag legte. Um so besser, sagte man sich hier, je mehr sich England in Mitteleuropa festlegt, um so besser. Deshalb blieb Paris im wesentlichen bis zum 21. Mai in Hinterhand. Eine andere Erwägung, die zu dem gleichen Resultat führte, lautete: Frankreichs Stellung im Vertragssystem der Tschechoslowakei ist so bekannt, daß es nur zu einer Schwächung des französischen Prestiges führen müßte, wenn man sie in diesem Augenblick noch besonders unterstrich. Erst als die Entwicklung wirklich gefährlich zu werden schien, hielt man es in Paris für zweckmäßig, einige Schritte zu unternehmen, die aber in der Öffentlichkeit zunächst so gut wie unbekannt geblieben sind. Als durch parlamentarische

Digitized by Google

Debatten bekannt wurde, daß man an zuständiger Stelle sich mit dem Mobilmachungsdekret beschäftigt hatte, wurde auch den Franzosen der Ernst der Lage offenbar.

Erkenntnisse

Außenminister Bonnet hat in den Tagen zwischen dem 18. und dem 25. Mai eine Generalbilanz Frankreichs in Europa zu ziehen versucht, die, weil sie zu dieser Zeit und zu bestimmten Zwecken erfolgte, von höchstem politischen Interesse war. Seine Unterhaltungen mit dem hiesigen russischen Botschafter ergaben, daß Moskau in dem tschechoslowakischen Vertragssystem die gleiche Rolle einzunehmen bereit war, die ihm Frankreich vorspielte. Auch die Haltung von Bukarest hat die Drahtzieher der französischen Diplomatie im großen und ganzen befriedigt, im Gegensatz zu der von Warschau. Bonnet hat sich in den kritischen Tagen zweimal mit dem hiesigen polnischen Botschafter unterhalten, und dem französischen Botschafter in Warschau gelang es, mit dem polnischen Außenminister Beck ein Gespräch noch vor dessen Abreise nach Stockholm zu führen. Diese diplomatischen Aktionen ergaben, daß Polen im Rahmen des französisch-polnischen Militärvertrags seine Verpflichtungen korrekt einzuhalten bereit sei, das heißt, Frankreich für den Fall zu Hilfe zu eilen, daß ein Angriff auf französischem Gebiet erfolgte. Damit gaben sich aber die Franzosen diesmal nicht zufrieden, sondern verlangten Zusicherungen, die die polnische Politik in Mitteleuropa der französisch-englischen gleichschalten sollte.

Die Ereignisse zwischen dem 18. und 25. Mai sind, wenn man sie so aus der Perspektive von Paris aus betrachtet, in mancherlei Hinsicht lehrreich. Einmal, und das scheint uns das Wichtigste zu sein, steht es nunmehr fest, daß die gesamte öffentliche Meinung nach deutsch-feindlichen Formeln geeint werden kann, falls möglich ist, solche Formeln — mögen sie nun auf Wahrheit oder Unwahrheit beruhen — in geeigneter Weise dem Volke aufzutischen. Noch am Donnerstag, dem 19. Mai, konnte der „Jour" einen Artikel veröffentlichen, in dem das Vorhandensein einer Kriegspartei am Quai d'Orsay unter Nennung der Namen höchster französischer Diplomaten behauptet wurde. Vom Montag, dem 23. Mai, an bog aber auch dieses Blatt, das bis dahin dem Benesch-Kurs am entferntesten stand, in die allgemeine Linie ein, die der Quai bestimmte. Der ehemalige Ministerpräsident Flandin, um ein zweites Beispiel dieser Art zu nennen, der noch vor einigen Wochen öffentlich eine Politik verfocht, die in Mitteleuropa nach neuen Gesichtspunkten suchte, ließ am Sonntag, dem 29. Mai, im „Petit Parisien" einen Artikel erscheinen, der ihn in einer Linie mit den Traditionshütern des Kollektivsicherheitssystems zeigte. Das ist bezeichnend, obschon er nach Überschreiten der kritischsten Wochen jetzt wieder für einen europäischen Ausgleich wirbt. Die zweite Lehre dieser Tage ist nicht weniger aufschlußreich. Eine Unwahrheit, nämlich die Behauptung von deutschen Truppenbewegungen an der tschechoslowakischen Grenze, vermochte in dem geschickten Zusammenspiel von Kräften, die im ganzen gesehen grundsätzlich deutschfeindlich eingestellt sind, und die ihren Sitz in Paris, in Prag, in Moskau und in London haben, den europäischen Frieden ernsthaft zu gefährden. Die Kaltblütigkeit, mit der der Führer in dieser kritischen Zeit das deutsche Staatsschiff sicher durch die Klippen lenkte, an denen unsere Gegner es am liebsten hätten zerschellen sehen, hat der Welt den Frieden gerettet. Und das ist die dritte Lehre. So befriedigend diese für uns ist, sollte sie uns nicht dazu verleiten, die beiden anderen zu vergessen. H. B.

*

Gewitterstimmung

Die Verständigung auf dem Nullpunkt

Unter Hinweis auf die nützlichen Verständigungsbemühungen der deutschen Jugend erklärte am Vorabend des 12. März ein französischer Diplomat in einem kleinen Kreis: Die Kämpfer für eine Verständigung sollten sich wie die Flieger verhalten, die durch eine Wolkendecke durchstoßen und sich immer wieder den freien Flug unter dem blauen Himmel bahnen. Freilich, so fügte er mit Betonung und unter dem frischen Eindruck der Wiener Ereignisse hinzu, sei das Problem des Anschlusses eine Wolke, die recht aussichtslos den Flug des Verständigungsgedankens beurteilen lasse. Nun ist es keineswegs etwa so, daß die spontane Ausübung des Selbstbestimmungsrechtes durch die Deutschen Österreichs erst die Chance eines deutsch-französischen Ausgleichs wieder zunichte gemacht hätte! Schon in den vorausgehenden Wochen hatten Männer von der Art eines Reynaud und Paul-Boncour alles getan, um eine vernünftige Tendenz am Quai d'Orsay zu unterdrücken oder als „Schwächepolitik" anzuprangern. Aber nun wurde durch den An-

Digitized by Google

schluß erneut offenbar, was man unter Verständigung und Ausgleich mit Deutschland verstanden hatte. Die Marianne wollte dem Michel nicht dort die Hand geben, wo die gemeinsamen Grenzen lagen, sondern dort, wo ihre Einflußzonen aufhörten, also bei Scharnitz, Passau, Eger, Zinnwald oder auf dem Riesengebirgskamm. Und viele von denen, die gefühlsmäßig der Verständigung nahestanden, teilten den für sie selbstverständlichen Standpunkt des Chauvinisten Louis Marin, der gesagt hatte, „die Garantierung der Integrität der Tschechoslowakei und Österreichs als der Schlüsselpositionen im Herzen Europas" sei Frankreichs Ehrenpflicht. Auch hier wurde mit der Unwissenheit Politik getrieben. War doch so z. B. jene Erklärung des stellvertretenden Vorsitzenden des Auswärtigen Kammerausschusses, Ernest Pezet, ein klassisches Beispiel für den triumphierenden Unverstand in Paris. Dieser Politiker vom Fach erklärte noch im vergangenen Dezember: „Ich kann mir nicht vorstellen, daß die österreichischen Arbeiter oder Bauern mit dem Worte „Heil-Hitler" grüßen könnten, ohne von einem inneren Unwohlsein befallen zu werden!" So ist es schießlich zu erklären gewesen, wenn auf Druck des damals amtierenden Außenministers Boncour die 1000 französischen Frontkämpfersöhne ihrem Gastgeber, der Hitler-Jugend, für eine wohlvorbereitete Deutschlandreise eine Absage erteilten.

Es ist ganz bezeichnend für den hier und dort vorhandenen Grad von Verständigungsbereitschaft, wenn man bedenkt, daß auf dem Schreibtisch des französischen Ministerpräsidenten Mobilmachungsdekrete unterschriftsbereit liegen, kurz darauf aber auf deutschem Boden, in Baden-Baden, ein Kongreß für die Zusammenarbeit abläuft, der Stellvertreter des Führers an die Frontkämpfer einen Appell richtet, das deutsche Volk aber selbst in völliger Ruhe und Ausgeglichenheit den aufgeregten Kriegslärm vor seinen Grenzen erträgt. Bedenken wir ferner: wie herzlich wurden Fernand de Brinon und der kriegsblinde Scapini, zwei sehende Franzosen, bei ihren wiederholten Besuchen empfangen! Was konnte mehr als eine bindende Erklärung des Führers über die Westgrenze und sein bekanntes Anerbieten eines 25jährigen Nichtangriffspaktes zur Beruhigung der Franzosen geschehen, und was konnte aufrichtiger die deutsche Volksstimmung kennzeichnen, als der Beifall im olympischen Stadion für die Mannschaft der Franzosen! Und wie den deutschen Sportlern kürzlich ein ganz und gar anderer Empfang durch die Pariser zuteil wurde, so haben wir auch im politischen Leben ähnliche Zusicherungen und direkte Anerbieten, die Ausdruck wahrer Verständigungsbereitschaft gewesen wären, nicht vernommen. Im Gegenteil! Sogar von den einsichtigen Franzosen bemühte man sich in Paris offensichtlich Abstand zu gewinnen. Ja, es ist in den letzten Wochen möglich gewesen, daß ein so weitverbreitetes Organ wie das „Oeuvre" Greuelberichte über jene Hitler-Jugend, die doch Frankreichs Freundschaft suchte, in die Welt setzte! Aus dem Lügenbündel sei nur erwähnt, daß man hier behauptete, die Hitler-Jugend werde bei ihren „militärischen Exerzitien" darauf abgerichtet, Singvögel zu schießen.

Bündnisfähigkeit soll bewiesen werden!

Ende Oktober 1937 hatte der Kammerpräsident Herriot auf dem radikalsozialen Parteitag von Lille betont: „Ich muß es aussprechen, damit Frankreich für jede Eventualität gerüstet sei: Die Lage ist ernst, sehr ernst." Kurz vorher war jene Kundgebung von Chautemps in unserer Zeitschrift erfolgt, die allgemein als Anzeichen einer Entspannung angesehen worden war. Kurz vorher hatte aber auch das Sudetendeutschtum in den Teplitzer Zwischenfällen neue Beleidigungen hinnehmen müssen. Es ist nun eine Zeitspanne über zu beobachten, wie von französischer Seite, insbesondere nach den Londoner Besprechungen von Delbos und aus Anlaß seiner Europareise, auf die Tschechen im Sinne stärkerer Konzessionsbereitschaft in der Nationalitätenfrage eingewirkt worden ist. Aber da der Wille in Frankreich nicht ernst und ehrlich genug war, zu einem Ausgleich mit dem Reich zu kommen, konnte Prag ungestraft die Ratschläge zur Mäßigung in den Wind schlagen. Mußte es am Hradschin nicht z. B. ermuntern, als aus Anlaß des Stojadinowitsch-Besuches im Januar dieses Jahres in Berlin die Pariser Presse unverhohlen ihrem Ärger Ausdruck gab, ja der offiziöse „Temps" selbst einen österreichisch-ungarisch-tschechoslowakischen Block als antideutsches Widerstandszentrum propagierte?

Nur ganz vorübergehend tauchte in Paris um die Jahreswende die Frage auf, ob die maritime weltimperialistische Politik eines Colbert für die Gegenwart ratsamer als Richelieus europäische Konzeption sei. Und nur kometenhaft leuchtete am Pariser Himmel die Erkenntnis auf, wie sie Pierre

Digitized by Google

Dominique in der Zeitung „République" formulierte: „Wir Franzosen haben zwei üble Gewohnheiten. Die eine ist, daß wir uns in jeden Konflikt hineinwerfen wollen. Die andere ist die, daß wir uns durch Abmachungen und Bündnisse binden zu glauben sollen, die automatisch in Kraft treten." Der Chor solcher Rufer ist kleiner geworden. Allein Flandin vertritt heute noch die Auffassung, Frankreich dürfe nur um seines eigenen Bodens und seiner eigenen Integrität willen die Waffen aufnehmen. Die Realpolitik, für die er eintritt, zeichnet sich auch in seinen Bemühungen ab, zu Franco Kontakt zu finden, wie z. B. durch die Übernahme des Ehrenvorsitzes einer französisch-nationalspanischen Handelskammer. Die andere Seite, deren Ansicht kein erheblicher Widerstand begegnet, sieht in der tschechischen Frage einen Präzedenzfall für die Bündnisfähigkeit Frankreichs in Mitteleuropa. Wird sie nicht bewiesen, argumentiert man, so ist die große Rolle von Paris in Europa ausgespielt. Auf diese Fiktion baut Herr Benesch, der wie kein anderer besser Frankreich kennt, sein kühnes Spiel auf. Ohne Zweifel sind es auch französische Generalstäbler, die mit ihren Auffassungen dem sowjetrussischen Interesse an einem Konflikt in Zentraleuropa Vorschub leisten. General Weygand bringt in seinem letzten Buch („Ist Frankreich stark genug", in deutscher Übersetzung bei Stalling/Oldenburg erschienen) diese Auffassungen recht drastisch zum Ausdruck, wenn er Frankreich auffordert, zu einer Offensive entschlossen zu sein und „Gedanken an eine defensive Rüstung abzuweisen, eine Bezeichnung, für die ich als gleichbedeutend nur die Machtlosigkeit kenne". Seinen Gegnern ruft er das Wort von Carnot ins Gedächtnis: „Greifen Sie an, greifen Sie ununterbrochen an. Die Verteidigung entehrt uns und tötet uns." Zweifellos Gedanken, die den Teilhabern der französischen Kollektivitätsidee nur willkommen sein können.

Die Hegemoniepolitik ist eine kostspielige Politik. Was Frankreich an Tributleistungen eingenommen hat, scheint es für seine politischen Pläne wieder ausgeben zu wollen. Dürfte sich die Finanzierung des spanischen Bolschewismus mit dem nach Paris verschleppten Gold der Bank von Spanien allein bezahlt gemacht haben? Und wer zahlt auf lange Sicht das tschechische Bollwerk, das sich doch wohl militärisch ebensowenig wie wirtschaftlich ohne fremde Hilfe für die Dauer auf Hochtouren halten läßt? Meint man im übrigen ernstlich, die langfristigen politischen Anleihen, die großzügig nach allen Richtungen Europas und sogar im Vorjahr nach China vergeben wurden, auf Franc und Centimes zurückzuerhalten?

England zieht mit!

Wenn diese Ausgabe unserer Zeitschrift in Händen unserer Leser ist, rollt in Paris ein Schauspiel ab, das sicherlich dem in den letzten Jahren angeknickten französischen Selbstgefühl wieder Auftrieb bringt. Der Besuch des Königs Georg in Paris läßt manche Erinnerung an historische Parallelen wieder wach werden. Immerhin täusche man sich nicht! Was der Großvater des regierenden Herrschers einst einleitete, findet bei dem gegenwärtigen Königsbesuch in Paris nur eine Bestätigung. Das Zusammenspiel London-Paris ist intakt. Die Engländer gaben einst Delbos den Rat, in Prag zu beschwichtigen, es geschah. Als die Automatik der Verpflichtungen Frankreich an die Seite der Tschechoslowakei führte, gab England vor, daß es die Konsequenzen aus der französischen Politik ziehen würde. In der spanischen Frage fügte sich Frankreich den englischen Wünschen, die Nichteinmischung nicht nur de jure sondern de facto wirksam werden zu lassen. Die Zusammenarbeit der Diplomatie verspricht sich in der Zeit der französischen Kammerferien, also der Regierungsstabilität, zu festigen. England möchte eine schnelle Beruhigung des Mittelmeerraumes, nach Herriot noch vor einem halben Jahr „ein höllischer See", erwirken, und Frankreich fügt sich schon um seines tschechischen Partners willen. Wieweit britische Wünsche realisierbar sind, wird sich an der Haltung Frankreichs zu den Genueser Forderungen Mussolinis entscheiden. Die Verständigung mit Italien ist unter den gleichen Bedingungen wie der Ausgleich mit Deutschland zu haben. Auch hier wird sich die alte Illusions- und Prestigepolitik mit den neuen Wirklichkeiten noch reiben. Überall bei derartigen Fühlungnahmen wird der Eindruck vorherrschen, daß die neue Entente cordiale ein Zweckbündnis ist, das auch dann für London gegeben wäre, wenn Italien oder Deutschland in Europa gar nicht existierten. Die Beschlüsse der Generalstäbe vom März dieses Jahres bauen gewiß auf den Erfahrungen des Weltkrieges auf; die wehrwirtschaftlichen Sicherungen in Kanada und USA. dürften ebenso wie Fragen der mili-

Digitized by Google

tärischen Führung schon in einer Zeit des Friedens festgelegt sein.

Das alles klingt recht düster. Und wer wollte leugnen, daß bei solcher Schwüle leicht ein Gewitter eintritt, dessen Folgen niemand wünscht und absieht. Gewiß wünschen die Engländer ebenso wie wir, den Frieden zu erhalten. Wenn sie Beobachter entsenden und ihre Presse die Berechtigung sudetendeutscher Forderungen anerkennt, so um eine Entlastung herbeizuführen. Sie wollen sich nicht von der Tschechoslowakei her das Gesetz ihres Handelns diktieren lassen — so wie es in den kritischen Tagen schon einmal geschah. Sie wollen innerhalb des tschechischen Staatsverbandes an den Irrtümern von 1919 korrigieren, bevor ihnen daraus größere Sorgen erwachsen. Darum auch der einheitliche Wunsch, eine Lösung zu finden, die nun je nach der politischen Einstellung verschiedener Kreise zwischen „einer zweiten Schweiz" in Mitteleuropa und einem Statut im Sinne von St. Germain auf der Linie der tschechischen Politik sich bewegt. Alles zu verhindern, was vermeintlich die Bedeutung ihrer eigenen Rolle auf diesem Kontinent möglicherweise schmälern könnte, ist ein altes Gesetz der englischen Politik, das auch in dieser Frage Anwendung findet.

Maske und Gesicht

Wieder einmal ist aus dem Nachlaß des Versailler Friedensdiktats eine gefährliche Krise erwachsen. Es gehörte kaum politische Weisheit dazu, schon damals vorauszusehen, daß die Errichtung eines neuen Habsburgerstaates im kleinen unter tschechischer Führung zu Konflikten führen mußte. Wenn man dann wenigstens tschechischerseits den Nationalitäten die Freiheiten gewährt hätte, die man selbst in der Donaumonarchie besaß oder im Wiener Parlament forderte! Aber die Tschechen vermochten andere Völker nicht für besser als sich selbst anzusehen und erinnerten sich ihrer Verrätereien, die sie trotz der slawophilen Großzügigkeit des Habsburgerregimes begangen hatten; so erhoben sie die Gewalt- und Entrechtungspolitik, die Entnationalisierung der Volksgruppen, ihre wirtschaftliche Niederknüppelung zur Doktrin ihrer Staatspolitik. Und ein schwaches, tributwilliges Reich mußte solche Völker wie die Tschechen nachgerade noch dazu ermutigen. Nun aber ist in Europa die Zeit angebrochen, da die „Irrtümer" von Versailles nicht mehr aufrechtzuerhalten sind, da die Volksgruppen unter dem Druck der Entnationalisierung ihrer völkischen Bestimmung sich bewußt geworden sind und da die Forderung nach einer Revision von Versailles durch einen Versailler Programmpunkt, dem Selbstbestimmungsrecht der Völker, überall laut wird. Und es sind nicht allein „die bösen Sudetendeutschen", die ihre Menschenrechte gegen den tschechischen Vogt und seine Fron geltend machen, es sind Slowaken, Polen und Ungarn ebenso, die gegen die Diktatur von St. Germain einen Weg zu ihrem völkischen Eigenleben innerhalb dieses Staatsgebildes suchen. Die tschechische Politik steht somit vor der innerpolitischen Notwendigkeit, ihren Kurs um 90 Grad herumzuwerfen. Ihre Willkür, die ihr im eigenen staatlichen Raum weder bei der einen noch bei der anderen Nationalität einen Bundesgenossen einbrachte, soll sich zu einer Politik schweizerischer Elastizität und Duldsamkeit wandeln! Deutschfeindliche Elemente in der tschechischen Führung, dazu eine parlamentarische Demokratie, aus deren Lager jeder ernsten Ausgleichsbemühung der Widerstand im Rücken droht. Das sind Schwierigkeiten, die sich als Folgen einer reaktionären Politik, einer Kollektivitätsidee und ihrer Militärallianzen ergeben haben. Die tschechische Politik hat bisher noch keinen konkreten Versuch unternommen, durch einen Kurswechsel dem Gebot unserer Zeit und der Gerechtigkeit zu folgen. *Hier taucht zum erstenmal der Zwang einer Revision durch einen der Sieger von Versailles auf.* Es ist nicht mehr Deutschland, das aus sich selbst den Pakt revidiert — nein, es soll aus einer vernünftigen Prager Staatspolitik heraus von einem Siegerstaat erfolgen. Es wird gar nichts verlangt, was ans Prestige rührt. Die Unterschrift unter die Nationalitätenverpflichtungen von Versailles, unter den Grundsatz des Selbstbestimmungsrechts, unter den Pittsburger Vertrag usw. soll eingelöst werden. Und da wird offenbar, daß eine systematische Weigerung gegen eine solche Politik des Rechtes auch von jenen geschützt wird, die sich gern ihrer Verdienste um den europäischen Frieden rühmen. Gewiß wird man sich an der Themse der Ratschläge erinnern, die man im Dezember Delbos auf seinen Prager Staatsbesuch für den Hradschin mitgab, nämlich die Tschechoslowakei daran zu erinnern, daß sie ihrerseits Verantwortung für den Frieden und die Verpflichtung zu einem Ausgleich mit dem Reich zu kommen trage. Die absolute *Gewißheit, auf*

Digitized by Google

die Automatik der Pakte rechnen zu können, ließ aber Eduard Benesch dem Grundsatz Treue bewahren, den er in einer Denkschrift an die Friedenskonferenz von Paris ausgesprochen hatte: es sei die geschichtliche Mission der Tschechen, die Todfeinde der Deutschen zu sein. Und als Einstellung zu allen fremden Ratschlägen, den Nationalitäten ihr Eigenleben zuzugestehen, galt und gilt nach wie vor, wie es scheint, die von Dr. Benesch und Titulescu damals auf der Konferenz von Kaschau ausgegebene Parole, daß die Revision den Krieg bedeute. Wie leicht war es schon in den vergangenen Jahren, für die Gewährung einer Autonomie im tschechischen Staatsverband die Sicherheit des Friedens einzutauschen. Bedarf es noch weiterer Beweise, als den Hinweis auf die Erklärungen des Führers gegenüber Ward Price am 11. März 1936, wonach das Reich bereit sei, auch mit der Tschechoslowakei eine Nichtangriffsverpflichtung von Staat zu Staat abzuschließen. Den Tschechen aber kam es darauf an, die oben skizzierte Staatspolitik fortzuführen, ohne sich die Sympathien in London zu verscherzen. Darum damals vor dem Delbos-Besuch der durchsichtige Trick, dem Parlament einen Entwurf für ein Parteienauflösungsgesetz vorzulegen, das dann gegen Parteien mit „anstößiger Tätigkeit", lies: Henlein-Partei, Anwendung finden sollte. Hlinka nannte diesen Plan „den unerhörtesten Angriff, der je in einem demokratisch genannten Staat gegen die Demokratie unternommen wurde". Als dann Delbos seine Londoner und Pariser Ratschläge zur Mäßigung vorbrachte, zog Prag den Entwurf zurück und „bewies" den Westmächten auf diese Weise seine großherzige Gesinnung. Andererseits konnte man sicher sein, daß bei den verbündeten Generalstäblern das Staatsverteidigungsgesetz Beifall fände, und so schuf man sich in Wahrheit die gewünschten neuen Handhaben, die Nationalitäten zu entrechten.

Ein ähnlich durchsichtiges Manöver, die Welt mit der angeblichen Nationalitätenfreundlichkeit zu bluffen, war jene Minderheitenvereinbarung zwischen den Tschechen und den deutschen Splitterparteien Anfang 1937. Leere Versprechungen, die die wachsende sudetendeutsche Einheit aufhalten sollten. Aber sie bewirkten nur das Gegenteil! Da diese Splitter nicht den geringsten Erfolg für das Leben der Volksgruppe erzielten, verloren sie ihr letztes Vertrauen bei den ohnehin zusammengeschmolzenen Wählergruppen. Und der sozialdemokratische Abgeordnete Katz konnte diesen ganzen Schwindel nicht besser veranschaulichen als durch sein Bekenntnis in einer tschechischen Versammlung: „Auf uns, die deutsche Sozialdemokratie, können Sie sich verlassen, in uns haben Sie einen Verbündeten auf Leben und Tod."

Leichtfertige Intrigenpolitik

Durch solche und ähnliche Manöver wurde die Welt betrogen. Ja, gegen chauvinistische Anwürfe in Paris meinte Delbos von einer gleichen Richtung der Politik „auf neuen Wegen" sprechen zu können. Da sich englische Zeitungen selbst unterrichteten und bemüht waren, ein wirkliches Bild von den unhaltbaren Zuständen zu entwerfen, kam man in Prag auf den originellen Gedanken, in London ein tschechisches Propagandabüro aufzuziehen, für das man den Deutschenhasser Wickham Steed engagierte. Und da die „Times" fragten, ob denn die Tschechoslowakei überhaupt keine Verantwortung für den gegenwärtigen Stand der Dinge oder keine Verpflichtung irgendwelcher Art habe, einen Weg zu suchen, der die Lage der großen deutschen Volksgruppen vereinbar mache mit guten Beziehungen zum Reich, kam aus Herrn Kroftas Mund in einer Rundfunkrede das magere, nichtssagende Versprechen, „sorgsam darauf zu achten, daß den ‚Minderheiten' keine Erniedrigung oder ein Unrecht zuteil werde".

Gleichzeitig herrschte aber in Prag eine heftige außenpolitische Aktivität. Aus engstirniger Denkungsart, nur um die Versailler Konzeption nicht aufgeben zu müssen, entstanden die albernsten Projekte. So denke man nur an den Hodza-Plan eines Dreiecks Prag—Wien—Budapest als Ersatz für die mangelnde Solidarität des Kleinen Verbandes gegenüber Deutschland. Aber auch zur Verwirklichung solcher Ideen schien man in einer vernünftigen Behandlung der madjarischen Volksgruppe keine absolut erforderliche Voraussetzung zu sehen! Ja, wie chaotisch die tschechische Politik alles anfaßte, was gegen das Reich und damit gegen ein erträgliches Nationalitätenstatut im eigenen Staat zu wirken versprach, soll nur ein einziges Beispiel lehren. Als der jugoslawische Ministerpräsident Dr. Stojadinowitsch im Zusammenhang mit dem Konkordatskampf eine innerpolitische Krise

Digitized by Google

zu überwinden hatte, unterstützten die Tschechen alle jene Kräfte, die an seinem Sturz arbeiteten. Es war ein offenes Geheimnis in Belgrad, daß ein aus der Regierungspartei ausgebrochener Abgeordneter, der eine oppositionelle Gruppe im Parlament auftat, in Prag verhandelte. Seine Zeitung trieb fortan eine plumpe protschechische Propaganda.

Noch ergötzlicher sind die Stimmungen, die von Prag Italien entgegengebracht wurden. Eine maßlose Hetze gegen die Achse, verbunden mit einer aktiven Unterstützung des spanischen Bolschewismus, lösten sich mit jenen von Liebenswürdigkeiten triefenden Freundschaftsbeteuerungen ab. So ist noch der Aufsatz eines tschechischen Generalstäblers in der „Lidove Noviny" in Erinnerung, der versicherte: „Solange wir fest im Erzgebirge und im Riesengebirge stehen, hat dies auch seine Bedeutung für den Brenner." Und der Kriegsminister Machnik meinte sogar, Italien zur Verteidigung der Tschechoslowakei auffordern zu müssen. Wesentlich mehr Glück schien den Tschechen in einem kleineren selbständigen Stadtgebiet Roms zuteil geworden zu sein, wenn wir uns der Kundgebungen vom Prager Katholikentag im Juni 1935, des Besuches des Emigrantenpaters Muckermann bei Benesch und jener aktiven Förderung eines Ausgleichs in der Habsburgerfrage zwischen Wien und Prag entsinnen.

Allianzen bewahren vor dem Gebot der Vernunft

Wir sahen, daß die tschechische Innen- und Außenpolitik, die nicht mehr voneinander zu trennen ist, allein auf den Militärallianzen mit Paris und Moskau sowie der indirekten Deckung durch London beruht und hiervon ihre renitente Hartnäckigkeit gegenüber den Volksgruppenforderungen herleitet. Das Selbstvertrauen in eine solche Katastrophenpolitik haben die Franzosen kräftig gefördert. Der Olmützer „Naschinec" gibt ebenso wie die „Ostrauer Morgenzeitung" einen Eindruck verursachenden Bericht über das tschechische Verteidigungssystem. „Frankreich berief die besten Ingenieure und die fähigsten Offiziere in die Tschechoslowakei." Nach einer schaurigen Geschichte über Hindernisse, Fallen und Abwehrmaßnahmen gegen eindringende Truppen heißt es: „Hinter diesen Schutzbefestigungen, deren Zweck darin besteht, den Einfall von Truppen anzuhalten oder ihren Vormarsch zu verlangsamen, verläuft die eigentliche tschechoslowakische Maginotlinie." Solche Anlagen scheinen den leichtfertigen Elementen in Prag eine größere Gewähr für die Staatssicherheit als der ehrliche Weg eines Abbaus der inneren Spannungen durch die Erfüllung der Autonomieforderungen zu bedeuten.

Dreieinhalb Millionen wollen leben!

Die mustergültige Zurückhaltung des Reiches und die beispiellose Disziplin einer ihrer unauflösbaren Einheit bewußten deutschen Volksgruppe haben deutscherseits die Voraussetzungen geschaffen, um den Weg zu finden, der dreieinhalb Millionen Sudetendeutschen die Möglichkeit gibt, im tschechischen Staatsverband erträglich zu leben. Ansätze von tschechischer Seite fehlen noch. Die Bereitwilligkeit, die acht Karlsbader Forderungen Henleins und das Nationalitätenstatut der Regierung als Verhandlungsgrundlage anzuerkennen, verspricht noch nichts. Im Gegenteil: die tschechischen Ausschreitungen gegen Deutsche, die finsteren Drohungen, wie sie das „Oeuvre" gegen die Sudetendeutschen für einen Ernstfall ausstieß, die lauen Ratschläge der Alliierten, lassen das Bild düster erscheinen. Die Anklagen gegen die Gewaltherrschaft sind so schwer, daß nur die Erfüllung der Forderungen Henleins einen wirklichen Wandel bedeuten kann. Da sind hunderttausend junge sudetendeutsche Männer im Alter von 18 bis 24 Jahren und können ihren erlernten Beruf nicht ausüben, da leben fünfmal soviel Arbeitslose unter unserer Volksgruppe als unter Tschechen, da werden alle öffentlichen Aufträge im Sudetenraum nur tschechischen Firmen übertragen, da liegen 700 000 Hektar sudetendeutschen Bodens, die zu 96 Prozent die „Bodenreform" zugunsten der Tschechen enteignete, da dürfen in 116 rein deutschen Gemeinden die Deutschen im amtlichen Verkehr ihre Muttersprache nicht gebrauchen, da werden tschechische Grenzler zur Durchsetzung des geschlossenen deutschen Sprachgebiets als Staatsbeamte eingesetzt, deutsche Kinder in tschechische Schulen gepreßt und nur tschechische Soldaten in deutsche Städte in Garnison gelegt, und was sonst alles an unhaltbarem Unrecht einem deutschen Stamm von dreieinhalb Millionen zugemutet wird. Klar und einfach liegt der Frieden in der Erfüllung einer so natürlichen Forderung beschlossen, wie sie Konrad Henlein in Karlsbad formulierte: „Als Unterdrückte werden wir uns so lange fühlen, solange wir Deutsche nicht das gleiche

Digitized by Google

tun dürfen wie die Tschechen. Alles, was den Tschechen erlaubt ist, muß auch uns erlaubt sein."

Farbe bekennen!

Der große Schlag, eingeleitet durch die Mär von der Zusammenziehung deutscher Truppen an der Grenze und die freimaurerische Propagandawelle, die gegen den deutschen „Friedensstörer und Imperialisten" über die Welt lief, und auf die Spitze getrieben durch die tschechische Mobilmachung, ist ins Leere gestoßen. Gute Nerven und eine überlegene Bedachtsamkeit haben die Gefahr für den Frieden erkannt. Nun muß der tschechische Löwe Farbe bekennen und eine neue Ordnung finden, die jeder Volksgruppe ihr Recht verschafft. Oder es wird sich zeigen, wer das Zusammenleben in Mitteleuropa unerträglich macht und wer einem katastrophensicheren reaktionären Chauvinismus in der Welt sein Schwert leiht. Über diese Sommermonate hinaus wird die Verschleppungstaktik nicht mehr anwendbar sein. Sudetendeutsche, Polen, Ungarn und Slowaken fordern ihr Recht. Nur wer ihnen das verschafft, wird stolz von sich sagen können, dem europäischen Frieden über die sommerliche Krise von 1938 hinweggeholfen zu haben!

Günter Kaufmann.

Kleine Beiträge

Vom kulturellen Wirken der Jugend

Wir geben einem Teilnehmer am Weimarer Lager des Kulturamtes der RJF., der nicht unmittelbar aus den Reihen der HJ. kommt, das Wort, über seine Eindrücke zu berichten.

Wenn man mich fragt, was ich von der Kulturtagung der Hitler-Jugend in Weimar mit heimgebracht habe, so lassen sich die vielfältigen Eindrücke in einem einzigen wesentlichen Satz zusammenfassen: ich habe mein Vertrauen, das ich in die kommenden Wächter und Bildner unseres Volkes setze, stärken dürfen und fühle mich durch dieses verpflichtende Erlebnis, das mir erstmalig zuteil geworden ist, erhoben und erfrischt für eigene Aufgaben. Wohl spürte ich den mächtigen Magneten über allem, der gleichrichtet und kein Auseinanderstreben duldet, der politischen Irrtum ablenkt und ihm von vornherein jede Wirkungsbasis entzieht, jeden einzelnen sah ich dieser volkwilligen Macht eindeutig und freiwillig unterworfen. Aber aus dieser selbstgewählten gehorsamen Haltung fühlte ich eine Freiheit ohnegleichen hervorgehen. Es lockerten sich zusehends die Kräfte für geistiges Wirken und geistiges Verantworten auf, in dessen künftigem Bereich auch die soldatischen Eigenschaften unentbehrlich sind. Und mochte es einem Außenstehenden zuerst erscheinen, als ob hier das spartanische Feldlager wiederholt würde, so genügte der Ort, wo es stand, der Geist, der es regierte, und die mutige Art und Unvoreingenommenheit, mit der hier Probleme angepackt wurden, um ihn bereits am ersten Tage wissen zu lassen, daß attischer Geist — um beim Sinnbild zu bleiben — die versammelte Jugend beflügelte.

Es ist darum ein böses Verkennen, dem schon Goethe entgegentritt, wenn einer meint, im Bereich kulturellen Wirkens und Erziehens der soldatischen Eigenschaften und Tugenden entbehren zu können. Denn das Soldatische, welches dem einzelnen das rechte Gleichgewicht in der Gemeinschaft erhält, ist nicht mit jener militärischen Folie aus der Vergangenheit zu verwechseln, einem Formalismus, mit dem auf den Schlachtfeldern des Weltkrieges endgültig aufgeräumt worden ist. Das Soldatische, dem man früher einzig und allein die Landesverteidigung glaubte überlassen zu müssen, ist vielmehr eine Substanz, die ein Leben lang in allen Lagen völkischen und kulturellen Seins wirken soll. Der Antike war das durchaus geläufig, und es bedurfte keiner Diskussion darüber, ob ein Staatsmann, Dichter und Philosoph auch ein fähiger Soldat sein solle.

Ich habe mich darum gefreut, daß man im Soldatischen das lebendige Zwischenglied zu geistigem Wirken sah, ja, geradezu eine Voraussetzung zu echter geistiger Ökonomie. Denn am Beginn kulturellen Handelns steht ordnender und damit solda-

Digitized by Google

tischer Geist. Und dieser Geist erzeugt von selbst Instinktsicherheit, Bereitschaft, Selbstzucht. Er ists, der dem schöpferischen Menschen die Wege ebnet und sauber hält und ihn wach macht für den Einbruch und Ansturm göttlicher Kraft, der Gnade, die sich geheimnisvoll Form sucht im Werk der Worte, Töne und Gestalten. Dem schöpferischen Menschen bleibt deshalb nichts erspart, was ihn an seine Aufgabe knüpft. Aber bei aller Einsamkeit ist er nie verlassen, bei aller Selbstzucht und Strenge nie allein. Denn ein Glaube und, die diesen schützt, eine Ordnung binden ihn fest und schicksalhaft an das Gemeinsame, an Volk und Staat.

Es kommt — weiß Gott — nicht aus einer schwächlichen Haltung, wie finster amusische Typen es gerne auslegen möchten, wenn man künftig nur dem musischen Menschen, dem „Manne, der Musik hat in sich selbst" das Recht zugesteht, ein Volk wie das deutsche politisch zu führen. Wer unter den jungen schöpferischen Kräften der Hitler-Jugend atmete nicht auf, als Baldur von Schirach von Weimars Bühne herab, indem er den Führer als das große musische Beispiel des politischen Menschen feierte, es einmal ganz bestimmt und unmißverständlich aussprach und zur These erhob, daß nämlich nur der Politiker künftig zu einem Amte tauge, der in hohem Maße ein musischer Mensch ist? So deutlich ist eine solche Forderung meines Wissens in Deutschland noch zu keiner Zeit aufgestellt worden! Was würde uns Friedrich, der Sieger in vielen Schlachten, bedeuten, wenn nicht in ihm jener andere Friedrich gesteckt hätte, der sich das Attribut „der Große" musisch erkämpft hätte? Was nützt der Kampf für eine gute Sache, wenn er nicht beflügelt geführt wird und schließlich weiterdauert in Gesang und Bild? Denn erst dann wird alles Erkämpfte dauerhaft oder wirbt um Unvergänglichkeit wie der König in seinem Sänger. Oder noch deutlicher gesprochen: daß das Musische keine bloße Verbrämung ist, daß vielmehr Glaube und Tat den Gesang magisch nach sich ziehen, beweist die Hitler-Jugend immer von neuem mit ihrem Fahnenlied.

Diese Bereitschaft zu neuer Leistung und andererseits die Ehrfurcht vor der alten, bewährten, hat einen unauslöschlichen Eindruck in mir hinterlassen. Denn in solcher Wechselbezogenheit wirbt man allein um echte Geschichtlichkeit. Das beständige Aufsuchen Weimars erscheint mir als eine Treue am deutschen Geist, dessen höchster Ausdruck Goethe ist. Aber gleichzeitig treibt diese Jugend eine hohe Verpflichtung dorthin und damit bekennt sie sich zu ihrer wahren geistigen Herkunft, ohne die es — nach Ernst Bertram — keine Zukunft gibt.

Wer aber ein großes Beispiel vor Augen hat und dann selber mit eigenen Kräften um Gestalt ringt, mit ihnen haushält und wirkt, dessen geistige Entwicklungsgrundlage ist gesund und zukunftsträchtig. Und an der Bildbarkeit und Entwicklungsmöglichkeit der kulturellen Kräfte der Hitler-Jugend wird einer, der ihren Arbeitsernst und -eifer in Weimar sah, nicht mehr zweifeln. Ja, es wurde mir von verschiedenen Führern versichert, wie sie von Jahr zu Jahr einen stärkeren Bildungswillen in ihren Reihen verspürten und bei einzelnen Kameraden einen zu immer größerer Selbständigkeit führenden geistigen Entwicklungsweg überblicken könnten, der sehr zuversichtlich stimme. Zwar hatte die Reichsjugendführung auch Interpreten mit großem Namen in den Weimarer Tagen eingesetzt. Es kamen Elly Ney, Edwin Fischer, Kuhlenkampf, Diener und das Strub-Quartett und boten unvergleichliche Leistungen. Aber trotz aller Begeisterung und Ehrfurcht, mit der die Jugend die vollendet interpretierten Werke aufnahm, muß ich gestehen, daß für mich jene Veranstaltungen wichtig waren, bei denen ich Kräfte am Werk wußte, die gar nicht darauf aus waren, ein vorbereitetes Publikum zu suchen und zu beglücken, wie es bislang der Wunsch eines jeden Interpreten gewesen ist, die vielmehr durch die Intensität ihrer Hingabe keineswegs vor den virtuosen Leistungen zu kapitulieren brauchten. Ich denke hierbei an den herrlichen Chor der Münchener Rundfunkspielschar und an das HJ.-Streichorchester Karlsruhe. Auch in den verschiedenen Arbeitsgemeinschaften, den musikalischen wie literarischen, denen des Tanzes, der bildenden Kunst und der Freizeitgestaltung, habe ich stets von neuem auf jene mir lieberen Kräfte geachtet, denen bravouröse Leistungen nicht als das kulturell Erstrebenswerteste gelten.

Während das Reich durch den Aufbau seiner Wehrmacht dafür sorgt, daß es sich jederzeit gegen jeden Feind verteidigen kann, sorgt die Jugend Adolf Hitlers dafür, daß es immer etwas zu verteidigen gibt und der Verteidigungswille der Nation nie zum Selbstzweck entarte. Wer aber an der kulturellen Bereitschaft der jungen Kräfte

Digitized by Google

zweifelt und meint, die geistigen Gaben würden sich in individualistischer Pflege tiefer entwickeln und stärker auswirken, mit diesem kann man nicht rechten, weil ihm die Anschauung fehlt, die mir in den Weimarer Tagen zuteil geworden ist.

Fritz Diettrich.

Münchner Kunstausstellungen

Die von der Direktion der Bayerischen Staatsgemäldesammlungen in München veranstaltete Gedächtnisausstellung „Albrecht Altdorfer und sein Kreis" hat bei der kunstliebenden Laienwelt, mehr aber noch in den Kreisen der zünftigen Kunstwissenschaftler, ein auffallend starkes Echo gefunden. Nicht nur, daß es gelang, das in vielen Museen verstreute Erbe Altdorfers zu einer einmaligen Schau zu vereinen, sondern vor allem wurden die wichtigsten Vorgänger, Werkgenossen und Schüler des Meisters herbeigeholt, so daß man fast geneigt wäre, von einer „Monographie der Donauschule", wie man den ganzen Kreis bezeichnet, zu sprechen.

Nicht zu Unrecht ist Altdorfer, der um 1480 in Regensburg geboren wurde und dort als Ratsherr und städtischer Bürgermeister 1538 starb, die stärkste malerische Begabung genannt worden, die der bajuvarische Stamm je hervorbrachte. Und wohl erst unsere Zeit vermag seine Größe und Bedeutung zu ermessen, die bislang immer etwas unter dem Schatten Albrecht Dürers stand.

Allein schon ein Überblick über das schier unerschöpfliche Lebenswerk des Regensburger Meisters zwingt den Betrachter zu knappen Andeutungen. Was von ihm auf uns gekommen ist an Gemälden, Altarbildern, Kupferstichen, Radierungen, Holzschnitten (so etwa die köstlichen Darstellungen auf der Ehrenpforte des Kaisers Maximilian, die hauptsächlich dann von Dürer ausgeführt wurden), Architektur-Zeichnungen, Fresken, entzückend in der Farbe spielenden Aquarellen und Zeichnungen in verblüffender Hell-Dunkel-Technik, das zeigt den Genius in seiner ganzen Größe. So mag man, um nur einige Beispiele zu nennen, auf dem Flügelaltar der Regensburger Minoritenkirche die unheimliche Realistik der Darstellung bewundern, wenn Altdorfer den Jünger Johannes beim Abendmahl schlafen und einen anderen Jünger sich mit dem Messer im Mund stochern läßt, während ein Hund das Wasser im Weinbehälter ausläuft, man mag sich an den satten, beinahe überirdischen Farben des Flügelaltars von St. Florian erfreuen oder die unendlich verinnerlichte Auffassung der „Heiligen Nacht" in sich aufnehmen. Allein, damit ist über das Einmalige, das Revolutionäre des Regensburger Ratsherrn wenig ausgesagt. Was ihn über seine Zeit hinaushebt, liegt in der Entdeckung der Landschaft. Man verfolge nur einmal an den Zeichnungen Altdorfers, wie er mehr und mehr die althergebrachte Auffassung von der Landschaft als reiner Staffage verdrängt, wie er den Blick von den biblischen Figuren abwendet zu Berg und Baum, diese als künstlerische Motive und eigene Lebenswesen erkennt, bis plötzlich der Durchbruch da ist. (Donaulandschaft bei Regensburg.)

Einer Offenbarung gleich muß die neue Schau der Landschaft und ihrer Menschen über ihn gekommen sein. Bei den „Beiden Johannes", auf deren Gesichtern eine fast grünewaldsche Ekstase liegt, bei der „Maria mit dem Kind in der Glorie", noch mehr aber bei der „Susanna im Bade" zaubert er Flußlandschaften, Gärten mit Blumen und Sträuchern, Burgen und hochgieblige Bürgerhäuser in berauschenden Farben auf Holz und Leinewand. Und immer begrenzen den Horizont zerklüftete, schneebedeckte Berge — die ewige Krönung der engeren Heimat des Meisters.

Wie stark Altdorfer aber mit der neuen Sicht der Landschaft alle starre Überlieferung sprengte, kann man nirgends besser ablesen als an seinem reichsten Werke, der „Alexanderschlacht", die er im Auftrag des bayrischen Herzogs malte und um deren Vollendung willen er die Bürgermeisterwürde ablehnte. An diesem Bilde, das die Franzosen 1800 aus der Schleißheimer Galerie raubten, das Napoleon sein liebstes Bild nannte und es in St. Cloud aufhängen ließ, ist dem Romantiker Friedrich Schlegel — er sah es im Renovierungssaal des Louvre — die Größe der mittelalterlichen Kunst aufgegangen.

„Wenn es daselbst" (in München), so schreibt er, „noch mehrere Bilder von diesem hohen Werte gibt, so sollen deutsche Maler dahin wallfahren wie nach Rom und Paris."

Wir haben in unserer Kunstdruckbeilage zwei kleine Ausschnitte aus diesem in der Komposition wie in der Farbwirkung einzigartigen Werk wiedergegeben, das, darauf sei ausdrücklich hingewiesen, aus dem Rahmen der biblischen Welt völlig heraus-

Digitized by Google

fällt. Im Vordergrund der Szene spielt sich die große Schlacht zwischen Alexander und dem Perserkönig Darius ab. Ob man schon einmal versucht hat, die Tausende und aber Tausende der Krieger zu zählen — wir wissen es nicht. Aber wie herrlich sind die Kampfszenen aufgebaut, wie hellen die wehenden Fahnentücher und Helmbüsche, die weißen Zelte des Lagers das unübersichtliche Drängen der Schlacht auf. Und dann gleitet der Blick von dem burggekrönten Berg hinaus auf die Stadt am Meer, auf die unendliche lichtübergossene, von Schiffen durchfurchte Wasserfläche, auf Inseln und Buchten und Gipfel des fernen Gebirgszuges, über denen die Sonne aus dunklen Föhnwolken hindurchbricht. Eine kaum faßliche visionäre Beschwörung der Landschaft, die uns Altdorfer hier geschenkt hat! Und was er auch an seltsam gewachsenen, phantastisch anmutenden und beinahe aus der Urzeit herüberragenden Bäumen und Pflanzen gezeichnet und gemalt hat, an Gletschergipfeln und nachtdunklen Flüssen in seinen Landschaften, immer fühlt man sich ihnen zugehörig, sie sind deutsche Heimat, den Träumen und der Augenblicksnähe verschwistert.

*

Wer wie wir sich nach dem Besuch der Altdorfer-Ausstellung in die Münchener Kunstausstellung 1938 begibt, wandelt wohl erst recht mutlos durch die Säle des Maximilianeums, das einst König Max als Wohnstätte für die begabtesten Schüler Bayerns erbaute, und in dessen Galerien ansonst übergroße Ölbilder von Makart und Piloty hängen.

Der Sprung aus der Welt Altdorfers, dieser glaubensstarken, inbrünstigen, noch ganz dem Hintergründigen zugewandten Welt des Mittelalters, das bereits von den ersten Wehen der Reformation durchzuckt wird, in unser zivilisiertes Zeitalter ist doch zu groß. Und man muß sich wirklich erst rein vernunftsmäßig das künstlerische Chaos der Nachkriegszeit vor Augen halten, um langsam zu verstehen, daß sich ganz allmählich das Neue, Gesunde, Vorwärtsweisende in der deutschen Kunst abzeichnet.

Nun kann und will die jährliche Münchener Kunstausstellung, die nach der großen repräsentativen Ausstellung im Haus der deutschen Kunst auch in Zukunft erhalten bleiben soll, gewiß nicht einen vollständigen Überblick über das bayerische Kunstschaffen geben. So erklärt sich das Fehlen mancher namhafter Maler und Plastiker, die sicherlich ihre besten Werke dem Haus in der Prinzregentenstraße eingereicht haben. Immerhin konnten wir bei unserem Rundgang einige recht beachtliche Bilder feststellen, an denen vor allem die saubere Beherrschung des Handwerklichen auffällt. Noch tastet mancher etwas unsicher und versucht sich in der Nachfolge etwa der Romantik — die Nachwirkung Kaspar David Friedrichs ist unverkennbar — oder Hodlers, aber wer würde das nach dem Hexensabbat der futuristischen, kubistischen Stilentartungen nicht verzeihen!

Von den Landschaften überzeugen wie immer Carl Theodor Protzen und Henny Protzen-Kundmüller, Willi Geiger mit einem sehr atmosphärischen „Blick ins Moor", dann etwa die schwermütige Winterlandschaft von Max Wylluda, während uns des begabten Wolf Panizza „Motiv bei Landsberg am Lech" nicht recht an seine früheren Leistungen erinnern will. Die große Zahl der Porträts umfaßt Werke der nüchternsten „Photographie" wie der wirklichen seelischen Durchdringung. Besonders erwähnen möchten wir das in der Farbe und in der Auffassung frische „Mädchen aus der Holledau" des Meisters Baumgartner, den „Mädchenkopf" des jungen Sepp Hilz aus Bad Aibling, der zwar noch etwas „leibelt", wie man in München zu sagen pflegt, aber der bestimmt in allernächster Zeit allgemein beachtet werden muß und wohl auch im Haus der deutschen Kunst einen besonderen Platz einnimmt, dann das schneidige „Bildnis des Major B." von Professor Elk Eber und die lustigen unbekümmerten „Geschwister Hilgenreiner" von Josef Woldemar Keller-Kühne. Auffällig, daß die Hinneigung zur figürlichen Komposition sehr schwach ist. Hier vermögen wir eigentlich nur den eigenwilligen „Maurer, um Mörtel rufend" von Karl Schuster-Winkelhof hervorzuheben. Fritz Richter, Berchtesgaden, dem wir bereits früher einmal eine Kunstdruckbeilage widmeten, zeigt einen schönen Holzschnitt vom Straßenbau; bei der Graphik zeichnen sich altberühmte Künstler wie Karl Bauer, Ferdinand Staeger und Hermann Mayrhofer-Passau aus, während die Plastik, vor allem vertreten durch Josef Wackerle und Ferdinand Liebermann, einen begabten Nachwuchs sehr vermissen läßt. Die Ausstellung enthält zudem noch schöne Fresken- und Mosaik-Entwürfe von Paul Burk und Hermann Kaspar, eine Anzahl von Kleinplastiken (auffällig, daß gerade auf dem

Digitized by Google

Gebiet der mittleren und kleinen figürlichen Plastik ein Stillstand eingetreten ist, was sich sicher auch in der Ausstellung im Haus der deutschen Kunst bemerkbar machen wird) und Medaillen, und umspannt so das weite Feld des künstlerischen Schaffens, das München und seiner näheren Umgebung blüht. *

Wenn dieses Heft in die Hände unserer Leser gelangt, werden die letzten Vorbereitungen für die große Ausstellung im Haus der deutschen Kunst beendet sein. Mit Spannung blicken nicht nur die Künstler nach München, auch das ganze deutsche Volk nimmt Anteil an dieser Ausstellung, in der die schönsten schöpferischen Leistungen auf dem Gebiete der Malerei und Plastik vor aller Augen gestellt werden. Ein ganzes arbeitsreiches Jahr ist abgelaufen, und worum sich in den Werkstätten und Ateliers der Kunst und ihrer heiligen Mission verschworene Menschen gemüht und gesorgt haben, soll nun durch die Aufnahme in das Heiligtum der deutschen Kunst gekrönt werden. Der Führer hat bei der Eröffnung im vergangenen Jahr den Weg klar vorgezeichnet, der beschritten werden muß. Er führt abseits vom Pfade jeglicher Experimente und verlangt zuerst handwerkliches Können. Daß wir auch heuer wieder eine Reihe von außerordentlich sauberen und begabten Leistungen werden betrachten können, steht außer jedem Zweifel. Mögen die nachwachsenden Kräfte aus der Jugend auch leider nicht sehr in Erscheinung treten oder sich noch nicht bewährt haben: dafür tritt wieder die Phalanx der erprobten und unermüdlich schaffenden Männer an, die sich in Namen der Plastiker Klimsch, Kolbe, Scheibe, Thorak, oder der Maler Junghanns, Eisenmenger, Baumgartner, Gerhardinger, Elk Eber, Henrich Wahl, Zügel verkörpert. Ihnen allen in der großen deutschen Kunstausstellung 1938 in München zu begegnen, stimmt uns schon froh.

Wilhelm Stiehler.

Zwei junge Maler

Neben den Meisterwerken Altdorfers zeigt die Kunstdruckbeilage auch Arbeiten von zwei Künstlern der jungen Generation unserer Zeit. Der eine, Walter Schmock, ist ein dreißigjähriger Märker, dessen Bilder uns schon im Frühjahr 1937 in einer Ausstellung der Akademie der Künste auffielen, als Schmock für den Staatspreis, den dann Pieper erhielt, in die engere Wahl gezogen wurde. Walter Schmock hat sich mit erstaunlicher Energie sein Künstlertum erkämpft. Von einer Tätigkeit in der Konfektion konnte er sich zum Modezeichner entwickeln, um schließlich ein Künstlertum zu erreichen, das sich nicht im Dienst vergänglichen Tagesauftrages erschöpft. Bezeichnend dafür ist, daß Schmock sich künftig großen Wandbildern und dem figürlichen Fresko zuwenden will. Das zum Abdruck gebrachte Bild „Feierabend" befindet sich zur Zeit in Athen auf der großen Wanderausstellung „Freude und Arbeit". Sehr schön ist die beherrschte, ruhige Komposition mit ihren sicheren Formen, die auch für die Malerei — ähnlich wie es hier E. W. Möller für die Dichtung forderte — einen chaotischen „Sturm und Drang" ablehnt. Über dem Bild liegt der Feierabend; abgespannt, aber doch befriedigt und stolz schaut der Bauer auf das, was er heute schaffen konnte. — Schmock arbeitet als Meisterschüler in Berlin unter Prof. Hans Meid.

Bemerkenswert erscheint uns auch die Leistung eines HJ.-Kameraden, Lothar Günther Buchheim, der gerade seine Arbeitsdienstzeit hinter sich hat und dem die Möglichkeit gegeben wurde, in Dresden die Akademie zu besuchen. Buchheim fiel uns zunächst durch Holzschnitte auf, die er zu einer Novelle Heinz Schwitzkes geschnitten hatte. Dann aber entdeckten wir auch zartere Blätter, vor allem Bleistiftzeichnungen, die von einer ungewohnten Liebe zur eingehenden Vertiefung in den Gegenstand zeugten und die sich niemals damit begnügten, „Skizze" zu sein. Aus dem Arbeitsdienst brachte er viele wertvolle Kreidezeichnungen mit, vor allem Porträts und figürliche Themen. — Die Bleistiftzeichnung, die wir abbilden, zeugt davon, daß Buchheim nicht gerade zu denen gehört, von denen der Reichsjugendführer eingangs spricht, nämlich zu den Überzivilisierten, die sich „im Walde langweilen". Die Zeichnung hat übrigens noch eine Reihe ähnlich phantastischer Gefährten. Sie ist eben dieser Phantasie halber so wertvoll, denn nichts ist für viele Künstler heute gefährlicher geworden als die Einengung auf begrenzte, angeblich politische Themen oder Malart auf Kosten der Einfallsfreude. Der Maler hat — wie der Dichter — die Aufgabe, zu deuten und also mehr zu sehen als der empfangende Betrachter. Ein solches gesichtereiches Malerauge scheint uns Buchheim zu haben, weshalb wir noch viel von ihm erhoffen.

hy.

Digitized by Google

Neue Bücher

Götter- und Heldensagen

In einer kleinen entlegenen württembergischen Dorfpfarre hat der Prediger Gustav Schwab in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die „Sagen des klassischen Altertums", erschienen in neuer Bearbeitung von Theodor Bohner — Deutscher Verlag, Berlin —, geschrieben. Mit Hilfe der Kunde von griechischen Sagen, die uns durch antike Schriftsteller und durch andere Zeugnisse wurde, schuf er ein Werk, das für unser Empfinden selbst „klassisch" geworden ist. Durch seine Sprache, die auch die Neubearbeitung gewahrt hat, erschloß er unserem für Sagen empfänglichen Volk die griechische Mythologie. Aus dem antiken Schriftgut schöpfte er seine Bilder, durch die uns Götter und Helden Griechenlands als Volk so vertraut wurden. Der schöne geschmackvoll ausgestattete Band wird jetzt dazu beitragen, nicht allein die kulturgeschichtliche Tat Gustav Schwabs wieder allgemein zugänglich zu machen, sondern auch den griechischen Mythos ohne gründliche humanistische Vorbildung einer nachwachsenden Generation zu offenbaren. In der germanischen Sagenwelt finden wir nicht die Einheit von Göttern und Menschen wie in Homers ewigem Epos. Hier löst sich nicht alles Geschehen dieser Erde im großen Bild eines göttlich-menschlichen Tun auf. Die Helden sind Tatmenschen, sie stehen wohl im Gegensatz zu den menschenfeindlichen Erdmächten, aber sie werden vom Göttlichen nicht durchdrungen. Sie erleiden auch nicht das vorbestimmte Geschick des Morgenländers, kennen nicht die tragische Hybris der Griechen noch das Schuld- und -Sühne des Christentums. Nicht das Schicksal erfüllt sich, sondern der Held sich selbst. Die Ehre ist das lebendigste und der einzige Wert seines Handelns. Eine gute Erläuterung des Wesens der Heldenlieder unserer Vorfahren finden wir in dem von Carl Peteren und Friedrich Wolters bei Ferdinand Hirth herausgegebenen Band „Die Heldensagen der germanischen Frühzeit", den wir sehr empfehlen. Die Heldenlieder sind nach dem Gut, das von den einzelnen Stämmen überliefert ist, geordnet. So finden wir u. a. Franken und Burgunder, Alemannen, Goten, Langobarden, Thüringer, Angeln, Sachsen und Friesen, Dänen, Jüten, Norweger und Schweden vertreten. Indem wir einmal wieder die Heldenlieder aller dieser Germanenstämme lasen, wurde uns von neuem offenbar, wie wenig die Stämme der Vorfahren doch voneinander schied und wie wenig die Nachfahren von diesem Ahnenerbe sich gemeinsam bewahrten.

G. K.

Dr. Willy Schmidt: **„Grenzland im Bilde."** 2. Auflage. Verlag J. Neumann, Neudamm.

Ein kleines, preiswertes und in der Aufmachung vorzügliches Bändchen über die Grenzmark im Osten, mit guten Bildern, Gedichten, Statistiken, Fahrtenplänen und einem klaren politischen Text. (Was hier z. B. über die geschickte und großzügige Arbeit der polnischen Minderheit gesagt wird, ist immerhin sehr lehrreich für Deutsche.) Wir empfehlen das Heft besonders den Gruppen, die im Sommer die Grenzmark besuchen wollen, zur Vorbereitung ihrer Fahrt, da das Bildmaterial (auch einzeln zu beziehen) sich zur Wiedergabe auf Heimabenden usw. eignet.

Sti.

Hauptschriftleiter und verantwortlich für den Gesamtinhalt: Günter Kaufmann.

Stellvertreter: Friedr. Hymmen. Anschrift der Schriftleitung: Reichsjugendführung, Berlin NW 40 Kronprinzenufer 10. Fernsprecher: 12 74 91. — Verlag: Franz Eher Nachf. G. m. b. H., Zentralverlag der NSDAP., Berlin SW 68, Zimmerstraße 87—91. Verantwortlich für den Anzeigenteil: Ulrich Herold, Berlin. — DA. I. Vj. 1938: über 35 000. Pl. Nr. 7. — Druck: M. Müller & Sohn KG., München; Zweigniederlassung Berlin SW 68, Dresdener Str. 43. — „Wille und Macht" erscheint am 1. und 15. jedes Monats und ist zu beziehen durch den Verlag sowie durch die Post. Postbezug vierteljährlich 1,80 RM. zuzüglich Bestellgeld. Bei Bestellung von 1 bis 3 einzelnen Nummern bitte den Betrag in Briefmarken beizulegen, da Nachnahmesendung zu teuer ist und diese Bestellung sonst nicht erledigt werden kann.

Digitized by Google

Wille und Macht

Führerorgan der nationalsozialistischen Jugend

HERAUSGEBER: BALDUR VON SCHIRACH

Jahrgang 6 | Berlin, 15. Juli 1938 | Heft 14

Fackelträger

Aber auch ich bin einer der Staffelläufer,
welche die Fackel des einmal entzündeten Geistes
durch den hochwölbigen Raum der Jahrhunderte tragen!
Nicht zwar Prometheus, der das verweigerte Feuer
aus den Himmeln noch junger Götter herabriß,
nicht auch der Letzte, der es am Ende der Tage,
selber fast Gott schon, dem greisen Gottvater zurückreicht.
Nein, bloß einer mitten im Rennen vom Start hin zum Ziele,
nahe den Brüdern noch, die den Wegrand umsäumen,
noch von ihnen erkannt als einer der ihren
und bekränzt von der Ahnung nur künftigen Lorbeers.
Höher preise ich das als Anfang und Ausgang
und ich reiche die Flamme neidlos dem Nächsten.
Menschen hab ich geleuchtet und Gott doch gefürchtet – –
Beides zugleich ist jenen Größern versagt.

Rainer Schlösser

Digitized by Google

Gerhard Reinhard Ritter:

Flegeljahre und Backfischalter

Eine Plauderei mit Eltern und Jugendführern

Irgendwo in Deutschland soll sich folgende ergötzliche Geschichte zugetragen haben: Jungvolk trifft sich, feldmarschmäßig, zur Mittagszeit an einer Straßenecke, der ein Frauenstift gegenüberliegt. Wie das so geht, es ist gar kein besonderer Lärm „organisiert" worden, aber wenn 50 Pimpfe, die noch nicht angetreten sind, auf einem Haufen zusammenstehen, ist Krach da. Und so dauert es nicht lange, bis sich im hochwürdigen Damenstift alldieweilen ein Fenster nach dem andern öffnet und empörte Großmütter auf die Straße herunter „ergreifende Ansprachen" an das junge Volk halten, das sich erlaubt hat, 50 brave Großmütter im Mittagsschlaf zu stören. Da die Sache anfängt, „interessant" zu werden, gibt es Rede und Gegenrede: „Da sieht man ja die unerzogene Jugend von heute", worauf das Jungvolk nach oben frech zurückruft: „Ihr Großmütter von gestern, entschuldigt nur, daß wir geboren sind, es soll auch nie wieder vorkommen!"

Die Sache gab in jener Kleinstadt den berühmten Stunk und wurde in jedem Kaffeeklatsch und Damenkränzchen mit entsprechendem Nachdruck besprochen. Der Jungvolkführer wurde von Pontius zu Pilatus zitiert und dabei mehrfach „pädagogisch" vermahnt. Seine ständige Antwort war: Nach Canossa geh'n wir nicht, und wenn wir uns noch so sehr vorbeibenommen haben sollten! — Da kommt ihm aber eines Tages mit einigen Pimpfen, die anscheinend ihre Erfahrung haben, verärgerte Großmütter wieder zu versöhnen, ein lustiger Gedanke, diese unangenehme Sache mit Humor aus der Welt zu schaffen. Gedacht — getan: Das Jungvolk trifft sich wieder einmal zur Mittagszeit an derselben Straßenecke und hat sich für den Ausmarsch von irgendwoher einen Blumenstrauß bestimmter Größe — es war gerade Frühlingszeit — und auf ausdrückliche Anweisung ohne Brennesseln und Disteln zu „besorgen" gehabt. Die Sache geht in Ordnung. Das Altfrauenstift wird „gestürmt" und „eingenommen", das heißt, der Hausmeister ist entsprechend eingeweiht und durch eine Kiste Zigarren für den Plan gewonnen worden. Auf leisen Sohlen, wie wohl noch nie in ihrem Leben, schleichen die Pimpfe mit ihren Blumensträußen durch das feierliche Haus. Jede Zimmertür wird durch einen Pimpfen „besetzt". Auf ein bestimmtes Glockenzeichen im Haus hin pocht es gleichzeitig kräftig an sämtlichen Türen, die Pimpfe treten in die einzelnen Stuben, nehmen militärische Haltung ein und strecken den zu Tode erschrockenen Großmüttern ihren Blumenstrauß entgegen: „Ein Gruß vom Jungvolk!" — Wie der Chronist meldet, soll es in den einzelnen Großmütterstuben ergreifende Szenen gegeben haben. Einige Pimpfe sind sogar umarmt worden, und — unerfahren wie sie auf diesem Gebiet noch sind!? — wußten gar nicht, wie sie sich dabei verhalten sollten! Andere liebe Großmütter hatten gemeint, die Ehrung hätte nur ihnen allein gegolten, und so stürzte Frau Mayer sofort nach nebenan,

Digitized by Google

... Frau Schulze das freudige Ereignis mitzuteilen, was diese auch schon soeben tun wollte.

Kurzum, die Ehre des Jungvolkes war in jener braven Kleinstadt wieder gerettet; und welcher Fremdling heute in ihrem Altersheim noch über die unerzogene Jugend von heute zu schimpfen sich unterfängt, wird auf energischen Widerstand bei jenen guten Großmüttern stoßen, die ein Blumenstrauß davon überzeugt hat, daß Jungen in den Flegeljahren und Mädel im Backfischalter im allgemeinen doch besser sind als ihr Ruf. „Bei denen ist jetzt der Knoten geplatzt", hatte ein kleiner Pimpf gemeint und hatte auch Recht damit.

Wenn heute noch im Dritten Reich irgendwo von Gegensätzen zwischen Alter und Jugend gefaselt wird, kann es sich stets nur um Mißverständnisse handeln, die sich bei gegenseitigem gutem Willen leicht beseitigen lassen. Daß diese immer noch am besten von dem jungen Volk selbst bereinigt werden können, beweist auch unser Beispiel. Darum führen wir hier, wo junge und alte Menschen ein gemeinsames Organ gefunden haben, gern auch einmal eine grundsätzliche Unterhaltung, der alle Fragen, um die es sich hier *wirklich* handelt, zugrunde liegen. Wir tun das um so lieber, da es unwahr ist, daß wir jungen Menschen heute keine Ehrfurcht vor dem Alter hätten. Ist es in Gesinnung und Lebensleistung verehrungswürdig, wird es auch von uns stets dankbar anerkannt werden! Wir wehren uns dagegen, wenn wir vom Alter aus beurteilt werden sollen und nicht von der Jugend her, in der wir eine gleiche göttliche Ordnung erkennen wie in den andern Lebensaltern, ebenso wie in der Bestimmung der Geschlechter und in dem Lebensgesetz der Völker und Rassen. Wir wissen dabei wohl, ohne daß wir viel und gern darüber redeten, daß Weisheit und Erfahrung der Älteren sich mit dem Mut und dem Glauben der Jugend paaren müssen, wenn das alt und jung gemeinsame Werk am deutschen Bau gelingen soll.

Nach einem Ausspruch Hebbels steht das Alter stets in der Gefahr, zu meinen, daß das Leben mit ihm aufhöre, die Jugend dagegen in der, zu glauben, daß das Leben erst mit ihr anfinge; die Gefahr des Alters jedoch sei die größere und schlimmere. In Zeiten sinkender Kultur pflegte man der Jugend zu schmeicheln, und in Zeiten, die das Wort „Staatsraison" fortwährend im Munde führten, wurde die Jugend oft innerlich und äußerlich vergewaltigt. Wir sehen heute das große Glück unserer Jugend darin, daß weder das eine noch das andere für uns zutrifft, sondern die neue Zeit *glaubt* an ihre Jugend und weiß, daß sie aus sich heraus, von selbst, unter eigener Verantwortung der wertvollste und treueste Diener des Reiches ist. In diesem Glauben an die Jugend liegt allein der einzig gangbare Erziehungsweg, der zum Ziele führt, weil in ihm nun auch alle Irrwege suchender Jugend im Ablauf ihrer natürlichen „Flegeljahre" und ihres „Backfischalters" einmünden können.

Da ist ein Junge des Berliner Nordens, der nach dem Ausspruch seiner besten Freunde eine „große Schnauze" hat, „seine Schnauze so weit aufreißt, daß bei ihm beinahe der Hinterkopf durchkommt". Für sein Leben nascht er gern. Eines Tages

Digitized by Google

ist die Ladentür einer Konditorei verführerisch geöffnet. Schon steht er am Ladentisch und läßt seine Blicke über all die ausgestellten Herrlichkeiten gleiten. Die Luft ist rein! Schnell faßt er nach einem lecker gefüllten Negerkuß (Mohrenkopf) und läßt ihn eilig in der Hosentasche verschwinden. In demselben Augenblick steht auch schon sein Jugendführer hinter ihm, der zufällig vorbeigekommen ist und die Situation von draußen blitzschnell erfaßt hat. Ehe es sich Fritze versieht, hat er auch schon von ihm einen Schlag im Kreuz sitzen. Vor Schreck — vielleicht war es auch eine Reflexbewegung — hat er die Hand in seiner Hosentasche zusammengedrückt, und wie nun sein älterer Freund Eberhard ihm wortlos die Hand aus der Tasche zieht und unter die Nase hält, da ist der schöne süße Inhalt des Mohrenkopfes aus der Faust herausgequetscht worden. Eberhard sieht Fritz schweigend an. Die einzige Antwort, die Fritz auf diese Tat zu geben hat, ist diese: „Ich habe ja bloß Spaß gemacht!"

Aus Spaß ist dann sehr schnell bitterer Ernst geworden, wie die aufgeregte Bäckersfrau hinzukam. Daß sie jedoch keine „große Sache" aus dieser Geschichte machte und Fritz auf Bitten seines Jugendführers, der ihn als einen im Grunde nicht schlechten Jungen kannte, Gelegenheit gab, diesen Schaden schnell gutzumachen, das wird er nicht vergessen! Durch dieses Erlebnis lernte er es zum erstenmal gründlich in seinem jungen Leben, daß man „aus Spaß" niemals gemein sein kann, daß das Leben nicht nur Spiel ist. Der Glaube an den guten Funken in ihm vermochte es dann auch, in der helfenden und formenden Gemeinschaft seiner Jugend einen anständigen Kerl aus ihm zu machen.

Nichts bestärkt den Glauben der Älteren an die gesunde Kraft der Jugend ja so sehr, wie alles echte Leben der Jugend in ihrer Jugendgemeinschaft, und nichts entflammt das Feuer der Begeisterung, noch „trefflicher zu werden als einst der Vorfahr war", und stählt den Willen, auf Jugendträume Taten folgen zu lassen, so mächtig wie die Kameradschaft der Jugend untereinander. „Ich bleibe dabei", sagt Hebbel, „die Sonne scheint dem Menschen nur einmal: in der Kindheit und in der frühesten Jugend. Erwärmt er da, so wird er nie völlig kalt, und was in ihm liegt, wird frisch herausgetrieben, wird blühen und Früchte tragen."

I.

Der Forscher Büttikofer berichtet uns von einem Zauberwald in Liberia, in den die Jungen und Mädel, nach Geschlechtern getrennt, zur Zeit ihrer Reife geführt würden. Sie seien sich in dieser Zeit vollständig selbst überlassen und ständen allein unter dem Schutze der Njanas, der Verstorbenen, unter dem Schutze ihrer Ahnen. — Unsere Jugendbewegung ist uns mehr noch als ein „Zauberwald", in dem wir unser Reifwerden, das „Wunder der zweiten Geburt" erleben, in dem aus echten Jungen Männer und aus Mädeln stolze Frauen werden, er ist uns die große Erziehungsstätte unserer Volksgemeinschaft, die in unseren Reihen beginnt. Wellington, der große englische Feldherr, soll einmal im Alter angesichts des Sportplatzes seiner Jugend in den begeisterten Ruf ausgebrochen sein, hier, damals

Digitized by Google

schon, Waterloo gewonnen zu haben! Wir wissen, daß die Helden der Zukunft heute unter der Jugend Adolf Hitlers heranwachsen, und daß schon in den Reihen der HJ. unser kommendes Schicksal entschieden wird.

Wir wissen wohl, welche schwere Verantwortung damit auf unsere Schultern als Jugendführer gelegt ist, daß Werdezeiten von manchem Sturm und vielen Gefahren umdroht sind. Wir glauben aber daran, daß wir ihnen selbst am besten begegnen können. Mag manch einem unsere Jugendentwicklung mit dem ersten entscheidenden Zeitabschnitt der Flegeljahre und des Backfischalters, den die Fachleute als Pubertät bezeichnen, auch wunderlich und seltsam erscheinen — wo gehobelt wird, da fliegen Späne —, gerade die gesunde Natur pflegt keine Entwicklungsphase zu überspringen.

Eine allzu besorgte Mutter beklagte sich einmal bei dem Jugendführer ihres Buben darüber, daß sie in seinen Flegeljahren gar nichts mehr mit ihm anzufangen wüßte: „Er ist oft bockig und launisch, früher war er ganz anders, höflich und bescheiden, hatte niemals seine Hose zerrissen usw. Wie erklären Sie sich das nur?" — Darauf gab der Jugendführer jener Mutter folgende weise Antwort: „Wir leben gerade im schönen Monat Mai, und da werden Sie sicherlich auch schon Ihre helle Freude an den zarten und duftigen Kirschblüten gehabt haben. Wenn Sie nun einige Wochen später wieder einmal in den Garten gehen und nach den Kirschblüten sehen, was fällt Ihnen dann wohl auf?" — „Daß natürlich keine Blüten mehr da sind", gab die Mutter zur Antwort, „sondern nur grüne Früchtchen!" — „Recht so", bestätigte jener Jugendführer, „und sehen Sie, so ungefähr ist es auch mit den ‚grünen Jungen' in den Flegeljahren, die man manchmal gern als ‚Früchtchen' bezeichnet. Die Zeit ist dann vorbei, in der sie immer an Mamas Schürzenzipfel hängen, und wer — im Bilde gesprochen — in solch ein grünes Früchtchen hineinbeißt, dem gehen bestimmt die Augen über, dem vergeht der Appetit." — Die Mutter hatte den „zarten Wink mit dem Zaunpfahl" sehr gut verstanden!

Wenn doch die Eltern und Lehrer immer nur wüßten, daß die kleinen und großen Flegeleien der Jugend oft nichts anderes sind als ein Zeichen der Gesundheit oder wenigstens einer überschäumenden, ungezügelten Jugendkraft, deren disziplinierte Bändigung auch erst gelernt sein will. Jungen in den Flegeljahren und Mädel im Backfischalter kann man nicht mehr wie kleine Kinder behandeln, denn das persönliche Eigenleben ist erwacht. Der in der Reifezeit erweckte Drang nach äußerer und innerer Selbständigkeit entspricht nun einmal einer biologischen Gesetzmäßigkeit. Ließe man der Jugend keine selbständige Betätigungsmöglichkeit, so müßte es zu seelischen Spannungen kommen, die sich dann in allerlei Kurzschlußhandlungen entladen und Kraftproben gleichkommen, wie sie sich gerade bei der Jugend der Nachkriegszeit so erschütternd vollzogen haben.

Jugend muß es doch lernen, eigene Meinungen zu vertreten, auch wenn sie nicht immer hundertprozentig richtig sind. Deshalb sollten sie Eltern und Lehrer stets erst einmal ruhig anhören, wenn sie mit stürmischen Forderungen an sie

Digitized by Google

herantreten. Sie denken nie an jenes kluge Wort Bismarcks von den „zu artigen Kindern", die nichts forderten, darum aber auch vom Leben einmal nichts erhielten. Jungen und Mädel der Reifezeit wollen sehr ernst genommen werden! Ein erfahrener Pädagoge, Universitätsprofessor Dr. Walter Hoffmann, hat einmal in einem seiner praktischen Erziehungsbücher den Eltern gesagt: „Die Flegeljahre bedeuten für die Eltern ein Signal, daß die Erziehungsmethoden der Kinderstube ihr Ende gefunden haben und nunmehr andere Erziehungsaufgaben zu lösen sind."

Jugend merkt sehr leicht die Absicht und wird „verschnupft", wenn man ihr immer nur mit Mißtrauen entgegenkommt und z. B. regelmäßig auch die kleinste Kleinigkeit nachprüft. Jungen in den Flegeljahren und Mädel im Backfischalter wollen heute nicht mehr gezwungen sein, Schleichwege aufzufinden, um zu ihrem natürlichen Recht zu gelangen, sie möchten nicht, daß ihre Wahrheitsliebe auf eine zu harte Probe gestellt wird, so daß das persönliche Innenleben oft durch Lügen und Verstellung zu verschleiern und zu sichern gesucht werden muß. Mag es sein, daß sie gerade in diesen Jahren ein besonders starkbetontes Ehrgefühl haben, da es im Werden ist, und das auf Tadel und Vermahnung, wenn sie zu häufig gespendet werden, „sauer reagiert". Kräftige Wahrheiten unter vier Augen fruchten darum bei ihnen oft mehr als alle Ermahnungen vor den nächsten Angehörigen und vor allen Dingen mehr als schroffe Zurechtweisungen in Gegenwart von Geschwistern. Mögen diese „Flegel" und „Backfische" nicht immer sehr rücksichtsvoll sein, gerade weil sie in ihren besten Stunden, mehr unbewußt, vor sich selbst von der eigenen Unfertigkeit überzeugt sind, so erwarten sie doch von ihren Erziehern, daß sie ihnen auch Vorbilder in der Geduld sind, sie erwarten Takt und Selbstbeherrschung. Weil sie Werdende sind, haben sie oft als Wahrheitsfanatiker vielleicht einen besonders scharfen Blick für die Schwächen unserer Mitmenschen, für die Älteren, wohl auch aus dem Grunde — und das ist psychologisch erwiesen —, weil diese so leicht vergessen, wie sie selbst einmal jung gewesen sind, und die Fähigkeit verlieren, Jugend zu verstehen.

Es gibt aus vergangener Zeit eine lustige Geschichte von einem Pfarrherrn, der seine Gemeindejugend richtig verstand. Seit langem störte ihn in der Kirche, daß die männliche Jugend auf der zweiten Empore während seiner Predigt die Arme so lang wie nur irgend möglich herunterbaumeln ließ. Er wußte genau: Ärgere ich mich und schimpfe ich wie ein Rohrspatz darüber, macht das meiner Jugend mit Recht Spaß, Druck erzeugt Gegendruck, und das nächste Mal hängen die Arme womöglich noch tiefer herab. Er kam auf einen guten Gedanken. Eines Sonntags tat er in seiner Predigt so, als ob er den Faden verloren hätte: „Da fällt mir gerade eine Geschichte ein, die der lieben Gemeinde vielleicht besonders interessant ist. An der Stelle, wo heute unsere Kirche steht, soll vor vielen Jahren einmal eine Scheune gestanden haben. — Darüber wundere ich mich eigentlich gar nicht, denn seht Ihr hoch, könnt Ihr feststellen, daß die (Dresch-) Flegel dort oben noch herumhängen!" — Die lang herunterbaumelnden Arme der jungen Burschen

Digitized by Google

auf der Empore sollen sehr schnell eingezogen worden sein, und dieses „Problem" war einfach gelöst. — — Eine andere Geschichte paßt zu der eines vorbildlichen Lehrers einer Mädelklasse: Seiner Rundlichkeit wegen wurde er als „Fäßchen" verhöhnt. In frechem Geflüster lief das Spottwort wieder einmal durch die Reihen. Geistesgegenwärtig diente der lustige Lehrer seinen großen „Backfischen" mit folgender Abfuhr: „Ihr Vergleich stimmt nicht: ein Fäßchen ist von lauter Reifen umgeben, ich aber sehe hier lauter Unreife um mich." — Das traf ebenfalls ein für allemal.

Das aber zeichnet unsere nationalsozialistische Jugendbewegung besonders aus, daß sie nicht, wie alle schlechten Erziehungseinrichtungen, besonders der Vergangenheit, nur mit Verboten arbeitet, sondern stets Besseres dafür bietet, wenn sie etwas Schlechtes ausmerzt. Jungen ärmerer Berliner Gegenden hatten sich vor der Machtübernahme sogar schon zu Diebesbanden zusammengetan, bis sie eines Tages, erfaßt von dem Schwung der Zeit in der Jugendbewegung, nur dafür Sorge zu tragen hatten, solchen gefährlichen „Kliquen" auf die Finger zu sehen. Und siehe da, sie taten das mit großem Eifer, so daß sie ihre bösen Verirrungen bald vergessen hatten. Die HJ. mit ihren Anforderungen an die junge Mannschaft läßt uns in der Tat heute, erfüllen wir den Dienst auftragsgemäß und pflichtbewußt, kaum noch Zeit zum Sündigen und Dummheitenmachen, wozu die Jugend von gestern zu ihrem größten Schaden allzu reichlich Gelegenheit hatte. Zu unserer Entspannung bietet uns dafür die junge Gemeinschaft mit ihrer Selbsterziehung die schönsten und für uns so notwendigen Erziehungspausen, in denen jeder ganz Junge sein kann. Hier findet der reifende Mensch die fruchtbarste Selbstbetätigung, da er auf das Leben vorbereitend selbst im Mittelpunkt der Ereignisse steht und als werdende Persönlichkeit hier schon voll zur Geltung kommt. Er braucht zur Entspannung und Reife diese seine eigene Welt, die der Landjugend auf sehr natürliche Weise im allgemeinen leichter gegeben ist, eine eigene Welt, in der nicht fortwährend das Gefühl der Unfertigkeit und Unterlegenheit auf ihm lastet. In der Jugendbewegung unserer Zeit, die keine „Pubertätserscheinung" ist, sondern an deren Anfang die Tat, der bedingungslose Einsatz einer kleinen treuen Gefolgschaft von 21 jungen Gefallenen steht, sie ist selbst ein Stück junge deutsche Geschichte, der Ehrfurcht wert. Sie hat im Geiste unserer Ahnen, der Helden des großen Krieges, uns neue Lebensformen geschaffen, die dem Wesen und der Art jeder Jugend entsprechen, und damit der Jugend zugleich ihre echte Lebensfreude erschlossen. Mag man uns auch oft vorwerfen, daß unsere Jugendbewegung mit ihrer körperlichen Ertüchtigung eine verflachende Wirkung auf uns ausübe, so brauchen wir nur an die Dekadenz und kulturlose Zivilisation des „modernen" 19. Jahrhunderts zu erinnern. Deshalb ist es für die Jungen und Mädel gerade im Reifestadium notwendig, zu Lebensformen und Lebensbedingungen einfacherer, gesünderer Kulturverhältnisse zurückzukehren: Das Naturkind will in uns aufleben, das sich seines einfachen und schönen Menschendaseins freut.

Digitized by Google

Friedrich Schiller sagt einmal sehr wahr: „Es muß den Knaben gegönnt werden, zu spielen, in wilder Begierde zu toben; denn nur die gesättigte Kraft kehrt zur Anmut zurück." Und Jungen in den Flegeljahren wissen sich ihr Jungenparadies schon zu schaffen, in dem zwar ein rauher, aber herzlicher und echter Ton herrscht. Immer wird in ihm der so oft verkannte „Frechdachs" eine führende Rolle spielen. Der Schalk guckt bei ihm zu jedem Knopfloch heraus, es kann nicht anders sein. Sein Gegenspieler jedoch ist der „Außenseiter" oder „Streber", der in sich oft ein verkanntes „Genie" sieht und sich nicht gern „in der Masse" aufhält.

Da ziehen Berliner Hitlerjungen auf Fahrt. Sie unternehmen ihre erste Hochgebirgswanderung in den Alpen. Der Urlaub ist schwer erkämpft worden, und darum sind die Tage besonders schön. Alles klappt gut bis auf einen Außenseiter, der den „höheren Schüler" mimt und immer aus der Reihe tanzen muß. Gerade liegt eine Gletscherwanderung hinter den Jungen, als festgestellt wird, daß wieder einmal der Außenseiter fehlt. Endlich sieht man ihn oben auf den Bergen herumkraxeln und nach Edelweiß suchen. In seinem Eifer merkt er gar nicht, in welcher großen Lebensgefahr er sich befindet. Jeden Augenblick kann er herunterstürzen, da er sich zu weit vorgewagt hat, was vom Bergführer strengstens verboten worden ist. Die Jungen unten sind von Angst und Entsetzen gepackt. Niemand wagt, ihm ein Halt zuzurufen in der Sorge, er könnte noch ein Stück weiterlaufen und jeden Augenblick mit zerschmetterten Gliedern unten ankommen. Endlich sieht er die angstvollen Blicke auf sich gerichtet, geht schnell zurück und ist bald im Kreis seiner Kameraden eingetroffen. Alle sind verärgert über diesen Zwischenfall und doch dankbar dafür, daß es keinen Unglücksfall gegeben hat. Der Frechdachs findet am ersten die Sprache. Wütend schleudert er es dem Außenseiter ins Gesicht: „Du dußlige Sau, du, wenn du da oben heruntergestürzt wärst, hätten wir noch die Schweinerei mit der Leiche gehabt!" — Der Außenseiter hat später zugegeben, daß niemals in seiner Dienstzeit in der Jugendbewegung ein kameradschaftliches Wort solchen Eindruck auf ihn gemacht habe, wie das damals sehr gutgemeinte rauhe Wort von der „Schweinerei" mit seiner „Leiche".

Ein ängstliches Muttersöhnchen hatte bei seiner Ankunft in den Bergen seiner Mutter in mißverständlicher Weise folgendes geschrieben: „Es ist sehr schön hier. Hier sind schon viele abgestürzt", und wunderte sich darüber, daß postwendend bei dem Fahrtenführer ein Telegramm mit Rückantwort von den Eltern eintraf, ob denn ihr Sprößling nicht etwa auch schon abgestürzt wäre? Aus diesem verweichlichten Muttersöhnchen und oft so unkameradschaftlichen Außenseiter und Streber ist dann durch die harte Selbsterziehung seiner Formation doch noch ein fester Kerl geworden.

Es gibt nur eine Sünde, und das ist die Feigheit, so heißt es bei dem Philosophen Nietzsche einmal. Darum ist es der größte Dienst, den Jungen in den Flegeljahren sich gegenseitig leisten können, diese Sünde in sich überwinden zu lernen und sich vor der größten Krankheit, der Unentschlossenheit — das lehrt der große Erzieher Goethe — zu bewahren. Auf den Selbstsüchtigen (er wird in den meisten

Digitized by Google

Fällen der Gruppe Menschen mit einem verdorbenen Blut angehören) wird man in dieser harten Zucht der jungen Kameradschaft in den Flegeljahren wenig rechnen können; denn in die Flegeljahre kommt jeder, aber heraus nicht jeder, so sagt es schon ein altes Volkswort. Er will ja als Junge weder Lebensziele haben noch Ideale kennenlernen. Aber aus Frechdachsen und Außenseitern können, wenn sie ehrliche Kerle und hart gegen sich selbst sind, Kameraden in des Wortes tiefster Bedeutung werden, die mit sich selber die größte Erfahrung ihrer Flegeljahre gemacht haben: daß in der Selbstüberwindung schönste Freude liegt. Wenn solche echten Kameraden vielleicht auch noch Freunde werden, so hat das nichts mit irgendwelchen Gefühlsblähungen und Weichlichkeiten zu tun. (Die Weichlinge sind immer Verführer, ob sie jünger oder älter sind, und sie meidet man wie die Pest!) Da sind die alten Germanen, unsere Ahnen, Vorbild, die schon ihre Freundschaften — so wird es uns überliefert — „zusammengerauft" haben. Wie oft haben wir als Jungen in den Flegeljahren auch eine Prügelei nur deshalb angefangen, weil wir keinen passenderen Anknüpfungspunkt fanden, uns miteinander bekanntzumachen. Ein Jugendgenosse bekannte in einer HJ.-Zeitung:

Man wird Kamerad unter den Fahnen,
Und Freund, ohne es zu ahnen.

Ich hörte einmal von einem Pimpfen, der sein Blut einem verunglückten Freund schnell und bereitwillig für eine Blutübertragung zur Verfügung stellte. Er hatte noch keine Ahnung von diesem Vorgang und dachte in seiner inneren Erregung auch nicht weiter darüber nach. Man entnahm ihm das Blut und bekümmerte sich nicht weiter um den Jungen, da man genug mit dem Verunglückten zu tun hatte. In einem Zimmer neben dem Operationssaal wartete der kleine Held Stunde um Stunde ab. Endlich erschien der Arzt und war erschrocken, den Jungen noch im Krankenhaus vorzufinden. Fragend sah er den Arzt an, und endlich waren die schweren Worte heraus: „Herr Doktor, wann muß ich denn nun sterben?" — Er hatte geglaubt, daß die Blutentziehung seinen Tod zur Folge haben müßte und wartete nun schon seit Stunden darauf! —

Einer, der junge Menschen kennt und versteht, hat einmal als Dichter von ihnen sehr wahr gesagt, daß allein die Vierschrötigkeit und Stachligkeit der Flegeljahre einen harten Panzer schützend um das werdende junge Herz zu legen vermag, um das verborgene Blühen der Seele und das stille Reifen des Leibes. Es gibt ja auch im Leben eines „jungen Flegels" mehr Dinge zwischen Himmel und Erde, von denen sich die alltägliche Weltweisheit der Älteren so oft nichts träumen läßt. Sie sprechen als harte deutsche Jungen nicht viel darüber, aber sie denken manchmal daran oder träumen auch davon.

In einem Lager kam ich mit einem Jungen einmal in ein langes kameradschaftliches Gespräch. Über sein Verhältnis zu den Eltern befragt, gestand er mir klein-

Digitized by Google

laut: „Manchmal verstehe ich mich selbst nicht mehr", sagte er zu mir. „Oft ist es so, daß ich gerade in dem Augenblick, wo ich meiner Mutter gut sein will, eine freche Antwort gebe. Vielleicht schmeiße ich dann beim Weggehen noch die Tür ins Schloß und will das alles doch eigentlich gar nicht." Und ich bestätigte ihm dann, daß mir sein Gefühl gar nicht so unerklärlich ist: „Weißt du", sagte ich ihm, „dann kommst du dir hinterher immer vor wie ein Neubau oder ein Umbau, auf dem Unbefugten der Zutritt verboten ist. Wichtig ist bloß, daß andere ab und zu mal in den Bauplan sehen können, damit sie nur nicht die Nerven verlieren."

Schließlich sind es ja auch leiblich-seelische Umwälzungen von unerhörter Tiefe und Weite, die dem Reifealter den Stempel aufdrücken. Bei dem einen setzen sie kaum merklich ein und vollziehen sich in vielen Jahren langsam, bei den andern brechen sie mit stürmischer Wucht herein. Zur Tätigkeit der Muskel- und Leberzellen zum Beispiel, der Körperzellen, die vom ersten Tage an arbeiten, tritt nach der Weisheit der Natur jetzt die Tätigkeit der Geschlechtszellen hinzu, die mit den Körperzellen zusammen in der ersten Keimanlage „angelegt" sind und solange zurückhaltend in Untätigkeit verharrt waren. In der Tat eine große Umstellung im Körperhaushalt, die Nerven kostet! Die körperlichen Veränderungen der Entwicklungsjahre fallen dem Jungen selbst am meisten auf: Die Stimme mutiert, der erste Flaum sprießt, die Arme und Beine werden immer länger, und man weiß in dieser Zeit gar nicht, wohin damit —, und doch geht im stillen oft gleichzeitig, unabhängig davon, schon das geheime Blühen der Seele vor sich: neue schöne Gefühle erwachen, neue große Gedanken erstehen.

Wer solchen Gefühlen und Gedanken weichlich wie ein romantischer Schwärmer nachgeht, verqualmt wie eine Pechfackel, ohne anderen geleuchtet zu haben. Wir spüren, sind wir ehrlich, im Unbewußten etwas davon, daß Frost über die Blütenfreude reifender Jugend und Gift in ihr keimendes Werden hineinkommen kann. Wir merken vielleicht zum erstenmal in unserm Leben, wie schwer es ist, ein Mensch zu sein, der entweder über *oder* unter dem Tier steht, das seine Zeit und Stunde hat. Der nordische Mensch aber soll herrschen, er soll zuerst über sich selbst herrschen!

Wenn Tiere im Stall sprechen könnten, sie würden gewiß nicht so gemein zoten, wie manche junge und alte Menschen es tun, die über die heiligsten Dinge des Lebens lästern. Wir wissen, daß jede Seele auch ihre Abgründe hat und hüten uns, sie herauf in unser Bewußtsein zu holen. Auch der sonnenklarste Wasserspiegel eines stillen Waldsees wird stumpf, wenn seine Tiefen aufgewühlt werden. Wir können solche unnordischen Menschen nur tief verachten, die, innerlich selber unsauber, von der teuflischen Manie besessen sind, junge Menschen auf ihre zotige Art und Weise in die Geheimnisse „ihrer Freuden" einzuweihen. Solche Menschen zerstören oft schnell, was an ethischem Wert eine hochwertige Erziehung im jungen Menschen an Empfinden geweckt hat. Immer werden solche Leute vorhanden sein, so wie zu jedem richtigen Garten auch ein Misthaufen gehört, in dem sich allerdings nur eine gewisse Sorte von Lebewesen wohlfühlt. Echte deutsche

Digitized by Google

Jungen müssen von einer Sinngebung der Geschlechterfrage wissen, was sie ihrem Volk schuldig sind, gerade weil sie es in unsern Tagen besonders spüren, daß sie zu Größerem geboren sind. Als verantwortungsbewußte Erzieher können wir es darum nicht verstehen, wenn Eltern aus einem Gemisch von Scheu und bürgerlicher Feigheit sich in diesen Fragen ausschweigen, oder wenn es früher sogar Jugendführer gab, die sich darüber lustig machten in der oberflächlichen Auffassung, daß sich das alles durch eine stramme Haltung am besten regeln ließe. Shakespeare hat der Jugend ein für alle Völker und Zeiten gültiges Wort in den Mund gelegt: Wenn du willst, daß ich rein sei, so sage mir die Wahrheit! — Wenn Jugend an Leib und Seele gesund bleiben soll, wenn der Bund der Geschlechter auch ein Bund für das Leben, also ein seelischer Bund als eins der größten völkischen Hochziele für die deutsche Jugend werden soll, da er allein die Existenz eines Volkes garantiert, dann gewinnt als Eltern das Vertrauen und die Haltung der Jugend durch eine reine Offenheit! Denn Wahrheit allein vermag der Jugend die Kraft zu geben, sich Ideale zu bewahren, stolz und verantwortungsbewußt zu bleiben. Die bürgerliche Scheinmoral hat im Raum der Jugenderziehung besonders viele Sünden auf dem Gewissen.

Wer äußerlich ein zuchtloser Kerl ist, der ist es zumeist auch innerlich und alles andere als ein brauchbarer Lebenskämpfer. Wir können uns darum auch nicht mit Stolz zu unserer nordischen Rasse bekennen, wenn wir nicht schon in jungen Jahren den Kampf gegen die in der Jugend am stärksten wirksamen Gifte, die Zigarettenqualmerei und den Alkohol, aufnehmen würden. Daß auf den heranwachsenden Körper Nikotin wie Alkohol geradezu zerstörend einwirken können, das ist durch die tägliche Erfahrung und wissenschaftliche Forschung genügend erwiesen: Nikotin und Alkohol sind nicht nur ein gehirnlähmendes Gift, sondern zugleich auch ein Reizgift für die Geschlechts- und Keimdrüsen, die es vorzeitig und zu erhöhter Tätigkeit anregt, und zwar unter gleichzeitiger Ausschaltung verstandesmäßiger Hemmungen. Es beeinträchtigt besonders in der Jugend die Entwicklung höherer Gefühle und Vorstellungen; denn die Nikotin- und Alkoholschädigung macht sich am Gehirn in einer Minderwertigkeit in geistigen Leistungen und damit auch auf sittlichem Gebiet bemerkbar, ganz abgesehen davon, daß Nikotin und Alkohol die körperliche wie geistige gesunde Entwicklung der Reifezeit überhaupt stark zu hemmen vermögen. Jeder Vater und jede Mutter in Deutschland werden dankbar bestätigen, daß gerade gegen diese Erscheinungen die positive körperliche und charakterliche Erziehung der nationalsozialistischen Jugendbewegung unverkennbar Wandel geschaffen haben.

Ein innerlich und äußerlich gesund empfindender junger Mensch, der ebenfalls stets ein natürliches Urteil in Fragen der gesunden und zweckmäßigen schönen Kleidung besitzen wird, hat auch ein besonderes Gefühl für eine äußere und innere Sauberkeit. Er gewöhnt sich schon frühzeitig daran, was ihm im Lauf der Zeit ganz selbstverständlich wird, täglich seinen ganzen Körper zu waschen und kalt

Digitized by Google

abzureiben und einen energischen Kampf gegen alle Muskelfaulheit zu führen, die geschlechtlich eine stauende Konsequenz hat. Eine naturgemäße Ernährungsweise, die nun gewiß nicht vegetarisch zu sein braucht, ist seiner gesunden Reifeentwicklung am dienlichsten. Obst und Gemüse enthalten für uns die schönsten Sonnenenergien, und das kräftige Schwarzbrot sollte uns unentbehrlich sein und wichtiger werden als alle Süßigkeiten und Schleckereien zusammen. Die Abendmahlzeit sollte stets rechtzeitig erfolgen und nicht zu schwer eingenommen werden, wenn sie gesundheitlich nicht schaden soll. Das zuviele Trinken beim Essen ist nur eine dumme Angewohnheit und ungünstig für eine geregelte Verdauung, von der unser gutes Befinden entscheidend abhängt. Der Schlaf vor Mitternacht zählt bekanntlich doppelt und ist dann besonders gut, wenn genügend Sauerstoff im möglichst ungeheizten Zimmer vorhanden ist. Das Lager sei hart und zwinge zur Abhärtung, dicke Federbetten verweichlichen nur. Man gewöhne sich ab, beim Einschlafen seinen Phantasien zügellos nachzuträumen. Besser ist es, den wenigen Fragen, die uns wirklich bewegen, nüchtern nachzugehen und sie mutig zu Ende zu denken, als daß wir uns von unverdauten Vorstellungen in einer dann leicht überhitzten Phantasie narren lassen sollten. Zu einem schnellen Einschlafen kann sich jeder zwingen, der sein Tagewerk täglich ehrlich überprüft und mit einem großen guten Gedanken schlafen geht. Die Träume und Gefühle der Nacht brauchen uns nicht zu beunruhigen. Der Körper erneuert sich und reguliert sich auf geheimnisvolle Weise selbst. Immer, wenn wir uns am frühen Morgen nach dem Aufwachen sofort von unserem Lager erheben, wie die Natur es von uns erwartet, und wenn wir uns dann entspannt und erfrischt fühlen, ist das ein untrügliches Zeichen für unsere gesunde Entwicklung. Frevler an sich selbst sind, wer die langsame Entwicklung gewaltsam beeinflußt, sich frühzeitig vertut und sein künftiges Leben selbst für den Augenblick einzutauschen sucht. Gerade da wir Volk und Rasse wieder als göttliche Offenbarungen empfinden, wollen wir die von uns überwundene Idee von der „Verdammnis des Leibes" durch die Ehrfurcht und Pflege gegen uns selbst austilgen.

Wie verständlich ist aus dem allem geworden, daß Jungen eine Umgebung, eine Kameradschaft brauchen, in der sie zeitweise immer wieder ganz Jungen sein können, in der sie sich nach ihrer Art ausleben und sich selbst zum Mann erziehen können. Da das unmöglich wäre in dauernder Gemeinschaft mit Mädchen, für deren Entwicklung andere Gesetze gelten, besitzen Jungen und Mädel in der nationalsozialistischen Jugendbewegung ihre eigenen Gemeinschaften. Die Gedanken der Erziehung sind aufeinander abgestimmt. In dieser größeren Kameradschaft finden beide zu dem Ziel hin, anständige deutsche Menschen, Nationalsozialisten und Nationalsozialistinnen der Gesinnung und des alltäglichen Lebens zu werden.

II.

Daß es das Wort „Flegeljahre" im Englischen nicht gibt und die Bezeichnung des „Backfischalters" wahrscheinlich von den Studenten schon im 17. Jahrhundert geprägt worden ist, beweist nur die deutsche Gründlichkeit! Mögen Eltern und

Digitized by Google

Lehrerinnen über die Erscheinungen des Backfischalters oft auch noch so „verzweifelt" sein, jene Jungmädelführerin hat recht: „Ein Sichsuchen, ein Sichfindenwollen, das ganze seltsame Gebaren dieser Zeit!" Jedes Käferchen ist „süß" und jede Blume „entzückend" und der Vetter sogar „himmlisch" und der Himmel so wonnig blau wie im ganzen Leben nie wieder! — Und das Lachen der „Backfische" erst! Fragt sie jemand, warum sie eigentlich lachten, fangen sie sofort wieder von vorn an zu lachen, da sie es selbst nicht wissen. Und das ist ja gerade zum Lachen! Vielleicht wissen es aber instinkthaft die „Backfische" besonders gut, daß Lachen gesund ist (es gibt ja im Gehirn auch ein Lachzentrum, das in der Nähe des Weinzentrums liegt; darum kann man manchmal Tränen lachen)! Lachen weitet die Lungen, es unterstützt ferner die Blutzirkulation und reinigt Blutgefäße im Gehirn, die träge geworden sind. Wäre das nicht schon viel! Sicherlich ist nicht nur die rauhe Schale beim Jungen, sondern auch die scheinbare Oberflächlichkeit beim Mädel von der Natur gerade deshalb gewollt, damit das heimliche Werden nicht Schaden leide. Geht es doch bei einem gesunden Mädel um nichts Schöneres und Höheres, als um ein „bewußtes Sichfinden" zu einem „entscheidenden Sichgeben". Was aber werden und wachsen will, muß Raum haben, sich zu regen, will nicht gereizt und verscheucht sein. Gerade weil die gesunden Mädel, wenn sie sich einmal geben, rückhaltlos geben, was sie ergreifen, mit ganzer Seele ganz ergreifen. Dieser Zug zur Ganzheit kann zu „ganz innerer Erhöhung", aber auch zu „ganzem Sichverlieren" führen. Welches echte Mädel spürte das nicht! Die Tugenden der Selbstgestaltung und des Gemeinschaftswillens, die kleinen wie die großen, bieten ihnen, wie das eine praktische Lehrerin, Therese Roth, auf Grund von Niederschriften ihrer Backfische berichtet, die stärksten Kräfte in diesem Kampf: Solche ehrlichen Mädel möchten lebhafter, flinker, pünktlicher, fleißiger sein, nicht so vergeßlich, nicht so rasch entmutigt, beherrscht, nicht launisch, freundlich, höflich, gefällig, zuvorkommend gegen Ältere, dankbar und gehorsam und ehrerbietig gegen die Eltern, bescheiden und schlicht, nicht überheblich, nicht eingebildet, kindlich, aber nicht kindisch, liebenswürdig und verträglich, neidlos und nicht empfindlich, an andere sich anpassend, aber selbständig doch dabei, treu und verschwiegen, nie falsch, sondern offen, ehrlich, natürlich, lustig und jugendfrisch und durchaus kein „Tugendschaf", aber dennoch auch ernst und für alles Schöne zu gewinnen, und vor allem innerlich sauber. Das Backfischideal ist das frische, fröhliche, „in Freiheit dressierte", aber anständige Mädel.

Das reine, schöne und stolze Mädel, das in der nationalsozialistischen Jugendbewegung des Dritten Reiches auch für sich die heldische Haltung fordert, hat sich heute ebenfalls schon seine entsprechende Form geschaffen. Eine neue völkische Sittlichkeit allein vermag jungen Mädeln einer großen Zeit auch den „Verstand des Herzens" zu eröffnen, wie ein Dichter den rechten Takt nennt. Dieser „Verstand des Herzens" ist ja auch allein die Seele einer jeden echten guten Form — der Herzenstakt. Nur von ihm geleitet, wird einem deutschen Mädel die „maze" eigen, die dem ritterlichen Mittelalter das Adelszeichen bedeutete — „aus der Seele mütterlichem Boden in stolzer schöner Grazie empfangen" (Schiller) —, jene

Digitized by Google

gewinnende anmutige Sicherheit und Freiheit des Auftretens, die im Leben so viel bedeutet. Ein Mädel schrieb einmal in ihr Tagebuch: „Ich wünschte, ich hätte ein ganz, ganz großes Herz und nur die Liebe möchte drin sein. Wie glücklich würde mich das machen, allen Menschen davon mitzuteilen!"

Es ist das die Liebe, die in jeder wahren Mutter lebt, die uns einmal auf Erden freudevoll willkommen hieß, die uns einst in den Arm genommen und sorglich unseren ersten Schlummer behütet hat: Mutterliebe! Muttertreue! — Junge Menschen ohne Mutterliebe sind immer wie Menschen ohne Heimat. In der Systemzeit wies einmal eine Statistik der „Deutschen Zentrale für Jugendfürsorge" in Berlin an 749 Akten nach, daß 89 Prozent aller kriminellen Jugendlichen aus Familien stammten, in denen die Mutter entweder tot, krank oder erwerbstätig war. In 86 Fällen fehlte die Mutter. In 56 Fällen war die Mutter krank. In 50 Fällen war sie im Hausberuf tätig. In 85 Fällen war sie stundenweise außer dem Hause beschäftigt und in 118 Fällen den ganzen Tag berufstätig.

Kinder hatten einmal einen Aufsatz über die Mutterhände zu schreiben, und da schrieb das Toberdirndle im Tobl — so erzählt uns F. Schrönghamer — folgendes: „Mit der einen Hand macht die Mutter Butter. Mit der andern flickt sie Vaters Stalljoppe. Mit der andern kocht sie. Mit der andern flicht sie mir die Zöpfe, bevor ich zur Schule gehe ..."

Toberdirndle liest den Aufsatz in der Klasse vor, und die andern grinsen, weil ihre Mutter doch kein „Tausendhändler" sein könne. Und Toberdirndle zählt die Hände der Mutter unbeirrt auf: „Zwei für den Vater. Sieben Kinder — auch für jedes zwei, macht vierzehn Hände. Kühe, Stall und Feld — wieder für jedes zwei, macht sechs. Zwei für die armen Leut — macht wieder zwei. Und zwei für den Herrgott, wenn sie beten tut — macht im ganzen sechsundzwanzig Mutterhände." Niemand grinste mehr. Toberdirndle hatte den besten Aufsatz geliefert!

In solch einer Liebe zu unserer Mutter kommt unsere germanische Ehrauffassung am klarsten zum Ausdruck, die in der Frau eine Führerin zu höherer Sittlichkeit und tieferer Verinnerlichung, zur Ahnung göttlicher Beseelung der Welt und Erfassung alles Lebens in seiner Ganzheit sieht.

Zu einer natürlichen Ungezwungenheit im Verkehr der beiden Geschlechter gehört die Zucht, die auch hier die Gemeinschaft um ihrer selbst willen gebieterisch fordert. Und gerade die Mädel sollen zu Stolz erzogen werden. Auf daß es wieder werde, wenn du wissen willst, was sich ziemt, „so frage nur bei edlen Frauen an".

In Zeiten, wo die Jungen der Drang ihres Herzens immer wieder zu ihren Kameraden und Freunden weist — und dessen braucht sich niemand zu schämen, wenn nur die Gefühle nüchtern und männlich hart sind —, dann spüren sie es auch sehr deutlich schon, wie jener Drang gleichzeitig zum andern Geschlecht hinüberpendelt. In diesem uns oft so rätselvollen Hin und Her der Empfindungen unserer Jugend sehen wir später einmal dankbar so unendlich viel weise Vorsehung, die nicht wollte, daß wir das große Seelenkapital unserer Jugend in lauter kleiner

Digitized by Google

Münze vorzeitig ausgaben und auf die Gasse warfen. Vielleicht ist es im Leben eines Jungen, der aus dem Wettkampf seiner Flegeljahre als Sieger hervorgeht, der größte Augenblick, wenn er ganz heimlich sein schönstes Mädel entdeckt, das ihm dann mehr ist als nur ein „Backfisch", das er verehrt und liebt, und das er, wie die edlen Ritter des Mittelalters, zu seiner „Herzallerliebsten" erwählt. Zu einer „Herzallerliebsten", die ihm ganz allein gehört, der er vielleicht vorläufig kaum etwas davon sagt, um das Geheimnis nicht zu zerstören, wie man jene selten schöne Wunderblume, von der die Botanik zu berichten weiß, nicht vorzeitig pflücken darf, wenn sie nicht welken soll, ehe sie in ganzer Schönheit erblüht ist.

Denjenigen Jungen allerdings wird solch eine Gesinnung immer zu hoch sein, die sich ein Mädel nicht zu erobern wissen, denen es gerade recht ist, wenn sich ihnen heute dieses und morgen jenes an den Hals wirft. Sie sind stets die ewig „suchenden Seelen", weil sie sich selbst noch nicht gefunden haben, noch nicht zum werdenden Mann herangereift sind. Sie haben immer „Minnedienst", wenn sie ihren Dienst für die Bewegung machen sollen und werden zu Sklaven ihrer Gefühle, anstatt ihrer Herr zu sein.

Es greifen mancherlei Abgrundsmächte nach unserem Glück, und das schönste Wunder des Lebens ist immer am meisten umdroht gewesen. Bist du gefallen, steh schnell auf, verzweifle nicht, fang tapfer immer wieder einen neuen Kampf an. Laß dir notfalls auch von Freunden, Kameraden und Eltern helfen, aus deiner Sackgasse, in die du vielleicht einmal geraten bist, herauszukommen. Die meisten Menschen scheitern nicht an ihren Fehlern, sondern an ihrer Unfähigkeit, sie wiedergutzumachen. Freu dich in deinem Kampf schon über die kleinen Etappen, die du im Kampf um deine Ehre, auch um deine Liebesehre erreichst; denn wichtiger als das Richtige zu tun, ist schon oft, das Falsche nicht zu tun!

So ruht bei Eltern und Jugendführern eine ernste Verantwortung. Der Führer hat im Gesetz vom 1. Dezember 1936 der Hitler-Jugend auch die sittliche Erziehung der deutschen Jugend übertragen. Da die Jugend sich selbst erzieht, ist damit schon gewiß, daß das Schlimmste, nämlich die nur das Gegenteil heraufbeschwörende Moralpredigt, wegfällt. Wir ringen um die größtmögliche Natürlichkeit, um eine seelische und körperliche Härte. Darum gibt es für unsere Jugendbewegung keine sogenannte „sexuelle Frage". Allein in positiver Erziehungsarbeit werden die Versuchungen des Lebens gemeistert. Der Zukunft unseres Volkes wollen wir keine Geburtenstatistiken vorhalten, wir wollen ihr kein „Du sollst nicht" auf ihren Lebensweg mitgeben — aber wie in allen kleinen Fragen des persönlichen Lebens werden wir sie mitreißen und ihre Ideale beschwören, da wir den deutschen Imperativ unseres Friedrich Nietzsche als Gebot dieses Lebens begreifen:

„Wirf den Helden in deiner Seele nicht weg!"

Von dem gleichen Verfasser ist für Jugendführer, Lehrer und Eltern ein umfangreiches erziehungswissenschaftliches Werk über „Die geschlechtliche Frage in der deutschen Volkserziehung" erschienen, das die parteiamtliche Druckerlaubnis erhalten hat (1936, 396 S.).

Digitized by Google

Wilhelm Scheuermann:

Ein Denkmal römischer Jugendarbeit

Seit der Wiedervereinigung Österreichs mit dem Mutterlande befindet sich auf deutschem Reichsboden ein ganz einzigartiges Denkmal aus dem römischen Altertum, das gerade an dieser Stelle eine besondere Würdigung verdient.

Wer die Abbildung betrachtet, ohne sich mit Altertumskunde beschäftigt zu haben, dem wird es trotz seiner verhältnismäßig guten Erhaltung zunächst wenig sagen. Man sieht den Anfang eines Reiterzuges, dessen Spitzenreiter ein großes standartenartiges Feldzeichen trägt, das sogenannte Vexillum, das uns auch sonst aus römischen Darstellungen sehr gut bekannt ist. Der zweite Reiter führt zur Linken einen Schild, dessen Wappenzeichen leider nur noch undeutlich erkennbar ist. Ein hinter einer Säule aufspringendes Pferd deutet die Fortsetzung des Zuges an. Sonst läßt uns die Darstellung noch folgendes erkennen: Die Reiter haben das schlicht in die Stirn und über die Ohren gekämmte Haar halblang geschoren, sie sind mit einer kurzen, ungegürteten Ärmeltunika und mit eng anliegenden Hosen bekleidet, wie sie die Römer zuerst bei den Kelten und Germanen kennengelernt hatten und dann selbst übernahmen. Die Pferde sind schwer, offenbar festlich gezäumt. Ihre Mähne ist zwischen den Ohren zu einem Schopf aufgebunden. Als Sättel dienen dicke, unten gefranste Decken. Auffallend ist das betont jugendliche, ausgesprochen kindliche Alter der Reiter.

Das Bildhauerwerk ist aus italienischem Marmor gearbeitet, und zwar ist die Platte 1,20 Meter breit, 0,22 Meter dick und jetzt noch 0,70 Meter hoch, wobei zu berücksichtigen ist, daß ein geringer, wenige Zentimeter breiter Rand unten abgebrochen ist.

Über die Geschichte des Fundes ist folgendes bekannt. Unweit von der Kärntner Hauptstadt Klagenfurt hat bis zur Völkerwanderung eine der bedeutendsten Städte diesseits der Alpen, Virunum, geblüht. Noch jetzt kann man das Forum und Teile der Straßenzüge im Gelände deutlich erkennen. Der Boden ist dort seit Jahrhunderten unerschöpflich an Funden. Er hat uns eines der schönsten antiken Kunstwerke, den berühmten Adoranten, einen betenden Jüngling, der sich jetzt im Wiener Museum befindet, beschert. Die außerordentlich zahlreichen Bild- und Inschriftsteine sind uns dadurch erhalten geblieben, daß sich in Kärnten seit dem Mittelalter der Brauch ausgebildet hatte, solche Funde in Außenseiten von Kirchen und anderen Gebäuden einzumauern. So fand man auch das hier abgebildete Stück in die Scheune eines Bauernhofes eingelassen, die ursprünglich eine Kapelle gewesen war. Da die alten Bildwerke dabei oft stark unter den Witterungseinflüssen litten, so versuchte im Anfang des 19. Jahrhunderts ein weitblickender Klagenfurter Sammler, Dr. Kumpf, alle, deren er habhaft werden konnte, zu kaufen, ließ sie herauslösen und überführte sie in gedeckte Räume nach Klagenfurt, um sie später dem Kärntner Geschichtsverein zu schenken. Auf diesem Wege ist unser Bildstein in das Museum von Klagenfurt gelangt. Er hatte ursprünglich

Digitized by Google

Das Steinbild von Virunum

Gegenſtück, das noch 1870 der Altertumsforſcher Freiherr von Jabornegg-Altenfels gekannt und beſchrieben hat. Es zeigte im Gegenſatz zu unſerer Abbildung noch die volle Größe des Steines, entſprach der vorliegenden Darſtellung beinahe wie ein Spiegelbild, war aber ſtark verwittert. Es iſt inzwiſchen ſpurlos verlorengegangen, und leider beſitzen wir auch keine Abbildung von ihm.

Schon der erſte Gelehrte, der den Kärntner Altertümern eine wiſſenſchaftliche Fürſorge gewidmet hat, Prunner, hat am Ende des 17. Jahrhunderts eine Deutung unſeres Bildſteines verſucht. Er mußte aber wie auch ſpätere Nachfolger ſcheitern, weil die Fachwiſſenſchaft noch keine Grundlagen zu vergleichenden Ausblicken geſchaffen hatte. Erſt 1915 hat Rudolf Egger in Wien dann den ebenſo gründlichen wie überraſchenden Nachweis führen können, daß wir hier das einzige erhaltene Denkmal der uns ſonſt ſo wohl bekannten römiſchen Jugendorganiſationen vor uns haben. Es bedarf einer etwas ausholenden Vorrede, um den Nichtkenner des Altertums den Zuſammenhang verſtändlich zu machen.

In voller Erkenntnis des drohenden Verfalls der Kraft des römiſchen Reiches hatte Kaiſer Auguſtus der Erfaſſung der Jugend ſein ernſtes Augenmerk zugewendet. Er ſchuf eine Jugendorganiſation, die in allen Teilen des Reiches die geſamten vornehmen und frei geborenen Jünglinge und Knaben in ſich vereinigen ſollte und die dieſe Aufgabe in Italien und ſpäter in allen Provinzen erfüllt hat. Dieſe Organiſationen führten im Laufe der Jahrhunderte verſchiedene Bezeichnungen, zuletzt heißen ſie collegia juventutis, in ihrer Blütezeit aber ganz einfach

Digitized by Google

juventus schlechthin, also „Jugend". Der Zweck der Zusammenfassung war der, diese Jugend durch soldatische Übungen leiblich und geistig auszubilden und, was betont wurde und was wir besonders beachten wollen, aus ihr ein Auslesegeschlecht herauszubilden, das imstande war, die Weltherrschaft des römischen Reiches zu bewahren und zu schützen. Diese Jugend trat zu regelmäßigen Übungen zusammen, für die eine besondere Lehrer- und Führerschaft ausgebildet wurde. Einmal im Jahre nahm der Kaiser selbst die Vorführung der Jugend in seiner Hauptstadt Rom ab und beschenkte dabei eigenhändig diejenigen, die sich auszeichneten, mit Preisen, und zwar bestanden diese Preise in Waffen. Da sich nach den damaligen römischen Begriffen Staat, Glaube und Brauchtum noch völlig deckten, so war dieser Jugend auch ein starker Anteil an den gottesdienstlichen Veranstaltungen und Jahresfesten, wie etwa dem Erntefest, bestimmt. Sie hatte unter anderem bei den hohen Festen auch die Aufgabe, für den Schmuck mit Maien und Blumengewinden zu sorgen. Bei ihrem eigenen Jahresfeste scheint jeweils eine Art Bewährungsprüfung der Jüngsten erfolgt zu sein, über deren Leistungen die Älteren zu Richtern bestellt waren. Und zwar erstreckten sich die Vorführungen dieser Jüngsten auf Reiten, Fechten, aber auch, der römischen Gewohnheit entsprechend, auf Tierkämpfe in der Arena des Amphitheaters.

Der Höhepunkt der Darbietungen der Jugend, ein Ereignis, an dem die ganze Gemeinde schaulustig Anteil nahm, war jeweils der lusus juvenalis, das Jugendspiel, oder, wie es auch heißt, der lusus Trojae, das Trojaspiel. Auch das ist uns durch eine Reihe von Zeugnissen aus dem Altertum bewiesen, und wir werden Anlaß haben, gerade darauf noch einmal zurückzukommen.

Außer durch geschichtliche Aufzeichnungen und einige Hinweise auf Münzen wissen wir über diese römische Jugendzusammenfassung durch eine erhebliche Zahl von Inschriften Bescheid. Sie lehren uns, daß sich das Vorbild der Reichshauptstadt schnell in allen Provinzen durchsetzte (wenigstens, soweit wir bisher übersehen können, überall im Westen und Norden). Jeder bedeutende Ort hatte seine eigene Jugendschaft, die sich bald nach ihrer Heimat, bald nach einer Gottheit und öfter nach der Örtlichkeit ihres Übungsplatzes benannte. Wir wissen ferner, daß die Kosten für die Ausbildung von der gesamten Bürgerschaft getragen wurden, daß diese Jugendschaften aber auch freigebige Gönner hatten, deren Stiftungen zuweilen auf den Inschriften vermerkt werden.

Es kann nicht Zweck dieser Zeilen sein, die für einen breiten Leserkreis bestimmte Erläuterung des Jugenddenkmals von Virunum mit ausführlichen Quellennachweisen*) zu belasten.

Ein merkwürdiger Zufall hat es gefügt, daß wir gerade über die Jugendschaft der auf unserem österreichisch-deutschen Reichsboden liegenden Römerstadt

*) Es sei verwiesen auf Demoulin, Les collegia juventum, im Musée Belge, 1897; Daremberg-Saglio, Juvenes und juventus, Dictionnaire V. 782 ff.; M. Rostowzew, Römische Tessarae, Klio, e. Beiheft; und besonders auf Jahreshefte des österr. arch. Instituts, Bd. XVIII, S. 115 ff. mit der Abhandlung von Rudolf Egger.

Digitized by Google

Virunum, aus der unser Denkmal stammt, ganz besonders gut Bescheid wissen, trotzdem auf ihr leider erst sehr unvollkommene planmäßige Ausgrabungen unternommen worden sind. Hier wird der erhaltene Bildstein nämlich durch mehrere Inschriftenfunde ergänzt. Wir kennen aus ihnen sogar den Namen dieser Jugendschaft. Sie nannte sich die juventus Manliensis, und zwar nach ihrem Jugendheim und ihrer Übungsstätte Manlia. Das war wahrscheinlich ein nach einem Tempel benannter Ortsteil, vorläufig läßt sich das nicht näher entscheiden. Dafür ist es uns um so besser bekannt, was für eine erhebliche Bedeutung diese Jugendschaft in der blühenden Stadt Virunum besessen hat. Sie ist in der Lage gewesen, eine Reihe von öffentlichen Stiftungen zu machen. Diese sind dem Genius Augusti gewidmet, der kaiserlichen, vergotteten Größe, die in der Zeit der höchsten römischen Weltreichmachtgeltung die unbedingte Treue zum Führerwillen versinnbildlicht. Sie feiern die Göttin der Weisheit und des Unterrichtes, Minerva, und die nordisch-keltische Pferdegöttin Epona, die Schutzgöttin der Reiterei, der männlichen Kunst, die von der Jugendschaft von Virunum so eifrig gepflegt wurde. Die Fundumstände und sehr überzeugende andere Anhalte machen es zu hoher Wahrscheinlichkeit, daß die Jugendschaft von Virunum nicht nur in der Lage gewesen ist, an einem der schönsten und beherrschendsten Punkte der Stadt einen Tempel der Treue zum Genius Augusti, das heißt zum erhabenen Reichsführergedanken, zu stiften, sondern auch eine Weihestätte des Silvanus. Silvanus, der hier romanisierte Waldgott, war aber, wie wir aus zahlreichen Funden nachweisen können, niemand anderes, als die keltische Auffassung desselben nordischen Gottes, den die Germanen Donar oder Thor nannten, und er schwang wie dieser den Hammer. Schließlich hat sich sogar eine Inschrift gefunden, auf der das Namensverzeichnis der damaligen Mitglieder der Jugendschaft von Virunum eingemeißelt ist. Leider ist sie nur in Bruchstücken erhalten, aber dennoch erfahren wir aus ihr wissenswerte Einzelheiten: Zwar ist der größere Teil der Familiennamen schon romanisiert, andere sind aber noch rein keltisch. Aus der Größe der ursprünglichen Platte läßt sich schließen, daß damals diese Jugendschaft von Virunum 120 bis 130 Mitglieder umfaßt hat.

Wie im ganzen römischen Reich bestand also hier in Virunum eine Jugendschaft, die neben ihrem sonstigen Unterricht an Leib und Seele eifrig geschult wurde und sich begeistert schulen ließ, um eines Tages ihren Anteil an den großen Staats- und Führungsaufgaben zu übernehmen. Das waren, wie uns andere Quellen und die Grabfunde vermelden, helläugige, blonde Jungen und Jünglinge, die dem an sich schon nordisch-norischen Stamme angehörten, der überdies damals bereits stark mit germanischem verwandten Blute durchsetzt war. Ihr Jahresfest war der lusus Trojae, das Trojaspiel. Und das freilich konnten sie mit ganzem Herzen feiern. Denn das war eine uralte arische Sonnwendfeier.

Nach nordischer Auffassung verirrt sich die Sonne nach ihrem sieghaften Sommerlaufe im Winter in ein Wirrsal von unterirdischen Irrgängen, die sie

Digitized by Google

nur kurz und zeitweilig freilassen, im hohen Norden sogar ein halbes Jahr gefangen halten. Daraus ist bei allen arischen Völkern der Mythos von der gefangenen Sonnenjungfrau entstanden, zu deren Befreiung die homerischen Griechen ihren größten Feldzug gegen die sagenhafte Stadt Troja, die in Wirklichkeit diesen Namen nie gehabt hat, geführt haben wollten. Aus derselben Vorstellung sind die nordischen Steinsetzungen, die Trojaburgen, Troeburgen, Trelleborgen entstanden, in denen noch bis in unsere Gedenkzeiten das Landvolk die Spiele aufführte, welche die Sonne befreien sollten. Die Römer, nach ihrer Staatslegende Nachkommen der Trojaner, die nordischen Noriker von Virunum mit ihrem angestammten Sonnwendbrauchtum, hier fanden sie sich in einer gemeinsamen blutbedingten Auffassung des Weltbildes, und bei beiden fiel der Jugend die Aufgabe zu, am großen Jahresfeste der Sonnwende die verirrte und in Gefangenschaft geratene Sonne zu befreien und ihr den Weg zum Wiederaufstieg zu zeigen. Denn wer anders als die Jugend, der die Zukunft gehört, könnte der Königin des Himmels helfen?

Betrachten wir nun noch einmal das Steinbild von Virunum, so sehen wir jetzt etwas mehr. Es ist ein Werk aus dem zweiten Jahrhundert unserer Zeitrechnung. Das Mißverhältnis zwischen Köpfen und Leibern hat der Künstler absichtlich betont, und wir verstehen ihn wohl: Er wollte weithin sichtbar, wie es der Schmuck an Bauwerken verlangt, zum Ausdruck bringen, daß hier die Jüngsten der Jungmannschaft, diejenigen, welche die Bewährungsprüfung zu bestehen hatten, zum alljährlichen Jugendspiel, zum lusus juvenalis, zum lusus Trojae anritten. Den zeitgenössischen Betrachtern mag das Bild noch etwas mehr gesagt haben, denn sie erkannten an der Säule, welcher allgemein bekannte Kampfspielplatz mit diesem Eingang gemeint war. Die Haartracht, die wir auf dem Bildwerk sehen, war beim Trojaspiel ausdrücklich vorgeschrieben, wie uns eine Stelle in Vergils Aeneis verrät.

Die Jugendschaft von Virunum, die sich hier ein Denkmal setzte, vermutlich an ihrem Heim und Übungsplatze, die am heutigen Gratzerkogel gelegen haben, hat durch mehrere Jahrhunderte geblüht. Die erwähnte Inschrift mit einem Mitgliederverzeichnis ist etwa hundert Jahre jünger als der Bildstein. Daß sie es zu ihrer Zeit mit ihren Pflichten sehr ernst genommen hat, bezeugt uns die Darstellung und beweisen uns andere Quellen. Sie hatte damals schon eine ruhmreiche Vergangenheit. Einmal, in höchster Not des Reiches, hatte diese norische Jugendschaft sogar erfolgreiche Kriegshilfe geleistet. Im Jahre 69 n. Chr. hat sie, wie uns Tacitus hist. III 5 berichtet, die Inn-Grenze besetzt und den Einfall der Anhänger des Vitellius abgewehrt.

So hat sie lange die Hoffnungen, die ihr Gründer Augustus auf die Wehrhaftmachung und Ertüchtigung der Reichsjugend gesetzt hatte, glänzend erfüllt. Indessen war auch ihr Niedergang mit dem der ganzen römischen Volksgemeinschaft besiegelt. Die Freude an edler Heldenhaftigkeit entartet später zu öder Zirkus-

Digitized by Google

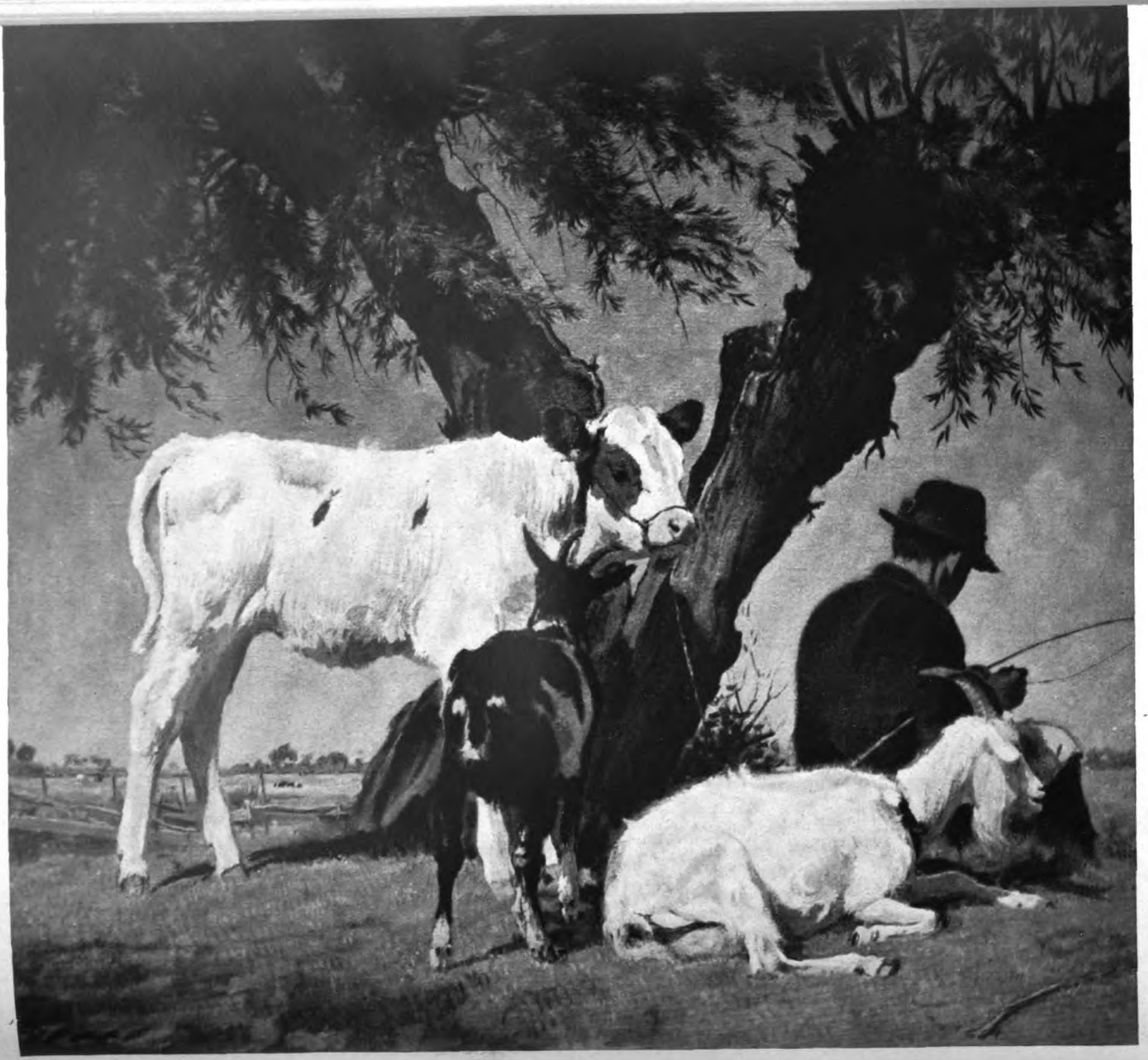
Franz Eichhorst, Berlin

Bäuerin mit Tragkor

Aus der neuen Ausstellung im Haus der Deutschen Kunst zu Münch

Digitized by Google

Paul Paul
ghanns,
sseldorf



t an der Weide

Digitized by Google

Digitized by Google

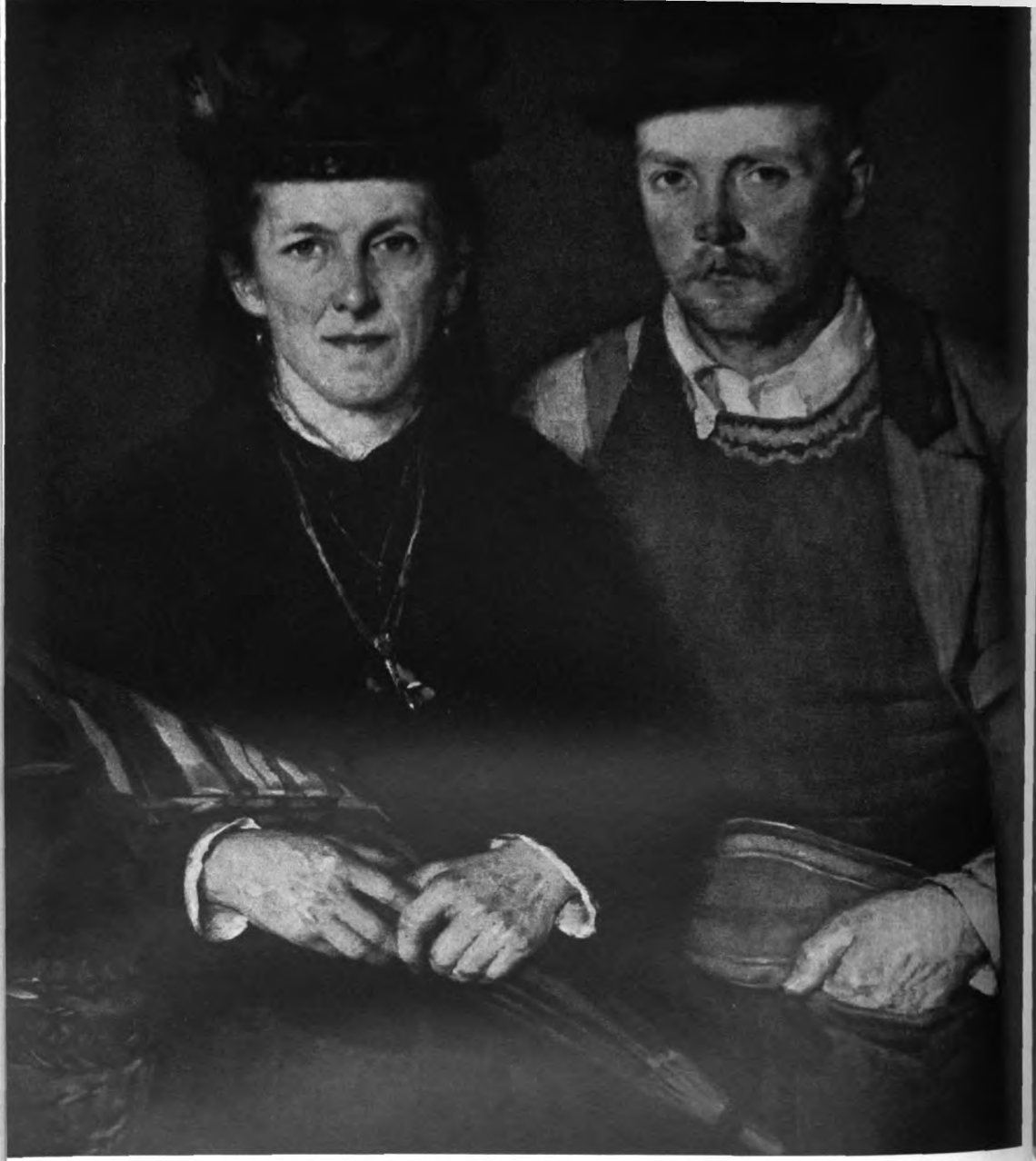
Schwere Arbeit

Anton Kürmaier, München

Alte Brücke in Schwaben

Digitized by Google

Digitized by Google



Prof. Hans Schachinger, Wien

Steirisches Trachtenpaar

Digitized by Google

Robert Krauß, München

Dachauer Bauernpaa

Digitized by Google

Anton Kürmaier, München

Stilleben

Digitized by Google

sportfexerei und zum Gladiatorentum, der bewußte Staatswille und die Hingebung zum Führertum wurden abgelöst durch politisches Gezänk. Wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen. Es wurden Verordnungen gegen die Jugendschaften notwendig, weil diese sich zu Pflegestätten geistiger Akrobatik und zu Debattierschulen entwickelten. Als das Weltgericht der Völkerwanderung gewittergrollend heraufzog, haben die Jugendschaften schon keine Rolle mehr gespielt. Sie waren längst ebenso verkommen wie das ganze Volkstum, dessen Erneuerer sie sein sollten und solange gewesen waren.

Aus ihrer Blütezeit haben wir aber die vielen Zeugnisse, die man kennen muß, wenn man die Größe des römischen Reiches in seiner wirklich einzigartigen Stellung ganz verstehen will. So freudig indessen diese große Zeit sich selbst sonst überall Denkmäler gesetzt hat, von der römischen Jugendschaft und von ihrem Jugendspiel zeugt bisher an Bildwerken nur dieser eine zufällig erhaltene Stein, der unsern der südöstlichen Grenze Großdeutschlands im Museum von Klagenfurt von dem Trojaspiel der juventus Manliensis von Virunum Kunde bringt.

Rolf Karbach:

Ein treuer Erzbischof

In unserm Luxemburger Nachbarland weiß man kaum noch, daß sich seine heutige Schreibweise aus der altdeutschen „Lützelburg" (= Kleinburg) entwickelt hat. Im Rheinland trifft man diese alte Schreibweise für unsern Begriff „klein" heute noch öfter an, wie b. B. Lützel-Koblenz, Lützel-Soon usw.

Zu den bedeutendsten Luxemburgern in der deutschen Geschichte gehört Baldewin von Lützelburg, ein Sohn der Grafenfamilie, die dem Lande den Namen gab. Das Lützelburger Grafenhaus hat zwar mehrere deutsche Kaiser dem Reich gegeben, aber im Westen war sein wirkungsreichster Sproß Baldewin, der fast 50 Jahre (1307—1354) als Trierer Kurfürst im Mittelpunkt der deutschen Geschichte stand. Als Landherr der Grenzmark stand er vor sechshundert Jahren im Brennpunkt des Kampfes zwischen Kaiser und Papst, auf der einen Seite Kurfürst, auf der andern Seite Erzbischof. Päpstliches Machtstreben und französische Ausdehnungsgelüste versuchten immer wieder, ihn sich dienstbar zu machen. Der Papst in Avignon, weitgehend dem Pariser Königshaus ausgeliefert, bildete mit demselben eine Interessengemeinschaft in Marschrichtung auf das Reich.

Von vornherein konnten durch verschiedene Umstände Philipp IV. von Frankreich und der Papst annehmen, daß es ihnen gelingen würde, Baldewin zu ihrem Vasallen zu machen, war doch der ältere Bruder Baldewins, Heinrich von Lützelburg, 1294 französischer Königsvasall geworden und hatte noch 1305 in Lyon feierlich versprechen müssen, seinen Bruder Baldewin für Frankreich zu verpflichten. Dazu kam noch, daß Baldewin mit 13 Jahren die Universität Paris bezog. In diesen Umständen schien der Papst genügende Sicherheiten für seine Sache zu sehen. Denn als das Trierer Domkapitel 1308 den in keiner Priesterlaufbahn

Digitized by Google

erzogenen Baldewin zum Bischof wählte, gab er sofort seine Zustimmung, machte Baldewin an einem Tag zum Priester und salbte ihn am nächsten zum Bischof.

Der junge 22jährige Erzbischof und deutsche Kurfürst ging aber in Trier einen eigenen Weg. Bereits im ersten Jahre setzte er gegen die französischen Kandidatenwünsche die Wahl seines Bruders Heinrich VII. zum deutschen König durch. Wir erkennen ihn als Krieger und Diplomaten im Heereszug seines Bruders nach Italien und so kommt es bereits 1312 zum ersten Gegensatz zum Papst. Den Protestbrief Kaiser Heinrichs gegen den Papst unterschreibt Baldewin als erster Zeuge. Nach Kaiser Heinrichs Tod betreibt Baldewin gegen die päpstliche und französische Partei die Wahl König Ludwigs IV. von Bayern. Als 1323 der Papst König Ludwig bannt, macht Baldewin seinen Diözesangläubigen davon keine Mitteilung. Trotz wiederholter päpstlicher Aufforderung läßt Baldewin die päpstlichen Kirchenstrafen gegen den Kaiser nicht aushängen. Da Ludwig einen Gegenpapst einsetzen und den Petripfennig einziehen läßt, wird Baldewin vom Papst zum offenen Kampf aufgefordert, wieder ohne Erfolg.

Der Papst holt gegen Ludwig zum Hauptschlag aus und will den französischen König Karl IV. zum deutschen Kaiser machen. Von den Reichsfürsten sind die Habsburger bereits gewonnen und einverstanden. Da die französische Königin Baldewins Nichte ist, glaubt man, auch ihn zu gewinnen. Baldewin lehnt aber ab, und als das Komplott in Bar sur Aube geschmiedet werden soll, erscheint Baldewin nicht. Noch im selben Jahr gelingt es dem hartnäckigen Papst und Karl IV. im Bunde mit den Habsburgern, einen Teil der Kurfürsten zur Wahl in Rhens zu versammeln. Baldewin aber und sein Neffe König Johann von Böhmen verstehen diesen Kreis von Männern, die Deutschland unter Fremdherrschaft bringen möchten, zu sprengen.

Zum offenen Bruch des Erzbischofs Baldewin mit dem Papst kommt es 1328, als Baldewin die Leitung des Erzbistums Mainz übernimmt — gegen den von Avignon beauftragten päpstlichen Legaten. Neun Jahre führt Baldewin das Erzbistum Mainz, unterstützt von Ludwig, gegen die päpstliche Banndrohung. Er ist Ludwigs mächtigster Mann und gilt als der reichste deutsche Fürst seiner Zeit. Zwischen Frankfurt und Köln, zwischen Trier und Kassel entstehen seine Trutzburgen. Bis Erfurt, in das Herz des Reiches, gehen seine Fehdezüge. Man könnte annehmen, daß sein persönliches Machtstreben seine Handlungsweise bestimmt hätte. Dem steht sein über 28 Jahre hinaus währender Beistand für den Kaiser und seine erfolgreiche Zerstörungsarbeit von päpstlichen und französischen Plänen entgegen. Besonders sein Vorgehen gegen den eigenen Neffen, König Johann von Böhmen, den er auf dem Reichstag in Nürnberg zur Disziplin gegen den gebannten Kaiser zwingt, beleuchtet seine entschiedene Reichstreue im Kampf des Papstes gegen das Reich. Für den Notfall hatte er sogar mit Ludwig ein Bündnis gegen seinen Neffen geschlossen.

Immer wieder vergeblich stellt der Papst an Baldewin die Forderung, das Erzbistum Mainz herauszugeben und es einem vom Papst ausersehenen Kaisergegner

Digitized by Google

Baldewin von Lützelburg
(Plastik in St. Gangolf-Trier) 1286—1354

Aufn.: Herbert Ahrens

auszuliefern. Baldewin dagegen übernimmt 1331 dazu noch die beiden Bistümer Worms und Speyer, deren Kapitel die päpstliche Besetzung nicht behagt. In Erwartung des Papstbannes verbündet er sich 1333 mit dem Erzbischof von Köln, um päpstliche Sanktionen unmöglich zu machen. In Avignon wird Baldewin der päpstliche Prozeß gemacht. Als er 1337, ehe das päpstliche Edikt veröffentlicht ist, auf das Erzbistum Mainz verzichtet, rebellieren die Mainzer gegen die päpstlichen Nuntien. Ein neuer Papstbannprozeß gegen Baldewin ist die Folge. Baldewin legt dann 1337 zwar Speyer nieder, aber schließt ein Schutz- und Trutzbündnis mit den Erzbischöfen von Mainz und Köln gegen den Papst. Zu diesem für den

Digitized by Google

Papsteinfluß in Deutschland gefährlichsten Zeitpunkt, da des Reiches Kaiser und Fürsten ohne jede Wirksamkeit mit dem Bannfluch des Papstes belegt sind, wird das Ende des politischen Papsteinflusses auch noch vor der Geschichte feierlich besiegelt.

Es sind am 15. Juli 1938 gerade 600 Jahre her, daß sich die deutschen Kurfürsten zum Rhenser Kurverein in dem alten Rheinstädtchen versammelten, um feierlich für immer den päpstlichen Einfluß auf die Dinge des Reiches auszuschalten:

Hier wurde von allen Wahlfürsten beschlossen und beurkundet:

„Es sei Recht und altes Herkommen des Reiches, daß derjenige, welcher von den Wahlfürsten zu einem römischen König gewählt worden sei, der Ernennung, Billigung, Bestätigung, Zustimmung oder Autorität des apostolischen Sitzes nicht bedürfe und daß ein solcher Erwählter sich nicht an den päpstlichen Stuhl zu wenden habe."

So geschlossen sich die Wahlfürsten damals vor den gebannten Kaiser Ludwig stellten, lange sollte die deutsche Einmütigkeit nicht dauern. Kaiser Ludwig selbst war es, der sich die Feindschaft des treuen Lützelburger Hauses zuzog. Für seinen Sohn entzog er dem Großneffen Baldewins das Eheweib mitsamt ihrem Land Tirol, sich selber aber raubte er die Freundschaft Baldewins. Verlassen von den Kurfürsten begann Ludwigs schnelles Ende. Schon 1343 war Ludwig zum Sühneanerbieten an den Papst gezwungen. 1344 sah der Kurverein sich wegen dieser Erniedrigung des Kaisers vor dem Papst zu Vorwürfen gegen Ludwig gezwungen, und 1346 wählten die Kurfürsten Baldewins Großneffen, Karl IV., zum deutschen König. Ein Jahr später war Ludwig tot. Schon an der Schwelle eines deutschen Triumphes über den Papst hatte er sich den Treuesten und Mächtigsten seiner Gefolgschaft verfeindet: Baldewin von Lützelburg, der als Erzbischof gegen den Papst die Reichstreue über das Kirchendogma gestellt hatte.

Wer von Baldewin mehr verlangt, muß ihn in seiner Zeit sehen: Drei Könige gab er dem Reich. Gegen drei Päpste verteidigte er sie. Erzogen in Paris und verwandt mit dem welschen Königshaus, hat er ihm nie gedient gegen das Reich. Als mächtigem Fürst verpfändet ihm für Geld und Söldner selbst Englands König seine Krone. Machtvoll zeugen heute noch Bauten in der Westmark von dieser großen deutschen Persönlichkeit. Ein Weltwunder der Baukunst seiner Zeit war seine noch heute Achtung verdiende Koblenzer Balduinsbrücke über die Mosel, die längste Steinbrücke seines Jahrhunderts.

So gedenken wir in Ehrfurcht eines Erzbischofes, der sich vor das Reich stellte, wenn päpstliche und französische Intrige zum Schlag ausholte. Dank seiner Führerpersönlichkeit erleben wir in jenen Jahrzehnten, daß drei deutsche Erzbischöfe sich in einer deutschen Sache gegen den Papst für das Reich verbünden. Hätte der Nationalismus, der diese Kirchenfürsten beseelte, die Geschichte der katholischen Kirche auf deutschen Boden immer erfüllt, wieviel Enttäuschungen, wieviel Not wäre uns erspart geblieben; und wieviel Haß ihr, den sie mit einer Jahrhunderte währenden Schuld bei vielen Menschen unseres Raumes geerntet hat!

Digitized by Google

Außenpolitische Notizen

Ist eine deutsch-französische Verständigung noch möglich?

Unsere Pflicht, in der jungen Generation ein realpolitisches Denken zu fördern, hat uns veranlaßt, in dem Aufsatz „Gewitterstimmung" festzustellen, daß die Aussichten einer deutsch-französischen Verständigung auf einem Nullpunkt angelangt sind! Wir haben den Glauben an diese Verständigung, wie sehr wir sie auch wünschen und als Gebot der Vernunft bejahen, für absehbare Zeiten verloren. Nun schreibt uns ein Teilnehmer am deutsch-französischen Kongreß in Baden-Baden seinen optimistischeren Eindruck. Wir wollen dieser Auffassung hier Raum geben, insbesondere deshalb, weil der einzelne daraus entnehmen soll, was im persönlichen Kontakt von Mensch zu Mensch für diese bleibende Zukunftsaufgabe noch getan werden kann. So sehr das Erlebnis grenzenloser politischer Blindheit und Engstirnigkeit ernüchtert, so sehr bestätigt es nur unsere Auffassung, daß in der Entwicklung dieser Beziehungen die Schicksalsfrage nach dem Frieden Europas zu suchen ist. G. K.

Die Feststellung in der letzten Nummer dieser Zeitschrift, daß „die deutsch-französische Verständigung auf dem Nullpunkt angelangt sei", trifft ohne Einschränkung auf die Außenpolitik unserer Tage zu. Das offizielle Deutschland hat nach den großzügigen Angeboten, die der Führer an Frankreich gerichtet hat, und die in der Folgezeit durch maßgebende Männer des Dritten Reiches wiederholt aufgenommen worden sind, keine Möglichkeiten und keinen Anlaß mehr, seine Initiative auf diesem Gebiet fortzusetzen. Solche Bemühungen würden in Frankreich nur falsch verstanden und ausgelegt werden. Denn auf französischer Seite hat man sich nach außen hin kaum Mühe gegeben, die Vorschläge des Führers richtig zu würdigen, sondern man hat zugelassen, daß von gewissen Kreisen ein Propagandafeldzug mit dem Ziele gestartet wurde, die Glaubwürdigkeit des Führers und das Vertrauen an seine Worte zu erschüttern.

Es läge nahe, nach derartigen Feststellungen kurz entschlossen alle Bemühungen um eine deutsch-französische Verständigung einzustellen und den Standpunkt zu vertreten, daß ja auf unserer Seite auch auf dem Gebiet der privaten Bestrebungen alles geschehen sei, was einer Verständigung hätte förderlich sein können, daß also die volle Verantwortung für das Ausbleiben einer Verständigung vor der Geschichte einzig und allein Frankreich zufällt.

Jedoch ist mit einer solchen Feststellung niemandem gedient. Es würde beispielsweise bei kriegerischen Auseinandersetzungen den Kräften, die heute die deutsch-französische Verständigung zu sabotieren versuchen, auch gelingen, im Ausland die Schuld eines etwaigen Zwistes Deutschland allein zuzuschieben. Und Deutschland hätte praktisch wenig davon, zu wissen, daß es an einer kriegerischen Verwicklung unschuldig ist, denn die Folgen eines modernen Krieges treffen zunächst Schuldige und Unschuldige mit gleicher Grausamkeit. Endlich aber lehrt die Erfahrung, daß noch niemals so große Gedanken wie eine Verständigung von Volk zu Volk sogleich von parlamentarischen Regierungen mit ihren zahlreichen Verpflichtungen zur Rücksichtnahme aufgegriffen und freudig in die Tat umgesetzt wurden, sondern daß es meistens eines gewaltigen geistigen Ringens abseits der großen Politik bedurfte, um einen Tatbestand zu schaffen, dem dann die Diplomatie Rechnung tragen konnte.

Verstärkt werden diese Erwägungen noch durch die Überlegung, daß das uns so unverständliche Verhalten der Franzosen von ihnen selbst als außerordentlich berechtigt empfunden wird, wir daher bei ihnen nicht die Niedertracht der Gesinnung unterstellen dürfen, wie es nach ihrem Verhalten begründet zu sein scheint. Wir sind in ihren Augen ein Volk, das sich trotz aller ihrer Berechnungen und juristischen Sicherungen von dem fein ausgeklügelten System von Versailles freigemacht hat, und dem daher gerade wegen seiner Unberechenbarkeit weitere „Ungesetzlichkeiten" und „Überfälle" zuzutrauen sind. Für den mit normaler französischer Geistesspeise ernährten Durchschnittsfranzosen ist ja zum Beispiel die Heimkehr unserer deutsch-österreichischen Volksgenossen in das große Mutterland nicht eine naturgegebene Endlösung, sondern eine durch Anwendung von Lug und Trug eingeleitete und unter dem Druck von Tanks und Flugzeugen durchgeführte Ver-

Digitized by Google

gewaltigung eines freien Volkes. Und niemand empfand in dem so „logischen" Frankreich den Trugschluß in der Behauptung eines führenden Politikers, der darlegte, daß nach der „Erledigung" Österreichs und der Tschechoslowakei „Frankreich an die Reihe komme". Das augenblickliche Unvermögen rassischen Denkens ließ solche Pläne der deutschen Politik nicht nur als möglich, sondern auch als gleichwertig erscheinen.

Bei einer solchen Einstellung bestehen natürlich gegenüber der Verständigungsbereitschaft des deutschen Volkes die stärksten Zweifel. So kam es, daß bisher noch bei jeder Probe auf die Beständigkeit deutsch-französischer Fühlungnahmen die ersten Ansätze besseren Verstehens in Frankreich wie Blüten in einer Frostnacht vernichtet wurden. Jedesmal, wenn ein größeres Ereignis auf dem Wege einer deutsch-französischen Aussprache — wie zum Beispiel die Fahrt der 1000 jungen Franzosen durch Deutschland — bevorstand, schien ein gleichzeitig eintretendes außenpolitisches Ereignis den Franzosen eine Bestätigung dafür zu sein, daß ihr Vertrauen fehl am Platze und höchstes Mißtrauen höchste Pflicht sei. Ob es sich um die Einführung der Wehrpflicht, um den Austritt aus dem Völkerbund, die Wiederbesetzung der Rheinlande oder endlich den Anschluß Deutschösterreichs handelte: immer wurden die verständigungsbereiten Kreise in Frankreich bei derartigen Ereignissen von Furcht vor ihrer eigenen Courage gepackt und zogen sich bei den erregten Vorwürfen ihrer Landsleute, eine Verständigungsbereitschaft sei würdelos und gefährlich, gehorsam hinter die alte Mauer des Mißtrauens zurück.

Gerade bei jungen Menschen wäre die Schlußfolgerung natürlich, nun nach dem Motto „Wer nicht will, der hat schon" seine Begeisterung anderen Zielen zuzuwenden, und in dem überlegenen Gefühl des Stärkeren in moralischer, rechtlicher und politischer Hinsicht den schönen Traum der Verständigung beiseite zu lassen und sich lohnenderen Aufgaben zuzuwenden, vor allem solchen, deren Verwirklichung nicht in so aussichtsloser Ferne liegt und mit so vielen Schwierigkeiten verbunden ist. Eine Reihe von Überlegungen zeigt aber, daß es doch politisch wichtig ist, Geduld zu behalten, ja, daß es zu den Pflichten gegenüber unserem den Frieden so ehrlich liebenden Volk gehört, jede Möglichkeit eines besseren Verstehens mit der gebotenen Würde zu benutzen, und die Hoffnung auf eine tiefere Einsicht jenseits der Grenzen nicht aufzugeben.

Man muß in Frankreich im Gegensatz zu uns, die wir das Glück einer völligen Übereinstimmung zwischen der Meinung des Volkes und der öffentlichen Meinung haben, zwischen Volksstimmung und öffentlicher Meinung unterscheiden. Zwischen dem, was Pariser Blätter schreiben, und dem, was der Mann aus der Provinz denkt, besteht oft ein tiefgehender Unterschied gerade im Hinblick auf die Beurteilung Deutschlands. Ebenso aber ist bekannt, daß die öffentliche Meinung Frankreichs es bisher stets verstanden hat, in Stunden nationaler Bedeutung die gesamte Stimmung mitzureißen, und durch zündende und allgemein verständliche Parolen oft sehr wenig edle Ziele als erstrebenswert oder mindestens als unvermeidlich erscheinen zu lassen.

Die Hoffnung, daß die Entwicklung der modernen Nachrichtenmittel das gute Verstehen zwischen den beiden Völkern fördern würde, hat sich als arger Fehlschluß erwiesen. Das Gegenteil ist eingetreten. Es hat sich gezeigt, daß es gewissen internationalen Mächten trotz aller modernen Erfindungen möglich ist, einen Ring der Verleumdung und des Hasses um einzelne Völker zu legen, den zu durchbrechen den Betroffenen bisher in den wenigsten Fällen gelungen ist. Und auch die Schnelligkeit der Übermittlung von Nachrichten hat eher dazu beigetragen, die Auswirkungsmöglichkeiten für unverschämte Lügen zu erhöhen, als zu verhindern. Solange nicht allgemeine Übereinkommen diesem Übelstand abhelfen, wie sie zum Beispiel vom Führer in Punkt 15 seines Friedensplanes vom 31. März 1936 gegenüber Frankreich vorgeschlagen sind, wird sich auf dem Wege der Beeinflussung der öffentlichen Meinung in Frankreich nur sehr wenig erreichen lassen. Dazu ist der Einfluß von Gruppen und Mächten, die an einer Versöhnung weniger als gar nicht interessiert sind, noch viel zu stark.

Bei solchen Verhältnissen bleibt für die Förderung freundschaftlicher Beziehungen und die Belebung des kulturellen Austausches nur der Weg der privaten Initiative. Diesen Weg haben die „Deutsch-Französische

Digitized by Google

Gesellschaft" und ihre Schwesterorganisation in Frankreich, das „Comité France-Allemagne", seit längerem beschritten. Ihre Bemühungen gehen dahin, die Einzelbeziehungen zwischen den Frontkämpfern und den Jugendverbänden, den Künstlern und Wissenschaftlern beider Länder immer mehr auszubauen und die Kraft aller Einzelbestrebungen zu vereinen. Gemeinsame Tagungen fassen jeweils die Jahresarbeit zusammen und geben auch dem Außenstehenden einen Überblick über die Leistungen.

So fand in diesem Jahr als Erwiderung auf den ersten Kongreß in Paris der „Zweite Deutsch-Französische Kongreß" unter der Parole „Der Beitrag Deutschlands und Frankreichs zum kulturellen Leben Europas" in der Zeit vom 19. bis 25. Juni in Baden-Baden statt. Es war bewußt vermieden worden, auf dieser Tagung Augenblicksprobleme der großen Politik zu behandeln, für die ja weder die Deutsch-Französische Gesellschaft noch das Comité France-Allemagne zuständig sind. Gerade im Hinblick auf die vorhandenen Spannungen beschränkte man sich bewußt auf das Gebiet kultureller Betrachtungen und versuchte, hier den Nachweis der Notwendigkeit der Zusammenarbeit zu erbringen.

Dieser selbstgestellten Aufgabe ist der Kongreß in vollem Umfange gerecht geworden. Auf allen Gebieten kamen hervorragende Vertreter des deutschen und französischen Geisteslebens zu Worte. Jeder Tag war einem bestimmten Thema gewidmet, zu dem je ein deutscher und französischer Redner einen Vortrag hielt, an den sich meistens auch eine lebhafte Aussprache anschloß. Gerade diese Aussprachen ließen es als unverständlich erscheinen, warum die beiden Nachbarvölker so viel Zeit ihren Gegensätzen und so wenig Mühe ihren Gemeinsamkeiten widmen.

Ob es sich nun um die Ausführungen auf dem Gebiet der Baukunst handelte, wo man den Eindruck hatte, daß die Rede von Professor Perret eine geistige Bestätigung der gewaltigen Bauvorhaben des Nationalsozialismus sein könnte, oder um die Erörterungen über zeitgenössische Dichtung, bei denen durch die Gedankengänge von Pierre Benoit das gemeinsame Wachsen deutscher und französischer Literatur besonders einprägsam dargestellt wurde, oder ob Männer von dem Format eines Eugen Fischer oder Professor Fourneau die Ergebnisse wissenschaftlicher Forschungen darlegten, immer fragten sich die Zuhörer, welche Gründe eigentlich gegen eine ständige kulturelle Zusammenarbeit sprächen.

Gewiß stellen solche Aussprachen noch keine befriedigende Form einer deutsch-französischen Zusammenarbeit dar, wenn auch einem Franzosen ein Kongreß mehr bedeutet als einem Deutschen von heute. Aber daß dieser Kongreß überhaupt stattfinden konnte und daß er in allen Teilnehmern doch das Gefühl bestärkte, daß auch auf der Gegenseite die Zahl der maßgebenden Menschen, die guten Willens sind, im Wachsen begriffen ist, war in dieser Zeit der Enttäuschungen ein bemerkenswerter Vorgang. Zum erstenmal hat auch die französische Presse mehr als bisher ihr Interesse an dieser Arbeit zum Ausdruck gebracht und in sachlicher Form über die Tagung berichtet.

Entscheidende Bedeutung werden erst die Leistungen der Staatsmänner haben, aber diese vorzubereiten ist eine ehrenvolle und wichtige Aufgabe. Gerade wir Nationalsozialisten haben gelernt, wie sehr es darauf ankommt, den Boden für eine Saat zu bereiten, und wir haben mit Freude erlebt, daß bei geeigneter Zähigkeit auch zunächst aussichtslos erscheinende Vorhaben doch zu einem Erfolge wurden.

Es ist ein Gebot der Gerechtigkeit, festzustellen, daß die Bemühungen um ein besseres Verstehen auch bei geistig führenden Männern Frankreichs bereits zu Erkenntnissen geführt haben, die in hoffentlich nicht allzu ferner Zeit im Dienste der Wahrheit und des Friedens einmal die Anschauungen ihrer Landsleute umformen werden. Zum Beispiel wird in den nächsten Wochen die deutsche Übersetzung eines in Frankreich jetzt schon weitverbreiteten Buches, „Lagerbe des Forces" von Alphonse de Châteaubriant, unter dem Titel „Geballte Kraft" erscheinen. Was hier ein untadeliger, ehrenhafter Weltkriegsoffizier, ein glühender Franzose und ein Meister des Wortes im neuen Deutschland gesehen und erlebt hat, ist dichterisch so tief empfunden und von solchem Willen zur Wahrheit diktiert, daß dieses Werk dem französischen Geist immer zur Ehre gereichen wird. — Ein solcher Beitrag ermutigt und gibt eine neue Grundlage für Anstrengungen und Hoffnungen, die es wert sind, daß man sich mit ihnen beschäftigt.

Digitized by Google

Unsere Nachbarn:

Kleines Land, was nun?

(Von unserem gelegentlichen Mitarbeiter)

Luxemburg, Ende Juni 1938.

Man kann nicht gerade sagen, daß das Großherzogtum Luxemburg eine bedeutende Rolle in der europäischen Politik spielt. Aber das würde auch gar nicht im Sinn seiner Bewohner liegen! Sie erfreuen sich ihres unpolitischen Daseins und sehen das leichte Schifflein ihres Staates gern von dem Sog der großmächtigen Riesendampfer auf dem Meer der Politik mitgerissen werden.

Aber doch! Einen Willen haben sie: den, daß man ihnen ihr schwankendes Boot nicht nehme, und daß man ihnen das Vergnügen lasse, weiter zu steuern.

Der Drang nach Unabhängigkeit

Arge Sorgen bereitete den Luxemburgern der Gedanke, daß sie deutsch reden und deutsch sind, denn wie leicht könnte das zu der Folgerung führen, sie müßten auch in den deutschen Kernstaat einbezogen werden! Früher zwar, vor allen Dingen in der achtundvierziger Zeit, gab es einmal eine großdeutsche Bewegung in Luxemburg, ja, Luxemburg stimmte sogar als einziges katholisches Bundesland auf dem Deutschen Bundestag in Frankfurt dafür, daß dem protestantischen König von Preußen die deutsche Kaiserkrone angetragen wurde, die dieser dann bekanntlich ausschlug! Aber das ist schon lange her, das war zu einer Zeit, in der das Luxemburger Land noch arm war. Inzwischen hat sich die Wirtschaftslage ganz unerhört gebessert; die Eisenindustrie blüht, dem Bauerntum geht's prächtig, Arbeitslose gab's kaum und gibt es nun schon lange überhaupt nicht mehr — wer wollte diese friedliche Ruhe gestört sehen? Die Luxemburger nicht, und wir auch nicht, schon darum nicht, weil das mühsam bewahrte Gleichgewicht Europas höchst unangenehm ins Schwanken geriete, wenn irgend jemand versuchte, gerade hier etwas zu ändern.

Für unsre eigene Stellungnahme zu den luxemburgischen Verhältnissen ist entscheidend, daß es einen klaren und eindeutigen luxemburgischen Volkswillen gibt, der das Weiterbestehen dieses Kleinstaates verlangt. Im Mund des einfachen Mannes findet dieser Wille seinen Ausdruck in den Worten seines Heimatliedes: „Mier wölle bleiwe, waat mier sinn." Diese Worte sind deutlich genug; es spricht durchaus gegen die angeblich gebildeten Schichten, daß sie noch allerlei intellektuellen Dampf aufsteigen lassen, um das Gelände zu vernebeln. Wie Luxemburg als Staat der letzte Überrest der deutschen Kleinstaaterei ist, so haben sich die Luxemburger auch die Welschtümelei erhalten, die früher in ganz Deutschland gang und gäbe war. Aber die französischen Äußerlichkeiten, die im Luxemburger Land üblich sind, machen noch nicht, wie behauptet wird, im trauten Verein mit der bodenständigen germanischen Volkskultur eine Doppelkultur aus! Und übrigens, besäßen die Luxemburger einen solchen inneren Reichtum, wo, so fragen wir, wo bleiben die Zinsen?

Kulturelle Eroberung durch Frankreich?

Eine Doppelkultur hat der einfache Mann in Luxemburg nicht, und die bürgerlichen Schichten, die freuen sich dessen nicht, was sie so nennen, nein, es ist eine schwere Last für sie. Wenn in den oberen Klassen der Luxemburger höheren Schulen überhaupt keine Leibesübungen vorgesehen sind, so liegt das zur Hauptsache daran, daß Lehrer und Schüler unsagbar dadurch überlastet sind, daß einige Fächer in der deutschen, die andern aber in der französischen Sprache erteilt werden. Es tut einem in der Seele weh, wenn man sieht, wie sich beide, Lehrer und Schüler, bleich, nervös und überreizt durch ihr Leben schleppen! — Und in den Volksschulen? Dort beginnt der französische Unterricht bereits im zweiten Schuljahr; aber zum Kummer der Lehrer haben die Kinder in dem halben Jahr, das zwischen dem Schluß des Schulbesuchs und dem Anfang der Fortbildungskurse liegt, schon alles, alles wieder vergessen, was ihnen in sechsjähriger mühevoller Arbeit eingetrichtert worden ist! Ein Seufzer der Erleichterung ging durch das Ländchen, als kürzlich das Gerücht umlief, der neue Unterrichtsminister wolle den Beginn des französischen Unterrichts zwei Jahre später legen. Aber wird er seine löblichen und durchaus volkstümlichen Absichten wahrmachen können?

Daß die Doppelkultur das Wesen der Luxemburger ausmache, ist also nur eine Fiktion des Bürgertums. Aber nicht alle, die dieser Fiktion zustimmen, tun es aus denselben Gründen! Viele glauben, der Wahlspruch der Luxemburger, sie wollten bleiben, was sie sind, genüge nicht; ihnen ist die angebliche Doppelkultur als politische

Digitized by Google

Schaukel willkommen: Wird die Zugehörigkeit der Luxemburger zum deutschen Volkstum betont, dann erwidern sie: Ja, aber wir haben auch westliche Zivilisation; wird umgekehrt ein Bekenntnis zu romanischem Geist von ihnen verlangt, flugs berufen sie sich auf die germanischen Wurzeln ihres Wesens.

Abwehr des bodenständigen Volkstums

Für andere aber, und ihre Zahl ist sehr gering, ist die Doppelkultur der erste Schritt zu völliger Verwelschung des Luxemburger Landes. Kurz nach dem Krieg hatten diese Typen ihre große Zeit; damals betrieben sie den Anschluß des Großherzogtums an Frankreich, und diese Tätigkeit ist ihnen bis heute nicht vergessen worden. Das zeigte sich vor kurzem, als ein neuer Innenminister ernannt werden sollte, der nach den Spielregeln der Demokratie von der liberalen Partei gestellt werden mußte; als diese Herrn Georges Schommer vorschlug, einen der Haupthelden jener Ligue Française von 1918, der dazu noch hochgradiger Freimaurer ist, da entstand solche Unruhe in der Bevölkerung, daß sich die Regierungspartner veranlaßt sahen, ihr schon erteiltes Einverständnis zurückzuziehen! Bei dieser Gelegenheit wurden allerlei bittere Bemerkungen unter der Bevölkerung gegen die Französlinge laut, die so gering an Zahl und so mächtig an Einfluß sind; niemand verhehlt sich, daß der wackere Schommer es sehr nötig hat, durch welsches Getue sein Luxemburgertum zu beweisen, stammt seine Familie doch aus dem Deutschen Reich! Für den bodenständigen Luxemburger ist die Treue zur Heimat selbstverständlich.

Einen frankophilen Minister wünscht sich die luxemburgische Bevölkerung um so weniger, als gerade jetzt die Gegensätze zu den westlichen Nachbarn Frankreich und Belgien wieder sehr fühlbar geworden sind. Luxemburg befindet sich da in einer merkwürdigen Lage: Mit Frankreich und Belgien trifft es sich auf dem Boden der gleichen liberal-demokratischen Weltanschauung, und so sehr sich das auf die Tagespolitik auch auswirkt, man kann sich nicht darüber täuschen, daß trotz aller äußeren Freundschaftsbeteuerungen die Reibungen der sehr gegensätzlichen Interessen beträchtlich sind. Andererseits ist das Verhältnis zum Deutschen Reich fast ungetrübt, jedoch das Verständnis für unsere weltanschauliche Entwicklung nur sehr gering. Allerdings: Von der Reichsgründung an bis zu den Ereignissen der letzten vierundzwanzig Jahre haben die Luxemburger alles das nicht miterlebt, was unser Leben erschüttert und erhöht hat; so wird man abwarten müssen, bis die Luxemburger begriffen haben, daß wir aus einer von der ihren grundverschiedenen geschichtlichen Lage zu ganz anderen Lebensformen gekommen sind — dann werden sie uns sicherlich auch das Verständnis entgegenbringen, das ihnen heute noch vielfach fehlt.

Die schwerste politische Sorge, die die Luxemburger haben, ist die um die Erhaltung ihrer staatlichen Unabhängigkeit. Das Deutsche Reich ist die einzige Großmacht, die ihnen auf dem diplomatischen Weg förmlich zugesichert hat, daß es den luxemburgischen Willen zur Selbständigkeit achtet. Von anderen Regierungen stehen solche Zusicherungen bislang noch aus, und das, obwohl sich die luxemburgische Regierung sehr um eine solche Erklärung bemüht hat! Diese Tatsache wiegt um so schwerer, als immer wieder in der französischen Öffentlichkeit Stimmen laut werden, die eine militärische Besetzung und Befestigung des Großherzogtums fordern. Und es muß gesagt werden, daß diese Stimmen nicht die unverantwortlicher Privatpersonen sind, sondern daß sie aus ziemlich einflußreichen Kreisen kommen. Die Luxemburger berufen sich dagegen immer wieder auf das Londoner Abkommen von 1867, was allerdings wenig nützt, da diese Vereinbarungen durch die Bestimmungen des Diktats von Versailles, nach denen den alliierten Mächten in Luxemburg freie Hand gelassen wird, längst aufgehoben ist und Luxemburg selbst durch seinen Beitritt zum Völkerbundspakt den Bestimmungen des Londoner Vertrags zuwidergehandelt hat.

Französische und belgische Wirtschaftsmacht

Aber das französisch-luxemburgische Verhältnis ist nicht nur dadurch schwer belastet, daß die französische Regierung die Luxemburger über ihre Stellung zur luxemburgischen Selbständigkeit im unklaren läßt. Auch wirtschaftliche Dinge spielen eine Rolle, vor allem aber die Frage der Bahnen. Wie vor dem Krieg, so werden jetzt die luxemburgischen Bahnen von der elsaß-lothringischen Eisenbahnverwaltung mitbetrieben. Es versteht sich aber, daß die Luxemburger nicht wie Marokkaner und Tunesier behandelt werden wollen, sondern daß sie selbst das entscheidende Wort bei der Verwaltung der Bahnen sprechen wollen, so wie es ihnen auch zugesichert ist.

Digitized by Google

Von der Zusicherung zur Verwirklichung aber ist ein weiter Weg; praktisch wird auf die Bedürfnisse und Wünsche der Luxemburger in Bahnfragen überhaupt keine Rücksicht genommen. An der Spitze des luxemburgischen Netzes stehen Franzosen, und die regeln alles so, wie es vom französischen Gesichtspunkt aus vorteilhaft ist. Nachdem die elsaß-lothringische Eisenbahngesellschaft in der neuen Nationalen Eisenbahngesellschaft Frankreichs aufgegangen ist, wird das natürlich sich nicht gerade bessern, denn nun werden nicht mehr in Straßburg, sondern in dem noch viel verständnisloseren Paris die Richtlinien für die Eisenbahnpolitik in Luxemburg ausgegeben.

Die Verwaltung der Bahnen tritt am stärksten bei allen französisch-luxemburgischen Fragen in das Bewußtsein der Öffentlichkeit. Der auf anderen Gebieten ebenfalls maßgebende Einfluß Frankreichs als Folge der Kapitalverflechtungen und die daraus entstehenden Streitfragen sind mehr in ein geheimnisvolles Halbdunkel gehüllt.

Die wirtschaftlichen Fragen sind es, die auch das Verhältnis zwischen Belgien und Luxemburg stören. War das Deutsche Reich, mit dem Luxemburg vor dem Weltkrieg zu einer Wirtschaftsunion zusammengeschlossen war, für das Ländchen ein idealer Partner, da sich beide sehr vorteilhaft ergänzten, so ist das Wirtschafts- und Zollbündnis mit Belgien nicht immer Anlaß zur Harmonie. Die wirtschaftlichen Erfordernisse Belgiens sind nämlich ganz andere als die Luxemburgs, und da die Wirtschaftspolitik von dem größeren Belgien bestimmt wird, glaubt Luxemburg seine Interessen nicht genügend gewahrt. Dazu kommt, daß die Belgier mit der wirtschaftlichen Führung Luxemburgs wohl oder übel auch politische Entscheidungen fällen. Auch meinen einige, daß ein „Anschluß" nützlich sein könnte. Nicht nur der bislang ungefährliche Joris van Severen träumt von einem großbelgischen oder burgundischen Staat, in den Luxemburg mit einbezogen würde.

„Souveränität" von Kleinstaaten

Man sollte meinen, daß die luxemburgische Regierung in verstärktem Maß ein freundschaftliches Verhältnis zum Deutschen Reich suchen würde, wo die Schwierigkeiten mit den westlichen Nachbarn von Monat zu Monat größer werden. Das indessen ist nicht der Fall. Im Gegenteil, man vermeidet auch jeden Anschein politischer Freundschaft mit dem Reich! Man sieht daraus, daß die Franzosen eine nicht unerhebliche Macht, vor allem durch die wirtschaftlichen Verflechtungen, in Luxemburg besitzen. Würde sich die luxemburgische Regierung in entscheidender und auffälliger Weise dem Reich nähern, so könnte es den anderen leicht einfallen, Folgerungen daraus zu ziehen, die den Luxemburgern, und vielleicht nicht nur ihnen, höchst unerwünscht wären.

Die einzige in französischer Sprache erscheinende Tageszeitung, deren Auflage zum größten Teil kostenlos an die Leserschaft verteilt wird, und von der trotzdem noch nicht einmal tausend Stück am Tag abgesetzt werden, wird von Franzosen herausgegeben und von französischem Geld ausgehalten. Ebenso steht der Sender Radio-Luxemburg unter französischer Leitung, und auch das hineingesteckte Kapital ist zum größten Teil französischen Ursprungs. Man stelle sich einmal vor, das Deutsche Reich wolle etwas Ähnliches versuchen! Man würde das als Einmischung in luxemburger Verhältnisse betrachten; ein solches Unternehmen würde sogleich verboten werden, und außerdem würde es einen Sturm moralischer Entrüstung entfesseln — von Frankreich läßt man es sich gefallen, ohne auch nur einen Ton dagegen zu sagen.

Nach dem Ableben der Liga — wer garantiert Luxemburg?

So steht Luxemburg zwischen den Mächten mit keinem anderen Willen als dem, daß ihm sein Staat erhalten und sein Volkstum unangetastet bleiben möge. Jahrhunderte hindurch war es — als militärische Schlüsselstellung — der Zankapfel der Großmächte. Erst seit seine volle Eigenstaatlichkeit besteht, ist Ruhe in das Land eingezogen, und die wünscht es sich zu erhalten. Die einseitige Bindung an die Westmächte birgt indessen Gefahren in sich, die nicht überall in Luxemburg gesehen werden und wurden. 1867 erregte die luxemburgische Frage ganz Europa, weil Frankreich sich das Land aneignen wollte. Das „Luxemburger Wort", eine Zeitung, die auch in jener Zeit für die luxemburgische Selbständigkeit eintrat, hat damals Grundeinsichten ausgesprochen, die nicht in Vergessenheit geraten sind.

„Eben diese, seit etwa fünfzig Jahren von Regierung und Volk in Luxemburg gegen Deutschland zur Schau getragene Gleichgültigkeit, Rückhaltung, ja selbst teilweise Abweisung und Abneigung haben nicht nur

Digitized by Google

in ganz Deutschland, sondern auch in Frankreich und den übrigen Ländern die Meinung entstehen lassen, daß das luxemburger Volk in seiner Majorität von Deutschland nichts wissen wolle und zu Frankreich gravitire. Es kann deshalb nicht auffallen, daß Frankreich, auf Grund dieser überall verbreiteten Ansicht, die Hand nach Luxemburg ausstreckt, während Deutschland aus demselben Grunde wenig hat tun können, Luxemburg bei Deutschland zu erhalten. Wenn aber heute Volk und Regierung laut, erregt und fest verlangen, bei Deutschland zu bleiben, so wird unfehlbar ganz Deutschland schützend zu ihm stehen, und ich möchte den deutschen Minister kennenlernen, der den Mut hätte, dieses Verlangen zu ignorieren. Was Frankreich betrifft, so würde es sich zweimal besinnen, gegenüber der Macht Deutschlands und dem ausgesprochenen Willen der Bevölkerung des Landes, irgendwelchen Anspruch zu erheben."

Wenn sich das „Luxemburger Wort" mit diesen Worten zu Deutschland bekannte, dann bekannte es sich zu der Zugehörigkeit Luxemburgs zum deutschen Sprachgebiet, denn ein Deutsches Reich gab es ja 1867 noch nicht. Und das Bekenntnis zur deutschen Sprache und Art dürfte auch heute noch bei allem Wandel der Lebensgrundsätze lebendig sein. Wird sich an eine solche Einstellung nicht ein kleines Land halten, an das angesichts der mangelnden internationalen Sicherung seiner Selbständigkeit die Frage „Was nun?" immer brennender herantritt?

Als das deutsche Österreich ins Reich zurückfand, da erhob sich wieder einmal die Angst im deutschen Luxemburg, es könne zu einem Aufgehen im Reichsverband gezwungen werden. Es ist fast nicht zu glauben, aber es ist wahr: Die Zeitungen schrieben, Österreich sei vergewaltigt worden, und Menschen, die sie lasen, zogen eine falsche, durch verlogene Zeitungen verursachte Parallele mit sich selbst, d. h. ob ihre Heimat auch einmal das gleiche Schicksal ereilen würde.

Luxemburgs freier Wille — Freundschaft mit seinen Nachbarn!

Österreich und Luxemburg, das ist nicht das gleiche, wenn sie auch beide zum deutschen Volksboden gehören! Wer sich die Worte des Führers ehrlich durchdenkt, den kann doch über die Absichten des Nationalsozialismus kein Zweifel ankommen! Hat man es nicht vernommen, daß der Nationalsozialismus imperialistische Gedankengänge ablehnt, die der bloßen Macht huldigen, und daß er einen legalen Auftrag vom Volk erhalten will, der seiner Macht das innere Recht gibt? Weiß man es nicht, daß immer wieder darum Volksabstimmungen durchgeführt werden, daß das Volk seinen Auftrag bestätigen kann? Wer noch von einer Gefährdung Luxemburgs durch das nationalsozialistische Deutsche Reich spricht, ist entweder ein lügenhafter Hetzer, oder er hält es für möglich, daß die Luxemburger den Führer des deutschen Volkes mit dem gleichen Jubel empfangen und in gleicher Begeisterung Fahnen mit unseren Siegeszeichen schwenken, wie es die Saarländer und die Österreicher getan haben. Nein! Das wird niemand heute in Europa erwarten!

Das Deutsche Reich und der Nationalsozialismus gefährden den Selbstbestimmungswillen der Luxemburger nicht! Im Gegenteil, für uns gibt es nur eine Freude und Genugtuung: Auch mit diesem kleinen Nachbarn unseres Reiches in möglichst enger Freundschaft und herzlichem Einvernehmen nebeneinander zu leben.

Kleine Beiträge

Albrecht Altdorfer und das Problem des Juden

Ein Kapitel über Kunst und Politik

Von Dr. Wilhelm Grau

Albrecht Altdorfer gehört zu jenen Großen unseres Volkes, vor deren Werk jede nur ästhetische Würdigung wie ein leerer Zauber schöner Worte zusammenbricht. Wer je vor Altdorfers „Alexanderschlacht" gestanden hat, dem ist nicht nur das Auge leuchtender und die Seele weiter geworden, dem wurde auch bewußt, daß dieser Künstler zum Urgestein deutschen Wesens gehört und sein Werk mehr, viel mehr ist als Farbenpracht und geniale Komposition, als Naturidylle

Digitized by Google

und Charakterzeichnung. Dieses Werk ist einer der deutschen Gipfel der Menschheitsgeschichte, über ihm liegt die Weihe, die Seele des deutschen Volkes uns und der Welt zu offenbaren.

Sein Werk ist darum ein politisches Werk, politisch im erhabenen Sinne des Wortes. Albrecht Altdorfer ist ein politischer Künstler, und es nimmt uns nicht Wunder, daß er zu seinen Lebzeiten ein politischer Mensch war, der mitten drinnen stand in den Kämpfen und Ringen seiner Zeit, dem Volke zugehörig in seiner Not, seiner Hoffnung und seinem Glauben. Davon wollen wir kurz sprechen, und zwar an Hand eines einzigen Beispiels.

Inmitten der Reichsstadt Regensburg lebte im späten Mittelalter die größte Judengemeinde Deutschlands. Regensburg war von der Höhe seiner ehemaligen politischen und wirtschaftlichen Machtstellung herabgesunken und arm geworden. Die Juden trugen Mitschuld an dieser Entwicklung, vor allem aber, sie nutzten das Elend der Stadt zu ihrem Besten und machten die Not schwerer, als sie hätte sein müssen. Sie verbündeten sich mit den politischen Gegnern der Stadt, mit böhmischen Herren und Rittern, sie trieben Wucher und aber Wucher, sie brachen rücksichtslos in die Lebensordnung der Zünfte ein, nahmen Diebesware als Pfänder, handelten mit allem, was ihnen in die Hände kam, selbst mit Getreide und Vieh, mit dem sie die Nahrungslage der verarmten Bürgerschaft nach den Gesetzen des jüdischen Vorteils und Interesses zu lenken vermochten. Dazu kam ihre talmudische Haltung zum Nichtjuden an sich, die Lästerung und der Spott aller den damaligen Christen heiligen Erinnerungen.

Die Stadt erkannte die Größe des Judenproblems und kämpfte einen erbitterten und zähen Kampf darum, die Juden aus Regensburg ausweisen zu können. Nahezu ein halbes Jahrhundert währte dieses Ringen, denn die Juden standen im Schutze des Kaisers. Die Stadt scheute kein Opfer, ließ sich in Acht und Bann tun, verlor aber das Ziel — Lösung der Judenfrage durch Austreibung — nicht aus dem Auge.

Albrecht Altdorfer stand an führender Stelle in der Endphase dieses Kampfes*). Er hat einen scharfen Blick gehabt für das Problem, das in seinem Grunde immer, auch wenn noch soviele wirtschaftliche und religiöse Schichten darum herumliegen, ein völkisches Problem ist. Die Münchner Ausstellung, die in bisher nie erreichter Fülle die Werke des Künstlers zusammentrug, zeigt uns, welch tiefe Spuren dieser politische Kampf gegen die Juden in dem Künstler Altdorfer hinterlassen hat.

Am 21. Februar 1519 war die lang ersehnte Stunde herangereift, in der die Austreibung der Juden geschehen konnte. Ein Bote hat die Nachricht vom Tode des Kaisers in die Stadt gebracht, und diesen Augenblick nutzte der Rat. Eine Abordnung, der Albrecht Altdorfer angehörte, ging in die Judenstadt und überbrachte den Ausweisungsbefehl. Ein ungeheurer Sturm der Entrüstung empfing sie, aber das Unternehmen gelang.

Die Synagoge, von der uns Altdorfers Hand Radierungen hinterlassen, wurde zerstört, und mit ihr das gesamte Judenviertel. Der Triumph über das Judentum wurde in den religiösen Formen des späten Mittelalters gefeiert, eine Holzkapelle erstand an Stelle des jüdischen Gebetstempels, deren Altar Altdorfers „Schöne Maria" trug, das damalige Kampfzeichen des Antisemitismus. Auf dem Turm dieser Kapelle wehte eine von unserem Meister gefertigte Fahne.

Altdorfer stand mitten in der aktiven Politik der Judenaustreibung, und er stellte seine hohe Kunst in ihren Dienst. Wer will behaupten, daß in diesem Werke weniger Glut und Farbe, weniger Größe und Meisterschaft zu finden wäre, wer will uns widersprechen, wenn wir in dieser schönen Maria, die die reinen Züge deutschen Menschentums trägt, ein Bild bewundern, das künstlerische, religiöse und politische Ergriffenheit zusammen geschaffen haben? Wer will leugnen, daß Kunst und Politik in einer großen Seele schöpferisch zusammengehören können?

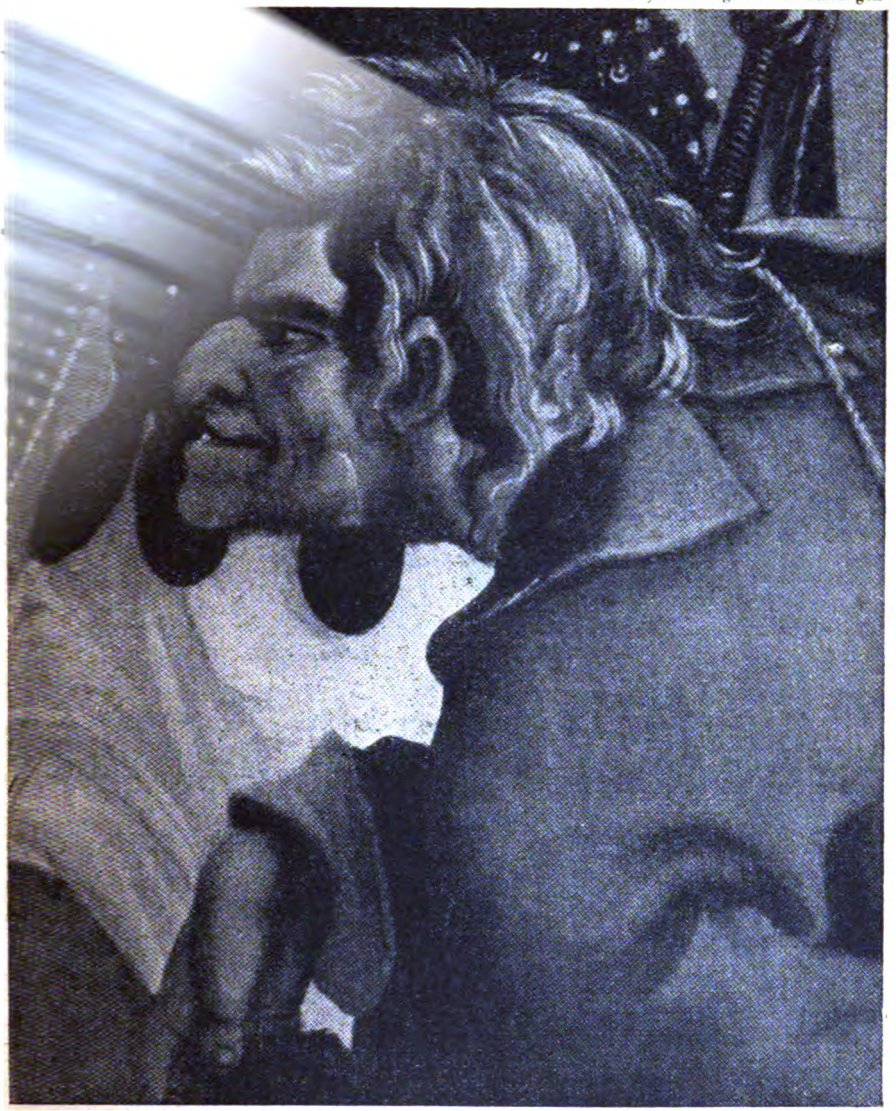
Wie tief Altdorfer das Problem der Juden als das Problem des Fremden und des Feindes in sein künstlerisches Werk hinein verwandelt hat, glauben wir am eindringlichsten auf den Tafeln des Flügelaltars von St. Florian erkennen zu können. Sie sind im Jahre 1518 entstanden, in einer Zeit, in der der Kampf gegen die Juden und um die Judenaustreibung seine stärksten Wellen warf, weltanschauliche und politische Spannungen von unerhörter Stärke über die Gemüter ausgebreitet waren.

*) Darüber J. W. Grau, Antisemitismus im späten Mittelalter. Das Ende der Regensburger Judengemeinde 1450—1519. München 1934. — Dank der Münchener Altdorfer-Ausstellung konnte ich für die demnächst erscheinende 2. Auflage des genannten Buches neue Feststellungen über Altdorfers Stellungnahme zur Judenfrage machen, die diesem Aufsatze zugrunde liegen.

Digitized by Google

Dornenkrönung

Aufn.: Bayr. Staatsgemäldesammlungen



Gestalt, eine Geißel über der Schulter tragend, in der rechten Hand einen Dornenkranz, kniet vor dem mit Dornen Gekrönten und höhnt

Während wir in der altdeutschen Kunst bei Darstellungen von Szenen aus dem Leben Christi nur selten Spuren der mittelalterlichen Auffassung von den Juden als den Mördern Gottes finden — das Böse ist dargestellt allein im Bereich des gemein Menschlichen und Charakterlichen —, schlägt Altdorfer auf den Tafeln des antisemitischen Jahres 1518 diesen Ton an: Hie Christus und die Seinen, Hell, rassisch von unserer

Digitized by Google

Art. Dort die Gegner dieser Welt des Guten und Lichten, in Dunkel getaucht und rassisch von anderer Art. Vielen Gestalten dieser anderen Art hat Altdorfer die Fratze von Juden des Regensburger Ghettos gegeben.

Da ist jene Gruppe von Soldaten, die Petrus umstellen, der Apostel mit einer betonten Stupsnase, die Soldaten aber mit breiten wulstigen Lippen und fremden Augen. Dort kniet eine Gestalt vor dem Dornengekrönten und verhöhnt mit dem brutalen Ausdruck des lüsternen Juden den Schmerz (vgl. Abbildung), während ein anderer still triumphierend auf die grausame Handlung herabsieht. Hier verzieht der Henkersknecht, der Christus an einem Stricke führt und einen Schläger in der Hand hält, seinen jüdischen Mund zu einer niedrigen Grimasse, und der Rabbi verfolgt mit einem im Haß verlorenen Blick, stolz auf seinem Pferde sitzend, sein gefallenes Opfer. Die gierige und kalte Leidenschaft des jüdischen Wucherers hat Altdorfer in das Gesicht jener Gestalt gebannt, die bei der Erschlagung des Sebastian dem Opfer mit beiden Händen die Kleider vom Leibe reißt und in der zynischen Brutalität des Bogenschützen, der seine Pfeile in wonnigem Genuß in den Körper des Heiligen bohrt, ist ein jüdischer Charaktertyp gezeichnet, der in seinem Aussehen uns heute noch begegnet. Daß dem Mittelalter das Bewußtsein von der Andersartigkeit der Juden auch im Sinne des Rassischen nicht fremd war, können wir mit vielen in der Forschung sich immer mehrenden Beispielen belegen.

Daß gerade Altdorfer die Verschiedenartigkeit der Lebenswelt seiner Zeit mit der des Juden in den Formen des Rassischen ausdrückt, ist geschichtlich von großer Bedeutung. Das Bild, das wir von ihm als einem politischen und völkischen Menschen und Künstler haben, wird dadurch in besonderer Weise bestätigt.

Sooft wir vor Altdorfers Werken verweilen, hören wir jenes Geschrei des Judentums und seiner Helfer an unser Ohr dringen, das behauptet, Judengegnerschaft sei „eine Angelegenheit mediokrer Geister", eine Sache der mittelmäßigen und kleinen Seelen. Wie die Erbärmlichkeit einer dummen Lüge bricht dieses Geschrei vor der Größe dieses Meisters, dem viele seinesgleichen an die Seite gestellt werden könnten, zusammen, um gerade das Gegenteil leidenschaftlich zu bezeugen: Daß die Großen im Reiche des Geistes und der Kunst zutiefst ihrem Volke gehören und das Fremde des jüdischen Wesens ablehnen und befehden.

Randbemerkungen

Intermezzo im D-Zug

Während der Urlaubstage mehrere Stunden in der vollbesetzten Eisenbahn 3. Klasse zubringen zu müssen, mag nicht gerade das Höchste der Gefühle sein. Aber man ist ja ferienhaft gestimmt, freut sich der kommenden Stunden der Besinnung und Ausspannung und läßt sich deshalb auch durch den ärgsten Trubel und die größte Verspätung nicht aus der Ruhe bringen. Erst recht nicht, wenn einem zwei junge sympathische Menschen gegenüber sitzen, ein frisches lebendiges Mädel und ein geschmackvoll angezogener junger Mann in den besten Jahren, die munter darauflosschw[illegible] so laut und unbekümmert, daß [illegible]rlich zuhören muß — muß [illegible]n schließlich jeden Satz in [illegible] die Reise aufgesparten [illegible]esen, hält auf die Dauer niemand aus. Ach, hätten wir doch, wie weiland Odysseus, Wachs mitgenommen, um uns die Ohren verstopfen zu können und eine Schnapsflasche zur Hand gehabt, um den aufkeimenden Ingrimm zu besänftigen. Denn was diese jungen Leutchen — gemeinhin soll man ja über Gespräche anderer Menschen den Mantel der schonenden Verschwiegenheit breiten — aber in diesem Falle nimmt man uns hoffentlich die Indiskretion nicht übel — an seichter „Bildung" strahlend verkündeten, konnte einem wirklich den winkenden Aufenthalt an der See verbittern. Das ging z. B. so:

Er: Hast du eigentlich den letzten Film mit Zarah Leander gesehen?

Sie: Eine bezaubernde Frau!

Er: Ihre Stimme gilt ja allgemein als schön.

Sie: Das sagt man, aber sie hat ja sehr breite Hüften! (Pause.)

Digitized by Google

Er: Ich bin sehr gespannt, wie dir das Buch gefällt, das ich dir geschenkt habe.

Sie: Na sicher. Du suchst doch nur geschmackvolle Bücher heraus. Übrigens, hast du das kleine Inselbändchen gelesen, das ich dir kürzlich gab?

Er: Nein, das habe ich wieder verschenkt.

Sie: Aber Rudolf!

Er: Weißt du, das paßt doch nicht in meinen Bücherschrank, da stehen nur lauter große Lederbände drin!

In diesem Stile plätscherte die Unterhaltung dahin. Da wurde ein Loblied auf Kenicotts „Das Herz ist wach" gesungen, Paul Lincke als Inbegriff aller Musikalität gerühmt, dazwischen wieder die intimsten Familiengeschichten erzählt, kurz, der unbeteiligte Zuhörer mußte sich, ob er wollte oder nicht, Gedanken über die Geschmacksbildung dieser jungen Leute machen. Und es war geradezu eine Wohltat, als auf einer Zwischenstation zwei Reichsautobahnarbeiter zustiegen, die nun ihrerseits laut und deutlich ein von keiner sogenannten Bildung belastetes Gespräch führten und sich über irgendwelche Lohnabzüge unmißverständlich unterhielten.

Warum wir dieses kleine Erlebnis hier berichten, mag mancher fragen. Es ist höchst privater Natur und doch mehr als aufschlußreich. Die Ansichten der zwei Leute (sie arbeitet als Sekretärin in einer großen Berliner Firma, während er Großkaufmann seines Zeichens schien) über Literatur z. B. zeigte klar, daß es mit der Ausmerzung jüdisch-zersetzender Machwerke allein nicht getan ist, daß noch immer — jeder Buchhändler kann das bestätigen — ein ganz bestimmtes, rührselig-kitschiges Schrifttum in Riesenauflagen von der breiteren Lesermasse verschlungen wird. Es harren hier weniger der maßgebenden organisatorischen Stellen als vielmehr einer den einzelnen erfassenden breiten Erziehung noch große Aufgaben, um immer mehr die kaufende Leserschaft zu dem wirklich einwandfreien Schrifttum hinzuführen. Wir hören freilich aus Buchhändlerkreisen den Einwurf „Das Volk will eben so etwas lesen, und solange solche Bücher auf den Markt kommen, verkaufen wir sie auch"; aber das sind Argumente, die schleunigst verschwinden sollten.

Unser junges Mädel äußerte sich auch reichlich verschroben über bildende Kunst und gestand dann ihrem Freund, sie habe früher darüber einige Kurse der Volkshochschule gehört. Was von dieser Institution, die größtenteils in marxistischem Geiste arbeitete, an unverdautem geistigem Ballast in die Köpfe vieler Menschen gepropft worden ist, kann so rasch nicht ausgetrieben werden. Daß die Methodik dieser „Erwachsenenbildung" völlig verfehlt, ja eher das Gegenteil von echter Bildung erreicht, darüber braucht man heute nicht mehr reden, und das deutsche Volksbildungswerk, das inzwischen in dem „Amt Kulturgemeinde" aufgegangen ist, muß nur eifrig darüber wachen, daß nicht ehemalige Lehrer der Volkshochschulen, nunmehr mit umgekehrten Vorzeichen, ihren alten Zinnober weitertreiben. Man verstehe uns nicht falsch: wir begrüßen durchaus, wenn Menschen, die der Schulbank entwachsen sind, in sich den Wunsch verspüren, ihr Wissen und ihre Fähigkeiten weiter zu entwickeln (Reichsberufswettkampf!). Was wir aber ablehnen, ist, daß ihnen von Dingen gepredigt wird, zu denen sie nicht die geringste Beziehung haben. Es ist billig, über die Menschen die Nase zu rümpfen, die jeweils das passende Schlagwort bereit haben und dahinter eine gähnende Leere verbergen, wenn man nicht zugleich die Ursache solcher Fehlentwicklung begreift. Gewiß, Dummköpfe und Schwätzer hat es immer gegeben und wird es auch, trotz Schule und Schulung, immer geben. Daß aber eine Jugend heranwächst, die fleißig, klar und vor allem ehrlich gegen sich selbst ist, über Dinge, die ihrem Horizont fremd oder nicht gemäß sind, nicht oberflächlich zu plappern, daran mitzuhelfen, wer wollte sich dieser Aufgabe nicht freudig unterziehen!

Habt ihr ihn schon angeln gesehen?

Wer diese Prüfungsfrage nicht beantworten kann, fällt durch. Und zwar bei einer großen Berliner Zeitung. Weil er keine Bildung hat. Wir wollen es darum schnell mitteilen: der, den wir beim Angeln gesehen haben müssen, ist zunächst einmal Paul Hörbiger. Bemitleidenswerter Künstler, wir müssen deinen Namen nennen! Denn sonst müßten wir auch die andern alle ungenannt lassen, deren „Angelpunkt" in der Lebensgeschichte uns soo wichtig ist. Paul Hörbiger sucht laut Anzeige in einer Sportfischerzeitschrift einen kleinen fischreichen See, wo er in aller Stille — lies: „Kein Bootsverkehr, kein Nebenpächter" — der Angelleidenschaft frönen kann. Ein besonders findiger Kopf, der dies liest, wittert Zeilenschinderluft; er ahnt, daß es noch mehr Leute gibt, die in aller Einsamkeit angeln möchten. Aber

Digitized by Google

er verbietet es ihnen, wenn sie „prominent" sind. Das ist in 60 unverbindlichen Zeilen gemacht. Da wird also der Öffentlichkeit bekanntgemacht, daß nicht nur Hörbiger ohne Öffentlichkeit angeln möchte, sondern auch Lilian Harvey und Olga Tschechowa, daß Alfred Abel es wollte, daß Max und Anny es tun. Und zwar wo tun sie es? Auch diese verschiedenen Angelpunkte kann man mit Hilfe dieses Organs finden. Aber wir wollen es gar nicht und nehmen an, daß die prominenten Angler es auch nicht wollen. „Eintritt verboten!" Schauspielerschutzgesetz!

Die Reihe der erlauchten Namen aber geht weiter, und zwar bis in die hohe Politik hinein. Weil Roosevelt Amerikaner ist, und weil mancher Staatsmann in der Welt sich während der Wahlpropaganda lieber beim Angeln abkonterfeien läßt als beim Politikmachen, kennen wir manchen Präsidenten, Minister und Abgeordneten aus der westlichen Welthälfte mit der Angelrute und Fangleine in der Hand. Bei der Dynastie Hagenbeck und den großen Stellingern kann man es verstehen, denn der Umgang mit Tieren ist ihr Fach. Den großen Politikern, wie sie in den großen Demokratien zu Hause sind, kann man nur einen ebenso erfolgreichen Umgang mit Menschen wie mit den Tieren wünschen. Schließlich müssen auch die Wählerstimmen geangelt sein. Worauf wir in unserer Bildungslage aber nie gekommen sind, ist der Umstand, daß hier bewiesen wird, inwiefern amerikanische und englische Politiker den deutschen überlegen sind: — im Angeln. — Denn — so schließen wir, geführt von Herrn B. K. — messerscharf: es ist kein Fall von staatsmännischen Anglerkünsten im heutigen Deutschen Reich bekannt; es ist bedauerlich, in die nächste Olympiade müssen wir den Angelsport der Prominenten jeglichen Gebietes einbeziehen, damit wir auch diesen Vorsprung der Weltmeistermächte im Westen aufholen. Wir schließen mit dem traurigen Satz Herrn B. K.'s: „Eine Anfrage bei der zuständigen Stelle in Berlin, dem Reichsverband Deutscher Sportfischer, ergibt aber die Auskunft, daß kein Mann der hohen Politik sich als Sportangler betätigt." Wie bedauerlich!

Napoleons glücklichster Tag

Hier sei eine wahre Geschichte kurz berichtet, die sich kürzlich in Hessen-Nassau bei einem Theaterverein abgespielt hat:

Besagter Verein erwarb ein Napoleon-Stück von einem katholischen Verlag. Natürlich spielt es gar keine Rolle, von welcher Spielart eines Christenmenschen ein Verlag geleitet wird. Hier aber ist es seltsamerweise vorgekommen, daß ein Verleger die Kardinalfrage des deutschen Kulturschaffens zur „Kardinals"-Frage macht. Also Napoleon hat eine große Schlacht gewonnen. Das nimmt er zum Anlaß, nimmt einen Stein am Wegrand auf, um auf ihm eine Lebenserinnerung folgenden Inhalts dem staunenden Publico bekanntzugeben:

Zwar hat er eine große Schlacht gewonnen, und man könnte ihn mit sich und der Welt zufrieden glauben. Aber — höret! — der schönste Tag im Leben ist ihm doch der Tag der — ersten Kommunion gewesen.

Sollte man da nicht diesen hoffentlich seltenen Fall nachträglich zu solchen christlichen Verlegerstandes Besserung bereinigen? Wir haben Napoleon als Heros, und wir haben Napoleon als hemmungslosen Eroberer gesehen, aber noch niemals als eine Art Kardinal. Denn das ist er nun wirklich nicht gewesen.

Was die Anderen schreiben

Um die Anerkennung der Volksgemeinschaft

Im „Deutschen Volksboten", Budapest, schreibt Dr. Heinrich Mühl:

„. . . Herr Gratz, aber auch verschiedene andere Politiker, selbst der ungarische Innenminister, haben wiederholt betont, daß sie dem ungarischen Deutschtum all jene Rechte zuerkennen, welche das Ungartum für die madjarischen Volksgruppen fordert. Wir rufen nun alle verantwortlichen Faktoren auf, jene Grundlagen und Organisationsformen schriftlich und verpflichtend niederzulegen, welche sie für die Erhaltung des madjarischen Volkstums für unbedingt notwendig erachten.

Digitized by Google

Ich wage zu sagen, daß wir alle mit diesen Grundlagen und den Organisationsformen zufrieden sein werden. Zur Verwirklichung dieser Organisationen soll dann eine gewisse Frist gewährt werden. Wir brauchen aber, und das will ich ganz besonders hervorheben, nicht leere Versprechungen, sondern Möglichkeiten zur Verwirklichung schöner Zugeständnisse. Wir wissen, daß es sich dabei um die Anerkennung der Volksgemeinschaft, der Volkspersönlichkeit, der autonomen völkischen Organisationen, der vollen Freiheit auf dem Gebiete der Presse, der Politik und der Wirtschaft, der Kultur und der Kirchen handeln wird. Es sind das jene Grundlagen, auf denen sich eine jede Volksgruppe ihre Zukunft baut. Entzieht man aber diese Grundlagen, macht man das Recht auf sie strittig, so ist es ein untrügliches Zeichen dafür, daß die Volksgruppe vernichtet werden soll."

Parsifal als Filmheld

„Es geschehen innerhalb der sogenannten Kulturwelt von Zeit zu Zeit Dinge, die auch einen recht abgebrühten Bürger besagter Welt schaudern lassen können. Zu diesen wäre eine Nachricht in der Mai-Ausgabe des „Autor" zu zählen, die alles überbietet, was bisher schon gegen das Bühnenweihefestspiel des deutschen Volkes gesündigt worden ist. „Parsifal" soll verfilmt werden! Nicht etwa das Heldenepos „Parzival", wogegen — wenn es würdig ausgeführt würde — wenig zu sagen wäre. Nein, Wagners „Parsifal", dessen Musik für den Film dabei besonders „eingerichtet" werden müßte. Wie man weiß, erschließt sich das Bühnenweihefestspiel durch die Eigenart seines Inhalts nur unter günstigen Aufnahmebedingungen dem Hörer. Deshalb wurde schon seine Darstellung an Theatern außerhalb Bayreuths 1913, als das Spiel „frei" wurde, von allen Einsichtigen nicht ohne Sorge verfolgt — wie man heute sagen darf, nicht immer mit Recht, wurde doch auch an anderen deutschen Bühnen mit höchstem Verantwortungsgefühl für das Einmalige dieses Werks stellenweise eine eindrucksvolle Wiedergabe erreicht. Man stelle sich aber vor, was für ein Unding aus diesem Mysterium werden wird, wenn man es dem naturgemäß kaum tiefer aufnahmebereiten Kinopublikum vorführt, wahrscheinlich auf eine Zeitdauer von zwei Stunden verkürzt und auch gewiß in jeder Hinsicht der Oberflächlichkeit des zufälligen Besuchers gemäß zurechtgemacht — auf sie hin „eingerichtet"! In der angeführten Notiz soll der amerikanische Dirigent Stokofski in einem Interview als seine nächste Arbeit die Einrichtung der „Parsifal"-Musik für den Film bezeichnet haben. Wir nehmen an, daß der Name verdruckt ist und daß damit der nicht unbekannte Leiter des Sinfonieorchesters in Philadelphia, Stokowski, gemeint ist. Immerhin bleibt noch abzuwarten, ob sich nicht auch in Amerika gegen diesen bösen Plan entschiedene Stimmen erheben werden. Sonst mag man jede Hoffnung fahren lassen."

(„Münchner Neueste Nachrichten" vom 21. Juni 1938)

Bühne und Film

Bemerkungen zum historischen Drama

Zu den Ausführungen der drei jungen Dramatiker im Heft vom 15. Juni gesellt sich die folgende Meinung eines bekannten Berliner Kunstbetrachters:

Auch ich lief einmal Sturm gegen das Geschichtsdrama und bezweifelte seine Daseinsberechtigung. Ich war der Anschauung, daß die Gegenwart so reich an Stoffen ist, daß man der Spaziergänge mit Rückversicherung in die Folianten der Historie entraten könnte. Ich bin auch heute noch von dem Stoffreichtum der Gegenwart restlos überzeugt, aber ich bin ebenso davon überzeugt, daß das historische Drama in dem Bereich des Theaters als Geisteswissenschaft — und die Geschichte des deutschen Theaters ist eine Geistesgeschichte, und erst in zweiter Linie eine Geschichte der Schauspielkunst — stets und immer einen berechtigten Platz einnehmen wird.

Hierfür möchte ich auch den Beweis antreten und dabei auf die Ausführungen von Curt Langenbeck und Heinz Schwitzke zurückgreifen. Ich sehe, im Gegensatz zu Langenbeck, in der Geschichte keinen Ersatzstoff

Digitized by Google

für den Mythos. Die Geschichte wird zum Mythos werden, wenn sie nationalsozialistisch betrachtet wird. Ein Mythos dann, wenn die geschichtsklitternde Betrachtungsweise nach der materialistischen Formel der Vertragssysteme ein für allemal beendet ist und an ihre Stelle eine Geschichtsoffenbarung aus der Erkenntnis rassischer Substanzen tritt. Hier kann es dann keinen Individualitätsstandpunkt des Autors mehr geben, weil eben rassische Bezogenheiten nicht vereinzelt und damit verklausuliert werden können. Im einzelnen kann hier immer nur das Ganze stehen. Daran wird man auch erkennen können, ob die Verpflichtung, die der Dichter eines historischen Dramas auf sich genommen hat, auch erfüllt worden ist. Wir dürfen doch nicht, weil eine verfehlte Handhabung Fehlurteile gezeigt hat, das gehandhabte Instrument, in diesem Falle die Geschichte im weiteren, das Geschichtsdrama im engeren Sinne, verneinen und verdammen.

Dazu kommt noch m. E. etwas sehr Wesentliches. Die Gestaltung eines Dramas ist ja nicht nur ein Fabulieren, sondern auch ein Denkprozeß. Ich will damit sagen, daß die Schöpfung eines historischen Dramas nicht nur den Einfall, vielmehr die Kenntnis der Materie voraussetzt. Der Autor des landläufigen Geschichtsstückes konterfeit nun das aufgezeichnete Geschehen nach. Der Dichter aber hat die Aufgabe, das wahre Geschehen von der Substanz loszulösen, wie es der junge Dramatiker Quirin Engasser sehr kennzeichnend formuliert hat. Er muß also das Geschehen aus der Ursache und Wirkung verdichten, er muß ohne Geschichtsfälschung und ohne Schönfärberei aus den einmal vorhandenen, rassisch motivierten Geschehnissen die eindeutige und klare Folgerung nationalsozialistischer Lebens- und Weltauffassung ziehen.

Ich möchte sogar behaupten, daß das historische Drama für die mythenbildende Kraft unserer Weltanschauung den pythagoreischen Lehrsatz bildet.

Warum? Weil hier Zucht und Gefolgschaft naturnotwendig zu einem innerlichsten Bekenntnis führen müssen und gleichzeitig am strahlendsten die Banner der geistigen Freiheit, die unsere Gegner immer wieder totzusagen versuchen, entfaltet werden können. Im historischen Drama kann der Beweis für die Genealogie unserer Rasse erbracht werden, in ihm wird aus dem einstig Gewesenen die ewige Gültigkeit.

Diese Welt, und hier muß ich Schwitzke widersprechen, hat nicht ihre eigene Wahrheit und Wirklichkeit, und ihre Gestalten leben nicht nur in einem Raum, den allein das Gesetz der künstlerischen Form beherrscht, sondern hier muß die Kausalität herrschen, nämlich die Ursächlichkeit aller rassisch bedingten Begebenheiten. Hier gibt es nur eine Wahrheit und eine Wirklichkeit, die Wahrheit und Ewigkeit der ursächlichen rassischen Substanz. Sie allein muß gezeigt werden, sie muß dem historischen Drama den Lebensodem einhauchen. Sie wird auch die Form bestimmen.

Um dies zu erreichen, müssen aber unsere Dramatiker zu dem Arbeitsfleiß der Klassiker zurückkehren. Bestimmt ist unsere Zeit schnellebiger, aber um diesen Wurzeln nachzugraben und um diese Früchte ernten zu können, bedarf es mehr als nur eines kurzen Erholungsurlaubs. Die Verantwortung, im strengsten Sinne des Wortes für Volk und Staat, gebietet eine restlose Hingabe an diese Aufgabe. Sie allein kann auch den Wert verbürgen, und die Zeit für Eintagserfolge muß bald überwunden sein.

Auch ich konnte nur Gedanken zu dem angeschnittenen Thema geben. Ich glaube fest an die Proklamation der ethischen Wahrheit durch das historische Drama und bin davon überzeugt, daß es der erkenntnismäßigen Verankerung der nationalsozialistischen Weltanschauung unschätzbare Dienste erweisen wird. Seine Sinnbilder zeichnen den Weg zu unserem Mythos.

Hebbel sagte einmal: Der Weg zur Gottheit führt durch das Tun der Menschen. Der Weg zu unserem Mythos führt durch die Geschichte unseres Volkes. Die Stätte seiner Weihe aber wird und muß die Bühne sein und auf ihr mit das historische Drama als die aktivistische Mahnung unserer Ahnen.

Wolf Braumüller.

Ein Experiment

Zum Haydn-Schumann-Fest in Heidelberg

Als wir uns heuer wieder in die romantische Stadt am Neckar begaben, wurde die Erinnerung an das großartige Mozartfest, das uns im Vorjahr in Heidelberg einen sehr nachhaltigen Eindruck von dem Gesamtwerk des unsterblichen Salzburgers vermittelt hatte, von neuem lebendig. Damals gerade war uns bewußt geworden, wie groß der Gewinn und wie richtig der Grundsatz ist, der in den letzten Jahren überall zum Durchbruch gekommen ist, eine größere musikalische Veranstaltung mit der Aufführung von Werken eines, und wenn mehrerer, so doch verwandter Musiker zu füllen. Nur auf

Digitized by Google

diese Weise können wohl solche Musiktage ihre wichtige pädagogische Aufgabe lösen: das musikalische Stilgefühl der Gemeinschaft zu bilden und zu festigen!

Das diesjährige Heidelberger Musikfest, auf dem man dem Klassiker Haydn den Romantiker Schumann zur Seite stellte, hat diese Aufgaben nicht zu lösen vermocht, wahrscheinlich überhaupt nicht gesehen. Auf die Frage, warum Haydn und Schumann, gab es vor und nach den Konzerten keine rechte Antwort. Die geäußerte Erklärung, daß sich gerade in der Stadt Heidelberg und der sie umschließenden Landschaft klassische und romantische Formelemente in vollendeter Harmonie vereinigen würden, und somit dieser Ort im besonderen geeignet wäre, am Beispiel von zwei typischen Repräsentanten den durch Klassik und Romantik weit gespannten Bogen deutscher Musikalität hier sichtbar werden zu lassen, war ein wenig befriedigender Deutungsversuch, weil er gänzlich außerhalb musikalischer Wesenserkenntnis liegt.

Es besteht doch kein Zweifel darüber, daß uns, verglichen mit den Menschen früherer Jahrhunderte, ein elementares Verständnis für Musik in starkem Maße abhanden gekommen ist. Wie oft erhält man heute im Gespräch mit Freunden und Kameraden auf die Frage nach irgendeinem musikalischen Ereignis zur Antwort, daß man von Musik nichts verstehe. Angesichts der Tatsache, daß wir uns leidenschaftlich bemühen, die weltanschauliche, politische und körperliche Schulung durch eine ebenso planvoll geführte musische Erziehung zu ergänzen, ist eine solche Äußerung — auch wenn sie ehrlichster Bescheidenheit entstammt — tief bedauerlich. Ist es doch so, daß für die große Mehrzahl unseres Musikpublikums das Hören von Musik zu einem bloßen Sinnengenuß geworden ist — der er ja wohlgemerkt auch dann bleibt, wenn wir ihn durch das recht unkontrollierbare Beiwort „erhebend" gleichsam seelisch zu überhöhen trachten —, ein Genuß, dem man sich unterschiedlos hingibt, und bei dem es eine Frage des ganz persönlichen Sinnengeschmackes geworden ist, ob man Mozart oder Wagner den Vorzug gibt. Das Gewissen wird dann meistens mit der billigen Feststellung betrogen, daß Musik eine Angelegenheit des Gefühls sei und damit die Tatsache verdeckt, daß wir im besten Zuge sind, die eigengesetzliche Sprache der Musik selbst völlig zu verlernen, für ihre tausendfältigen Offenbarungen taub zu werden.

Wie jede andere Kunst will auch die Musik Aussagen machen, wozu sie sich wie jede andere Kunst ebenfalls bestimmter Ausdrucksmittel bedienen muß. Eben die Kenntnis und das Verstehen dieser Ausdrucksmittel ist es, was unserer Zeit in erschreckendem Maße verlorengegangen zu sein scheint. Allzu vielen von uns fehlt heute die Gabe, diese Mittel, die bei einer von Bach geschriebenen Motette erheblich andere sind als die, die Haydn für seine Sinfonien gebrauchte, oder die, die etwa Schubert in seinen Liedern ausbildete — obwohl sie vielleicht alle zu einer gleichen Aussage drängen können —, richtig zu werten.

Diese Ausdrucksmittel bilden das Ergebnis mannigfacher zusammenklingender Elemente: Der weltanschauliche Auftrag, von dem aus sich die Schöpfung vollzog, der völkische Boden, auf dem sie wuchs, die spezifisch musikalische Tradition, von der sie maßgeblich beeinflußt und von der sich kaum einer zu befreien verstand, schließlich das persönliche Schicksal eines Meisters! Bei der Aufzählung dieser offenkundigsten Kennzeichen wird bereits genügend deutlich, wie vielfältige Wege die Entwicklung der musikalischen Ausdrucksmittel gegangen sein mag. Und wir müssen uns sehr bemühen, wenigstens die besonders ausgeprägte Formensprache der musikalischen Hauptepochen von neuem zu verstehen, um Musik nicht nur „genießen", sondern auch wieder begreifen zu können und um die Verpflichtung, die in diesem Erbe beschlossen liegt, für die heute notwendig gewordene Erneuerung der deutschen Musik richtig zu erkennen.

Ohne Zweifel ist das — es kann nicht oft genug wiederholt werden — zu allererst eine Frage persönlicher musikalischer Praxis. Selbst Singen und Musizieren war noch immer das beste Mittel, ein unmittelbares und ursprüngliches Verhältnis zur Musik zu gewinnen oder zurückzuerobern. Daneben aber dürfte gerade das häufige Hören von Musik — und zwar ein Hören, das nicht nur das Herz erfreuen, sondern im gleichen Maße das Gehör üben soll — geeignet sein, wieder ein echtes musikalisches Verständnis zu wecken, das es verwehrt, sich künftighin in unserer Gemeinschaft als musikalisch ungebildet oder gar unmusikalisch auszugeben. Solches muß aufhören, da es mit dem von uns proklamierten Willen zu einer festgefügten musischen Erziehung gänzlich unvereinbar ist.

Digitized by Google

Dieser pädagogischen Aufgabe, der sich unser Musikleben von heute an keiner Stelle entziehen darf, kann man auf einem Musikfest u. E. nur dann wirklich gerecht werden, wenn man es so anlegt, wie wir es oben andeuteten, und so durchführt, wie dies in absolut vorbildlicher Weise auf dem vom Kulturamt der RJF. letztlich veranstalteten Beethovenfest in Wildbad geschah. Von den Teilnehmern jener Veranstaltung werden sicherlich nur wenige nach Hause gegangen sein, ohne nicht für immer eine tiefe Ahnung von dem menschlichen und künstlerischen Anliegen Beethovens und ein gewisses inneres Begreifen seines großen Vermächtnisses in sich zu tragen. Die diesjährigen Musiktage von Heidelberg werden einen ähnlichen Erfolg kaum vorweisen können.

Das Nebeneinander von Schöpfungen zweier Meister wie Haydn und Schumann, die nach Herkunft und Wesen so entgegengesetzt sind, auf Serenadenabenden, Kammermusiken, Chor- und Sinfoniekonzerten täglich zu erfahren, verführt uns allzu leicht, Musiker und Musik gegenüberzustellen, sie gegeneinander abzuwägen. Die Gefahr, daß man hierbei ungerecht wird und selbst über das augenblickliche Erlebnis hinaus für den einen zugunsten des anderen eine nicht gerade objektive Wertentscheidung fällt, ist sehr groß. Diesem Verhängnis vermochten wir jedenfalls in Heidelberg nicht zu entgehen.

Uns schien — vielleicht nicht mit Recht —, als ob Schumann in der unmittelbaren Nachbarschaft eines Josef Haydn nicht bestehen kann. Neben der sich in strengen, kristallklaren Formen entfaltenden apollinischen Musik des Klassikers wirkten die Schöpfungen des Romantikers in ihrer psychologisierenden, die Formen auflösenden Kunst, in der es so viele Fragen und so wenig Antworten gibt, die das Herz immer nur schwer und nur selten froh zu machen verstehen, wenig überzeugend. Wir meinten am Beispiel von Haydn und Schumann doch zu spüren, wie das persönliche Erlebnis, aus dem das jeweilige Werk geworden und das sicherlich öfter ein leidvolles als ein freudiges gewesen sein mag, bei dem einen eine echte künstlerische Umsetzung erfuhr und erst dadurch zum Anspruch auf Mitteilung an die Gemeinschaft berechtigte, bei dem anderen ein privates Anliegen verblieb, das entgegenzunehmen wir keinesfalls immer bereit sind. Der Gedanke war nicht zu unterdrücken, daß die Bedeutung Schumanns — und wer dächte in diesem Zusammenhang nicht an den anderen romantischen Musiker-Dichter E. T. A. Hoffmann — weniger in seinem eigenen musikalischen Schaffen als vielmehr in seinen musikkritischen und ästhetischen Schriften, durch die er einen großen Teil deutschen Musikgutes für uns neu erlebbar werden ließ, begründet liegt.

Solche und ähnliche Erwägungen mögen müßig erscheinen, ihre Berechtigung zweifelhaft, sie stellen sich indessen zwangsläufig ein, wo wir durch eine Programmgestaltung wie auf diesem Fest zu einer solchen vergleichenden Musikbetrachtung ermuntert werden. Nützlich ist diese angesichts der heute nun einmal herrschenden musikalischen Ahnungslosigkeit gewiß keinem von uns. Wir sehen in dem Haydn-Schumann-Fest von Heidelberg ein Experiment. Niemand wird uns verdächtigen können, nicht genügend Freude am Experimentieren zu haben, keiner wird uns aber auch verwehren wollen, festzustellen, daß einem Experiment der gewollte Erfolg versagt blieb, wie dies von der musikerzieherischen Seite gesehen, die uns besonders am Herzen liegt, auf den diesjährigen Heidelberger Musiktagen der Fall war.

Wilhelm Fensterer.

Hauptschriftleiter und verantwortlich für den Gesamtinhalt: Günter Kaufmann.

Stellvertreter: Friedr. W. Hymmen. Anschrift der Schriftleitung: Reichsjugendführung, Berlin NW 40, Kronprinzenufer 10. Fernsprecher: 12 74 91. — Verlag: Franz Eher Nachf. G. m. b. H., Zentralverlag der NSDAP., Berlin SW 68, Zimmerstraße 87—91. Verantwortlich für den Anzeigenteil: Ulrich Herold, Berlin. — DA. II Vj. 1938: über 45 000. Pl. Nr. 7 — Druck: M. Müller & Sohn KG., München; Zweigniederlassung Berlin SW 68, Dresdener Str. 43. — „Wille und Macht" erscheint am 1. und 15. jedes Monats und ist zu beziehen durch den Verlag sowie durch die Post. Postbezug vierteljährlich 1,80 RM. zuzüglich Bestellgeld. Bei Bestellung von 1 bis 3 einzelnen Nummern bitte den Betrag in Briefmarken beizulegen, da Nachnahmesendung zu teuer ist und diese Bestellung sonst nicht erledigt werden kann.

Digitized by Google

Wille und Macht

Führerorgan der nationalsozialistischen Jugend

HERAUSGEBER: BALDUR VON SCHIRACH

Jahrgang 6 | Berlin, 1. August 1938 | Heft 15

Harro Siegel:

Marionette und Theater

Es soll hier der Versuch gemacht werden, etwas zur allgemeinen Kenntnis über das Wesen der Marionettenkunst beizutragen und auch zu erklären, warum wir das Marionettenspiel so betont in das Theaterleben unseres Volkes wieder einsetzen wollen und warum wir es in Schule und HJ. als wichtigen Beitrag im musisch-erzieherischen Bereich empfehlen. Darum sei es mir erlaubt, das Künstlergebot vom „Bilden, aber nicht reden" zu durchbrechen.

Manches über unseren Gegenstand wird klar, wenn man einmal die Marionette der Gattung der theatralischen M a s k e n zurechnet. Die Maske des griechischen Dramas etwa und die Marionette stimmen darin überein, daß sie eine P e r s o n darstellen sollen; persona kommt von personare = hindurchtönen. Das Wort, die Seele, das Leben tönen hindurch und finden in der Maske ihren Leib. Ob der Darsteller — wie im griechischen Theater — sein Ich hinter einem hochstilisierten Körper verbirgt (Kothurn, weites Gewand mit strengen Falten, Überlebensgröße, dazu die Kopfmaske, völlig ent-individualisiert, übermenschlich ... „es ragt das Riesenmaß der Leiber weit über Menschliches hinaus"); oder ob ein Marionettenspieler den Spiel-Leib, der dem Zuschauer im Bühnenlicht erscheint, zwei Meter von sich fortverlegt und sich durch Fäden mit ihm verbindet, also auch sein Eigenwesen hinter einem fremden Wesen verschwinden läßt — das ist wohl ein großer Unterschied des Ranges und Grades, nicht aber der Kunstart. — Die antike Maske ist in keiner Weise „entgegenkommend", sie zeigt übermenschliche, göttliche, in ihrer Starrheit erschreckende und doch höchst lebendige Züge. Was immer für Worte aus ihrem Munde kommen, von welcher Stufe der Riesenskala seelischen Ausdrucks sie tönen — die Maske bleibt sich immer gleich. Ein heutiger Zuschauer fände in sich nicht die Mittel, ihr wechselndes leidenschaftliches Leben zu verleihen, viele Stunden hindurch; nur

Digitized by Google

ganz von fern kann er sich vorstellen, wie ungeheuer lebendig dem griechischen Volk, dem attischen zumal, in jedem Augenblick diese Masken gewesen sind, wie genau sie dem dichterischen Wort entsprachen, wie sie zum Ab- und Gegenbild dieses Volkes wurden. Auch unser noch so „stilisiertes" Theater ist im Vergleich dazu naturalistisch.

In der Marionette kann sich uns etwas diesem antiken Vorstellungsvermögen Ähnliches enthüllen. Denn auch die Marionette trägt ihr Aussehen unverändert durch die Handlung hindurch, mag diese sie lachen oder weinen, stürmen oder behäbig sein lassen: ihr Gesicht ist stets ein und dasselbe. Zwar ist sie kein Übermensch, kein Bild eines ichbefreiten Typus. Sie stellt bestimmte Charaktere dar, aber diese in typisierter Form; und es ist nötig, daß der Gesichtsausdruck einen Schwebezustand zwischen vielen Möglichkeiten festhält, daß er sozusagen einen mimischen Knotenpunkt darstellt, von dem aus der Weg in möglichst viele Richtungen des Gesichtsausdruckes ansetzt, so daß der Zuschauer ihn zu Ende gehen kann. Denn das ist entscheidend. Der Zuschauer wird hier weit mehr als bloßer Zuschauer, er wird Hineinschauer, Zusammenschauer, Mitschaffender; sein eigenes bewegtes Leben scheint ihm dort unten aus der Marionette entgegen. Und aus dem Spiel der Masken erhebt sich eine Vorstellung im einzelnen vom Leben seines Volkes und seiner Zeit.

Wenn man den Faden an dieser Stelle anhebt, so fühlt man, wie eins am andern hängt und wie man das ganze Weben und Wirken des theatralischen Kunstwerks mitfaßt. Man ahnt, was zusammenkommen muß, damit wahres Theater entsteht, und wie selten sich alles zusammenfügt.

Bleiben wir zunächst bei der Beobachtung der Ausdruckskunst des Marionettenspiels. Wir bewahren unsere Erkenntnis, daß ohne den mitschaffenden Zuschauer kein lebendiges Kunstwerk zustande kommt. Wir wissen somit um die Bedeutung dieses Vorstellungsvermögens und sehen im Besitz dieser Gabe einen wesentlichen Grund der neuen Hinwendung zum Puppenspiel.

So weit wir entfernt sind, mit der Marionettenbühne jemals das Höchste auf dem Theater, den bewegten Menschenleib in Raum und Licht als Mittler des dichterischen Wortes, ersetzen zu wollen, so glauben wir doch, daß in ihm ein Ansatzpunkt vorliegt, solchem Mitschaffen des Zuschauers zu seinem Recht zu verhelfen. Die schöpferische Phantasie des Kindes, das in einem Stück Holz ein Menschenwesen, in einem Stecken ein Pferd zu erblicken vermag, schafft diesen Vorgang täglich hundertmal. Wir meinen, daß es zum wirklich reichen Leben des Erwachsenen gehört, sich von dieser Fähigkeit etwas zu bewahren. Ohne sie wird er zum echten Kunsterlebnis auch der höchsten Kunst nicht gelangen. Daher wendet sich das Puppenspiel an die Kinder in jedem Lebensalter; darum hat es auch den naiven und den künstlerischen, kunstaufnahmefähigen Erwachsenen immer wieder angezogen und begeistert.

Digitized by Google

Die dem vorliegenden Heft beigegebenen Aufnahmen lassen schon begreiflich erscheinen, wie stark allein durch verschiedene Stellung und Ansicht, durch verschiedenes Auffallen des Lichtes das Aussehen und der Ausdruck der Masken Veränderungen unterworfen ist. Man versteht, wie solcher Wechsel sich vervielfacht im Zuschauer widerspiegelt, wenn mit ihm zusammen, in äußerster Dichte, das Wort wirkt, wenn sozusagen das Ohr dem Auge den Weg bereitet. — Wunderbar! Diese Wechselwirkung grenzt wirklich an ein Wunder. Die Puppe auf der Bühne und ihr Zuschauer spinnen einen Faden zwischen sich. Von beiden gilt, daß sie „fröhlich sind mit den Fröhlichen und betrübt mit den Betrübten", und fast vermag man nicht zu sagen, welcher von beiden dabei der erste war. Ich habe es erlebt, daß ein Mann, der ein Dutzend Vorstellungen unseres Theaters gesehen hatte, mit einem anderen eine Wette abschloß, eine gewisse Figur hätte ganz bestimmt bewegliche Augen. Die hatte sie keineswegs, er mußte sich davon überzeugen. Und doch: in der Aufführung *hatte* sie für ihn solche Augen, und das ist die wirkende Wirklichkeit, auf die es allein ankommt.

Wie das Kind den Vorgang auf der Bühne als lebendig empfindet und nicht weiß oder vergißt, daß da oben Menschen stehen und alles regieren, zeigt eine Bemerkung eines Knaben zu einem andern, die ich nach einer Vorstellung zufällig hörte: „Weißt du, daß die Dinger sich bewegen können, kann ich ja verstehen. Aber wie sie das Sprechen machen — das kann ich nicht herausbekommen!"

Außer dem *Mitschaffen des Zuschauers* sind es noch zwei andere Eigenschaften, die dem Marionettenspiel seinen besonderen Charakter verleihen. Dabei sei auch betont, daß das, was wir hier vom Marionettenspiel aussagen, mit gewissen Abwandlungen auch für Hand- und Stockpuppen und für das Schattenspiel gilt.

Was geschieht im Theater? Der Menschenleib wird aus der Wirklichkeit des Tages herausgehoben und empfängt neue Bedeutung in der höheren Wirklichkeit der Bühne und des Dichterwortes, er wird zum Darstellungsmittel und künstlerischen Instrument. Es sind die größten und mitreißendsten Augenblicke, wenn diese Umschmelzung und Verwandlung gelingt, wenn Leben zu Kunst wird. Doch leicht kann diese Verwandlung beeinträchtigt, gestört, vernichtet werden, wenn sich das Nurwirkliche des Schauspielers zu sehr bemerkbar macht, wenn er ins Individuelle, an ihm nur Zufällige abgleitet. Wenn er nicht mehr „spielt", d. h. sich verwandelt, sondern nur noch „zur Schau stellt", wenn er aus allen Hüllen schlüpft, nicht um in die neue Hülle des Kunstwerkes einzugehen, sondern glaubt, „nur sein eigenes nacktes Wesen bringen zu dürfen, um etwas Beifallswürdiges darzubieten". (Goethe, Kampagne in Frankreich.)

So erhebend nun die gelungene Verwandlung, so bedrückend ist das Abgleiten ins Allzumenschliche. Dieser Gefahr ist das Marionettentheater durch sein eigenes Wesen entrückt. In ihm ist von vornherein alles unwirklich, nichts natürlich, ist alles *verwandelte Welt*. Nicht nur das Bühnenbild, das Licht, das Kostüm sind Kunstwelt, sondern Gesicht und Leib der Bühnencharaktere selbst

Digitized by Google

sind dem Stilwillen unterworfen. Alles ist im selben Maßstab auf die Ebene des Nichtwirklichen geworfen. Die Wirklichkeit (hier Holz, Pappe, Draht, Fäden) spielt nur den Schein vor, in dem wir höhere Wirklichkeit erblicken. Darum muß aber auch alles aus einer Hand kommen. Alles muß erscheinen und fortschreiten „nach dem Gesetz, wonach es angetreten". So wird die Marionette der ideale Darsteller, ohne Eigenwesen und -willen, nur dem Willen des Dichters und Spielleiters unterworfen. Welcher Regisseur des Theaters und vor allem auch der Oper sollte da nicht neidisch werden!

Oskar Wilde erzählt einmal: „Unlängst habe ich in Paris eine Marionettenaufführung von Shakespeares „Sturm" gesehen. Miranda war das Ebenbild der Miranda, weil ein Künstler sie so gemodelt hatte; Ariel war der echte Ariel, weil er so gemacht war. Ihre Gebärden genügten völlig, und die Worte, die von ihren kleinen Lippen zu kommen schienen, wurden von Dichtern gesprochen, die schöne Stimmen hatten. — Für moderne Stücke sollten wir jedoch lieber lebendige Schauspieler haben, denn in modernen Stücken ist die Wirklichkeit alles. Der Zauber, der unaussprechliche Zauber des Unwirklichen ist uns hier versagt, und zwar mit Recht."

Dieser Gedankengang erinnert auch an eine Stelle aus Goethes „Reisejournal"; sie handelt von „Frauenrollen auf dem römischen Theater, von Männern gespielt". Er lobt diesen damals schon verschwindenden Brauch, weil bei einer solchen Veranstaltung der Begriff der Nachahmung, der Gedanke an Kunst immer lebhaft blieb und durch das geschickte Spiel eine Art von selbstbewußter Illusion hervorgebracht wurde. — Kunst sei es eben, wenn ein Mann eine Frau, ein Junger einen Alten, eine Alte eine Junge so darzustellen vermögen, daß wir Geschlecht und Alter vergessen und nur der gespielte Charakter auf uns wirke. Man empfindet hier, so sagt er, „das Vergnügen, nicht die S a c h e selbst, sondern ihre N a c h a h m u n g zu sehen, nicht durch N a t u r, sondern durch K u n s t unterhalten zu werden, nicht eine Individualität, sondern ein Resultat anzuschauen".

Mit genau diesen Worten könnte man auch das Wesen des Puppenspieles bezeichnen. Gewiß ist es das Verlangen nach Stileinheit und Spiel im Schauspiel, was uns am Puppentheater solche Freude bereitet. Die bloße „Schau" wird in ihre Grenzen gewiesen, die Vorherrschaft des Regisseurs über den Dichter, der leere szenische Prunk, die zum Selbstzweck werdende Maschinerie und Beleuchtungseinrichtung, die sich vordrängende Individualität des Schauspielers, kurz, alles Abgleiten ins Allzuwirkliche ist im Puppentheater gar nicht oder nicht so leicht möglich. Es bleibt immer „im Bilde". Es kann das Gewissen schärfen helfen für die Reinheit und das Verhältnis der Maße in der Bühnenwelt und eine Schule sein für die Darsteller und für die Zuschauer. Von hier aus begreift man das immer sich mehrende Verlangen nach dem Puppenspiel in Deutschland, in Europa und Nordamerika.

Die dritte wesentliche Eigenschaft des Puppenspieles hat in Heinrich von Kleists herrlichem Aufsatz „Über das Marionettentheater" ihre sozusagen ab-

Digitized by Google

schließende Darstellung gefunden. Dieser Aufsatz ist gerade in den letzten Jahren viel gelesen, zitiert, besprochen und neu gedruckt worden (Ausgabe des Insel-Verlages). Man darf mithin annehmen, daß der Zeitgeist in dieser Richtung wieder aufnahmebereit ist; so erfährt auch von hier der Ruf nach dem Puppenspiel Nachdruck. — Keine Inhaltsangabe vermöchte die Gedankengänge Kleists mit anderen Worten darzustellen ohne wesentlichen Verlust an geschliffener Klarheit und Tiefe. Er muß also selbst gelesen werden.

Kleist ist es wahrscheinlich nicht so sehr auf den Gegenstand des Marionettentheaters an sich angekommen, als auf eine Versinnbildlichung seiner Erkenntnisse über das Wesen und Verhältnis von Körper und Bewußtsein. Aber es ist kein Zufall, daß ihm die Marionette als das einleuchtendste Sinnbild erschien. Die Freiheit, d. h. die Bewußtseinslosigkeit des Gliedermannes macht ihn dem Menschen überlegen, der vom Baume der Erkenntnis aß, und rückt jenen allein in übermenschliche Bezirke. Solche Freiheit, sagt Kleist, hat nur ein Gott.

So wird die Marionette zum Menschenbild mit gesteigerten Möglichkeiten; unbeschwert und voll ungehemmter Grazie bewegt sie sich. Daß sie ihre höchste Wirkung entfalten werde, wenn alle Bewegungen nur noch rein mechanisch hervorgebracht würden, wie Kleist meint, vermögen wir heute nicht mehr mitzudenken, da in uns der Glaube an die Allgewalt der Technik seine Grenzen erreicht hat. Vielmehr scheint uns gerade ein unauflösbares Ineinanderspielen von Mechanik und Leben das Wesentliche. Der lebendige Darstellungswille des Spielers und das mechanische Bewegungsgesetz der Marionette sind die Pole, zwischen denen die Figur auf der Bühne in der Schwebe gehalten wird. Wenn eine neue Figur fertig ist, so zeigt sich, daß sie auch selbst etwas will; was, das muß man ihr allmählich ablauschen. Man muß lernen, was an Bewegung sie hergeben will, was sie verweigert; was ihr leicht und was ihr schwer fällt. — Es ist, als wolle die Figur ständig unserer Hand entrinnen und müsse stets von neuem wieder „aufgehalten" werden. So können nach 10 und 20 Aufführungen immer wieder Überraschungen auftreten; wer wollte sagen, ob Marionette oder Spieler der Urheber war?

Wir erblicken in der wohlgeratenen Marionette — in einer gelungenen Aufführung — die besonders reine Verkörperung von drei Eigenschaften, die dem Theater wesentlich sind: Die Einbeziehung und lebendige Mitarbeit des Zuschauers, die Einheitlichkeit des ausgedrückten Kunstwillens, die Versinnbildlichung der Freiheit des von Dichterwort und Musik bewegten Menschenleibes. Auch das Puppenspiel entsteht aus der Fähigkeit des Menschen zum Wunder, aus der Bereitschaft, die Welt als Wunder zu erblicken.

So schlägt auch unsere Kunst des Marionettenspiels einen Bogen über die Welt hinaus und zurück ins Herz der Dinge. So wie sie Goethe verstanden hat: „Man weicht der Welt nicht sicherer aus als durch die Kunst, und man verknüpft sich nicht sicherer mit ihr als durch die Kunst."

Digitized by Google

Willi Fr. Könitzer:

Menschenbühne – Puppenbühne?

Man hat in den letzten Wochen die Fragestellung Menschenbühne oder Puppenbühne oft gehört. Im voraus ist zu betonen, daß die Fragestellung in dieser Form falsch ist. Sie kann nur lauten: Menschenbühne und Puppentheater — und dann soll es keine Frage mehr sein. Auch das muß hervorgehoben werden, denn man hat von verschiedenen Seiten geglaubt, Möglichkeiten gegenseitiger Befruchtung suchen zu müssen. Zweifellos sind diese Möglichkeiten gegeben, aber sie stehen nicht im Vordergrund. Vielmehr ist das eine deutlich herauszustellen: die Puppenbühne verlangt und verdient ein Eigendasein und hat schon bewiesen, daß sie es auch besitzt. Man hat geglaubt, es könne sich nur um ein interessantes Experiment handeln — und mußte erkennen, daß es viel mehr ist.

Andere wieder sind der Meinung, das Puppentheater weise dem neuen Theater an seinem Scheideweg eine neue Richtung — und mußte begreifen, daß beide ihre eigenen Gesetze erfüllen. Man hat wohl auch angenommen, das Puppentheater bilde gleichsam eine Vorstufe zum Menschentheater, eine Schule für Regisseure, Schauspieler, Dichter — und mußte feststellen, daß seine Gesetzlichkeiten ganz andere sind, als sie die Menschenbühne beherrschen. Man hat endlich — und damit geschah dem Puppentheater vielleicht am meisten Unrecht — allen Ernstes geglaubt, es handle sich um eine reine Kinderangelegenheit, die für Erwachsene nichts oder nur als Eltern, Lehrern, Freunden der Kinder etwas bedeute.

Nichts von alledem ist richtig, und zwar deshalb nicht, weil das Puppentheater eine ganz selbständige Welt darstellt mit eigenen Lebensformen und Lebensgesetzen. Gewiß gibt es keine Welt innerhalb des menschlichen Daseins, und im einzelnen erst recht nicht innerhalb eines bestimmten, hier unseres deutschen Kulturkreises, die nicht in lebendiger Verbindung mit allen anderen Lebensäußerungen stände. Aber gerade dem Puppentheater ist nicht damit Genüge getan, daß man es als eine Nebenerscheinung des Theaters überhaupt mit größerem oder geringerem Ernst betrachtet oder — abtut. Nur: man muß diese Welt erst einmal erlebt haben. Sie läßt sich nicht aus der Theorie heraus bewerten. Sie läßt sich nicht auf Grund von Vorurteilen, Annahmen einordnen und begreifen. Wenn man sie aber erlebt hat, dann ist eines gewiß: das Puppenspiel ist ohne jede Einschränkung K u n s t. So wie man es im Reich im Lauf der nächsten Jahre erleben wird, ist das Puppenspiel schöpferische Kunst. Das kann natürlich nicht für jedes beliebige Kasperletheater gelten, wie auch niemand auf den Gedanken kommen wird, eine dilettantische Aufführung eines Schülervereins mit der einer guten Berufsbühne zu vergleichen.

Wenn man als zum Wesen des wahren Kunstwerks gehörig erkennt, daß es aus dem Einmaligen Allgemeingültiges schafft, daß es im Einmaligen das Ewige zeigt, so ist gerade beim guten Puppenspiel diese Voraussetzung gegeben. Ein Beispiel verdeutliche: Goethe hat auch im Gelegenheitsgedicht immer noch etwas zu sagen, was über den einzelnen Fall hinausreicht, der Gelegenheitsdichter Schulze

Digitized by Google

aber wird stets nur von Amanda Müller sprechen, wenn er zu ihrem Geburtstag Verse „macht". So ist es beim Puppenspiel, das Kunst ist: nichts ist mehr einmalig, auf Zufall, Laune, Einfall aufgebaut. Ja, es ist geradezu ein Bestreben der Puppenbühne, das Einmalige zugunsten des Bleibend-Gültigen auszuschalten. Vielleicht ist selten deutlicher als hier die Erkenntnis Gesetz geworden, daß wir im letzten eben das Kitsch nennen — in jeder Kunst — was nicht über das Einmalige hinausreicht.

Worin aber äußert sich hier das Allgemeingültige? Ist nicht die Puppe, die in ihrer äußeren Form, in der sie geschnitzt und gemalt und gekleidet ist, eben dazu geschaffen, einmalig zu wirken? Es ist ein Geheimnis um die guten Puppen wie um eine gute Plastik: sie sind — äußerlich gesehen! — in dem Moment erstarrt, der ihr fruchtbarster, schöpferischster ist, der die meisten, ja, der alle Möglichkeiten der Handlung, der Äußerung, der Bewegung, der Reaktion auf Erlebtes in sich birgt. Und gerade darum ist dieser Moment eben kein Augenblick der Erstarrung, sondern des Lebens in seiner gedrängtesten Form.

Damit wird klar, daß die Puppe, mag sie an ihren Fäden auch scheinbar willkürlich tanzen, springen, nicht und niemals ein Wesen ohne Gesetzmäßigkeit ist. Sie ist niemals im negativen Sinn des Wortes, wie er uns geläufig ist, „Marionette". Zwar sind die Gesetze nicht denen unserer Logik gleich, nach denen die Puppe sich bewegt und — handelt. Sie dienen nicht der menschlichen Vernunft. Im Gegenteil, sie sind gerade alles verstandesmäßig Gültigen und Erwarteten entkleidet und eröffnen dadurch einen Blick in das Hintergründige des Daseins, werden dadurch zu magischen Wesen, so tot sie auch als geschnitztes Holz hinter der Bühne hängen mögen. Ohne solche magische Kräfte ist aber schlechthin überhaupt keine künstlerische Schöpfung möglich. Wenn Materialismus und Liberalismus das Gegenteil ihrer Zeit weismachen wollten, das Puppentheater straft ihre Lehre Lügen!

Hier beantwortet sich eine Frage: warum nämlich die Puppenbühne gerade die schöpferischen Menschen anzieht, Künstler, Pädagogen und gleicherweise Kinder. Sie führt in die Welt des ursprünglich Schöpferischen zurück, man könnte sagen, sie ist im Sinne Schillers naiv und befreit vom Sentimentalischen. Aber wohin gehört diese Kunst? Ist sie schlechthin Theaterkunst in neuer Form, die man nur bisher auf dem Boden unserer Kultur noch nicht entdeckt oder wiederentdeckt hat? Wie noch keine Oper allein aus Summe von Dichtung und Musik entsteht, sondern immer organisch gewachsene Einheit aus Wort und Ton, aus Vers und Takt sein muß, so ist auch das Puppenspiel nicht möglich aus Wort plus Spiel. Es ist vielmehr ebenso neue Einheit, gewachsen nach eigenen Lebensgesetzen, denen das Wort, der Klang, der Rhythmus und die Form der Bewegung gleicherweise unterstehen.

Das Puppenspiel hat demnach seine eigenen dramatischen Gesetze als Spiel jenseits aller menschlichen Logik und Psycho-Logik, es ist metaphysischen Gewalten in des Wortes erstem und letztem Sinn dienstbar. Es ist frei von den Gesetzen

Digitized by Google

des physikalischen Geschehens und ihren Maßstäben. Und auch darum ist es weltanschaulich so wertvoll, weil es in höchster Steigerung schöpferische Überwindung des Materialismus bedeutet.

Wir empfinden die Menschenbühne da vollkommen, wo sie das Hintergründige, das Übersinnliche mit vollendetsten menschlichen Mitteln ausdrückt. Das muß aber notwendig — eben darum entspricht es der menschlichen Natur — bei jeder Aufführung in einem anderen Grad erscheinen. Auch die Puppenbühne verlangt diese höchste Vollendung, aber ohne diesen Gradwechsel, der eben die Puppen zu Menschen machen würde. Und das darf nicht sein, weil die Puppen tatsächlich keine Menschen sind noch sein sollen, sondern Puppen.

Darum erscheint das vielleicht als die wichtigste Frage des Puppentheaters überhaupt. Sie ist gelöst in der Schöpfung der sogenannten Holzpartitur. In dieser Holzpartitur ist alles festgehalten: Gestalt, Farbe, Kleid, Bewegung, Licht, Stellung im Raum. Jedes Stück auf der Menschenbühne ist in dieser verschiedenen Hinsicht jeweils neugeschaffenes Werk des Spielleiters, der Schauspieler. Das ist nötig und sinnvoll, kann aber auch, wenn man mit der Puppenbühne vergleicht, nicht anders sein, weil die Menschen an Ausdauer und Intensität des Spiels den Puppen niemals gleichkommen können, noch sollen. Es wird immer große Bearbeitungen von Bühnenstücken und Musikstücken durch große Regisseure und Musiker geben, die vorbildlich sind und für weniger schöpferische Nachfolger bleiben. Ebenso ist es beim Puppenspiel mit der Holzpartitur. Ihr verdankt als einer Richtschnur für schwächere, unschöpferische Menschen das Puppenspiel, daß es vom Zufälligen gelöst wird. So ist es mit dem Puppenspiel wie mit einem Gemälde, mit einer Plastik: einmal findet der Künstler die fertige Form, und dann löst sich das Kunstwerk aus seiner Schöpfungsgewalt und seinem Schöpfungsbereich los zu einem Eigendasein, es ist, wenn der schwache Ausdruck genug sagen kann, fertig. Auch die Holzpartitur ist ein solches Kunstwerk: geschaffen und dann selbständig. So läßt sich hier erst endgültig die Frage beantworten, in den Bereich welcher Kunst das Puppenspiel gehöre. Es ist nicht nur eine Form des Theaters oder der bildenden Kunst oder Musik: es ist schlechthin die Kunstform des Puppenspiels.

Auf der Menschenbühne steht der Dichter, im Konzertsaal steht der Komponist im Augenblick des Erlebens hinter seinem Werk und seiner Ausdeutung durch den nachschaffenden Schauspieler oder Musiker zurück: er bleibt für das Auge und das Ohr des Empfangenden abhängig von dieser Deutung (wenn auch nie endgültig!). Bei den Puppen ist es umgekehrt: sie stehen im Vordergrund — nicht nur räumlich — der Puppenspieler aber als Deuter steht im Hintergrund. Das ist an den Zuschauern zu spüren: im Menschentheater erleben sie nach und wollen möglichst eindringlich nacherleben, verlangen deshalb möglichst vollendete Verwandlung des Schauspielers, im Puppentheater aber erleben sie nicht nach, sondern erleben schöpferisch. Daher kann man das Puppentheater nicht mit der Menschenbühne vergleichen: die Puppen in ihrer Gestalt und Gesamtheit des Spiels sind schöpferisches Kunstwerk wie ein Gemälde,

Digitized by Google

eine Tondichtung, eine Ballade. Der Schauspieler dagegen gibt wie der ausübende Musiker die höchste Stufe der nachschaffenden Kunst.

Das rechtfertigt einerseits die Forderung nach einer Holzpartitur, muß anderseits aber auch die höchste künstlerische Verantwortung voraussetzen. Eine schlechte Holzpartitur wäre ein Verbrechen an der Kunst des Puppenspiels.

Die Frage: Menschenbühne oder Puppenbühne ist also ebenso verkehrt wie die nach einem Maßstab, mit dem beide sich gemeinsam messen ließen. Sie gehören beide zwei verschiedenen Welten an, weil sie verschiedene Gesetzmäßigkeiten haben. Sie gehören beide der gleichen Welt an, weil sie als jeweils selbständige Kunst doch aus demselben Boden einer in sich geschlossenen Kultur gewachsen sind. Sie gehören so zusammen, wie Dürer und Beethoven zusammengehören, und sie sind so verschieden, wie diese beiden verschieden sind. Wie Dürer für Beethoven weder notwendig, noch Nebenbuhler war, so wäre auch die Furcht vor oder die Hoffnung auf Konkurrenz der Menschenbühne durch das Puppentheater unsinnig. Es gilt für sie, was für jene beiden Künstler gilt: Dürer ist Dürer, Beethoven ist Beethoven, aber beide haben im Herrschaftsbereich der deutschen Seele und aus den Kräften ihrer deutschen Seele als deutsche Künstler geschaffen. Es scheint kein Zweifel möglich daran, daß das Puppenspiel am Anfang eines Weges steht, der ein neues Gebiet künstlerischen Lebens erschließen wird.

Hermann Schultze:

Puppenspiel in der Kulturgeschichte

Es unterliegt heute schon keinem Zweifel mehr, daß wir in der Puppe und ihrem Spiel ein altes Ausdrucksmittel der volkstümlichen Spiel- und Festkultur, des Volksschauspiels schlechthin, vor uns haben. Die Wurzeln des Puppenspiels reichen wahrscheinlich sogar zurück bis in die Bereiche jener brauchnahen Spiele, von denen wir leider gerade in unserm Volkstum nur noch sehr wenige und dazu teils überwucherte und ihres frühen Sinnes beraubte Belege besitzen und deshalb für den Nachweis auf vergleichende Betrachtungen mit fremdem Spielbrauch anderer arischer Völker oder auf den bei uns noch heute vorhandenen Rest der spielerischen Volksbräuche angewiesen sind. Es scheint jedoch trotz dieser Mängel, daß wir uns über die Frühzeit des Puppenspiels allmählich ein ähnliches Bild werden machen können wie über das spielerische Kulturleben des Volkes überhaupt. Mit einer solchen Betrachtung aber geraten wir zwangsläufig dazu, gleicherweise wie unser volkliches Spiel- und Theaterleben auch das Puppenspiel als ein Kulturschicksal*) sehen zu müssen.

*) Hermann Schultze: „Landschaftstheater". Eine Schau in fünf Tafeln. Berlin 1936. Rothschaft-Verlag.

Digitized by Google

Gleich dem brauchnahen Spiel des Volkes, dessen Überreste wir heute noch in jenen brauchmäßigen Heische- und Flurumgängen, den alten Winter-, Sommerauseinandersetzungen, in den Spielen und Umzügen der Fase- und Mitwinternächte vor uns haben, läßt sich auch beim Puppenspiel eine ähnliche bis in die Frühe solchen Brauchtumsspiels zurückreichende Linie feststellen. Daß in diesen frühen Spielen und Umgängen auch Puppen als mimisches Ausdrucksmittel Verwendung fanden, ist anzunehmen. Selbst heute beobachten wir noch das in diesen Umzügen übliche Herumführen von Puppengestalten, von Menschen- und Tierpuppen, ja regelrechten Trickpuppen und Tricktieren (um hier von Masken und Übergangsformen von der Maske zur Puppe zunächst erst ganz abzusehen!). Die Vermutung jedoch wird bestätigt durch die Tatsache, daß im alten Griechenland bei den Umzügen zu Ehren des Jupiter Ammon ein bewegbares Puppenabbild des Gottes herumgetragen wurde. Ähnliches wird von römischen Umgängen berichtet, und auch in nordischen Sagen finden sich Hinweise. Schon früh müssen ferner die Marionetten als geführte Spielfiguren in unserem heutigen Sinne im Volksschauspiel der Frühe aufgetaucht sein. Aristoteles spricht von ihnen und Xenophon erwähnt in seinem Gastmahl einen Mimenprinzipal, vermutlich einen der im Volke umwandernden Joculatores oder Gaukler, der neben scheinbar brauchtümlichen Tänzen auch Marionetten für das schaulustige Athen des Jahres 422 vorführte. Die Zeit des Sophokles weiß bereits von mehreren Marionettentheatern zu berichten, die von den Athenern gut besucht wurden. Das frühe indische Drama der Veden war ursprünglich wohl überhaupt Puppenspiel, teilweise sogar Spiel der Schattenpuppe. Denn noch der spätere Spielführer des indischen Menschentheaters hieß nach dem „Fadenhalter" des frühen indischen Puppentheaters: Sutradhara. Hier — wie übrigens auch in der komischen stehenden Figur des Vidusaka, des „Schimpfers" im indischen Spiel — sind die alten Beziehungen offenbar, die durchaus den Schluß zulassen, daß in Indien das Theater überhaupt aus dem Spiel der frühen indischen Volkspuppe hervorgegangen ist.

Noch von manchen Einzelzügen dieses dem Brauchtum nahen und unmittelbar im Volkstum wurzelnden Spiels der Puppen wäre zu berichten, das sich in dieser Frühe eingeordnet findet in die großen spielmäßigen Auseinandersetzungen der hellen und dunklen Mächte im Volksleben, im Jahresring und im Schicksal des zu jener Zeit noch so total mit allen Kräften der Natur, des Blutes, der Art und des Volkstums verbundenen Menschen. Puppenspiel war ebenfalls — wie das Spiel der frühen menschlichen Darstellungsformen — Brauchtumsspiel in seiner ursächlichen, wurzelgebundenen tiefen Einheit mit dem Volksboden und dem zwar einfachen, gewiß aber nicht „primitiven" Herzschlag des Volkslebens.

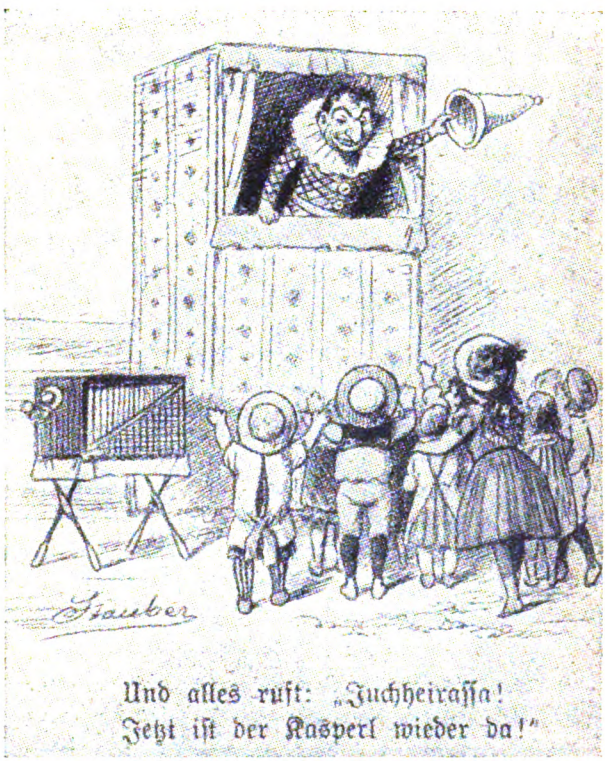
Diese frühe und reine Nähe zu Volkstum und Brauch und damit zum germanischen Volks- und Jahresdrama der hellen und dunklen Kampfwelten (am klarsten verkörpert in den spielmäßig dargestellten Sommer-Winterkämpfen) mußte ver-

Digitized by Google

lorengehen in einer Zeit, da sich jener Volksboden selbst zu zersetzen begann und mit diesem Prozeß sich auch das Spiel der übrigen Ausdruckskräfte in Bewegung, Tanz und mimischer Darstellung von jenem Boden löste, der es so stark genährt hatte, daß uns noch heutige, längst übertünchte, verwässerte und verwischte Reste überraschen und erschüttern in ihrer ungeteilten Kraft und reinen dramatischen Idee, wie das unsere Brauchspiele, Umgänge, Saaten- und Fruchtbarkeitszauber tun. Unmittelbar in lebendigem Austausch mit dem Spiel der Menschen in seinen vielen Ausdrucksformen der Tanz-, Bewegungs-, Wort- und Musikspiele wurde so auch das Puppenspiel als des Volkes liebstes Kind mitgezogen und schließlich mitgezerrt durch alle die Wandlungen, die jene Spiele und jene aus diesen Spielen erwachsenen Theaterformen durchmachen mußten.

Es ist nun nicht möglich, diesen Schicksalsweg des Puppentheaters erschöpfend darzustellen. Zumeist hielt er ja auch mit dem des Spiels und Theaters gefährlich Schritt und blieb oft nur eine kurze Strecke hinter ihm zurück (wohl, weil gerade der Puppe vom Volk am liebsten und längsten die Treue gehalten wurde und die Kraft des Volkstums das Puppenspiel doch noch stärker trug als das übrige Gut der Spielformen), um jedoch dann oft um so erschreckender wieder aufzuholen! Hier müssen einige wenige Hinweise für viele stehen.

Mit Ph. Leibrecht (Zeugnisse und Nachweise zur Geschichte des deutschen Puppenspiels, Diss. Freiburg 1919) vermuten verschiedene Forscher, daß in Deutschland das Puppenspiel durch die dem Zuge der römischen Heere folgenden Gaukler eingeführt sei. Das wird an sich, was das schon theatermäßige Spiel der Puppen betrifft, sicherlich richtig sein. Setzt man aber — und das ist, wie gezeigt, durchaus nicht abwegig — auch bei uns das Vorhandensein der Puppe im frühen Brauchtumsspiel, ja ein regel-



Aus einem süddeutschen Bilderbogen um 1880

Digitized by Google

rechtes brauchgenährtes und dem Brauchtum und Volkstum verwurzeltes Spiel der beweglichen Puppen voraus und damit eine frühe puppendramatische Gestaltungskraft des Volkes, so wird man die Bekanntschaft mit dem Spiel der römischen Gauklertruppe anders zu werten haben. Wir vermögen sie dann höchstens als Anregung zu sehen, und zwar als Anregung zu einer noch nicht einmal der frühen Brauchtumspuppe gleichwertigen Spielform. Ein Puppentheater in einem schon mehr dem Verfall zuneigenden Augenblick seiner Entwicklung scheint damals einzudringen, besonders wenn man die Stellung dieser spätrömischen Mimen, Joculatores oder Gaukler in der Geschichte ihres eigenen zu der Zeit schon verfallenen Kultur- und Theaterlebens berücksichtigt.

Wäre dieser Einfall der fremden Gauklerpuppenspiele tatsächlich eher ein Abweg als eine artmäßig gesunde Weiterentwicklung der bei uns im Brauchtumsspiel bekannten Puppe, so würden alle späteren Einflüsse auf das Puppenspiel, gesetzt den Fall, sie wären ebenfalls volksfremd, schon jetzt auf einen gefahrvoll fruchtbaren Boden fallen. Die Einflüsse auf das junge Spielleben in seiner vollen Breite waren aber in der Tat artfremd. Und der Boden, auf den sie dann fielen, war leider durch fremde Einfälle schon verdorben. Daß sich das Spiel der Puppe trotzdem so lange hielt, beweist nichts dagegen, es beweist nur die unerhörte Kraft, die ihm aus dem Volke immer wieder in diesem gefahrenvollen Kampfe zur Hilfe kam und die es ja bekanntlich bis auf unsere Tage gerade als Volkstheater mit stärkster Volksnähe vor allen anderen Spiel- und Theaterformen erhalten hat.

So sehen wir denn das Puppenspiel in den folgenden Jahrhunderten seine Entwicklung unter einer immer stärker um sich greifenden Verachtung nehmen, soweit es nicht in die Ziele jener im Kern artfremden Mächte eingespannt werden konnte. Verachtet mit jenen Brauchtumsspielern (besonders der dörflichen und später auch städtischen Jungmannschaften!), die noch lange gegen alle Beschlüsse weltlicher und geistlicher Amtsstuben die alten Brauchspiele durchzusetzen versuchten, ja selbst hinein bis in die Kirchen ihr Spiel trugen und sich dabei auch der Brauchtumspuppe bedienten! Eingespannt und eingeschmolzen aber fanden sich die Puppen im Spiel der mittelalterlichen Mysterien, wenn sie die geistliche Macht dieser Zeit mit ihren Darstellungsmitteln im kleinen Bühnenausschnitt, aber mit derselben großen Wirkung wie die großen mittelalterlichen Volksspiele nun in einem durchaus andersgearteten Sinne zum „volkstümlichen" Ausdruck brachten! Zu dieser letzten Absicht paßt es also ganz und gar, wenn wir aus England von Mysterienspielaufführungen durch Puppen sogar *in den Räumen der Kirchen* hören oder von verschiedenen mit Marionetten vorgeführten Krippenspielen im 14. und 15. Jahrhundert, die nach Chroniken in Tirol, Oberösterreich, Bayern, Schlesien und Böhmen allgemein bekannt waren. Die Verachtung jener anderen dem Brauchtumsspiel noch verwandten Puppe aber spricht sich etwa in den Worten des Zisterziensers Peter Calf aus Redentin bei Wismar

Digitized by Google

in seinem Redentiner Osterspiel vom Jahre 1464 aus, wenn er den Luzifer sagen läßt:

„die da spielen mit den Decken
und den Thoren ihr Gelt ablocken."

Man muß diesen Werdegang in seinem frühen Stadium verstehen als eine große allgemeine kulturelle Auseinandersetzung, deren besondere Symptome sich nur im kleinen Bereich des Puppenspiels in kleinerem Ausmaße, aber um nichts weniger erbittert abspielten als in den großen weltanschaulichen Kämpfen. Tatsache jedenfalls ist, daß die einst im Volksdrama und Brauchspiel noch von so starker Bedeutung erfüllte Puppe und ihr Spiel sich überall dort im Niedergang befand, wo sie nicht verschmolzen, nicht eingesetzt, nicht im fremden Gefüge einer gegen das Eigene in Artfeindschaft stehenden Macht ausgenutzt und ausgewertet werden konnte. Wie sehr auch immer wieder das Puppenspiel zur gelegentlichen Blüte im Volksschauspiel kam — wir wissen z. B. von den volksnahen Schauspielbanden und -truppen im 17. Jahrhundert, daß sie nach dem Dreißigjährigen Kriege es nicht verschmähten, mit Puppen zu spielen, und das wohl nicht allein aus Personenmangel, sondern auch gewiß aus einem gut Teil Gefühl für die innere und tiefe Wesensbildung zwischen dem Volk und seinen dramatischen Puppen! — trotz allem aber liegt der Verfall dieser alten Volkskunst bald wieder erschreckend zutage. So daß es sogar zu recht strengen Verboten behördlicherseits kommen mußte, wie jene Verordnung vom 3. Juni 1794, die den Provinzialregierungen anbefahl, die nicht konzessionierten Marionettenspiele zu verbieten, weil „nichtswürdige Landstreicher durch unanständige Zweideutigkeiten Beifall zu erhalten versuchten". Ein ähnliches Verbot war schon „unterm 28. Jänner 1716" vom Preußenkönig Friedrich Wilhelm I. verfügt, das nur privilegierten Puppenspielern das Recht der Berufsausübung zustand, sie aber im übrigen mit Marktschreiern und Gauklern in einem Atemzuge nennt. Was half es dagegen, wenn sich einige Puppenmeister mit einem geheimnisvollen Berufsgehaben zu umgeben suchten, eine eigene Tracht für sich einführten: den langen schwarzen Mantel mit dem breitkrempigen Hut? Was half es, wenn sie die Geheimnisse ihrer Kunst streng zu wahren trachteten und die Texte ihrer Spiele nur in mündlicher Überlieferung vom Meister auf den Lehrling weitergaben oder in ihrer Familie weiter vererbten?

Da war schon die Gestalt des Kaspers in diesem immer ungleicher werdenden Kampfe eine weitaus stärkere Waffe. Er hielt, zwar erst als eigentlich stehende komische Figur im 17. Jahrhundert nach der entsprechenden Bühnengestalt geschaffen, wie eine späte einsame Wiederbelebung des alten Volksmimus der Brauchspiele, fast wie eine mythische Urgestalt des volklichen Spiels und Theaters, über zwei Jahrhunderte bis in unsere Tage den alten Geist der Frühe aufrecht. Gewandelt zwar, aber doch in spürbarer, tief im Volkstum verwurzelter Kraft und unverwüstlicher und überzeugender Wirkung auf alle bisher, die

Digitized by Google

vom Urspiel und Urtheater noch einen Hauch zu spüren vermögen. Daß er seine Feinde hatte, versteht sich von selbst. Ob es nun die Gottscheds (diese noch in irgendwie verständlichem literarischem Ehrgeiz), die Feinds (Hamburg) oder die Vertreter der Geistlichkeit waren, die gar in Entrüstung in seinem Spiel die „Schule des Teufels" witterten — sie suchten ihn, wo sie konnten, zu schädigen, zu verunglimpfen und mit Verboten und Verleumdungen beizukommen. Es hatte zum Glück so wenig Erfolg, weil diesem tollen alten Abkömmling einer frühen Spielkraft und mimischen Ausdruckswelt seinerseits eine Waffe zur Verfügung stand, die stärker war als alle Anfeindungen: das Herz des Volkes, das ihm gehörte! Wenn dem Kasper als Figur und Gestalt im Ernst jedoch nicht allzuviel geschadet werden konnte, so traf doch sein Spiel und alle, die sich mit ihm befaßten, jeder Schlag um so mehr.

Darum sind um so viel höher die Zeiten zu veranschlagen und um so viel stolzer seien die Namen der Männer und Frauen genannt, die sich — wenn auch als wenige Erscheinungen, als verlachte Außenseiter oft — doch aus tiefem Wissen und ebensolcher Ahnung zum Spiel der Puppen bekannten und es auf ihre Weise zu fördern suchten.

So wurde die Romantik und ihre eigene Sicht des deutschen Volksgutes auch gleichsam zur Renaissancezeit des Puppentheaters. Wie wenig praktisch solche Bemühungen, wie wenig für das Volk zunächst überzeugend wegen seiner stark geistigen Schau des Problems dieser Einsatz bleiben mußte, so wurde er doch von wesentlich anregender Bedeutung für die Folgezeit. Denn ganz erlosch nun der Ruf nach Besinnung nicht mehr, nachdem er von einer auserlesenen Reihe um das Erbe in tiefer Ahnung wissender Persönlichkeiten erschollen war. Und besonders in den Reihen der frühen Jugendbewegung ab 1900 fand er bereite Aufnahme. Wie gut aber war das! Denn dem Puppenspiel stand als härteste Wegstrecke noch jene jüngste Verfallszeit unseres gesamten volklich-kulturellen Spiel- und Theaterlebens bevor. Zugehörig zu jenem großen mimischen Kulturbereich, mußte es auch dessen uns ja hinreichend bekannten Niedergang bis aufs Letzte auskosten. Verindustrialisierung der Puppe, Ausbeutung für die „Ideale" einer jüdisch-internationalen Weltpolitik, Verrohung, ja völlige schöpferische Vernichtung durch die Experimente ausgefallener und einfalloser Kunststile und ihrer Jünger, und schließlich nunmehr völlige Entfremdung vom Volkstum und -boden, bis in die Verhöhnung etwa der Kaspergestalt und aller Züge, die bisher trotz aller Widerstände keine andere Gegenmacht dem Volke hatte entreißen können — das schien schon das traurige Ende in dem Schicksalskampf des Puppenspiels zu sein. Und auch in dieser letzten Kampfphase, die nun doch so völlig anders ausging und nun trotz allen jahrhundertelangen Einsprüchen gegen das Volksgut der dramatischen Puppe herrlichste Hoffnung auf eine innere und auch schöpferisch-künstlerische Wiederfindung dieser Volkskunst zuläßt, waren es die Stimmen weniger aus der jungen Generation, die den Ruf der vom Spiel der Puppen begeisterten Gestalten der Vergangenheit aufgegriffen hatten.

Digitized by Google

Dieser Ruf aber, gerade in den letzten eineinhalb Jahrhunderten besonders dringend erhoben, scheint endlich gehört zu werden. Wir finden dafür in der Stuttgarter Gründung eines Reichsinstituts für Puppenspiele durch die Hitler-Jugend eine verheißungsvolle Bestätigung.

Kulturgeschichtliche Zeugnisse für das Puppenspiel

„Hier ist ein Marionettenspieler gewesen, dessen Entwürfe zu seinen durchlauchtigsten Helden- und Staatsaktionen ich gerne gehabt hätte, um einen Begriff von unseren alten deutschen Städten zu bekommen. Er ist aber zu frühe entwischt."

(Johann Gottfried Herder in einem Brief an Johann Georg Hamann, 1769)

„Kinder müssen Komödien haben und Puppen."

(Goethe, Wilhelm Meisters theatralische Sendung, 1776/86)

„Die Marionettenspieler haben oft eine Anzahl von alten Stücken in Besitz, die eben ihres Alters wegen nicht ganz veralten können, und die von echten Dichtern notwendig herrühren müssen, weil sie, ohngeachtet sie so verachtet sind, eben diejenigen sind, die unser eigentliches deutsches Nationaltheater formieren, weil sie so echt deutsch, ganz aus der Mitte unsrer Begriffe hervorgegangen sind, und durch die allegorische Art der Behandlung doch eine Allgemeinheit erhalten, die jeden wahren Dichter und Künstler unendlich viel an die Hand gegeben hätten, wenn es ihnen beliebt hätte hier aufzubauen, und wenn sie überhaupt nur existiert hätten. ... so ist aber für uns jene gotische wunderliche Welt, jene Arabesken mit ihren lebendig gewordenen Schnörkeln und Verzierungen, mit ihren verkörperten Träumen und Blumenmetamorphosen in Tieren- und Menschenfiguren in der dramatischen Poesie wenigstens fürs Erste untergesunken, so daß wir in allen Künsten Spuren und Werke des alten deutschen Geistes aufweisen können, außer auf unserem gebildeten Theater."

(Ludwig Tieck, Poetisches Journal, Jena 1800)

„Zudem haben diese Puppen den Vorteil, daß sie antigrav sind. Von der Trägheit der Materie, dieser dem Tanze entgegenstrebendsten aller Eigenschaften, wissen sie nichts: weil die Kraft, die sie in die Lüfte erhebt, größer ist als jene, die sie an die Erde fesselt. — Die Puppen brauchen den Boden nur wie die Elfen, um ihn zu streifen und den Schwung der Glieder, durch die augenblickliche Hemmung, neu zu beleben; wir brauchen ihn, um darauf zu ruhen und uns von der Anstrengung des Tanzes zu erholen: ein Moment, der offenbar selber kein Tanz ist, und mit dem sich weiter nichts anfangen läßt, als ihn möglichst verschwinden zu lassen. — —

So, wie sich der Durchschnitt zweier Linien auf der einen Seite eines Punktes nach dem Durchgang durch das Unendliche plötzlich wieder auf der anderen Seite einfindet, oder das Bild des Hohlspiegels, nachdem es sich in das Unendliche entfernt hat, plötzlich wieder dicht vor uns tritt: so findet sich auch, wenn die Erkenntnis gleichsam durch ein Unendliches gegangen ist, die Grazie wieder ein; so daß sie zu gleicher Zeit in demjenigen menschlichen Körperbau am reinsten erscheint, der entweder gar keines oder ein unendliches Bewußtsein hat, d. h. in dem Gliedermann oder in dem Gott."

(Aus: Heinrich von Kleist, Über das Marionettentheater, 1810)

„Als die Empfindung der falschen Scham überwunden war, befanden wir uns sogar besser bei unseren Marionetten als bei dem vorigen hochmütigen Troß (gemeint sind Schauspieler)."

(Friedrich August Thümmel, Reise in die mittäglichen Provinzen, 1832)

Digitized by Google

„Der Braune: Endlich, nach vielen bittern Erfahrungen, nach vielen ausgestandenen Leiden und Qualen ist es mir gelungen, eine Gesellschaft zusammenzubringen, die ob ihrer Vortrefflichkeit, vorzüglich aber ob ihrer herrlichen einträchtigen Sinnesart, mir noch nie den mindesten Verdruß, sondern nur Freude gemacht hat. Kein einziges Mitglied gibt es, das sich rücksichts der Art zu sprechen, zu gestikulieren, sich anzukleiden usw. nicht unbedingt meinem Willen, wie ihn das auszuführende Dichterwerk bestimmt, fügen und die Rolle auch in den kleinsten Momenten diesem Sinn gemäß ausführen sollte.

Der Graue: — Kein Mitglied? — niemals die geringste Opposition?

Der Braune: Niemals! — Hinzu kommt, daß jeder, jede Rolle aufs Und studiert und sich niemals eine Änderung, eine Auslassung erlaubt. Wir spielen ohne Souffleur.

Der Braune nahm den Grauen bei der Hand, stieg mit ihm die Treppe hinauf und öffnete ein Zimmer, in dessen Mitte ein großer Kasten stand. Mit den Worten: Hier ist meine Gesellschaft! schlug der Braune den Deckel des Kastens zurück.

Und der Graue erblickte eine gute Anzahl der allerzierlichsten und wohlgebautesten Marionetten, die er jemals gesehen!“ (E. T. A. Hoffmann, Seltsame Leiden eines Theaterdirektors, 1819. Aus dem Gespräch zweier Theaterdirektoren)

„Gestern haben wir endlich unsere holden Marionetten gesehen und sind davon noch bezaubert, daß wir ganz unklug darüber werden könnten. Verwandlungen und Dekorationen sind im höchsten Grade bewunderungswürdig und der kleine Arlequin ist zum Küssen liebenswürdig. Er ißt und trinkt wie ein Mensch, raucht sein Pfeifchen, liebt seine Colombine und bezaubert alles, was ihm in den Weg kömmt.“

(Gräfin Line Egloffstein über die Geißelbrechtschen Puppen, Weimar 1809. Dokument aus der Zeit der Empfindsamen)

„Da es (das Puppenspiel) uns so manches altdeutsche Werk voll echt vaterländischer Kraft und Einfachheit mitbringt: Werke von denen ich nur den einen Johannes Faust zu nennen brauche, um sie mit Achtung dafür zu erfüllen; und diese so bedeutungsvollen Gedichte sind ja, wie sie wissen, nur in den Händen jener Vorsteher der einzelnen Marionettentheater, welche Deutschland durchziehen.“ (Franz Horn, Briefe und Fragmente, 1807)

„Eine befreundete Familie besaß ein hübsches Puppentheater, wo ich zum ersten Male das Puppenspiel Faust aufführen sah, was auf mich einen so großen Eindruck machte, daß jahrelang an einem kleinen Theater herumgebaut wurde, wozu Alfred Rethel bereitwilligst die Dekorationen malte.“

(F. W. Hackländer, geb. 1816, in einem Aachener Bericht von Will Hermanns)

„Wenn man diese alten Stücke der Puppenbühne analysiert, so findet man, daß dasjenige, was wir romantische Poesie nennen, eigentlich nichts anderes ist, als jene natürliche Poesie, welche in diesen Stücken dem Geist des Volkes gemäß waltet.“

(Leutbecher, Über den Faust von Goethe, Nürnberg 1838)

„Es ist sonderbar, aber mir wenigstens kommen die Marionetten viel ungezwungener, viel natürlicher vor als lebende Schauspieler. ... Die Marionetten haben außertheatralisches Leben... Bei den Marionetten und Schattenspielen ist eher eine Täuschung, als gehe die Begebenheit wirklich im Ernst an einem Orte der Welt vor und könne wie durch einen Zauberspiegel hier im kleinen als in einer Camera obscura mitangesehen werden. Das Fach der Marionettenspiele und Schattenspiele stünde einem noch recht zur Bearbeitung offen.“ (Justinus Kerner, 1786—1862, aus dem Briefwechsel mit Ludwig Uhland und Karl Meyer)

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Nationalmuseum München

„Das wäre so recht das eigentliche deutsche Volkstheater!"

(Nicolaus Lenau, anläßlich seines Planes, eine Puppenbühne zu gründen, 1839)

„Willkommen seid, die ihr hier tretet ein,
Wo eine Welt im kleinen sich erbaut,
Darin ihr manches wie im Spiegel schaut. —
Wie dieses Spiel zieht's Leben auch vorüber;
Bald ist der Himmel hell, bald wird er trüber.
Wie's kommt, so nehmt's, doch stets bedenkt,
Daß, was geschieht, von oben wird gelenkt!"

(Franz Graf Pocci, 1806—1876, aus dem Vorspruch des Theaterdirektors aus einem Marionetten-Vorspiel)

„Zwischen Traum und Wirklichkeit kann die Marionette vollkommen sein, wenn sie von einer Seele geleitet wird. — Ich beneide Sie und möchte auch Leiterin einer Puppentruppe sein. Ihre Schauspieler sprechen nicht und gehorchen. — Wie mich die Idee verführt, daß Sie mich mit Ihren Marionetten zusammen auf eine Reise in unsere kleine Welt mitnehmen wollen!"

(Eleonora Duse in einem Brief an Vittorio Podrecca, Leiter des italienischen Theatro dei Piccoli)

„Ich habe mich so naiv daran gefreut, daß ich mich scheute, es einzugestehen. Aber nun denke ich, daß es Mitempfindung ist an einer Kunst, die das Volk sich selbst zu eigener Freude schafft, die so gesund ursprünglich ist, daß sie wohl vieles von dem überdauern kann, was für das Volk gemacht ist. Möge das Kasperl- und Puppenspiel ein Teil der Kunst bleiben, die das Volk sich selber zu schaffen weiß, wie es ihm gefällt, ohne nach links und rechts zu sehen."

(Hans Thoma)

„Hast du eine Marionette zur Bewegung befähigt, dann hast du getan, worauf es ankommt, d. h. du bewegst sie nicht, du bewirkst, daß sie sich selbst bewegt, das ist die Kunst! Wenn du es einmal so weit gebracht hast und ein geborener Künstler bist, so garantiere ich dir, daß du der Welt einen großen Genuß bereiten wirst."

(Gordon Craig, Abhandlung über Marionetten)

„Den Schauspielern aus Fleisch und Blut ziehe ich immer die hölzernen vor, die steif sind und immer denselben Ausdruck zeigen, trotzdem die voll Leben sind und eine künstlerisch tiefgehende Wirkung auf die Gefühlswelt haben können.... Die Puppe ist die Kunst in ihrer primitiven Form. Ihr Kostüm, aus dem alle überflüssigen Einzelheiten verschwunden sind, ihre stets unveränderte Physiognomie, die sozusagen versteinert ist, eine im höchsten Grade ausdrucksvolle Grimasse, ihre die menschliche Geste mit der ganzen Evidenz der Karikatur wiedergebende Mimik geben ihrem Spiele Wirkung, die der Schauspieler von Fleisch und Blut schwer erreichen kann."

(Bernard Shaw an Vittorio Podrecca)

„Wenn der Zuschauer, der selbst ganz im Dunkel sitzt, auf der kleinen erhellten Wand die vorübergleitenden Schatten sieht, die in einer seltsam schattenhaften Landschaft ein eigenes wesenhaftes Leben führen, sich verneigen, sich grüßen, einander zürnen, einander lieben, werden sich in ihm selbst das einfache Bild, die einfachen Gespräche und Verse der Schatten zum Bedeutenden steigern."

(Will Vesper über das Schattenspiel)

„Das Puppenspiel gedeiht nur in gläubigen, von der unberechenbaren Schöpferkraft des Lebens überzeugten Epochen. —
Das Puppenspiel ist Sache der Jugend."

(Peter Richard Rohden, Der Sinn des Puppenspiels, 1923)

Digitized by Google

„Hatte Wilhelm das erstemal die Freude der Überraschung und des Staunens, so hatte er zum zweiten die Wollust des Aufmerkens und Forschens. Wie das zuginge, war jetzo sein Anliegen. Daß die Puppen nicht selbst redeten, das hatte er sich das erstemal schon gesagt; daß sie sich nicht von selbst bewegten, darüber ließ er sich nicht vexieren; aber warum das alles doch so hübsch war und es doch so aussah, als wenn sie selbst redeten und sich bewegten, warum man so gerne zusah, und wo die Lichter und die Leute sein möchten, das war ihm ein Rätsel, das ihn um desto mehr beunruhigte, je mehr er wünschte, zugleich unter den Bezauberten und Zauberern zu sein, zugleich seine Hände verdeckt im Spiel zu haben und als Zuschauer eben die Freude zu genießen, die er und die übrigen Kinder empfingen.

... Endlich erschien der gewünschte Samstag. Abends 5 Uhr kam der Artillerie-Leutnant und nahm Wilhelm mit hinauf. Mit zitternder Freude trat er mit hinein und erblickte auf beiden Seiten des Gestells die herabhängenden Puppen in der Ordnung, wie sie auftreten sollten; er betrachtete sie sorgfältig, stieg auf den Tritt, der ihn über das Theater erhub, daß er über seiner kleinen Welt schwebte; er sah nicht ohne Ehrfurcht zwischen die Brettchen hinunter, weil noch die Erinnerung, welch herrliche Wirkung es von außen tue, und das Gefühl, in welche Geheimnisse er eingeweiht sei, ihn umfaßte. Sie machten einen Versuch und es ging trefflich.

... Er fühlte täglich mehr Anhänglichkeit für das enge Plätzchen, wo er so mannigfaltige Freude genoß, und ich kann nicht unbemerkt lassen, daß der Geruch, den die Puppen aus der Speisekammer an sich gezogen hatten, nicht wenig dazu beitrug. Das Theater war nun in ziemlicher Vollkommenheit, und daß er von Jugend auf ein Geschick gehabt hatte, mit dem Zirkel ein bißchen umzugehen und Pappe auszuschneiden und zu illuminieren, kam ihm jetzt wohl zu statten."

(Aus: Goethe, „Wilhelm Meisters theatralische Sendung")

„Noch einen Augenblick, da erscholl das Läuten eines Glöckchens, und während unter den Zuschauern das summende Geplauder wie mit einem Schlage verstummte, flog der Vorhang in die Höhe. — Ein Blick auf die Bühne versetzte mich um 1000 Jahre rückwärts. Ich sah in einen mittelalterlichen Burghof mit Turm und Zugbrücke; zwei kleine ellenlange Leute standen in der Mitte und redeten lebhaft miteinander. Der eine mit dem schwarzen Barte, dem silbernen Federhelm und dem goldgestickten Mantel über dem roten Unterkleide war der Pfalzgraf Siegfried; er wollte gegen die heidnischen Mohren in den Krieg reiten und befahl seinem jungen Hausmeister Golo, der in blauem, silbergesticktem Wamse neben ihm stand, zum Schutze der Pfalzgräfin Genoveva zurückzubleiben. Der treulose Golo aber tat gewaltig wild, daß er seinen guten Herrn so allein in das grimme Schwerterspiel sollte reiten lassen. Sie drehten bei diesen Wechselreden die Köpfe hin und her und fochten heftig und ruckweise mit den Armen. — Da tönten kleine, langgezogene Trompetentöne von draußen hinter der Zugbrücke, und zugleich kam auch die schöne Genoveva in himmelblauem Schleppkleide hinter dem Turm hervor: ‚O, mein herzallerliebster Siegfried, wenn dich die grausamen Heiden nur nicht massakrieren!' Aber es half ihr nichts; noch einmal ertönten die Trompeten, und der Graf schritt steif und würdevoll über die Zugbrücke aus dem Hof; man hörte deutlich draußen den Abzug des gewaffneten Trupps. Der böse Golo war jetzt Herr der Burg. —

Und nun spielte das Stück sich weiter, wie es im Lesebuch gedruckt steht. Ich war auf meiner Bank ganz wie verzaubert; diese seltsamen Bewegungen, diese feinen oder schnarrenden Puppenstimmchen, die denn doch wirklich aus ihrem Munde kamen — es war ein unheimliches Leben in diesen kleinen Figuren, das gleichwohl meine Augen wie magnetisch auf sich zog."

(Theodor Storm)

Digitized by Google

Siegfried Raeck:

Die kulturpolitische Aufgabe

Dieses Heft soll eine Schau über Werden, Wesen und Möglichkeiten des deutschen Puppenspiels geben. Noch immer ist es so, daß große Teile unseres Volkes und insbesondere auch die mit Führungsaufgaben betrauten Erwachsenen glauben, das Puppenspiel sei lediglich eine heitere Angelegenheit für Kinder. Sie haben nie ein wirklich gutes Puppenspiel gesehen und kennen nur primitive Jahrmarkts-Kaspertheater, vor denen sie wohl als Kinder mit leuchtenden Augen standen, deren Totschläger-Stücke ihnen jetzt aber berechtigterweise nicht als geeignet erscheinen, damit nationalsozialistische Kulturpolitik zu machen. Und in der Tat, ein voller Einsatz des Puppenspiels und ein Beweis für seinen Wert ist nur dann möglich, wenn es keine lediglich belustigende und kultur-historisch interessante Jahrmarktserscheinung ist, sondern wenn es inhaltlich und formell allen Anforderungen entspricht, die wir an wirkliche Kulturwerte stellen. Die Beiträge dieses Heftes sollen zeigen, daß das deutsche Puppenspiel sehr wohl imstande ist, diese Forderung zu erfüllen. Wenn im Augenblick in unserer Arbeit das Puppenspiel noch nicht die Rolle spielt, die es verdient, so liegt das einfach daran, daß wir in Deutschland nur eine ganz geringe Zahl wirklich guter Puppenbühnen haben, deren Leistungshöhe wir voll und ganz anerkennen können. Für uns ist das Puppenspiel keine Museumsangelegenheit, wir sind keine Gelehrten, die es aus kultur-historischem Interesse künstlich lebendiger halten wollen. Wir sehen in ihm fortbauend auf seiner volksgebundenen Tradition ungeahnte Möglichkeiten für die politisch-weltanschaulich-seelische Menschenbildung und für die Feierabendgestaltung unseres Volkes und insbesondere der Jugend. Ich möchte noch einmal kurz Aufgaben und Möglichkeiten, die wir im Puppenspiel und seinen verschiedenen Erscheinungsformen sehen, zusammenfassen:

Das Puppenspiel ist d a s Theater des Kindes. Es gibt keine Art der Kunstvermittlung an das Kind, bei der es zugleich möglich ist, das aufnehmende Kind selbst zum Mitschaffenden zu machen. Keine Art der dramatischen Darstellung entspricht so der Vorstellungswelt, der Phantasie und dem Auffassungsvermögen des Kindes.

Das Puppenspiel ist d a s Theater für das Dorf. Es bietet wirtschaftlich die Möglichkeiten, auch dem kleinsten Dorf künstlerisch einwandfreie Theatererlebnisse zu vermitteln. Handpuppentheater können schon mit ein bis zwei Spielern beste Leistungen bringen, Marionettentheater schon mit drei bis vier Spielern. Es entspricht in seiner ganzen Gestaltungsform dem unkompliziert, phantasievoll und erlebnisfreudig empfindenden Bauern. Es wird auch sonst vor Erwachsenen immer dort voll seine Aufgabe erfüllen, wo diese Voraussetzungen für den Zuhörerkreis zutreffen.

Das Puppenspiel läßt wie keine Art der dramatischen Darstellung der P h a n t a s i e des Zuschauers freien Raum und regt ihn so zum schöpferischen

Digitized by Google

Mitschaffen an. Lachen und Weinen denkt der Zuschauer in die holzgeschnitzten Figuren hinein. Er sieht selbst in der unproportionierten Gestalt der Handpuppe einen Körper, so schön oder so häßlich, wie seine Phantasie für die betreffende Figur ihn fordert, sieht die Füße, die gar nicht da sind, sich bewegen und läßt die kurzen Fingerlinge zu Armen mit Händen werden und sie Gesten ausführen, die niemals da sind. Er sieht in ein paar bunten Vorhängen Säulenhallen und Wälder, wie seine Phantasie es von der Handlung, die er miterlebt, fordert. Ja, er greift selbst handelnd ein, wenn es ihm deucht, daß die Puppen in der Bühne nicht nach seinem Wunschbild handeln.

Das Puppenspiel besitzt wie keine andere Art der dramatischen Darstellung die Fähigkeit, *Märchen, Sage und Mythos* in stimmungsmäßig und inhaltlich reinster Form zu gestalten. Traumgestalt und Wirklichkeit sind im Puppenspiel unterschiedslos darstellbar. Menschen, Zwerge, Fabeltiere, wirkliche und unwirkliche Handlungen, Wunder und Heldentaten, alle werden gestaltet von Figuren aus dem gleichen Holz, vom gleichen Künstler geschnitzt, vom gleichen Menschen geführt. Nirgends zerstört das Menschliche oder die Persönlichkeit eines Schauspielers die magische Unwirklichkeit eines märchenhaften Vorganges.

Das Puppenspiel gibt uns die beste Möglichkeit an die Hand, durch unaufdringliche Zeitsatire, *politisch-weltanschaulich, seelisch-erzieherisch* zu wirken. Dinge, die ein Schauspieler oder ein Vortragender niemals so offen und frei sagen dürfte, ohne den anderen zu verletzen und ihn jeder Einwirkung zu verschließen, sagt eine unpersönliche Holzfigur lachend und doppelt wirksam. Spannungen in einer Lagergemeinschaft, in einem Dorf oder in einem Betrieb, Dinge, die sich zwischen Menschen aufgetürmt haben, weil keiner sie auszusprechen wagt, nennt der Kasper in einer Stunde beim Namen und tilgt sie im Lachen seiner Zuhörer aus. Hier können alle als Figuren auftreten: sei es der Franziskaner oder der tschechische Grenzgendarm, der Großagrarier oder der meckernde Kleinbürger. Sie sind es nicht selbst, es sind nur holzgeschnitzte heitere Übersteigerungen ihrer Typen, und doch erkennt jeder, der gemeint ist, sich in ihren Zügen. Doch die Brücken zum Rückweg sind ihm nicht abgerissen, da er nicht selbst genannt oder gezeigt wurde.

Das Handpuppenspiel insbesondere hat gesteigerte Möglichkeiten im kulturpolitischen Einsatz durch die in ihm liegende Fähigkeit, *stegreifmäßig* alle Dinge, die nur die betreffenden Zuschauer angehen oder die besonders aktuell sind, zur Darstellung zu bringen. Es wird nie möglich sein, Filme zu drehen, Theaterstücke zu schreiben, die die Probleme, die in jedem Dorf, in jedem Kreis und in jeder Stadt anders sind, gesondert behandeln. Die Puppenbühne aber hat sich einen Rest der Urform des Dramatischen bewahrt und läßt ihr Spiel immer neu im Zusammenwirken von Zuschauer, Figur und Puppenspieler entstehen.

Digitized by Google

Aus den genannten Gründen wird nunmehr die Aufgabe der Pflege des deutschen Puppenspiels von der Reichsjugendführung und der NS.-Gemeinschaft „Kraft durch Freude" mit der Stadt Stuttgart und in Zusammenarbeit mit dem Deutschen Gemeindetag, der Reichstheaterkammer sowie sämtlichen zuständigen Behörden und Parteidienststellen in die Hand genommen. Durch großzügige Unterstützung der Stadt Stuttgart ist es möglich, in Stuttgart ein Reichsinstitut für Puppenspiel zu errichten, das von der Reichsjugendführung, der NS.-Gemeinschaft „Kraft durch Freude" und der Stadt Stuttgart gemeinsam geführt wird. Dieses Institut wird im Frühjahr 1939 eröffnet und übernimmt insbesondere folgende Aufgaben:

Schaffung einwandfreien Spielgutes (Märchen, Sagen, politische Satiren usw.) für Erwachsene und Kinder, zwei Versuchsbühnen (Marionetten- und Handpuppenbühne) erarbeiten diese Spiele. Aus einheitlichem Zusammenwirken von Dichter, Musiker, Bildhauer, Bühnenbildner, Regisseur, Dramaturg und Spieler entstehen Spiele, die den deutschen Berufspuppenbühnen als Vorbild und Anregung dienen können. Das vorhandene alte und neue Spielgut wird gesichtet und gesammelt und — soweit brauchbar — dem Puppenspiel dienstbar gemacht.

Die von den genannten Stellen anerkannten Berufspuppenbühnen kommen regelmäßig etwa einen Monat lang an das Institut und erarbeiten sich dort mit allen Fachkräften neue Spielpläne.

In Zusammenarbeit mit dem Deutschen Gemeindetag werden Fördererkreise für die guten Puppenbühnen in allen Gauen gegründet, die die Puppenbühnen finanziell unterstützen und den Einsatz auch in den kleinsten Orten ermöglichen. Die NS.-Gemeinschaft „Kraft durch Freude" sorgt dann in engster Übereinstimmung mit dem Institut für den planmäßigen Einsatz der betreffenden Bühnen.

Das Institut bildet den Nachwuchs für die Berufspuppenbühnen heran.

In regelmäßigen Kursen werden Laienkräfte aus HJ., BDM., KdF. und sonstigen Organisationen für das laienmäßige Spiel im Lager, auf Fahrt, im Dorf und besonders im Grenzland ausgebildet. Diese Arbeit erstreckt sich auch in Zusammenarbeit mit dem Deutschen Auslandsinstitut auf die Auslandsdeutschen.

In einigen Jahren wird es so gelingen, das deutsche Puppenspiel nach langem Kampf um seine Existenz erstmalig in seiner Geschichte den Aufgaben zuzuführen, die es zu erfüllen Form und Wesen nach berufen ist.

Der Führer über Palms Tod in Braunau:

Vor mehr als hundert Jahren hatte dieses unscheinbare Nest, als Schauplatz eines die ganze deutsche Nation ergreifenden tragischen Unglücks, den Vorzug, für immer in den Annalen wenigstens der deutschen Geschichte verewigt zu werden. In der Zeit der tiefsten Erniedrigung unseres Vaterlandes fiel dort für sein auch im Unglück heißgeliebtes Deutschland der Nürnberger Johannes Palm, bürgerlicher Buchhändler, verstockter „Nationalist" und Franzosenfeind. Hartnäckig hatte er sich geweigert, seine Mit-, besser Hauptschuldigen anzugeben. Also wie Leo Schlageter.

Aus: „Mein Kampf"

Digitized by Google

Gedichte von Harald Rehm

Der Mensch

Ungeheuer ist viel,
Doch nichts ungeheurer als der Mensch.
Er hauset zusammen mit den Dämonen
Und wird ihnen doch über,
Da er ihnen dient sein Leben lang.
Mächtiger als mancher der Himmlischen ist er so,
Die nicht wohnen zwischen den Grenzen
Von Gut und Böse,
Sondern ewig dahingehn
In ihrem eigenen Atem.

Der Mensch aber ist der Geschaffene des Kampfes.
Ewig unruhvoll zu sein
Ist sein Schicksal
Und die Kraft seines Lebens.
Ewig zieht's ihn nach oben,
Und ewig wird er getrieben nach unten,
Ewig schwebend zwischen den Welten,
Zu keiner gehörig
Und in jeder zu Hause.

Drum kann ich nicht wahrlich hassen den,
Der gekommen ist, die Welt zu verderben, wie er sagt,
Den Antichrist,
Um des Menschen willen.
Denn wo wär' des Menschen Güte,
Wenn seine Bosheit nicht wachte?
Ich glaub' allein an die Kraft.

Der Tod im Frühling

Wen du im Morgenglanz
Aus seiner Bahn befreit,
Gehört dir ganz.

Wer deiner nicht gedenkt,
Dem hast du ohne Leid
Dich ganz geschenkt.

Nur wer dich ahnt, dem ist
Auch über deine Zeit
Noch eine Frist.

Digitized by Google

Die Mütter

Noch tiefer lasset
Die Stimme ins Dunkle mich senken:
Die Mütter sing ich.
Hüllet das Haupt und nach innen
Enthebet den Blick
Von der Welt, denn Heiligstem gilts nun
Still zu gedenken und einfach
Und ohne Verwirrung.

Denn Helden haben
Euch schon in der Erden Mitte
Mit solchen Augen
Gesehn, daß stumm sie erschauert;
So lasset uns
Der eigenen Mitte gedenken,
Mitte des Lebens in uns,
Euer volles Vermächtnis.

Denn das, was gebiert,
Ihr habt es in uns geborgen,
Und das, was empfängt
In die Augen, schenkt ihr uns täglich,
Ihr Mütter in uns,
Jahrtausende her verschwistert –
Ewige! täglich wandelst
Du uns zu uns selber.

Die Sterne, die über
Dem Haupte dir wandeln, vermählst du
Von Urzeit her
Deinem Leibe, daß wieder der Leib sich
Urzeiten hinaus
Nach den Sternen aufwärts verwandle,
Trägst den Geist im Leibe,
Verleibt und vergeistigt.

Geheime Stille,
Du Mutter aller Bemühung,
Unwirrbarer See,
Mich in deinem Auge zu spiegeln,
Daß wieder die Kraft
Im Gegenscheine sich speise,
Such ich die Ströme in dir
Unsichtbar bewegte.

Dies nenn ich den
Aufgesang des ewigen Friedens,
Den du in der unvollendeten
Welt verwirklichst.
Wenn klirrend die Waffen
Gegen den Winter sich rüsten,
Zeigst du dem Heere das Bild
Der verteidigten Quellen.

Oh, teuere Mutter,
Und Gattin, du mütterliche,
Ihr wahrt mir das Wesen,
Daß immer ich wiederkehre,
Zum eigenen Grund,
Daß ich stets ein Neuer entsteige
Aller Gewalten mächtig
Dem Bade der Liebe.

Aus dem Gedichtband „In der Halle des Lebens".

Kampf um Vollendung

Auch der Schöpfer vergeht
Und sein Name verklingt,
Neue Geschlechter erbaun
Sich ihr luftiges Haus.
Doch das Geschaffene wirkt
Weiter von Mund zu Mund,
Letzte Vollendung erwächst
Ihm aus der Ewigkeit her.

Digitized by Google

Wilhelm Fensterer:

Johann Philipp Palm

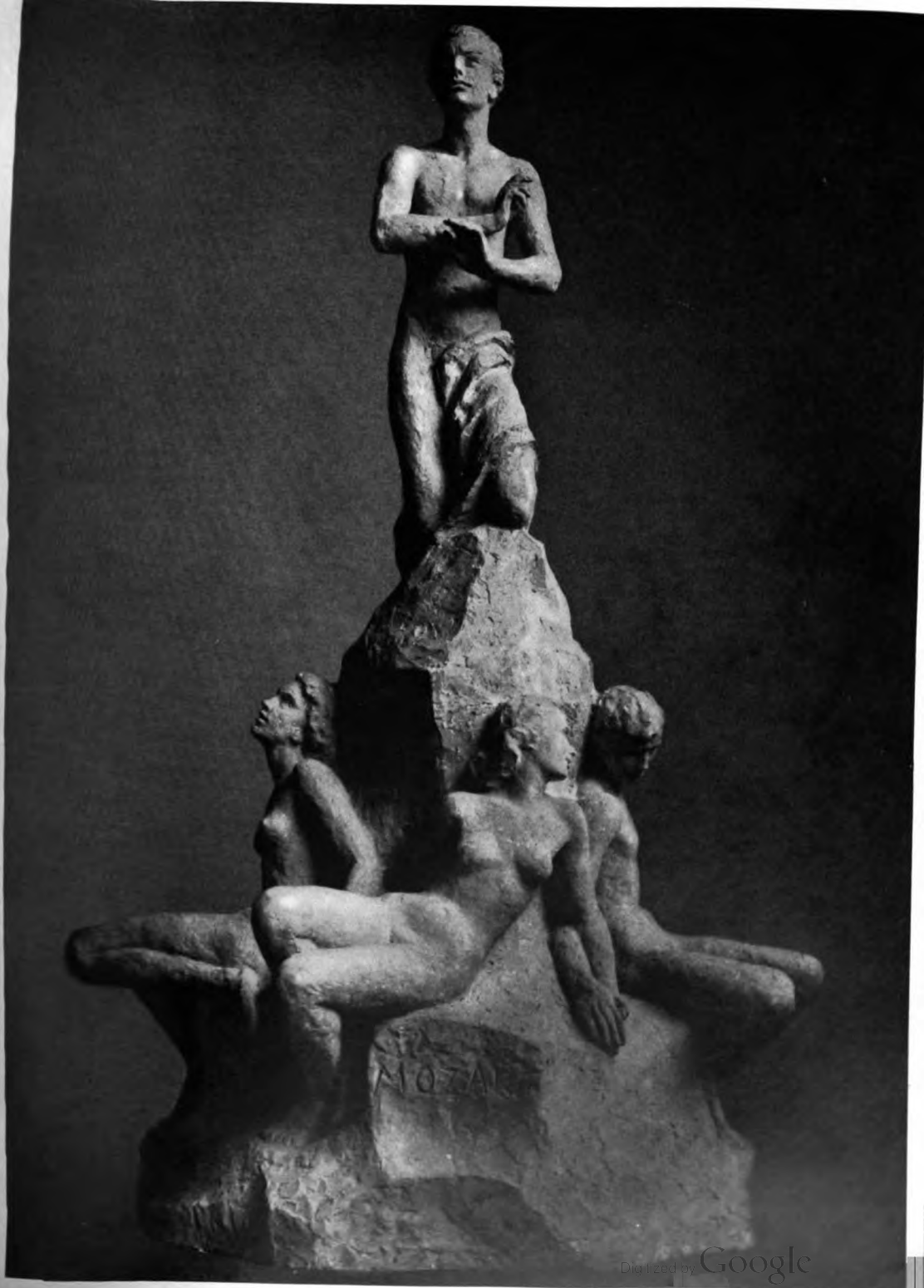
Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung.

Bei Austerlitz hatten die Waffen wiederum für Bonaparte entschieden. Das Schicksal wollte seinen Sieg. Hatten die Franzosen fünf Jahre benötigt, um die erste Koalition niederzuringen, dauerte der Krieg gegen die zweite noch zwei Jahre, so gelang es Napoleon, die in der Dritten Allianz Verbündeten in weniger als drei Monaten zu überrennen. Unwiderstehlich schien die Macht dieses revolutionären Frankreichs geworden, seit sie durch die Faust des neuen Kaisers gebändigt war. Welch ein Triumph: Die Schmach von Trafalgar gerächt, Österreich tief gedemütigt, Italien endgültig der französischen Herrschaft ausgeliefert. Die Russen empfindlich geschlagen, Preußen völlig verschüchtert in den Händen des Empereurs. Der Kaiser der Franzosen war der Herr Europas. Und er wollte es sein!

Die Grenzen eines großen und siegreichen Frankreichs genügten ihm nicht mehr. In seinen geheimsten Träumen sah er sich als ein wahrhaftiger Kaiser des Westens, der eine Herrschaft begründen wollte, die alle Fürsten und Völker dieser Erde einbezog. Paris sollte der Mittelpunkt eines neu erstandenen Römischen Imperiums werden. Dreihundert Jahre französische Politik und der menschliche Ehrgeiz dieses Mannes begegneten sich in diesem Wunschtraum. Alle Gebiete, die, wie das linke Rheinufer, dem französischen Staate nicht direkt einverleibt wurden, befanden sich alsbald in völliger politischer und persönlicher Abhängigkeit Napoleons. Denn wo die Sprache der Kanonen keine Entscheidung fällte und Talleyrands diplomatische Geschäftigkeit erfolglos blieb, verschaffte sich Napoleon diese Abhängigkeit durch die Verkuppelung seiner zahlreichen Verwandten an die europäischen Fürstenhöfe, in der Hoffnung, damit nicht nur politische Bindung, sondern auch Sicherung seiner emporstrebenden Dynastie zu erreichen. Europa wurde so bald eine große Hierarchie von Vasallenstaaten!

Durch die Umstände, in denen sich das Deutsche Reich befand, wurde diese Entwicklung zweifellos beschleunigt. Noch gab es zwar einen Kaiser und einen Reichstag zu Regensburg, aber es gab anscheinend keinen einzigen Edelmann, der noch vom Reichsgedanken beseelt war, der deutsch empfand. Die deutschen Fürsten brauchten immerhin zwei Jahrzehnte, um die ungeheure nationale Gefahr zu erkennen, in der sie und ihre Völker schwebten und sich auf Mittel zu besinnen, wie dieser Bedrohnis zu entgehen sei. Die politische Zersplitterung Deutschlands und die unmoralische Verfassung seiner Fürstenhäuser mochte die Franzosen berechtigen, das Reich als einen sehr notdürftig zusammengehaltenen Staatenbund zu betrachten und seinem Volke den Charakter einer Nation abzusprechen. Wir wissen, was sich auf dem Kongreß zu Rastatt und nach dem Luneviller Frieden begab. Die Waffenehre kann wieder hergestellt, die Scharte einer verlorenen Schlacht durch neue Siege wettgemacht werden. Nie zu tilgen aber ist die

Digitized by Google



Digitized by Google

Wilhelm Fensterer:

So

Deutschland

Bei Austerlitz hatten die
Schicksal wollte seinen Sieg
erste Koalition niederzurin
Jahre, so gelang es Napole
als drei Monaten zu übe
tionären Frankreichs ge
gebändigt war. Welch
reich tief gedemütigt,
Die Russen empfindli
des Empereurs. De
wollte es sein!

Die Grenzen eine
In seinen geheim
Westens, der eine
Erde einbezog.
Imperiums wer
Ehrgeiz dieses
wie das linke
befanden sich
leons. Denn
rands diplo
Abhängigke
europäische
sondern a
wurde so

Durch
Entwickl
Reichsta
noch vo
brauchte
erkenn
wie di
und
berech
zu be
wisse
begab
Schla

Gruppe am Mozartdenkmal von Prof. Klimsc

Digitized by Google

Schande, die damals Deutschlands Fürstenhäuser auf sich und die Nation luden, als sie sich vor dem französischen Sieger in den Staub warfen, um einige Fetzen Land und einige tausend Untertanen mehr zu erschnappen. Wenn die Franzosen schon bisher hochmütig auf die Deutschen herabgesehen hatten, nun lernten sie sie aufs tiefste verachten. Dem Reiche aber erstand kein Rufer für die Freiheit, der die Zunge des Volkes zu lösen, den Sturm in seinem Herzen zu entfachen gewußt hätte!

Nach Austerlitz schien der Augenblick gekommen, aus diesem hilflosen Nachbarn einen leistungsfähigen Untertan zu machen. Die süddeutschen Staaten, die sich unter dem Eindruck der anmarschierenden Heere Bonapartes noch rechtzeitig entschlossen hatten, gegen ihren eigenen Kaiser zu Felde zu ziehen, wurden fürstlich belohnt. Gebietsmäßig auf Kosten ihrer Nachbarn vergrößert und dadurch gegenseitig verfeindet, erhielten zudem die Kurfürsten von Bayern und Württemberg die Königswürde — von Napoleons Gnaden! Als dies geordnet war, berief der Korse die Vertreter der süddeutschen Staaten nach Paris und ließ sie dort den von ihm aufgesetzten Vertrag über den Rheinbund unterzeichnen, ohne sie vorher um ihre Einwilligung befragt zu haben. Die nunmehr zwangsweise verbündeten Fürsten schlossen für alle Zeiten mit Frankreich ein Offensiv- und Defensivbündnis ab, sie traten für immer aus dem Reichsverband aus und mußten das dem Reichstag in Regensburg mitteilen. Bei dieser Gelegenheit wurde auch die freie Reichsstadt Nürnberg dem neuen Königreich Bayern einverleibt. Jetzt glaubte der Kaiser gerüstet zu sein, um gegen die nächsten Feinde, Preußen und Briten marschieren zu können. Preußen sollte gar bald vernichtet werden, die britische Insel blieb indessen auch in diesem wie in den zahlreichen anderen Kriegen, die es mit Frankreich führte, unbesiegt.

Anfänglich fanden Fürsten und Untertanen in den deutschen Staaten diesen Zustand ebensowenig würdelos wie bedrückend. War doch Herzog Max Josef von Bayern instinktlos genug, schon den Abgesandten des Direktoriums der Revolution erklärt zu haben: „Ich bin in Frankreich geboren, ich bitte Sie, mich für einen Franzosen zu halten. Bei jedem Siege der französischen Waffen habe ich es gefühlt, daß ich Franzose bin." Und als Napoleon anläßlich seines letzten Feldzuges gegen Österreich in München einzog, bereitete ihm die Bevölkerung einen herzlichen und großartigen Empfang. Dasselbe wiederholte sich in Stuttgart und in Karlsruhe. In Paris konnte der Kaiser nicht volkstümlicher sein als hier.

Es war seine Schuld, wenn diese Stimmung überraschend schnell umschlug und aus Liebe und Verehrung ein grimmiger und wilder Haß wurde. Napoleon glaubte dieser Lande völlig sicher zu sein, wenn ihre Herrscher an ihn gefesselt waren durch Bande der Dankbarkeit und der Abhängigkeit. Er war durch das Volk groß geworden, aber er verstand das Volk nicht, am wenigsten das deutsche. Hatte schon die rücksichtslos und diktatorisch durchgeführte Errichtung des Rheinbundes breiteste Verstimmung hervorgerufen, so führten die militärischen Maßregeln in Süddeutschland, die angeblich Repressalien gegen Österreich und Preußen

Digitized by Google

…rten wirt-
…verhaltenen
…m 1. August
…Regensburger
…rfassung nicht
…des Rheinbundes
…ner Deutschlands
…rt, von Verwüstungen
… hat, nur noch in den
… Die Verlogenheit und
…der die Bedrückung sah,
…zurückgelassene Armee
…warum Napoleon den Kern
…ließ und ihnen in Bayern,
…eine im Ausland stehende Armee
…der eigenen Nation gegenüber,
…erheblich entlasten und konnte
…Gleichgültig indessen, was
…die Bevölkerung für den Unterhalt
…unaufhaltbar groß und das Benehmen,
…an den Tag legten, nur dem vergleichbar,
…Soldateska im Rheinland noch in
…hiervon wenig, denn das Volk, der
…auf dem Lande mußten die Opfer bringen.
…von Tag zu Tag.

…in den Städten Süddeutschlands eine Schrift
…Erniedrigung". Niemand wußte,
…wer sie vertrieb. Jeder aber, der sie las, fühlte
…von diesem Protest. Hier wurden die Wurzeln
…aufgedeckt. Der Übel größtes hieß Napoleon! Den
…zahlreichen Spitzeln des Kaisers konnten diese Um-
…Vorsicht freilich nicht entgehen. Sie berichteten
…Napoleon zeigte sich sehr besorgt. War er ohnehin schon
…kritisch mit seiner Person, seinem Charakter und
…Stellung beschäftigt, so war in diesem Fall besondere Vorsicht
…wandte sich an das Volk, hieß es doch in der Vorrede aus-
…Bestimmung dieser Bücher ist nicht der Palast oder das Museum,
…Wohnung des friedlichen Bürgers und Landmannes, dem man so
…darreichen und in genauer Ansicht seines eigenen Zustandes sowohl
…Vaterlandes eine falsche Brille aufstecken möchte." Inmitten der
…politischen Kombinationen, welche die Aufmerksamkeit aller großen
…Leute fesselte und blind machte gegen die innere Not ihrer Länder,

Digitized by Google

Johann Philipp Palm
Von einem unbekannten Künstler

Digitized by Google

darstellen sollten, die Bevölkerung Süddeutschlands aber einem unerhörten wirtschaftlichen Druck aussetzten, alsbald zu einer nur noch mühsam verhaltenen Auflehnung. Der Gesandte des Kaisers, Bacher, hatte die Stirn, am 1. August 1806, nach der endgültigen Konstitution des Rheinbundes, im Regensburger Reichstag zu erklären, daß sein kaiserlicher Herr „die deutsche Verfassung nicht mehr anerkenne und die Würde eines Schutz- und Schirmherrn des Rheinbundes angenommen habe, und die Hoffnung hege, daß die Bewohner Deutschlands künftighin das schreckliche Gemälde von Unordnungen aller Art, von Verwüstungen und Metzeleien, die der Krieg stets in seiner Begleitung hat, nur noch in den Erzählungen von der Vergangenheit erblicken werden". Die Verlogenheit und Unverschämtheit dieser Erklärung war für jeden offenbar, der die Bedrückung sah, welcher der deutsche Süden durch die in diesen Ländern zurückgelassene Armee ausgeliefert war. Es gibt wohl mehrere Gründe, warum Napoleon den Kern seiner „Großen Armee" von 170 000 Mann zurückließ und ihnen in Bayern, Schwaben und Franken beste Quartiere zuwies. Eine im Ausland stehende Armee war für ihn die größte Sicherheit allen Umtrieben der eigenen Nation gegenüber, er konnte auf diese Weise seine eigene Kriegskasse erheblich entlasten und konnte überdies alle etwaigen Aufstände im Keim ersticken. Gleichgültig indessen, was ihn hierzu besonders bewog. Die Lasten, die die Bevölkerung für den Unterhalt dieses Heeres aufzubringen hatte, waren unvorstellbar groß und das Benehmen, das die Kriegsknechte Napoleons überall an den Tag legten, nur dem vergleichbar, das uns aus den Tagen der französischen Soldateska im Rheinland noch in trauriger Erinnerung ist. Die Fürsten spürten hiervon wenig, denn das Volk, der Bürger in der Stadt und der Bauer auf dem Lande mußten die Opfer bringen. Die Verbitterung und Empörung wuchs von Tag zu Tag.

In jenen Wochen zirkulierte in den Städten Süddeutschlands eine Schrift „Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung". Niemand wußte, wer sie verfaßt, niemand wußte, wer sie vertrieb. Jeder aber, der sie las, fühlte sich angesprochen, wurde ergriffen von diesem Protest. Hier wurden die Wurzeln alles Leidens rücksichtslos aufgedeckt. Der Übel größtes hieß Napoleon! Den zahllosen über ganz Europa verbreiteten Spitzeln des Kaisers konnten diese Umtriebe bei aller angewandten Vorsicht freilich nicht entgehen. Sie berichteten davon nach Paris und Napoleon zeigte sich sehr besorgt. War er ohnehin schon sehr empfindlich, wenn man sich kritisch mit seiner Person, seinem Charakter und seinen ehrgeizigen Plänen befaßte, so war in diesem Fall besondere Vorsicht geraten: diese Schrift wandte sich an das Volk, hieß es doch in der Vorrede ausdrücklich: „Die Bestimmung dieser Blätter ist nicht der Palast oder das Museum, sondern die Wohnung des friedlichen Bürgers und Landmannes, dem man so gerne das Ziel verrücken und in genauer Ansicht seines eigenen Zustandes sowohl als seines Vaterlandes eine falsche Brille aufstecken möchte." Inmitten der gewaltigen politischen Konstellationen, welche die Aufmerksamkeit aller großen und kleinen Höfe fesselte und blind machte gegen die innere Not ihrer Länder,

Digitized by Google

Johann Philipp Palm
Von einem unbekannten Künstler

Digitized by Google

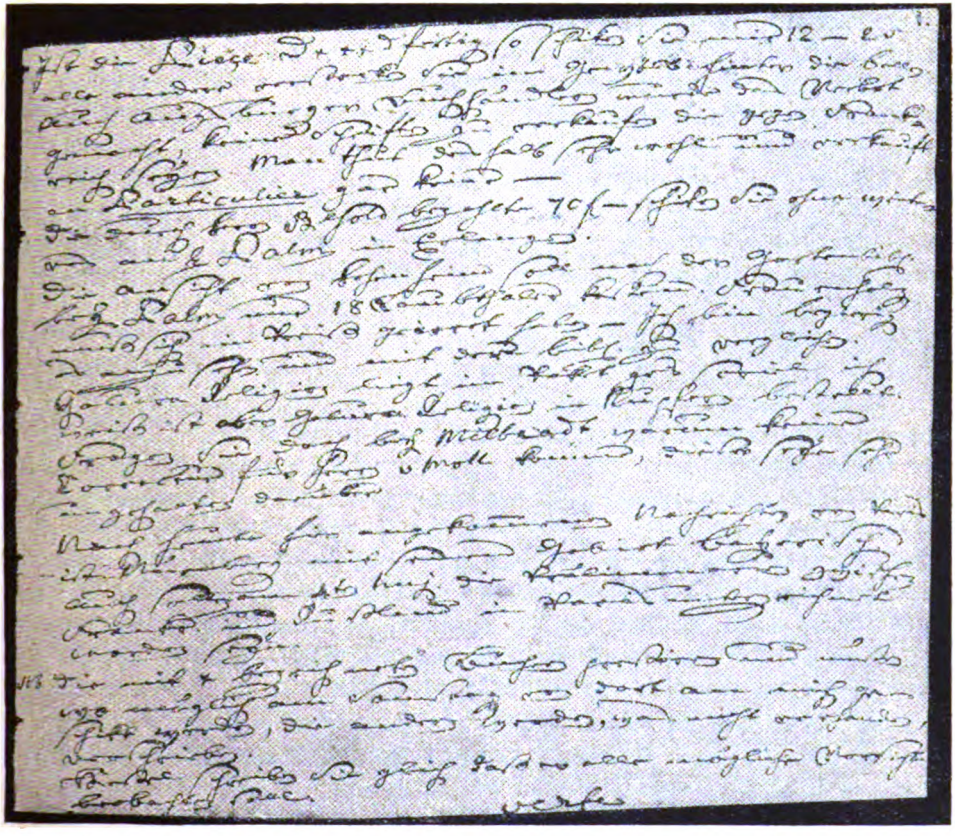
wurde also hier der erste Versuch gewagt, das Volk selbst über sein namenloses Elend aufzuklären. Kein Zweifel, der Verfasser wollte bewußt, nicht nur die politischen, sondern in dem gleichen Maße die sozialen Gründe aufdecken, die den würdelosen Zustand Deutschlands herbeigeführt hatten. Und wir wissen heute, daß die nationale Erhebung auch damals sehr bedeutsame soziale Beweggründe *tatsächlich gehabt hat*. Das Gefühl der Unerträglichkeit seiner Lage hat den Bürger und Bauer zum Patrioten und Helden gemacht! Vielleicht ahnte Bonaparte damals schon das Verhängnis, das seine Machtstellung von außen bedrohte, durch die Völker, denen seine Siegerfaust unerträglichen wirtschaftlichen Druck auflud, als er strengste Weisungen erteilte, Verfasser und Verbreiter jener gegen ihn und seine Bestrebungen gerichteten Schriften habhaft zu werden. Die Höfe hielt er im Zaum, aber dies schien ihm Revolution gegen den Bändiger der Revolution. Der Funke mußte ausgetreten werden, ehe er zu zünden vermochte.

Unter Mitwirkung der bayrischen Polizei gelang es den „Beobachtern" des Kaisers herauszufinden, daß die genannte Schrift durch Buchhändler in Augsburg und Nürnberg verkauft worden war. Als er sie gelesen hatte, schrieb er am 5. August an Berthier in München: „Ich denke, Sie haben die Augsburger und Nürnberger Buchhändler verhaften lassen. Mein Wille ist, daß sie vor eine Militärkommission gestellt und innerhalb von 24 Stunden erschossen werden. Denn das ist kein gewöhnliches Verbrechen, in den Gegenden, wo die französischen Armeen in Quartier liegen, Pamphlete zu verbreiten, um die Bevölkerung gegen diese aufzureizen, das ist ein Verbrechen des Hochverrats. Das Urteil soll die Worte enthalten: daß überall, wo die Armee ihren Standort hat, es die Pflicht ihres Chefs ist, über deren Sicherheit zu wachen, und so soll ein jeder, sei er wer er sei, der überführt worden, daß er die Bewohner Schwabens gegen die französische Armee aufzureizen versucht, zum Tode verurteilt werden. In diesem Sinn soll das Urteil abgefaßt werden. Sie werden die Schuldigen einer Division überweisen und sieben Obersten zu ihren Richtern ernennen. Sie werden für die Verbreitung der Sentenz in ganz Deutschland Sorge tragen." Einen Widerspruch dagegen gab es nicht, schneller als man es zu denken vermochte, wurde das Exempel statuiert, traf den Herausgeber dieser Schrift, den Besitzer der Steinschen Buchhandlung in Nürnberg, Johannes Philipp Palm, das Verhängnis.

Wer war nun dieser Palm, und was hatte er getan? Geboren am 18. Dezember 1766 in der württembergischen Oberamtsstadt Schorndorf an der Rems kam der Knabe mit 14 Jahren zu einem Onkel, dem Hofbuchhändler Johann Jakob Palm, nach Erlangen in die Lehre. Nachdem er einige Jahre als Gehilfe in einem Geschäft zu Frankfurt am Main, anschließend eine kürzere Zeit in der damals berühmten Vandenhoekschen Buchhandlung verbracht hatte, kehrte er wieder zu seinem Onkel nach Erlangen zurück. Anläßlich einer Geschäftsreise nach Leipzig lernte ihn der Buchhändler Stein aus Nürnberg kennen und schätzen und gab ihm seine Tochter als Frau. Durch diese Heirat wurde Palm Mit-

Digitized by Google

besitzer des Steinschen Geschäfts. Vierzehn herrliche Jahre verlebte er hier als angesehener Bürger, glücklicher Gatte und Vater von drei Kindern. Seinen Mut und Unternehmungsgeist als Verleger hatte er schon wiederholt unter Beweis gestellt. 1798 war er wegen einer kritischen Broschüre „Über öffentliche Lehranstalten" in Salzburg verhaftet worden, zwei Jahre später widerfuhr ihm aus einem ähnlichen Grund in Basel das gleiche. Beide Male gelang es den dringenden Bitten seiner Frau und der Vermittlung des Rates der Stadt Nürnberg, ihn alsbald wieder auf freien Fuß zu setzen. Jetzt war auch diese Stadt von den Franzosen besetzt, das Leben und der Besitz ihrer Bürger der Willkür der fremden Armee schutzlos preisgegeben. Palm litt maßlos unter dieser Bedrängnis, in der sich das deutsche Volk befand. Und er zeigte sich wiederum als ganzer Kerl, als er Drucklegung und Verbreitung jener Schrift übernahm. Die Gefährlichkeit solchen Unternehmens konnte ihm nicht unbekannt bleiben. Er



Palm schreibt von München aus kurz vor seiner Verhaftung seinem Gehilfen Pech, was mit den Beständen der verbotenen Schrift geschehen soll

Digitized by Google

mußte wissen, daß er dadurch den ganzen Zorn des fremden Kaisers auf sich ziehen würde. Er wagte es, sein Patriotismus und Franzosenhaß ließen ihm keine andere Wahl.

In jenen kritischen Augusttagen, in denen man überall emsig nach dem Verfasser und Verbreiter der genannten Schrift fahndete und bereits in mehreren Städten Süddeutschlands eine Anzahl von Buchhändlern verhaftet hatte, befand sich Palm auf einer Buchmesse in München. Freunde warnten ihn. War doch bereits im „Journal de Paris" die Angelegenheit ausführlich behandelt und Palm als der vermutliche Verfasser und Verleger der „Schmähschrift wider den Kaiser" genannt worden. In seinem Nürnberger Geschäft war während seiner Abwesenheit eine peinliche Haussuchung vorgenommen worden, die indessen ergebnislos verlaufen war. Palms Frau und sein treuer Gehilfe Pech baten ihn eindringlich, unter diesen Umständen nicht nach Hause zu kommen. Palm gab schriftlich Anordnung, was mit den in Nürnberg befindlichen Exemplaren der Kampfschrift zu geschehen habe und blieb fort. Er reiste nach Erlangen, wo er sich bei seinem Onkel verborgen hielt. Die Sorge um die Familie trieb ihn aber bald heim. Niemand wußte noch, wo er sich aufhielt. Napoleons Agenten suchten ihn fieberhaft. Durch einen fast biblischen Verrat fiel er in ihre Hände.

Am 14. August vormittags betrat ein junger Mensch Palms Buchhandlung und bat den dort arbeitenden Faktor, dem Herrn Buchhändler persönlich eine Bitte vortragen zu dürfen. Er hielt einen von angesehenen Bürgern der Stadt unterzeichneten Brief in den Händen, in dem um eine kleine Unterstützung für eine arme Soldatenwitfrau gebeten wurde. Nichts Arges vermutend, führte man ihn zu Palm, der in einem abseits gelegenen Zimmer des Hauses seine Geschäftskorrespondenz erledigte. Palm gab dem Jungen 24 Kreuzer. Wenige Minuten später erschien dieser wieder, aber diesmal in Begleitung von zwei französischen Gendarmen. Palm wurde ergriffen und sofort vor den französischen Stadtkommandanten geführt, der ihn ausführlich verhörte. Als die Kunde von Palms Verhaftung in der Stadt große Unruhe hervorrief, wurde er wieder in sein Haus zurückgebracht, sollte sich jedoch jeder Zeit zur Verfügung halten. Seine Gattin beschwor ihn beim Leben seiner Kinder, den Namen des Verfassers preiszugeben, um sich selbst zu retten. Er antwortete nur: „Ich kann ihn nicht nennen. Er ist Familienvater wie ich, und es kostet ihn sein Leben, wenn ich ihn verrate. Wenn er sich stellen würde für mich, dann wäre es gut. Tut er es nicht, so mag er es im Jenseits verantworten." Palm bezahlte diese Treue gegen den Verfasser mit seinem eigenen Tod!

Palm wurde noch am selben Abend wieder abgeholt und in der Nacht nach Ansbach zum Marschall Bernadotte gebracht. Hier fand das zweite Verhör statt. „Um vor allen Überraschungen sicher zu sein" wurde er nach Braunau am Inn geschleppt. Ein vorher nach den Anordnungen Napoleons genau festgelegter, widerlicher Scheinprozeß, in dem man ihm keinen Verteidiger beigab, wurde abgewickelt. Palm, dem man nichts nachweisen konnte, als daß durch seine Buch-

Digitized by Google

handlung mehrere Exemplare der Schrift „Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung“ zur Versendung gelangt waren, glaubte selbst bis zum letzten Augenblick an seinen Freispruch. Als man ihm am 26. August vormittags eröffnete, daß ihn das Militärgericht zum Tode verurteilt habe, und daß die Exekution bereits in wenigen Stunden vollzogen werden würde, war er zutiefst überrascht und betroffen. Aber mit der ganzen Würde, deren ein deutscher Mann fähig ist, ergab er sich in sein Schicksal.

Auf einem Felde vor der Stadt war die französische Garnison aufmarschiert. Die sieben Obersten, die das Urteil unterschreiben mußten, hatten die Stadt für diesen Tag verlassen, um nicht Zeugen dieser ebenso traurigen wie schmählichen Szene zu sein. Wie einen Schwerverbrecher fuhr man den gefesselten Palm auf einem Leiterwagen durch die Stadt zur Richtstätte. Hier wurden ihm die Augen verbunden. Langsam ließ er sich auf die Knie nieder und erwartete schweigend seinen Tod. Die Salve krachte. Palm fiel vornüber und man hörte ihn ächzen. Der kommandierende Offizier befahl den Soldaten, noch einmal zu schießen. Jetzt war es still, aber als der in der Nähe stehende Geistliche auf das Opfer zutrat, hörte er ihn immer noch atmen. Darauf sprangen einige Soldaten heran, richteten ihre Läufe an Palms Kopf und feuerten zum dritten Male. Palm hatte ausgelitten. Der französische Kommandant von Braunau, der der Exekution beiwohnen mußte, näherte sich dem Geistlichen und sprach in die große Stille, die über dem weiten Platze war: „Dieser Mann war recht standhaft!“

Der Mord von Braunau — anders kann man von diesem Geschehen kaum sprechen angesichts der Tatsache, daß Napoleon mitten im Frieden einen deutschen Bürger auf deutschem Boden, den Angehörigen eines ihm befreundeten Staates, ergreifen, ohne Beweise verurteilen und erschießen ließ — löste in ganz Europa namenlose Verbitterung aus. Für unser Vaterland starb er als erster Blutzeuge einer nationalen Erhebung vor hundert Jahren. An seinem Opferblut entzündete sich der deutsche Aufruhr gegen die welsche Tyrannis!

*

Die Geschichte vom Leben und Sterben des Johann Philipp Palm fiel weithin der Vergessenheit anheim — gerade, daß man sich seines Namens noch erinnerte. Im Jahre 1866 errichtete die Gemeinde Braunau Palm ein Denkmal. Mit großer Mühe nur hatte man die Stadt Nürnberg bewegen können, hierfür einen Betrag von 200 Gulden hinzuzugeben. Zum 100. Todestage Palms war es wiederum Braunau, das eine würdige Erinnerungsfeier für den Helden veranstaltete. Die Aufforderung, die der Bürgermeister der kleinen österreichischen Gemeinde an Nürnberg richtete, die Stadt, deren Bürger Palm schließlich gewesen war, sich an der Festlichkeit zu beteiligen, „da Palm immer als Märtyrer für die deutsche Sache angesehen und beurteilt“ worden sei, wurde von Nürnberg höflich aber bestimmt abgelehnt. Erst nachdem aus nationalbewußten Kreisen lebhafte Proteste geäußert wurden, entschlossen sich die Stadtväter, wenigstens das Geld für einen Kranz zu bewilligen und diesen durch den Magistrat von Braunau

Digitized by Google

für die Stadt Nürnberg am Grabe Palms niederlegen zu lassen. Von der Entsendung einer eigenen Abordnung wurde indessen abgesehen, weil es sich angeblich dabei um „eine politische Sache handele"! Eine Anregung aus der Nürnberger Bürgerschaft, auch in ihrer eigenen Stadt anläßlich des 100. Todestages eine Gedächtnisfeier vorzubereiten und das Andenken ihres großen Sohnes dadurch zu ehren, daß man einer Straße oder einem Platz seinen Namen geben möchte, wurde wie folgt beantwortet: „Für die Stadtvertretung besteht kein Anlaß, diese Feier herbeizuführen. Die Stadt Nürnberg hat das Gedächtnis des Buchhändlers Palm bereits durch Anbringung einer Tafel an seinem früheren Hause in der Winklerstraße, sowie durch Benennung eines allerdings noch nicht ausgeführten (!) Platzes nach seinem Namen schon früher geehrt. Eine besondere Gedächtnisfeier zu veranstalten, liegt für sie ein irgendwie durchschlagender Grund nicht vor . . ."

1910 beklagten sich einige Nürnberger über den Zustand des Platzes, auf dem Palm hingerichtet wurde. Aus ihrem Bericht ging hervor, daß er auf dem Gelände eines Häuslers lag, der dort einen Obstgarten angepflanzt hatte. Abgesehen davon, daß man nur mit Einwilligung des Eigentümers zu ihm gelangen konnte, war der Platz auch sehr schwer auffindbar und nur gekennzeichnet durch einen kleinen Sandstein mit der Inschrift: J. Ph. Palm, † 26. August 1806. Die Akte wurde einem Ausschuß übergeben. Ganze zwei Jahre später begab sich ein Abgeordneter Nürnbergs nach Braunau, um sich an Ort und Stelle von dem Tatbestand zu überzeugen. Er fand alles bestätigt. Sein Bericht wurde zur Kenntnis genommen.

Dann kam die trostlose Zeit nach dem Großen Krieg. Ein Brief aus den Akten des Städtischen Wohlfahrtsamtes in Nürnberg zu diesem Thema vom Januar 1922 lautete: „Sehr geehrter Genosse T.! Besten Dank für Ihren freundlichen Kartengruß aus Bad Nauheim. In der Angelegenheit des Buchhändlers Palm hat der Wohlfahrtsausschuß am 20. ds. Mts. folgenden Beschluß gefaßt. Es soll zunächst durch einen persönlichen Besuch in Braunau Nachschau gehalten werden, in welchem Zustand sich die Grabstätte Palms befindet und wie die Verhältnisse hinsichtlich des Richtplatzes nunmehr (!) liegen. Dann soll die Sache nochmals dem Wohlfahrtsausschuß vorgetragen und entschieden werden, ob es möglich ist, den Grabplatz in das Eigentum der Gemeinde Braunau oder der Stadtgemeinde Nürnberg zu überführen und das Grab dort dauernd in einem würdigen Zustand zu erhalten oder ob die Überreste Palms nach Nürnberg zur Bestattung überführt werden sollen. Ich wünsche Ihnen . . ." Danach hörte man von der „Sache" nichts mehr.

Inzwischen marschierte der Nationalsozialismus. Seine Vertreter saßen alsbald in den Parlamenten und in der öffentlichen Verwaltung. In Nürnberg nahm sich jetzt Pg. Liebel der Betreuung der Palmschen Gedenkstätten an. Eine Aktennotiz vom 1. Juli 1931 besagt: „In der heutigen Stadtrats-Sitzung regte Herr

Digitized by Google

Stadtrat Liebel an, alljährlich am Todestage Palms an dessen Grabstätte in Braunau auf Kosten der Stadt einen Kranz niederlegen zu lassen." Der Antrag wurde angenommen und nun endlich war Nürnberg alljährlich an der von der Gemeinde Braunau durchgeführten Gedenkfeier für Palm wenigstens durch einen Kranz vertreten. Als im Jahre 1933 seitens der Stadt Nürnberg die Bitte ausgesprochen wurde, diesmal einen Kranz mit einer Hakenkreuzschleife niederlegen zu lassen, erhielt Oberbürgermeister Liebel von seinem Kollegen in Braunau folgenden Brief: „Ich erlaube mir Ihnen mitzuteilen, daß eine Hakenkreuzschleife an dem Kranze nicht angebracht werden kann, nachdem das Hakenkreuz in Österreich verboten ist... Schleifen in den Farben schwarzrotgold sind gestattet. Hochachtungsvoll..." Der Oberbürgermeister antwortete: „Aus Ihrem Schreiben vom 7. ds. Mts. haben wir entnommen, daß es zur Zeit in Deutschösterreich nicht möglich ist, den Patrioten Palm durch die nationalsozialistische Stadt Nürnberg so zu ehren, wie dies der Wunsch des Stadtrats ist. Sie erhalten mit gleicher Post die Schleife in den Nürnberger Stadtfarben, wobei wir, um Ihnen Schwierigkeiten zu ersparen und die Ehrung des verdienten Mannes dadurch nicht unmöglich zu machen, das Hakenkreuz entfernt haben... Schwarzrotgelbe Schleifen sind im Deutschen Reiche nicht mehr üblich. Wir sind von Herzen froh, daß wir diese Farben der deutschen Schande nicht mehr sehen. Heil Hitler!..."

Drei Jahre später, am 26. August 1936, traf wiederum ein Brief aus dem Innstädtchen ein, diesmal vom Deutschen Turnverein Braunau. Es hieß: „Der Deutsche Turnverein Braunau hat anläßlich des Todestages des Nürnberger Buchhändlers J. Ph. Palm, der sich heuer zum 130. Male näherte, im Vereinskreise eine würdige Gedenkfeier abgehalten und das Denkmal des Helden geschmückt. Bedauerlicherweise wurde die öffentliche Feier am Denkmale trotz Ansuchens von der Bundesregierung verboten... Unser Abend war aus allen Kreisen der Bevölkerung sehr gut besucht. Der Deutsche Turnverein denkt, diese Gedenkfeier in Zukunft wieder in herkömmlicher Weise zu begehen. Sobald es die Verhältnisse zulassen, ist geplant, die Feier dann in größerem Stile im Vereine mit der Bevölkerung des bayrischen Nachbarortes Simbach am Inn zu veranstalten. Gut Heil!..."

In den Augusttagen dieses Jahres wird dieser Wunsch seine großartige Erfüllung finden. Das kleinliche Feilschen und die ganze Schreiberei, die bislang nötig war, um die Ruhestätte jenes Helden in einen würdigen Zustand zu versetzen, Vorgänge, die uns bereits schon heute wie aus fernster Vergangenheit anmuten, ist vorüber. Die deutsche Jugend wird in Braunau ihrer neuen Herberge den Namen des großen Toten dieser Stadt geben.

Das größere Deutschland zählt Johann Philipp Palm zu seinen größten Söhnen. In diesem Reich hat der Freiheitskämpfer des vergangenen Jahrhunderts seine ewige Ruhe gefunden.

Digitized by Google

Erlesenes

Palms deutsches Bekenntnis

Aus der Schrift:

„Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung"

Hoch brüstete sich Gallien, noch vor wenigen Jahren, mit der Freiheit, diesem ersten Kleinode des Menschengeschlechts. Sich dasselbe auf immer zu sichern, sah es gelassen zu, daß man seinen König dem schmählichsten Tod zum Opfer brachte, ihm seine Gemahlin und Schwester auf eben diesem Wege nachschickte, und was sich noch von Ludwigs Familie mit dem Leben rettete, in ewiges Exil verwieß. Was mogte wol der größte Teil der französischen Nazion, getäuscht vom Schalle des Worts Freiheit, sich dabei anders denken, als Ungebundenheit an Gesetze und Entledigung von allen Abgaben? Von diesem Freiheitstaumel berauscht, fühlte sie sogar die grausame Geisel nicht, welche Robespierre, Marat, und andere aus ihrem Bunde, mit eiserner Hand über sie schwungen; ja, ein süßer Traum brachte ihr den Gedanken bei, daß das Land der Freiheit nur mit unschuldig vergossenem Bürgerblut fruchtbar gemacht werden könne. Daher die schaudererregenden Auftritte in Lyon, Marseille, Paris, keine weiteren Bewegungen unter den Einwohnern dieses Reiches veranlaßten. So erwachte dann der Gallier nicht aus seinem Freiheitsschwindel, den er vielmehr in alle, Frankreich benachbarte Länder übertrug, und dort als einen Baum der allerkostbarsten Art fortzupflanzen jede Mühe und Kunst aufbot. Ein wahrer Baum der Erkenntniss des Guten und Bösen. Lieblich anzusehen, tödlich beim Genuß seiner Früchte!

*

Österreichs Hoheit tief gebeugt, zwey Könige auf den Thron gesetzt (Baiern und Würtemberg), einen Bruder Franz II. versorgt, 400000 Streiter auf fremdes Gut und sauren Schweiß lange genährt, zwey Drittheile von Deutschland fast an den Bettelstab gebracht, Deutsche durch Deutsche gewürgt, welche Resultate eines Feldzugs von drei Monathen! Setze man alles dies auf Rechnung der Weisheit und tiefen Einsicht des französischen Imperators, oder auf die Tapferkeit seiner Krieger, oder auf Fügung eines unvermeidlichen Schicksals, genug, allenthalben erscheint das deutsche Reich in dürftiger Blöße, die es nur so weniger bedecken kann, je mehr Könige und Kurfürsten es in seinem Umpfange zählt. Da ein großer Theil der letzteren sich um Frankreichs Freundschaft bewirbt, so geben sie der französischen Überlegenheit das feierlichste Zeugniss, sich selbst und ihren Ländern zur wahren Demüthigung. Jeder patriotische Deutsche wird also den dermaligen Zustand seines Vaterlandes aus einem Gesichtspunkt ansehen, wobei er sich dessen Verfall und tiefe Erniedrigung nicht länger verschweigen kann.

Hätten die größten Höfe in Deutschland nur seit dem Luneviller Frieden ihr wechselseitiges Interesse einer nähern Verbindung aufgeopfert, und die Sicherheit des deutschen Staates durch unaufhörliche Spannungen dem Feind nicht selbst verrathen, so würde er weder die ihm gelungenen raschen Angriffe gewagt, noch seine Absichten so geschwinde erreicht und in dem erniedrigten Deutschland so vesten Fuß gefaßt haben.

*

Die Entschuldigungen des mit Baierns Untergang verknüpften Aufenthalts des französischen Heeres in diesem Lande fallen von selbst fort; eines Heeres, dem man seine ganze Löhnung vorenthält, damit das Geld in Frankreich bleibe (!) und nicht im Auslande verzehret werde, oder besser, damit in Erfüllung gehe, was Napoleon den Hamburgern erklären ließ: Frankreichs Stärke beruhe auf Grund und Boden und auf der Tapferkeit seines Volks, welches letztere nichts anderes heißen kann, denn: Meine halbe Million Soldaten muß immer auf Kosten fremder Länder unterhalten werden!

*

Die Britten, heißt es, sind der Ruin der Welt; ihnen strömt aus ganz Europa das Geld zu; sie müssen also vertilgt werden. Wer kann das aber zu Stande bringen? Niemand als Napoleon und die große Nazion, die sich schon drei Jahre mit diesem großen Unternehmen beschäftigen. Zum Besten der Menschheit, rühmen sie sich, die Freiheit des Seehandels herstellen, und England deswegen züchtigen zu wollen. Doch die ganze vernünftige Welt ist überzeugt, daß Napoleon, wären Brittanniens Reichthümer in seiner Gewalt, für alle Nazionen Fesseln schmieden und seine

Digitized by Google

Befehle in den fünf Welttheilen gültig zu machen versuchen würde. Wer noch in Deutschland daran zweifelt, der prüfe Napoleons Mäßigung in Kriegs- und Friedenszeiten nach unpartheiischen Nachrichten. Traum ist es demnach, wenn deutsche Köpfe sich die Meinung beigehen lassen, Frankreichs Krieg mit England habe auch die Vortheile unseres Vaterlandes zum Zweck. Der französischen Revolution schreiben wir mit Grund die jetzigen hohen Preise der im Seehandel begriffenen Waaren zu. Ihre letzte Erhöhung aber ist unstreitig von Napoleon veranlaßt.

*

Gesetzt aber, es gebühre dem Soldaten nach einem mühsamen und gefahrvollen Feldzug eine Erholung, so muß erst die Frage entschieden werden: Auf wessen Kosten er diese verlangen könne? Höchstens kann in Feindes Landen diese Last auf die Einwohner fallen. Grausamkeit aber und die bösartigsten Absichten verrathen sich, wenn der Untherthan eines verbündeten Fürsten, dessen Sohn oder Blutsfreund der Krone Frankreichs ihre Siege neuerlichst erringen half, und der entweder nie oder mit Wunden bedeckt aus dem Feldzug zurückkam, wenn, sage ich, dieser friedliche Unterthan, dem der Vorrat an Getraide, Stroh, Fütterung durch unzählige Lieferungen abgepreßt worden, sich zu einem Winter- und Kantonirungsquartier verdammt sieht, davon man seit dem dreißigjährigen Krieg kein Beispiel hat.

Doch, es liegt ja in Napoleons Plan, Deutschland so zu entkräften, daß ihm für jetzt und die entfernteste Zukunft von dieser Seite nichts zu befürchten steht.

*

Der Abschiedsbrief Palms

Herzens Schaz! Herzlich geliebte Kinder!

Von Menschen, aber nicht von Gott verlassen, urtheilte mein hiesiges Militärgericht über mich, nachdem ich nur 2 Verhöre hatte, und gefragt wurde: ob ich politische Schriften verbreitet hätte; ich sagte was ich wußte, daß höchstens nur pr. Spedition zufälliger Weise dergleichen könnten versandt worden seyn, aber nicht mit meinem Willen und Wissen.

Auf diess richtete man mich vom Leben zum Tod, ohne Defensor. Ich bat mir dazu — aus, welcher aber nicht erschien; indessen vor Gott wird er mir erscheinen.

Dir Herzens Frau sage 1000 Dank für Deine Liebe, tröste Dich mit Gott, und vergesse mich nicht. —

Ich habe auf der Welt nun nichts zu sagen; aber dort desto mehr. Lebe wohl, Du und Deine Kinder, Gott segne Dich und sie.

Empfehle mich dem Herrn und der Frau Schwägerin und allen Freunden, denen ich für ihre Güte und Liebe danke.

Nochmals lebe wohl. Dort sehen wir uns wieder!

Dein
herzlicher Gatte, und meiner
Kinder Vater
Joh. Phil. Palm

Braunau, im Gefängnisse am 26. Aug. 1806,
Eine halbe Stunde vor meinem Ende.

Kleine Beiträge

Um die Anerkennung des Puppenspiels

Das Puppenspiel ist in den Aufsätzen dieses Heftes von ästhetischen, philosophischen und dramaturgischen Gesichtspunkten ebenso wie vom Blickpunkt seiner geschichtlichen und politischen Bedeutung eingehend gewürdigt worden. Das Ergebnis einer solchen ernsthaften Betrachtung ist die Feststellung, daß die Kunst des Puppenspiels stärkste Ausdrucksmöglichkeiten und damit auch Kräfte lebendigster Wirkung in sich trägt. Es ist nachgewiesen, daß das Puppenspiel in seinen verschiedenen Erscheinungsformen nicht nur als eine reizvolle Art der Unterhaltung, vielmehr auch als Träger tiefsten, dramatischen Erlebens und als Künder politischer Gedanken im weitesten Sinne des Wortes Anspruch auf Anerkennung erheben darf.

Es leuchtet also ein, warum die NS.-Gemeinschaft „Kraft durch Freude" das Puppenspiel durch den Einsatz ihrer organisatorischen und finanziellen Mittel fördert und sich in Zusammenarbeit mit der Reichsjugendführung seine planmäßige Pflege zur Aufgabe gemacht hat. Es geht dabei nicht darum, das Puppenspiel etwa nur aus Ehrfurcht vor seiner volksgebundenen jahrhundertealten Überlieferung um jeden

Digitized by Google

Preis zu erhalten, ohne danach zu fragen, ob die Menschen unserer Zeit überhaupt das Bedürfnis haben, Puppenspiele zu besuchen. Deshalb fühlen wir uns auch nicht verpflichtet, Puppenspielbühnen zu fördern, die in den Formen und im Inhalt ihrer Darbietungen auf der Stufe vergangener Jahrhunderte stehengeblieben sind. Sie gehören ins Museum und interessieren dort den, der sich eben mit den Erscheinungen der Vergangenheit vertraut machen will.

Vielleicht ist mancher versucht zu sagen, das Puppenspiel sei kein kulturelles Bedürfnis der Gegenwart mehr. Theater, Konzerte, Vortragsveranstaltungen und der Film nehmen heute einen so breiten Raum ein, ja sie sind gerade durch das Wirken der NS.-Gemeinschaft „Kraft durch Freude" schlechthin allen Volksgenossen zugänglich geworden, daß daneben für das Puppenspiel kein Platz bleibt. Daran scheint bei oberflächlicher Betrachtung etwas Wahres zu sein. Der Grund dafür, daß das Puppenspiel sich gegenwärtig nur schwer neben den anderen Darbietungen künstlerischer Art zu behaupten vermag, liegt aber in der Hauptsache daran, daß es sich nach einer längeren Periode des Verfalls erst wieder durchsetzen muß. Das Puppenspiel ist den meisten bisher unbekannt gewesen. Über eine flüchtige Kindheitserinnerung geht die Kenntnis des Puppenspiels bei vielen Volksgenossen nicht hinaus. Was man aber nicht kennt, das entbehrt man nicht.

Demgegenüber steht die Erfahrung, die von der NS.-Gemeinschaft „Kraft durch Freude" allenthalben gemacht worden ist: Das Puppenspiel gewinnt den Menschen sehr rasch, wenn er einmal Gelegenheit hat, es in einer vorbildlichen Aufführung kennenzulernen. Einige nüchterne Feststellungen mögen dies belegen.

In den Berichten unserer Puppenspieler kehrt ein Hinweis immer wieder. Die Besucher erklären nach der Vorstellung: „Ja, das haben wir ja gar nicht gewußt, daß das Puppenspiel eine solche Wirkung haben kann", oder „Wenn wir das geahnt hätten, dann hätten wir noch eine ganz andere Propaganda gemacht."

Diesen Äußerungen entspricht die Erfahrung, daß das zweite Gastspiel einer guten Puppenspielbühne in ein und demselben Ort, das nach Jahresfrist durchgeführt wird, fast stets eine Steigerung der Besucherziffern bringt. Ist beim ersten Gastspiel der Besuch der Kindervorstellungen gut, der Besuch der Abendvorstellung jedoch nicht befriedigend gewesen, so ist beim zweiten Auftreten der Bühne die Besucherzahl der Abendvorstellung oft um ein Vielfaches gestiegen. Schlagender als durch diese sich überall wiederholende Erscheinung kann schließlich nicht bewiesen werden, daß nur Unkenntnis der Grund zum geringen Besuch bei dem ersten Gastspiel gewesen ist.

In den Grenzgebieten überwiegt oft sogar die Ziffer der erwachsenen Besucher die der Kinder. Dort, wo das Volkstum im ständigen Kampf mit fremden Einflüssen steht, spürt man instinktiv, welche Kräfte zur Erhaltung von Sprache und Volkskultur im Puppenspiel lebendig sind. Dort kann der Puppenspieler sogar in regelmäßigem Turnus mehrere Male im Jahr auftreten, ja sein Besuch wird von der Dorfgemeinschaft sogar immer wieder selbst gefordert.

Auch bei dem Volksfest, das die NS.-Gemeinschaft „Kraft durch Freude" alljährlich in Verbindung mit dem Reichsparteitag in Nürnberg durchführt, ist das Puppenspiel stets ein besonderer Anziehungspunkt. Erwachsene drängen sich dazu, obwohl doch gerade hier Abwechslung und Ablenkung durch mannigfaltige Darbietungen anderer Art in reichem Maß gegeben ist und es deshalb verständlich wäre, wenn die Zelte unserer Puppenspielbühnen leer blieben.

Ähnlich befriedigende Beobachtungen sind bei dem Einsatz der Puppenspielbühnen auf den Schiffen der KdF.-Hochseeflotte gemacht worden. Auch dort bezwingt das Puppenspiel die Herzen der Urlauber. Wiederum ein Beweis, daß man den Erwachsenen nur mit einem guten Puppenspiel in Berührung zu bringen braucht, um ihn sogleich auch für diese besondere Kunst zu erwärmen und zu gewinnen.

Es ist natürlich klar, daß die weit verbreitete Unkenntnis vom Puppenspiel nicht von heute auf morgen in unserem Volk zu überwinden ist und daß deshalb die Werbung für Puppenspielveranstaltungen andere Wege gehen muß, als sie für schon allgemein bekannte und eingeführte Veranstaltungen ausreicht. Die Propaganda für Theater und Film braucht heute nicht mehr mit einer Aufklärung darüber zu beginnen, was den Besucher erwartet; das weiß jeder selbst. Die Werbung liegt hier in der Anziehungskraft des betreffenden Stückes oder Films. Anders beim Puppenspiel, dem ja viele Erwachsene noch mit dem Vorurteil gegenüberstehen, daß es nur für Kinder geschaffen sei. Hier muß die plan-

Digitized by Google

mäßige Vorbereitung eines Gastspiels durch die Presse und durch mündliche Aufklärung in den Gliederungen der Bewegung erst den Boden lockern und die Aufnahmebereitschaft herbeiführen, die beim Theater und Film ohne weiteres schon vorhanden ist. Wirken aber hier die verantwortlichen Führer und Führerinnen aller Gliederungen zusammen, dann kann der Erfolg nicht ausbleiben. Auch das ist durch Erfahrungen in allen Teilen des Reiches belegt.

Besonders wichtig scheint es mir dabei zu sein, daß die enge Zusammenarbeit, die in der Spitze zwischen allen interessierten Stellen — NS.-Gemeinschaft „Kraft durch Freude", Reichsjugendführung, Reichsfrauenführung, Amt für Erzieher, dem Deutschen Gemeindetag usw. — gegeben ist, sich auch bis in die letzte Stadt und in das letzte Dorf fortsetzt. Nur ein verständnisvolles Zusammengehen schafft in jedem einzelnen Fall auch die sichere wirtschaftliche Grundlage, ohne die einmal auch das Puppenspiel nicht lebensfähig ist.

Allerdings ist das mangelnde Verständnis für die wirtschaftlichen Notwendigkeiten einer Puppenspielbühne ebenso verbreitet wie die geringe Kenntnis vom inneren Wert ihrer Darbietungen; d. h. man stößt vielfach auf die Meinung, daß das Puppenspiel nur ein geringes Eintrittsgeld rechtfertige. Mit einer solchen Auffassung untergräbt man aber die Existenz der guten Puppenspielbühnen und hindert jede gesunde Entwicklung auf diesem Gebiet. Wie will man die Besucherkreise von der kulturellen Bedeutung des Puppenspiels überzeugen, wenn man es von vornherein durch allzu niedrige Festsetzung der Eintrittspreise einer Unterbewertung und damit Mißachtung preisgibt? Es ist vorgekommen, daß der Eintrittspreis für eine künstlerisch hochstehende Puppenspielveranstaltung für Erwachsene auf den gleichen Betrag festgesetzt worden ist wie die Gebühr für die Kleiderablage. Kann man erwarten, daß der erwachsene Besucher das Puppenspiel ernst nimmt, wenn man es ihm für ein Trinkgeld anbietet? Gewiß gibt es Fälle, in denen man sich mit sehr niedrigen Eintrittspreisen begnügen muß, um möglichst bei jedem Gastspiel die ganze Familie erfassen zu können. Das gilt besonders in der Dorf- und Grenzlandarbeit in verschiedenen Gebieten. Aber man darf diese Ausnahmeverhältnisse nicht als Maßstab für alle Puppenspielveranstaltungen im ganzen Reich ansehen. Im allgemeinen macht man sich gar keinen Begriff, mit welchen Ausgaben die Puppenspielbühne belastet ist, die nur bei einer angemessenen Honorierung der Leistung getragen werden können.

Schließlich ist es auch falsch, beim Einsatz der Puppenspielbühnen nur die billigsten, weil kleinsten Bühnen zu berücksichtigen. Das würde eine Nivellierung nach unten zur Folge haben. Der Bestand der größeren Puppenspielbühnen wäre bedroht und die Entwicklung des Puppenspiels in der bedauerlichsten Weise gehemmt. Sicher ist es richtig, daß im kleinen Grenzort im allgemeinen keine Bühne mit vier oder mehr Spielern eingesetzt werden kann, sondern daß hier das Hauptarbeitsgebiet für die kleine Zweimann-Bühne ist. Es ist aber für die Wertung und Entwicklung des Puppenspiels wichtig, daß zu den Veranstaltungen etwa der Besucherringe in den mittleren und größeren Städten oder zu größeren Betriebsveranstaltungen eben auch die größeren Marionetten-, Handpuppen- und Stockpuppenbühnen herangezogen werden. Wer sich hier, wo die wirtschaftlichen Möglichkeiten für den Einsatz einer größeren Bühne gegeben sind, nur mit der kleinsten Bühne begnügen wollte, gliche einem Mann, der etwa aus wirtschaftlichen Gründen statt eines Orchesters nur ein Quartett oder sogar einen Klavierspieler verpflichten wollte.

Ein Vergleich mit den Puppenspielbestrebungen in anderen Ländern läßt erkennen, daß das deutsche Puppenspiel dem des Auslandes in seiner künstlerischen Zielsetzung und Durchformung wohl überlegen ist. Es ist deshalb unsere Aufgabe, dauernd auch dafür zu sorgen, daß die Puppenspielbühnen in ihrem Bestand gesichert werden. Es ist nicht zu leugnen, daß wir hinsichtlich des bewußten politischen Einsatzes des Puppenspiels von einigen Nachbarvölkern noch lernen können. Mit der Gründung des Reichsinstituts für Puppenspiel und einer engen Zusammenarbeit aller verantwortlichen Dienststellen wird dieser Vorsprung der anderen rasch aufgeholt werden können. Die Rechtfertigung dafür, daß sich die NS.-Gemeinschaft „Kraft durch Freude" ebenso wie die Reichsjugendführung mit allem Nachdruck für eine solche Entwicklung des Puppenspiels einsetzen, liegt im Puppenspiel selbst, das nicht in die Mottenkiste gehört, sondern gegenwartsnah und volksverbunden mitten in unserer Zeit steht.

Gottfried Anacker

Digitized by Google

Erlebnisse eines Puppenspielers im Grenzland

Ein Student, zwei Tischler und ein Mechaniker aus Wien sind angekommen, und in ihren Koffern verpackt bringen sie ein Puppentheater mit. Am Abend soll im Dorf, für groß und klein, eine Vorstellung stattfinden.

Das gibt bald eine Aufregung im ganzen Ort, denn solche Ereignisse sind dort selten. Kein Kino oder Wandertheater verirrt sich je in diese kleinen und abgelegenen Orte an der Grenze. Der „Kleinrichter" — der Ausrufer in den burgenländischen Dörfern — trommelt es bald durch alle Gassen, eine Schar von Kindern läuft hinter ihm her und weiß den Bauern, den Mägden und Knechten, die aus allen Türen und Fenstern schauen, die seltsamsten Wunderdinge von dem „Puppeng'spiel" zu erzählen, das inzwischen in einem niedrigen Gasthauszimmer aufgestellt wird. Es wird spätabends, bis sie alle im kleinen, rauchigen Zimmer beieinander sitzen, die Bauern, die Knechte, die Mägde und die großen und kleinen Kinder.

Es ist inzwischen dunkel geworden, und alle schauen gespannt und erwartungsvoll auf den hell erleuchteten Samtvorhang, bis ein Gong durch das Zimmer summt und die draußen mitten drinnen in der Wunderwelt des Puppenspiels sind. Als der Kasper sie alle begrüßt, wundern sie sich, daß er so viel von ihnen weiß, die Namen kennt, genau weiß, daß der Sonnleitner-Bauer am Sonntag vorher statt eines Rehbocks seinen eigenen Geißbock erschossen hat, und daß der Huber-Franz wieder ein Stück Acker an einen ungarischen Juden hat verkaufen müssen und nun, wie die meisten hier unten, schon in Pacht für den Fremden beackern muß. Es schmilzt das Eis des Mißtrauens den fremden Spielern aus der Stadt gegenüber, nicht zuletzt durch die Kinder, die voll und ganz mitten in der Handlung drinstehen, mit den Figuren weinen und lachen und dem Kasper die seltsamsten Ratschläge geben, um ihm zu helfen.

Das Spiel handelt von einem Bauern und seinem Knecht Kasper. Dem Bauern geht die harte Arbeit und die böse Zeit über seine Kräfte. Eines Tages ist ein Fremder von jenseits der Grenze da, der klingendes Gold bietet. Aber da hättet ihr die Bauern und Kinder sehen sollen, als der Bauer oben auf der Bühne den Vertrag unterschreiben sollte, wodurch er seinen Hof dem Fremden auslieferte. Am lautesten schrie ein etwa siebzehnjähriger Bauernbursche sein: „Nein, tu es nicht!" dazwischen, und die Jungen fingen zu pfeifen an, und die Mädel riefen nach dem Kasper, der den Hof retten sollte. Der Kasper kam — und als sie alle, die Bauern und das Publikum, mit zusteuerten, reichte es, um den Hof loszukaufen. Zur Belohnung hielt der Kasper mit der Tochter des Bauern Hochzeit und zog in den Hof ein, den er mit seinen frischen Kräften schon halten wollte.

Unsere vier Spieler konnten in dieser Nacht nicht im Gasthaus schlafen. Erst mußten sie noch lange mit den Bauern beim roten Ungarwein zusammensitzen, und bald sangen sie und bald die Bauern ein Lied, und einige konnten sie auch zusammen singen. Danach aber mußte jeder bei einem anderen Bauern zu Gast bleiben, und am nächsten Morgen fiel der Abschied schwer.

*

Nun kommt der Puppenspieler aus Wien seit drei Jahren regelmäßig im Juli in das kleine Grenzdorf. Das ganze — wir schreiben 1934 — Jahr hindurch freuen sich die Kinder schon darauf. Es ist schwer, das Geld zusammenzubekommen. Bargeld haben die Eltern so gut wie gar keins, doch es findet sich ein Ausweg. Die Kinder bringen dem Lehrer Eier, Mehl und Apfel mit, und er kauft es ihnen ab. So sind am Ende des Jahres die wenigen Groschen für jedes Kind beisammen — und dann eines Tages ist das Puppentheater wieder da. Es freuen sich nicht nur die Kinder, auch die Erwachsenen warten auf den Tag. Das ganze Jahr hindurch schreiben sie alle kleinen Vorkommnisse fleißig auf, und wenn dann der Puppenspieler eintrifft, dann kommen sie von allen Seiten und erzählen über den Hiesel, über den neuen „schwarzen" Gendarm, über den Herrn Pfarrer und seine Köchin, über die neuesten Streiche, die sie dem verordnungswütigen Bezirkshauptmann gespielt haben — die Nazis natürlich, wer spielt denn sonst solche Streiche. Heute wurde das „Kornblumentragen" verboten. Ein paar Stunden später geht die Tochter vom Herrn Apotheker durch den ganzen Ort, hinter ihr her eine jubelnde Kinderschar, an einem Bindfaden zieht sie einen großen Kornblumenstrauß hinter sich her. „Tragen ist verboten!" Kein Wunder, daß am Abend die kleine Wirtshausstube gerammelt voll ist und alles nur so auf Sensationen wartet. Der kleine Teufel mit der krummen Nase und den schwarzen Zähnen braucht nur zu erscheinen und Kasper seinen Namen nicht verraten wollen. Er sagt noch, er sei ein wenig schlampig und ein ganz

Digitized by Google

neuer Typ. Da brüllt schon die Menge los: „Dollfuß!“ Verräter sind selten im Raum, jeder kennt ja den anderen, und wenn ein „Schwarzer“ dabei ist, wird entsprechend Ruhe gehalten. Bei den Kindern am Nachmittag geht es noch nicht um die Politik. Die sitzen mit staunenden großen Augen und heißen Backen da und haben alle Wirklichkeit vergessen. Für sie leben die Puppen da oben auf der Bühne. Sie lachen und weinen mit ihnen und helfen ihrem Helden, dem Kasper, durch alle Nöte. Doch ganz im Hintergrund des Märchens steigt ihnen unbewußt so manches auf, was sie nie vergessen werden. Die Hexe verspricht Gold und will, daß der Kasper außer Landes geht. Sie schildert ihm die weite Welt, er soll ihr sein Haus überlassen. Ein merkwürdiges Kauderwelsch spricht die Hexe, so wie sie es an der Grenze immer hören. Aber die Kinder warnen den Kasper, und er gibt nicht nach. Einmal wird es brenzlig. Der Kasper ist in Gefahr, ein Fremdling will mit dem Gewehr auf ihn los. Da steht ein alter Bauer im Saal auf und ruft dazwischen: „Kasper, ich lauf nach Hause, ich hol' dir meine Büchsen!“ Und schon ist er draußen und merkt dann erst, daß es ja nur Spiel war, was drinnen auf der kleinen Bühne vor sich ging.

*

Der katholische Pfarrer hat darauf bestanden, daß die Kinder von O. nach evangelischer und katholischer Konfessionszugehörigkeit getrennt in die Vorstellung kommen. Als er mit seinem katholischen Häuflein anrückt, erklärt er uns, wir möchten lieber stumm spielen, die Kinder verständen doch größtenteils kein Deutsch. Wir lassen es auf einen Versuch ankommen. Der arme Herr Pfarrer war erschlagen. Er wußte nicht, daß die Kinder im Kaspertheater mitspielen, und mußte nun erleben, wie seine Zöglinge in schönstem Deutsch dem Kasper halfen, die Grete des Bauern vor dem Wassermann zu schützen, der sie nur holen durfte, wenn sie ein einziges Mal vergaß, deutsch zu sprechen.

*

In Oberschlesien spielt für den Bund deutscher Osten ein Handpuppentheater. Wenn irgendwo in einem kleinen Dorf durch Greuelmärchen, konfessionelle, antideutsche Veranstaltungen oder dergleichen unsere Sache in Gefahr ist, dann ist kurz darauf der Kasper da. Die Kinder und die Mütter — und nicht zu vergessen die alten Großmütter, in deren Hand ja im Dorf meistens die Erziehung der Kinder liegt — sitzen vor dem kleinen Theater, und unter ihrem Lachen erschlägt der Kasper in drastischen Handlungen all das, was gegen uns dort an Schwindel aufgerichtet wurde.

Ein anderes Theater spielt bei den Volksdeutschen an der Westgrenze und kettet sie durch Erleben unserer Märchen und Sagen, unserer Lieder und unserer Sprüche lachend und unbemerkt zusammen. Ein deutscher Lehrer aus Sao Leopoldo schreibt: „Keine Angst! Ich will nicht mit meiner Seminarklasse nach Deutschland kommen — o, wir möchten schon! —, so kühne Pläne wagen wir höchstens zu träumen. Aber etwas anderes führen wir im Schilde: Auf einer Weihnachtsfahrt durch abgeschlossene deutsche Siedlungsgebiete von Santa Catharina, Parana, Sao Paulo und Missiones lernte ich das Gefühl der Verlassenheit und inneren Armut unter unseren Volksgenossen kennen. Wieder und wieder konnte ich feststellen, wie sehr sie sich über jedes Wort, über jede Anteilnahme freuten, merkte aber auch, wie sehr sie in der Mühle des Alltags erschlafften und wie in solch dörflicher Enge kleine Meinungsverschiedenheiten zu Staatsaktionen wurden. Gemeinsames Erleben fehlte, Kameradschaft fehlte. So wuchs in mir der Plan, mitzuhelfen, die „Verlorenen“ zu sammeln und ihnen den bitteren Geschmack des Verlassenseins zu nehmen. Ich will sie wieder zusammenführen! Einen Helfer hatte ich bald gefunden, der noch nie versagte: das Lachen. Lachen, herzliches Lachen schließt Risse, die durch die Dorfgemeinschaft gehen. Lachen ist gesund! Nun bin ich kein Komiker, aber ich weiß einen hölzernen, der groß und klein immer und immer wieder zu hellem Lachen bringt, den Kasper. Kasperstücke sind altes deutsches Volksgut. Unser deutscher Kasper findet sicher den Weg zu den Herzen unserer Brüder. — Folgender Plan reifte: Die letzten Monate des Jahres sollen im Zeichen des Kaspers stehen. Wir wollen uns selbst an einem bodenständigen Stück versuchen. Wir wollen fleißig üben, erst die Koloniegebiete der engeren Heimat beglücken und dann im Dezember auf Großfahrt gehen. Chile ist unser Ziel!“

Ein Dichter!

Harald Rehm — als wir den Namen auf dem in Druck und buchbinderischer Kunst schon vorbildlichen Gedichtband lasen, tauchte in der Erinnerung jene braungetönte, Anklage um Anklage gegen das System hinausschreiende Zeitschrift auf, die

Digitized by Google

unter der geschickten Redaktion dieses jungen Nationalsozialisten auf allen Hochschulen schnell die tapfersten Herzen für die beste Sache gewann. „Die Deutsche Revolution" war ein Kampfblatt in des Wortes ausgesprochenstem Sinn. Die unruhigste Leidenschaft junger Geister allein ist imstande, so unerbittlich, so zäh und kompromißlos, wie es hier geschah, zu kämpfen. Der Wille war entscheidend, nicht die Form. Um so eindrucksvoller ist es jetzt, einen Gedichtband vorzufinden, der durch die Strenge seiner Architektonik, die Reife der Gedankenwelt und die Tiefe der dichterischen Eingebung über die gute Lyrik unserer Zeit weit hinausreicht. Aber diese Wandlung ist typisch und beglückend zugleich. So zeugt hier ein einzelner für viele: daß die Leidenschaftlichsten und Kampfeslustigsten jener Jahre auch in der vordersten Front unserer Tage zu finden sind, da es not tut, im Bereich der Musen und des Geistes aus der Jugend die schöpferischen Kräfte zu stellen.

Harald Rehm ist kein Sänger, seine Dichtung ist nicht, wie man vermuten möchte, das sehnsüchtige, leidenschaftliche Lied. Seine dichterische Kraft liegt im Wort, in der gemeißelten und gemeisterten Sprache, in der Einfachheit und Kraft gültig beherrschter Form. Er ist vielleicht der strengste und formvollste unter den jungen Dichtern. Aus der Beherrschung seiner dichterischen Baukunst strömt die Gelöstheit, die wir mit dem Lesen empfinden. Es ist nichts verkrampft oder holprig, wohl schwer und getragen — seine Gedanken und Bilder zwingen dazu. Die Kraft dieses jungen Dichters liegt im Rhythmus des Spruchartigen, er verkündet Hymnen und dichtet Sonette. Im Gedanklichen verherrlicht er Maß und Gesetz. Obschon er das Dämonische des Lebens kennt und bejaht, geht es ihm doch um das ordnende Element. Im innersten Gesetz unseres Lebens ruht die Zukunftsgewißheit unserer Zeitenwende. Im Wissenden und Gereiften erblickt er den wahrhaft sicheren und glücklichen Menschen. Wer um die Lebensmächte weiß, wird in der Halle des Lebens bestehen. Und indem Harald Rehm diese Lebensmächte über und um uns bejaht, ist seine Lyrik zutiefst eine religiöse Dichtung.

Im Stil und im klaren wie tiefen Gedanken setzt sich hier gleichsam eine neuklassische Lyrik durch, wohl von der großen Begeisterung revolutionärer Jugend erfüllt, aber geläutert und gehärtet in einem früh um die Lebenskräfte wissenden und gläubigen Herzen. So hören und verstehen wir, was uns Harald Rehm zu sagen hat:

„Unbeugsamer ist nichts
Als das geschaff'ne Gesetz,
Als das erkannte Geschirr,
Als die gestaltete Not.

Berge schwinden dahin,
Flüsse versiegen und Seen,
Eins nur bleibt über den Tod:
Was aus den Gründen entstieg.

Der Gedichtband „In der Halle des Lebens" erschien im Verlag Hans Marxen, Mainz. Zu der Leistung des Dichters tritt in der Gestaltung dieses Buches eine bemerkenswerte verlegerische Tat.

Günter Kaufmann.

Mozart-Denkmal in Salzburg?

Als wir vor einiger Zeit im Atelier von Prof. Klimsch den Entwurf zu einem Mozart-Denkmal erblickten, war die Begeisterung für diesen Plan sofort entzündet. Klimsch hat um diese Idee schon seit Jahren gerungen, aber das alte Österreich dürfte wahrscheinlich keinen größeren Fonds für kulturelle Mittel besessen haben, als die Ausführung dieses einzigartigen Werkes erfordert hätte. Wir wünschen Prof. Klimsch, der als bildender Künstler selbst Mozartsche Musik im Herzen und in Händen spürt und dem von allen großen schöpferischen Geistern unseres Volkes er sich am meisten verwandt weiß, die Verwirklichung dieses vielversprechenden Werkes. Dieses Denkmal möge in der Mozart-Stadt Salzburg unter der kunstbegeisterten Obhut des Gauleiters Friedrich Rainer errichtet werden! Kein sprechenderes Mal für die deutsche, musische Sendung dieser Stadt könnte der Nationalsozialismus sich selbst und dem unsterblichen Genius der deutschen Kunst weihen!

G. K.

Hauptschriftleiter und verantwortlich für den Gesamtinhalt: Günter Kaufmann.

Stellvertreter: Friedr. W. Hymmen. Anschrift der Schriftleitung: Reichsjugendführung, Berlin NW 40, Kronprinzenufer 10. Fernsprecher: 12 74 91. — Verlag: Franz Eher Nachf. G. m. b. H., Zentralverlag der NSDAP., Berlin SW 68, Zimmerstraße 87—91. Postscheckkonto: Berlin 4454. Verantwortlich für den Anzeigenteil: Ulrich Herold, Berlin. — DA. II. Vj. 1938: über 45 000. Pl. Nr. 7. — Druck: M. Müller & Sohn KG., München; Zweigniederlassung Berlin SW 68, Dresdener Straße 43. — „Wille und Macht" erscheint am 1. und 15. jedes Monats und ist zu beziehen durch den Verlag sowie durch die Post und alle Buchhandlungen. Bezugspreis vierteljährlich 1,80 RM. zuzüglich Bestellgeld. Bei Bestellung von 1 bis 3 einzelnen Nummern bitte den Betrag in Briefmarken beizulegen, da Nachnahmesendung zu teuer ist und diese Bestellung sonst nicht erledigt werden kann.

Digitized by Google

Wille und Macht

Führerorgan der nationalsozialistischen Jugend

HERAUSGEBER: BALDUR VON SCHIRACH

Jahrgang 6 | Berlin, 15. August 1938 | Heft 16

Konrad Henlein:

Eine Chance

Die politische und völkische Ordnung des tschecho-slowakischen Staatswesens steht heute wieder wie in seiner Geburtsstunde im Jahre 1918 im Mittelpunkt von Überlegungen und Entscheidungen der Weltmächte. Bedenken und Besorgnisse von damals sind lebendig geworden. Und noch immer versucht man sich darüber hinwegzutäuschen, daß es nicht angeht, neben anderen Völkern 3½ Millionen Deutsche, die in diesem Raume mit deutscher Zunge, deutscher Weltanschauung und deutschem Herzen leben, deren Väter ihr Heimatland urbar gemacht haben und die Träger einer hohen, und zwar deutschen Kultur gewesen sind, zu tschechisieren, wirtschaftlich auszuhungern, in ihrem Bodenbesitz zu enteignen und ihres Zusammengehörigkeitsgefühls mit dem Deutschtum im Reich und in aller Welt zu berauben.

Die sudetendeutsche Jugend wünscht wie ihre Kameraden im Reich den Frieden. Sie hat die Verständigungsbemühungen der Hitler-Jugend mit der Jugend anderer Völker so wie die Verständigungsbotschaften des französischen und englischen Ministerpräsidenten in dieser Zeitschrift voller Zuversicht und Freude verfolgt. Ich glaube, daß die sudetendeutsche Jugend zu dieser tiefen Friedensbereitschaft der jungen Generation aller europäischen Nationen einen nicht unwesentlichen Beitrag geleistet hat: durch eine unerschütterliche Disziplin, die in ihrem Ausmaß und ihrer Tiefe nur der begreift, der einmal den leidenschaftlichen Aufstand der jungen Generation gegen das System, und zum anderen hier in meiner sudetendeutschen Heimat das namenlose Leid und Elend einer fremden Herrschaft auf den jungen Schultern mitgelitten hat. Diese Jugend leistet, geschichtlich gesehen, den einzigartigsten Beitrag zum europäischen Frieden, da sie

Digitized by Google

ihr Schicksal mit der Jugend anderer Völker als den Trägern kommender Verantwortung in diesem Raume auf einer neuen Grundlage und Ordnung zu verbinden bereit ist. Wer von ihr einen Beitrag zu diesem Frieden allerdings verlangt, der in einem Verzicht auf ihre Freiheit, ihr völkisches Lebensrecht, ihre deutsche Erziehung, ihre wirtschaftlichen Lebensmöglichkeiten bestehen soll, der muß wissen, daß man von der Jugend eines Volkes stets alles verlangen kann, niemals jedoch ihren eigenen Selbstmord.

Ein Staat aber, der die Jugend der 3½ Millionen starken Volksgruppe eines Nachbarvolkes in seinen Grenzen hält, kann ihr weder die gleiche freie Entwicklung vorenthalten, die er seiner eigenen Jugend gewährt, noch kann er eine außenpolitische Tendenz vertreten, die letzten Endes von dem Wahn eines überlieferten Deutschenhasses besessen ist. Die Loyalität, die man dieser Jugend gerne als Gesinnungsjoch auferlegen möchte, wird ja nicht von dem angeblich aufrührerischen Gemüt der Sudetendeutschen in Frage gestellt, sondern allein durch eine Politik, die am Ende sogar darauf hinausläuft, daß der Bruder gegen den Bruder die Waffe erheben soll. Jede Konzeption, die in der Tschecho-Slowakei ein antideutsches Machtinstrument sehen will, ist daher von Natur aus unvereinbar mit dem Bestreben des Sudetendeutschtums, unter peinlicher Beachtung seiner autonomen Lebensrechte ein tragender Pfeiler dieses Staatswesens zu sein. Die sudetendeutsche Jugend wehrt sich dagegen, daß man ihr als Lebensaufgabe zumutet, an ihrem großen deutschen Volk Verrat zu üben, gar es zu bekämpfen, und sich selbst eine tschechische an Stelle der deutschen Seele zu geben.

Die Verständigungsbereitschaft der deutschen Jugend im Reich, der sichtbar durch Baldur von Schirach in der Verkündung des Jahres 1938 als des Jahres der Verständigung Ausdruck verliehen wurde, ist die heute größte und stärkste Chance für den Weltfrieden. So wie es gut wäre, wenn sie in Westeuropa aufgegriffen würde, so wäre es auch gut, den Verständigungswillen der sudetendeutschen Jugend im tschecho-slowakischen Staat als die große Chance der Gegenwart zu erkennen, anstatt von ihr nun zu erwarten, daß sie als Zukunftsideal ihren völkischen Selbstmord betrachtet. Und was bedeutet eine Fortdauer des unerträglichen Zustandes anders als eine Vernichtung des Sudetendeutschtums?

In der Jugend meiner Heimat lebt die Gewißheit, daß die gewonnene Einheit des Sudetendeutschtums niemals wieder zerstört werden kann. Die Fahnen dieser jüngsten Söhne eines alten deutschen Volks- und Kulturbodens sind keine Heerbanner, die von zukünftigen Kriegen erzählen. Es sind die stolzen Feldzeichen

Digitized by Google

einer frohen, zuversichtlichen und gemeinschaftsbewußten Jugend. So geht sie ihren harten Lebensweg: Zum Aufbau, nicht zur Zerstörung bereit, unerbittlich im Kampf um ihr natürlichstes Lebensrecht, verschworen untereinander im Glauben an die Kraft des Blutes und an die nationalsozialistische Weltanschauung der Deutschen.

Hans Krebs:

Der Fluch der bösen Tat

Die Entstehung des Tschechenstaates und seine antideutsche Tendenz

In der deutschen Öffentlichkeit ist bis vor wenigen Jahren weder die Bedeutung der Tschecho-Slowakischen Republik für das Deutschtum in Europa, noch die verhängnisvolle Rolle bekannt gewesen, die die tschechischen Führer während des Weltkrieges und auch später gespielt haben. Schon vor dem Weltkriege haben die Tschechen durch ihre Beziehungen zum zaristischen Rußland jene ersten Fäden der Propaganda gesponnen, die in späterer Zeit zur Auflösung der österreichisch-ungarischen Monarchie und damit zur Niederringung des militärischen Bundesgenossen des Deutschen Reiches im Weltkriege führte. Nach dem Attentat von Sarajevo am 28. Juni 1914 begab sich der damalige Abgeordnete Prof. T. G. Masaryk mit seiner Familie nach Bad Schandau in Sachsen zum Ferienaufenthalt. Er konnte hier, wie er in seinem Lebenserinnerungswerk selbst schreibt, die deutsche Mobilisierung gründlich studieren und seine Beobachtungen wenige Wochen später bei einer Zusammenkunft mit seinen Freunden, den englischen Schriftstellern Steed und Seton Watson, die mit ihm in Rotterdam zusammenkamen, eingehend verwerten. Dieser Reise, die wohl Mitte September 1914 stattfand, folgte eine zweite Reise in der zweiten Hälfte des Oktober 1914 nach Holland. Diesmal brachte Masaryk bereits viel wichtiges Nachrichtenmaterial über die Kriegsmaßnahmen der österreichischen Armee und über die Vorgänge in der politischen Verwaltung Österreichs mit, die er sich durch seine Vertrauensmänner im Wiener Kriegsministerium und durch den Kammerdiener Kovanda, der bei dem österreichischen Minister Heinold in Diensten war, beschafft hatte. Wieder traf er in Rotterdam mit Seton Watson zusammen und erörterte mit ihm die Aktionspläne der Tschechen und die Errichtung einer Auslands-Propagandastelle. Auf der Rückfahrt nach Prag verhandelte er Ende Oktober 1914 in Berlin mit einer Reihe marxistischer Politiker, die ihm wertvolles Material zur Verfügung

Digitized by Google

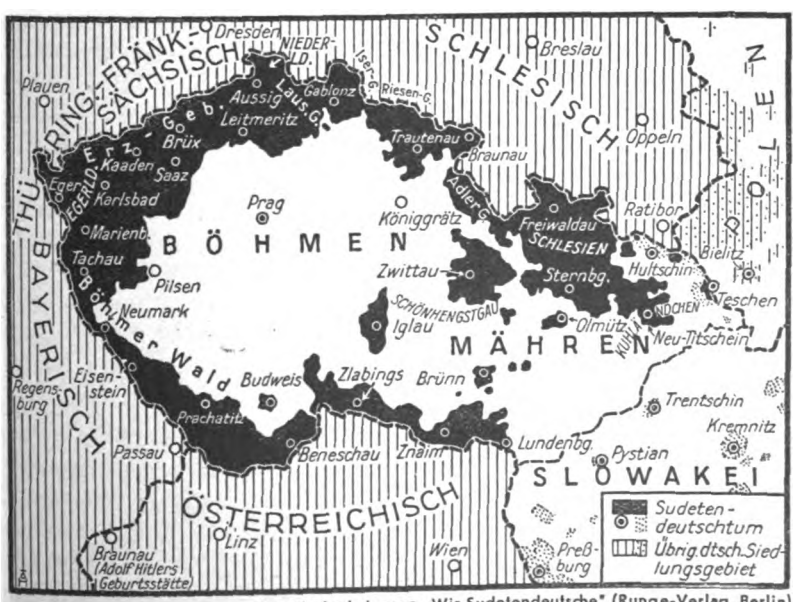
stellten. Masaryk selbst schreibt in seinem Buch, daß für das, was er bis dorthin getan hatte, ihm „der Galgen gewiß war, daß man aber, nach allem zu schließen, von seiner Tätigkeit in Österreich nicht viel wußte". Als Masaryk im Dezember 1914 Österreich endgültig verließ und im September 1915 der damalige Hochschuldozent Eduard Benesch ihm in die Schweiz nachfolgte, begann die großzügige Organisation jener Spionagetätigkeit, die eines der verhängnisvollsten Kapitel des Weltkrieges darstellt. Es ist interessant, daß Masaryk in seinem Buche „Die Weltrevolution" schreiben kann: „Wie überall, halfen mir besonders die amerikanischen Juden", und Benesch zitiert in seinem Erinnerungswerk an den Weltkrieg, das er in Paris in der Hauptsache mit Freimaurern und Marxisten zusammen arbeitete. In den Vereinigten Staaten war es insbesondere das Mitglied des Obersten Gerichtes Mr. Brandeis, das die Tätigkeit Masaryks unterstützte und ihm die Verbindung zu Präsident Wilson herstellte. Brandeis war ein Vertreter der orthodoxen Richtung des Judentums, der, wie Masaryk schreibt: „Mitglied des Obersten Gerichtes, seiner Herkunft nach aus Böhmen war; er war gut mit dem Präsidenten Wilson bekannt und genoß sein Vertrauen". Über die Beziehungen in Amerika schreibt ferner noch Masaryk: „Bald suchte ich Bekanntschaft in den Finanzkreisen, nicht so sehr in den offiziellen (im Finanzministerium war Mc'Adoo, Wilsons Schwiegersohn), sondern mit Bankleuten (z. B. dem Bankersklub in New York)" — und Masaryk fährt fort: „Wie man sieht, organisierte ich unsere Propaganda demokratisch ...!" Es würde einen ganzen Band füllen, wenn die Geschichte des tschechischen Nachrichtendienstes und der Spionagetätigkeit im In- und Auslande dargestellt werden sollte. Aus allen authentischen Quellen der Prager Veröffentlichungen geht aber eindeutig hervor, daß der Einfluß der Tschechen in den Vereinigten Staaten ebenso wie in den Außenministerien zu Paris und London darauf angesetzt war, den Krieg so lange fortzusetzen, bis die Zersetzung des militärischen Apparates, besonders des österreichisch-ungarischen Staates, erreicht worden war. Hier saßen die eigentlichen „Kriegsverlängerer"! Die tschechische Propaganda hat niemals daraus ein Hehl gemacht, daß die tschechische Auslandsrevolution durch ihren Nachrichtendienst die Feindstaaten dauernd mit solchen Meldungen versorgte, die eine Zerstörung Österreichs von innen heraus ermöglichten; aber auch die Lieferung von Nachrichtenmaterial aus dem Reich wurde in großem Umfange durchgeführt.

Am Ende des Weltkrieges entstand als ein Produkt dieser Spionage und Propaganda die Tschecho-Slowakische Republik. Wohl hatte der Präsident Wilson vor dem Kongreß der Vereinigten Staaten am 11. Februar 1918 in einer feierlichen Rede, in der er seine bekannten 14 Punkte verkündete, öffentlich erklärt, „daß Völker und Provinzen nicht von einer Hand zur andern verschachert werden dürfen, als ob sie bloße Sachen oder Steine in einem Spiel wären; sondern daß jede durch diesen Krieg aufgeworfene Gebietsfrage im Interesse und zugunsten der beteiligten Bevölkerung gelöst werden müsse ... und daß alle klar umschriebenen nationalen

Digitized by Google

Ansprüche die weitestgehende Befriedigung finden sollen, die ihnen zuteil werden könne, ohne nationale Gegnerschaften, die den Frieden Europas und damit der ganzen Welt wahrscheinlich bald wieder zerstören würden". Bei den Waffenstillstandsverhandlungen haben diese Erörterungen eine sehr bedeutsame Rolle gespielt. Sowohl der Oberst House, der als persönlicher Berater Wilsons alle Phasen der Friedensverhandlungen miterlebte, wie auch der Herausgeber seiner persönlichen Aufzeichnungen, Charles Seymour, haben mit aller Deutlichkeit die Feststellung gemacht, daß die deutsche Übergabe weder im moralischen noch im rechtlichen Sinne eine bedingungslose gewesen sei, daß sich das Deutsche Reich vielmehr durch den Notenwechsel mit Wilson und den Alliierten bestimmte Rechte gesichert und das Recht auf einen Friedensschluß im Sinne der 14 Punkte Wilsons in Anspruch genommen hatte. Der zehnte Punkt der Vierzehn-Punkte-Rede Wilsons, der sich auf Österreich-Ungarn bezieht, hat folgenden Wortlaut: „Den Völkern Österreich-Ungarns, deren Platz unter den anderen Nationen wir gewährleistet und sichergestellt zu sehen wünschen, müßte freiester Spielraum zu autonomer Entwicklung gegeben werden."

Es ist kein Zweifel, daß danach die Deutschen nicht nur Österreichs, sondern auch in den Sudetenländern das Recht hätten erhalten müssen, über ihre staatliche Zugehörigkeit in freier Volksabstimmung selbst



Aus: Krebs-Lehmann „Wir Sudetendeutsche" (Runge-Verlag, Berlin)

Sudetendeutschland

Digitized by Google

zu bestimmen. Es ist nicht nur von den Sudetendeutschen, sondern auch von vielen Staatsmännern und Staatsrechtslehrern, unter ihnen auch von Staatssekretär Lansing, hervorgehoben worden, daß die Entscheidung der Friedenskonferenz über das Schicksal der Sudetendeutschen als schlagendes Beispiel für die Verleugnung des von Präsident Wilson proklamierten Selbstbestimmungsrechts bezeichnet werden muß. Diese Rechtsverweigerung ist deshalb von unabsehbarer Bedeutung in den letzten 20 Jahren geworden, weil sie eine Bevölkerung betrifft, die an Zahl der von Dänemark und Finnland nahekommt und die Einwohnerzahl von Norwegen oder der kleinen baltischen Staaten weit übertrifft.

Diese Rechtsverweigerung ist darüber hinaus gegen den ausgesprochenen Willen des Sudetendeutschtums erfolgt. Die freigewählten Abgeordneten des deutschböhmischen Landtags haben am 29. Oktober 1918 ebenso wie die konstituierende Landesversammlung der Provinz Sudetenland (Nordmähren—Österreichisch-Schlesien) übereinstimmend den Beschluß gefaßt, sich gemeinsam mit den Deutschen Österreichs dem Deutschen Reiche anzuschließen und „das Land unter den Schutz der Nation zu stellen." Die Tschechen selbst haben die Schwäche ihrer Stellung genau gekannt. Sie haben deshalb alle Versuche einer Volksabstimmung mit Waffengewalt verhindert. In keinem Zeitpunkt ihrer Propaganda und ihrer politischen Arbeit vor und während des Krieges haben sie jemals daran gedacht, den Sudetendeutschen das Recht der Selbstbestimmung, das sie für sich selbst in Anspruch nahmen, einzuräumen. Masaryk selbst hat schon in seinem Memoire an den englischen Außenminister Sir Edward Grey (im April 1915) die unrichtige Behauptung vorgetragen, daß man die deutschen Gebiete von den tschechischen Gebieten gar nicht trennen könne, weil die Deutschen in Böhmen „so untermischt und mit den Tschechen ineinander verwoben seien, wie in keinem anderen Lande". Die tschechische Statistik hat aber selbst feststellen müssen, daß das deutsche Gebiet in der Tschechoslowakei 27 797 Quadratkilometer umfaßt, und daß daher die gesamte Fläche des geschlossenen sudetendeutschen Siedlungsraumes fast ein Viertel der gesamten Tschecho-Slowakischen Republik beträgt. Nicht weniger als 3466 Ortsgemeinden besitzen nach der gleichen Quelle auch heute noch eine absolut deutsche Mehrheit!

Die Eingliederung des sudetendeutschen Gebietes erfolgte allerdings auch aus ganz anderen Gründen. Mit den vom „Institut für ausländisches öffentliches Recht und Völkerrecht" in Berlin durch Dr. Raschhofer herausgegebenen Denkschriften der tschechischen Delegation bei der Friedenskonferenz ist eindeutig nachzuweisen, daß die Inanspruchnahme des sudetendeutschen Gebietes durch die Tschechen aus rein imperialistischen Gründen erfolgte. Im Schlußsatz des Memoire III, als dessen Verfasser Dr. Benesch selbst festgestellt worden ist, heißt es ausdrücklich: „Der Anspruch auf die von Deutschen bewohnten

Digitized by Google

St. Veit, der Dom Peter Parlers in Prag

Gebiete von Böhmen, Mähren und Schlesien wird aus wirtschaftlichen, strategischen und politischen Gründen erhoben." Längst waren die propagandistischen Forderungen vom Selbstbestimmungsrecht als lästige Erinnerungsstücke zur Seite geschoben. Aber es ist der Fluch der bösen Tat, daß sie fortzeugend Böses muß gebären! Und so ist es denn auch keine Überraschung, daß im Vertrag der Tschecho-Slowakischen Republik vom 10. September 1919 mit den Verbündeten (veröffentlicht im Prager Archiv für Gesetzgebung und Rechtsprechung) eine neue Geschichtslüge auftaucht. Dort heißt es, „daß die Verbündeten einerseits und die Tschechen andererseits diesen Vertrag in der Erwägung abgeschlossen haben, daß die Völker Böhmens, Mährens und eines Teiles von Schlesien sowie das Volk der Slowakei aus freiem (!!) Willen beschlossen hätten, sich zu vereinigen und sich tatsächlich in einem dauernden Bund zur Schaffung eines einheitlichen, souveränen und unabhängigen Staates unter dem Namen Tschecho-Slowakische Republik vereinigt haben". Alle Schritte, die die Vertreter Deutschböhmens und des Sudetenlandes seit dem 29. Oktober 1918 nicht nur in ihren gesetzgebenden Körperschaften, sondern auch vor der Friedenskonferenz unternommen haben, und die Kundgebungen für das sudetendeutsche Selbstbestimmungsrecht vom 4. März 1919, bei denen die Tschechen 54 Sudetendeutsche erschossen haben, strafen diese Behauptung des Friedensvertrages von St. Germain en Laye vom 10. September 1919 Lügen.

Und von dieser Lüge nahm die weitere Entwicklung ihren Ausgang. Masaryk hat bereits nach seiner Rückkehr aus der Emigration das Selbstbestimmungsrecht rundweg abgelehnt. „Das von den Sudetendeutschen bewohnte Gebiet" — so sagte er in seiner Proklamation — „ist und bleibt unser Gebiet. Unsere Deutschen haben sich leider gar zu willig zum pangermanistischen Eroberungszug gegen das Tschechentum bekannt. Sie haben die Weltsituation nicht begriffen; sie waren von anfänglichen scheinbaren Erfolgen betäubt. Wir schaffen uns unseren Staat und dadurch wird die staatsrechtliche Stellung unserer Deutschen bestimmt, die ursprünglich als Kolonisten und Emigranten in unser Land kamen." Diese Rede war eine Kampfansage an das Sudetendeutschtum, das in seinem wesentlichen Teil die Sudetenländer ebensolange wie die Tschechen bewohnte, alle Städte begründete und eine hohe Kultur dem Lande gebracht hatte. Seitdem das tschechische Volk in das Licht der Geschichte tritt, gibt es auch ein deutsches Siedlungsgebiet. Die Leistung der deutschen Kultur in

Digitized by Google

diesem Lande ist von allem Anfange an so außerordentlich, daß sie keine Propaganda aus der Welt zu schaffen vermag. Masaryk hat die großdeutsche Einstellung der Sudetendeutschen als Vorwand für alle Demütigungen, für alle Unterdrückungsmaßnahmen und Rachefeldzüge der späteren Zeit genommen. Alles was die tschechische Staatsführung seither getan hat, ist im schärfsten Widerspruch zu den Verheißungen des Selbstbestimmungsrechtes, ja selbst zu jenen Verheißungen, die noch die tschecho-slowakische Verfassungsurkunde vom 29. Februar 1920 ankündigte. Obzwar in der Einleitung der Tschecho-slowakischen Verfassung noch ausdrücklich erklärt wird, daß das tschechische Volk bemüht sein werde, „daß diese Verfassung und alle Gesetze unseres Landes in gleicher Weise im Geist unserer Geschichte wie im Geiste der im Prinzip der Selbstbestimmung enthaltenen modernen Grundsätze durchgeführt werden" sollen, sind die wesentlichen Bestimmungen, die zum Schutze der nationalen und Rassenminderheiten enthalten sind, bis zum heutigen Tage in keiner Weise erfüllt worden. Alle Verheißungen blieben auf dem Papier. Die Durchführungsgesetze wurden, obzwar seither fast 20 Jahre verstrichen sind, nicht erlassen. Dagegen aber hat die tschechische Staatspolitik hunderttausende Tschechen in das sudetendeutsche Sprachgebiet vorgeschoben. Allein in den geschlossenen deutschen Gebieten ist die Zahl der tschechischen Volksangehörigen in diesen Jahren um 200 000 Köpfe gestiegen. Mindestens 40 000 Beamte und Angestellte sudetendeutscher Abstammung sind aus ihren Stellungen entfernt und durch Tschechen ersetzt worden. Die Bodenreform hat riesige Ländergebiete dem Sudetendeutschtum geraubt und eine protektionistische Wirtschafts- und Staatspolitik eine immer größer werdende Verarmung des Sudetendeutschtums gemeinsam mit der Vernichtung der Industrie in diesen Gebieten herbeigeführt.

In einer Aufsatzreihe der „Prager Presse", die im Oktober 1937 begann und den Titel „Die Tschecho-Slowakei auf der Friedenskonferenz und unsere Minderheiten" trägt, beschwert sich der Verfasser über die Deutschen im allgemeinen und die Sudetendeutschen im besonderen, die die verhängnisvollen Bestimmungen der Friedensverträge immer wieder in den Vordergrund der Erörterungen schieben und diese „längst vergessenen und verschmerzten Dinge" immer wieder erörtern. Der Verfasser irrt sich, denn die Lüge des Friedensvertrages von St. Germain ist leider noch eine sehr lebendige Wirklichkeit. Sie ist in keiner Weise verschmerzt. Denn sie wirkt in furchtbarster Weise täglich fort. Sie ist nicht vergessen, weil sie sich täglich selbst in Erinnerung ruft: in der Not des Sudetendeutschtums, in der Vernichtung ungezählter Existenzen, in der Unfreiheit von hunderttausenden Sudetendeutschen.

Digitized by Google

Im April 1937 erschien in dem bekannten Wiener Universitätsverlag von Braumüller & Sohn eine kleine Broschüre mit dem Titel: „Die Sudetendeutschen in der Tschecho-Slowakei nicht unterdrückt?" Die Schrift enthält nur Stimmen tschechoslowakischer Regierungsblätter und ist doch eine der furchtbarsten Anklagen gegen das Prager Regierungssystem. Im Vorwort, das heute so gilt wie damals, sagt der Verfasser:

„Die Not und Unterdrückung der Sudetendeutschen muß endlich in der Welt gehört werden. Ein Volk von 3½ Millionen Menschen, am Rande der Verzweiflung, ruft um Hilfe! Wo ist das ‚Weltgewissen'? Wo ist Rettung aus tiefster Not?"

* * *

Vom Genius der Lüge im Tschechenstaat

In der Schlacht am Weißen Berge verlor Böhmens letzter Wahlkönig die Krone, das Königreich die Selbständigkeit, und von den Tschechen, die bis zu dieser Stunde die Herren im Lande gewesen waren, sprach fortan niemand mehr. Die nationale Überlieferung war abgebrochen; geschichtslos dämmerte das tschechische Volk durch die Jahrhunderte.

Zu den mannigfachen Fälschungen, die die tschechische Geschichtsschreibung im Dienste der nationalen Propaganda beging, gehört auch die Deutung dieses Kampfes. In den tschechischen Geschichtsbüchern hat sich bis heute die Legende behauptet, daß am 8. November 1620 das tschechische Volk (Demokratie) von den deutschen Zwingherren (Feudalismus) besiegt und unterjocht worden sei. Wenn auch dieser Kampf durch den religiösen Antagonismus der protestantischen Stände gegen den katholischen Herrscher zweifellos empfindlich verstärkt wurde, so ging es damals weder um die Freiheit des Glaubens, noch gar um die Sache des Volkes. Unfrei und geknechtet (durch seinen eigenen alteingesessenen Adel) wurde es zwar mitgerissen, blieb indessen innerlich daran völlig unbeteiligt. Historische Wirklichkeit bleibt vielmehr, daß der böhmische Adel (tschechischer und deutscher Herkunft) dem Kaiser sein Erbe strittig machte und durch jene Schlacht eine uneingeschränkte Oligarchie aufzurichten versuchte. Die Verantwortung für die furchtbaren Folgen dieser Niederlage trifft deshalb allein den aufsässigen und wortbrüchigen Adel Böhmens! Aber die wissenschaftliche Aufhellung dieser historischen Vorgänge genügte den Tschechen ebensowenig wie die Tatsache, daß sich unter den vor dem Altstädter Rathaus in Prag hingerichteten sowohl, wie unter den zahlreichen aus dem Lande verwiesenen Adligen fast gleichviel deutsche wie tschechische Namen finden, um die These aufrechtzuerhalten, daß damals die Deutschen die tschechischen Führer umgebracht hätten, daß 1918 erst in Erfüllung gegangen, was 1620 von den Deutschen verhindert worden sei. Arm an eigen-

Digitized by Google

ständigen Ideen und geschichtlicher Überlieferung, hat sich die tschechische Geschichtsschreibung immer durch eine skrupellose Okkupation fremden Geistesgutes fremder, meistens deutscher Persönlichkeiten und ihrer Taten ausgezeichnet. So darf es uns heute kaum noch verwundern, daß sie das Bild des großen Feldherrn Wallenstein, von dem wir wissen, daß gerade er von einer genialen Konzeption eines großen Deutschen Reiches erfüllt gewesen ist, zum Vorkämpfer („Waldštejn") für einen tschechischen Nationalstaat verengen, und daß sie z. B. schamlos genug sind, einen unserer größten Klassiker, Christoph Willibald Gluck, der nicht einen Tropfen tschechischen Blutes hat, als Angehörigen und Vertreter ihres Volkes auszugeben, anscheinend deshalb, weil sein Vater einige Zeit Förster des Fürsten Lobkowitz gewesen ist.

*

Um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert wußte niemand von der Existenz eines tschechischen Volkes. Nicht einmal die Sprache, das zugleich primitivste und sicherste Kennzeichen einer eigenen Kultur, war noch sichtbar vorhanden. Tschechisch verständigten sich die Dienstboten in der Stadt und die Landarbeiter in den abgelegensten Dörfern. Der Adel, die Geistlichkeit und das Bürgertum sprachen ausschließlich deutsch. Prag selbst war eine deutsche Stadt und wurde wie alle anderen von deutschen Bürgermeistern verwaltet. Man kannte nur deutsche Schulen, in denen auch die Kinder tschechischer Familien in deutschem Geiste erzogen wurden, niemand wollte es anders, und es herrschte Frieden im Land. Aber nicht nur das. Die Erneuerung des tschechischen Volkstums selbst hatte ihren Ursprung in den Bemühungen der deutschen Romantik und wurde durch die Toleranz deutscher Herrscher, durch Maria Theresia und Josef II. maßgeblich gefördert.

Ohne die slawistischen Forschungen des Göttinger Historikers und Philologen A. L. Schlözer, ohne die Bekanntschaft Hegels und vor allem ohne die entscheidenden Anregungen durch Herder hätte Josef Dobrovsky niemals die Grundlagen für eine neue tschechische Sprachwissenschaft finden, hätte Paul Safarik niemals die tschechische Volkskunde begründen und hätte schließlich auch niemals Franz Palacky seine „Geschichte Böhmens" schreiben können!

Aber so überaus befriedigend die Ergebnisse der tschechischen Volkstumsforschung waren, die von den genannten und anderen Gelehrten auf diese Weise im ersten Anlauf gewonnen wurden, dem entfachten Fanatismus genügten sie keineswegs. Die nationalen Eiferer verlangten nach mehr. Mit Kummer und Neid sahen sie, wie alle großen Kulturvölker als unveräußerlichen, kostbaren Schatz die Lieder ihrer Helden hüteten und deren außergewöhnliche Taten von Generation zu Generation weitersangen. Die Bestrebungen der deutschen Romantik, die sich dieser Dinge von neuem liebevoll und erfolgreich angenommen hatte, bewiesen denn auch, zu welcher wirksamen Waffe sich ein echtes überliefertes Heldenepos im Hinblick auf die Festigung und Prägung eines Nationalcharakters auswirken

Digitized by Google

war es verständlich, daß der Ruf nach einem tschechischen Nationalstaat lauter verkündet wurde. Als jedoch in der gesamten tschechischen Geschichte nichts anzutreffen war, kein Ereignis und keine Tat, die man dem erwachenden Volk als beispielhaftes Heldentum vorstellen konnte, durch welche die gepriesenen Tugenden des slawischen Nationalcharakters hätten bezeugt werden können, schritt man zur Lüge! Wenceslav Hanka unternahm es, die quälende Sehnsucht des mythosarmen Volkes nach einem Nationalepos zu befriedigen, und verschaffte ihm die gewünschte heroische Überlieferung. An einem Septembertag 1817 „entdeckte" er im Turmgewölbe der Kirche zu Königinhof jene Handschrift, die er tags zuvor dort selbst versteckt hatte. Und in der Tat, die Aufzeichnungen, die diese „Handschrift" enthielt, übertrafen die kühnsten Erwartungen, stellten alle Heldentaten der Ilias und des Nibelungenliedes in den Schatten und waren geeignet, den glänzendsten Beweis für die hohe Kultur der tschechischen Vorfahren abzugeben.

Es handelt sich nun bei diesem unrühmlichen Kapitel um weit mehr als um die gewöhnliche Geschichte einer literarischen Fälschung, der ja auch andere Völker (vgl. Ossian) bisweilen zum Opfer gefallen sind. In diesem Falle handelt es sich darum, daß die nationale Wiedergeburt des tschechischen Volkes für alle Zukunft mit dem Makel einer Lüge gegen sich selbst behaftet bleibt. Zum anderen wurde diese Lüge, die beispielhaft und unübertrefflich die starke Neigung zu allen jenen pseudoromantischen Träumen und Vorstellungen kennzeichnet, von denen der tschechische Nationalismus bis zum heutigen Tage beherrscht wird, zum Ausgangspunkt für eine ganze Reihe anderer bedauerlicher Verirrungen und illegitimer Ansprüche. Den Legenden von „Königinhof" und „Grünberg" (Bezeichnungen der gefälschten Handschriften) folgte alsbald das Märchen vom „Böhmischen Staatsrecht", jene dem ungarischen Staatsrecht nachgebildete Parole, unter der die Tschechen im Wiener Parlament die Errichtung eines selbständigen, nur durch Personalunion mit der Krone verbundenen böhmischen Königreiches jahrzehntelang zu ertrotzen versuchten.

Schließlich hatte Hankas Betrug aber eminent wichtige Folgen für die Entwicklung und Formung des tschechischen Geschichtsbildes gehabt: Franz Palacky wurde durch diese gefälschten Handschriften unmittelbar zu seiner „Geschichte Böhmens" angeregt und nahm in sie die vorgetäuschten Aussagen als echte Überlieferungen auf. Aus ihnen entwickelte er seine verwirrende These „vom ewigen, schicksalsbedingten Kampf der Tschechen gegen die deutschen Eindringlinge", eine Sinngebung der tschechischen Geschichte, die bis heute in Prag lebendig und die bis heute, vor allem während des Weltkrieges (der deutsche Drang nach dem Osten!), gegen uns propagandistisch mit Erfolg ausgewertet wurde.

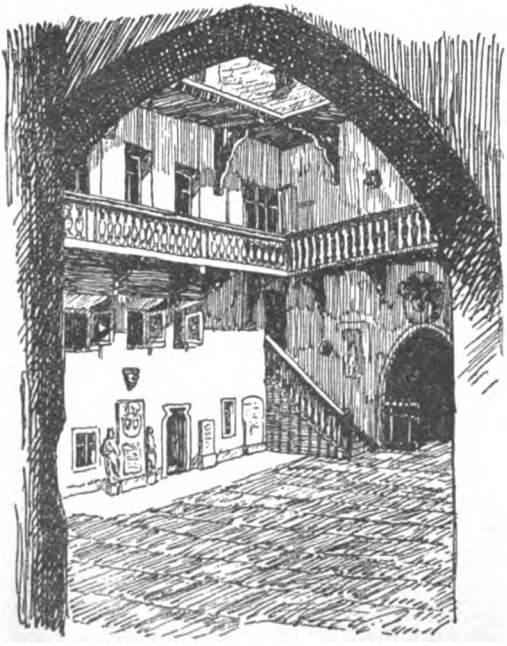
Palacky — der, wie die Mehrzahl der tschechischen Wissenschaftler, groteskerweise sein Werk in deutscher Sprache niederschrieb — sah ausgerechnet im Hussiten

Digitized by Google

tum den stärksten Ausdruck und Aufbruch der tschechischen Nation. Was soll man antworten, wenn jene Epoche, in der die fanatisierten Horden eines Ziska und Genossen nicht nur Böhmen, sondern weite Teile des übrigen Reiches mit Feuer, Blut und Grausamkeit teuflischster Art verheerten, als „das Heldenzeitalter" gefeiert wird? Es hinderte den politisierenden Historiker Palacky keineswegs, in diesen fürchterlichen Vorgängen einen Kampf „um die Verwirklichung der friedfertigen tschechischen Demokratie gegen den gewalttätigen Feudalismus der Deutschen" zu erblicken.

Masaryk entwickelte dieses Geschichtsbild weiter, indem er den Gegensatz auf eine ethisch-religiöse Basis erhob. In seiner Vorkriegsgegenwart werden Katholizismus als österreichische Staatsreligion, Wiener Zentralismus, habsburgische Theokratie und Pangermanismus auf der einen — Humanität, Tschechentum und Demokratie auf der anderen Seite als die polaren Ausdrucksformen des geschichtlichen Prozesses in Böhmen — und indem er sie geschickt auf das ethisch-politische Weltgeschehen zu projizieren verstand, unterbaute er das nationale Programm der Tschechen durch einen historischen Sendungsglauben und fand dazu besten Anschluß an die ideologische Kriegszielpropaganda der Entente.

Die berüchtigten, von Eduard Benesch verfaßten, heute für jeden einsichtbaren „Memoranden I—III" der Versailler Konferenz geben genügend Auskunft darüber, daß auch die Errichtung der Tschecho-Slowakischen Republik selbst durch offenbare Lügen wesentlich beeinflußt wurde. Angesichts jener vielen geschichtlichen, wirtschaftlichen, kulturellen, ethnographischen und anderen Fälschungen, die diese Protokolle und Dokumente aufweisen, fragt man sich vergebens, was unverständlicher ist: die Dreistigkeit, mit der Benesch das alles vortrug, oder die grenzenlose Ahnungslosigkeit und Unwissenheit der damaligen Politiker Amerikas, Englands und Frankreichs über die Verhältnisse in diesem Raume Mitteleuropas!



Eger / Hof des Stadthauses, in dem Wallenstein ermordet wurde

*

Eine besondere Rolle kommt der Lüge in der tschechischen Kulturgeschichte und -politik zu. Besonders wichtig deshalb, weil man auf diesem Gebiet nicht nur die Masse des tsche-

Digitized by Google

chischen Volkes billig zu begeistern in der Lage ist, sondern auch die nach Prag kommenden Ausländer geschickt in die Irre führen und für die hohe Kultur der Tschechen zu gewinnen versteht. Hierfür mögen folgende Beispiele für viele andere genügen:

Der Erbauer des Domes zu St. Veit und der berühmten Karlsbrücke in Prag ist der Deutsche Peter Parler aus Köln. Unter der Porträtbüste dieses Meisters aus dem 14. Jahrhundert, die sich in der Triforiumgalerie von St. Veit befindet, wurde die Inschrift „Petrus Parlerius de Colonia" umgeändert in „Petrus Parlerius de Polonia", und in der gesamten tschechischen Kunstliteratur findet man den Namen Peter Parler wieder als „Petr Parlej" (sprich Parlersch). Danach handelt es sich also keineswegs etwa um einen aus Köln gebürtigen Deutschen, sondern um einen aus Polen stammenden Slawen!

Der Schöpfer des Vladislavsaales auf der Prager Burg, der zu den schönsten Zeugnissen spätgotischer Zeit in Europa gehört, in dem die böhmischen Könige gekrönt und heute die Präsidentenwahl vorgenommen wird, war der Deutsche Benedikt von Rieth. Wer heute nach Prag kommt, wird allerdings erfahren, daß es sich bei diesem Künstler um einen gewissen „Beneš z Louny" handelt. Benedikt von Rieth hatte nämlich das Unglück, in der böhmischen Stadt Louny (Laun) zu sterben, was der tschechischen Kunstgeschichte vollauf genügte, aus ihm einen Angehörigen ihres Volkes zu machen.

Im Vorjahr veranstalteten jene tschechischen Kreise, die nur das Ziel kennen, die deutsche Leistung auf dem Boden der Tschecho-Slowakei zu verringern oder gänzlich zu verleugnen, in Prag eine slowakische Kunstausstellung. Ohne die tatsächlich vorhandene eigenständige slowakische Kunst in Zweifel zu ziehen, mußten wir feststellen, daß die Mehrzahl der dort gezeigten Kunstwerke deutschen Ursprungs war und vornehmlich dem deutschen Siedlungsgebiet der Zips entstammte. In der großen Ausstellung über „Böhmisches Barock" wurde heuer ein ähnliches versucht. Es handelt sich hier um kunstgeschichtliche Fälschungen großen Stils, indem man kurzerhand einen rein geographischen Begriff „Böhmen" mit einem tschechischen oder slowakischen Kulturbegriff vertauscht.

*

Ist es grenzenlose Dummheit oder offener Hohn, wenn das Volk, dessen Wiedergeburt, dessen Staatwerdung und dessen Lebensweg von Lügen so vieler Art belastet ist, in seinem Wappen den Leitspruch trägt: „Die Wahrheit siegt"? Wir halten es mit Friedrich Hebbel, der um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, also der Zeit des aufbrechenden, sich verschärfenden Nationalitätenkampfes in Böhmen, aus Wien schrieb: „Der Tscheche hat, wie er sich selbst rühmt, den Genius der Lüge, möge sich der deutsche Adler hüten, daß die listige Schlange ihn nicht umschnüre!"

Digitized by Google

Franz Höller:

Die Macht der deutschen Musen

Von der sudetendeutschen Kulturleistung der Gegenwart

Es gibt heute kein schöneres Bild von der Einheit des künstlerischen und soldatischen Menschen, als das, was uns bei der Betrachtung der volksdeutschen Kulturleistung begegnet. Denn wo zwei fremde Völker einen Raum bewohnen, auf dem der tägliche Kampf um das Recht der angestammten Heimat tobt, dort wird jede Kulturleistung immer auch zum Rechtszeugnis von politischer Bedeutung. Daß die sudetendeutschen Künstler sich alle zur politischen Bewegung Konrad Henleins bekennen und als aktive Kämpfer in ihr stehen, mag nur ein Beweis dafür sein, daß es auch im Deutschtum außerhalb des Reiches keine kulturelle Bewegung ohne die politisch-weltanschauliche Einigung geben kann. Kultur kann nur wachsen, wo eine innere Ordnung im Volke herrscht. Wo diese Ordnung aber bedroht ist (und das ist sie heute im Sudetendeutschtum durch den völkischen Gegner!), dort muß sie auch durch kulturelle Leistungen verteidigt werden.

Unsere volksdeutschen Künstler kämpfen durch ihre Werke vor der gesamten Weltöffentlichkeit für das Recht auf freies deutsches Leben. Daß das Sudetendeutschtum sozial entrechtet ist, läßt sich bei den westlichen Demokratien heute vielleicht noch durch das Gerede von allgemeiner wirtschaftlicher Krise bemänteln. Daß die sudetendeutsche Volksgruppe aber, die seit Jahrhunderten auf dem Boden dieser tschecho-slowakischen Staatsschöpfung als Kulturvolk schöpferische Leistungen von Ewigkeitswert hervorgebracht hat, heute in ihrer freien Kulturentwicklung von der tschechischen Regierung behindert und unterdrückt wird, das ist ein schreiendes Unrecht, für das es keine Verschleierung gibt. Wenn eine Volksgruppe ohne Schuld hungert, muß nach dem Schuldigen gefahndet werden. Wenn aber die schöpferischen Menschen des Sudetendeutschtums geistig ausgehungert und entnationalisiert werden sollen, dann sollte sich das Weltgewissen, das sich meist im falschen Moment regt, dagegen auflehnen.

Keiner der bedeutenden sudetendeutschen Künstler wurde während der letzten Jahre zu einem Staatsauftrag herangezogen. Sogar die staatlichen Denkmäler im rein deutschen Gebiet wurden tschechischen Künstlern in Auftrag gegeben. Statt einer tatkräftigen Förderung haben die sudetendeutschen Dichter die Macht der Regierung nur durch den Zensor erfahren, der sie geistig und wirtschaftlich schädigte. Am stärksten fühlten den Mangel wirklicher Förderung die sudetendeutschen Musiker. Die Musikschulen, darunter die Prager Musikakademie, müssen geradezu betteln, um nur vegetieren zu können. Die sudetendeutschen Musikfeste blieben ohne einen Heller Staatsunterstützung, während die Musiktagung des berüchtigten jüdischen Emigranten Kestenberg durch höchste Protektorate und Subventionen ausgezeichnet wurde. Die sudetendeutschen Architekten müssen sich mit

Digitized by Google

kleinen Baumeisteraufgaben durchs Leben schlagen oder sich außerhalb der Staatsgrenzen Arbeit suchen. Wie es mit dem Recht der freien Forschung ausschaut, dafür gibt das geplante Universitätsgesetz das beredteste Zeugnis. Die Spitzengesellschaft sudetendeutscher Wissenschaft, die „Deutsche Gesellschaft der Wissenschaft und Künste" in Prag kann seit Jahren ihre wichtigsten großen laufenden Aufgaben nicht erfüllen, weil die Staatssubventionen auf einige formale Trinkgelder herabgeschraubt wurden. Das alles sind Tatsachen, von deren Richtigkeit sich jeder täglich überzeugen kann.

Die sudetendeutschen Kulturleistungen der vergangenen zwanzig Jahre sind ohne Förderung des tschecho-slowakischen Staates und somit also auch gegen seinen Willen entstanden. Daß da und dort unzulängliche Unterstützungen gegeben wurden und noch gegeben werden, ist nur eine Kennzeichnung für die Methode einer deutschfeindlichen staatlichen Kulturpolitik. Wenn z. B. die sudetendeutschen Theater ungefähr ein Fünftel von dem an Staatssubventionen erhalten, das sie tatsächlich zur Aufrechterhaltung des Betriebes benötigen, so ist auch diese Hilfe kulturpolitisch verderblich, weil man dadurch die Theaterleiter in die jährliche Pleite hineintreibt.

Nach einem langen, beinahe aussichtslosen Kampf der sudetendeutschen Kulturschaffenden gegen die staatliche Kulturpolitik ist durch die Bewegung Konrad Henleins eine Wendung eingetreten, die die tschechische Regierung einfach zur Kenntnis nehmen muß. Alle sudetendeutschen kulturpolitischen Vereine und Verbände haben sich in die „Sudetendeutsche Partei" eingegliedert und sich ihr untergeordnet. Dadurch wurde die politische Einigung auch auf kulturellem Gebiete organisatorisch verwirklicht. Die politische Bewegung ist der einzige Garant für den kulturellen Neuaufbau, der nun einsetzt. Während die Regierung vorher durch die kulturpolitische Zersplitterung ein leichtes Spiel hatte, ist heute die staatliche Exekutive nur noch in der Lage, durch Gewalt die kulturpolitische Selbsthilfe des Sudetendeutschtums zu stören. Gewalt ist aber allemal ein schlechtes Mittel gegen schöpferische Leistung gewesen. Die sudetendeutsche kulturelle Selbstverwaltung ist daher keine Forderung an den Staat mehr, sondern eine Aufgabe der Selbsthilfe, die durchgeführt werden muß. Das entbindet den Staat aber niemals der materiellen Hilfeleistung. Aber das kulturelle Leben darf nicht mehr auf Wohl und Wehe von dem bisher nicht fördernd aufgetretenen Staatsapparat abhängig gemacht werden. Daß unser Sudetendeutschtum, das ohnedies wirtschaftlich verarmt ist, heute das als Selbsthilfe durchführen muß, was eigentlich einer gerechten staatlichen Kulturpolitik zustünde, ist wohl die härteste Anklage gegen die tschechische Machtpolitik, die man sich im nüchternen Raum der Tatsachen denken könnte.

Der Boden, auf dem die sudetendeutsche Kulturpolitik heute aufwächst, ist das Bekenntnis zur nationalsozialistischen Weltanschauung, das durch Konrad Henlein in seiner Karlsbader Rede öffentlich verkündet wurde.

Digitized by Google

Denn durch die einigende Tat Adolf Hitlers wurde die Kulturgemeinschaft aller Deutschen in der Welt auch zur weltanschaulichen Gemeinschaft. Da diese Weltanschauung aber die nationalsozialistische ist, muß heute jedes Bekenntnis zur deutschen Kulturgemeinschaft notwendigerweise auch die Bejahung der neuen kulturellen Gedanken sein. Das sind natürliche Konsequenzen, die heute Gemeingut jedes Volksdeutschen geworden sind und die durch nichts die Staatstreue der Volksgenossen zu beeinflussen brauchen — geschweige denn die Staats-Souveränität auch nur im geringsten verletzen.

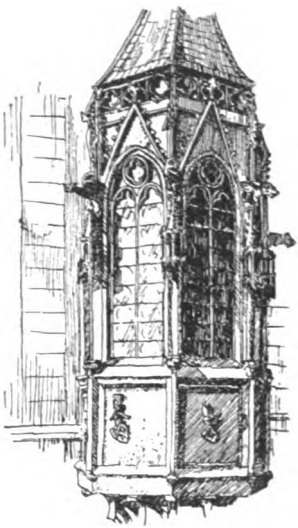
*

Auf allen schöpferischen Gebieten regen sich im Sudetendeutschtum gesunde Kräfte, die nach Leistung verlangen und der Aufgaben harren. Es gibt keinen sudetendeutschen Dichter, und sei es der weltfremdeste, den nicht einmal das Schicksal seiner Volksgruppe dazu gezwungen hätte, auch als Dichter in die großen politischen Auseinandersetzungen gestaltend einzugreifen. Waren es doch immer in der Zeit der tiefsten Unterdrückung und des tiefsten Leides die Dichter, die die Seele und das Gewissen des Volkes wach erhielten. So wie es in der Zeit der Befreiungskriege in Deutschland gewesen ist, so ist es heute bei allen Volksgruppen. Als 1918 das Sudetendeutschtum politisch mundtot gemacht wurde, flammte ein neuer politischer Wille in den Kampfgedichten eines Hans Watzlik, Ernst Leibl, Robert Hohlbaum und Erwin Guido Kolbenheyer auf. Die Grenzlandromane, die damals geschrieben wurden, mögen heute manchmal vom formalen Standpunkt kritisch betrachtet werden. Aber sie sollten Kampf und Dichtung zugleich sein. Die Dichter hatten aus einem übervollen Leide und übervollen Herzen dem Volk mehr zu sagen, als ihre formale Kraft bewältigen konnte. Der Inhalt war manchmal alles. Und so wirkten auch jene Bücher kraft ihrer Volksverbundenheit wirklich erzieherisch. Die volksdeutsche Dichtung hat der gesamtdeutschen während der letzten zwei Jahrzehnte neue gedankliche Anregungen geschenkt. Seit 1918 sind im Sudetendeutschtum ganz neue Themen erstanden, die erst in der jüngsten Zeit eine Reihe würdiger Gestaltungen erfahren haben. Und es wäre wünschenswert, wenn die musischen Gestalten unter den Politikern in Paris und London sich davon überzeugen wollten, daß der völkische Aufbruch nicht durch eine imperialistische Propaganda vom Reich aus geschürt wurde, sondern aus dem Herzen der Volksgruppe selbst sich vollzog, darum auch nicht imperialistisch, sondern nur auf die Sicherung des Volksbestandes bedacht sein kann. Das flammende dichterische Bekenntnis unserer schöpferischen Geister, deren Lied erst zündend ins Reich hinübergeschlagen hat, ist ein ewig gültiger Beweis, wie dumm die Propaganda von einem Imperialismus des Reiches ist und wie sehr es allen Deutschen nur um die Erhaltung ihres eigenen Blutes geht.

Sudetendeutsches Schrifttum soll keine eigene Geschichte haben, denn es ist immer in der gesamtdeutschen Dichtung beheimatet gewesen. Wohl aber kommen viele unserer Dichter von den großen Quellen unserer Heimat her: von Adalbert Stifter, von der Ebner-Eschenbach und von Postl-Sealsfield. Der deutsche Böhmer

Digitized by Google

Wald, der uns einen Stifter geboren hat, hat uns heute wiederum einen Hans Watzlik und einen Karl Franz Leppa geschenkt. Am Fuße der Böhmer-Wald-Berge wurde auch Friedrich Bodenreuth geboren, der mit seinem Buch „Alle Wasser Böhmens fließen nach Deutschland" auch eine gesamtdeutsche Anerkennung fand. Der Mährisch-Schlesier Gottfried Rothacker hat mit seinem „Dorf an der Grenze" dem Kampf an der Sprachgrenze gültig für den ganzen Südosten ein erschütterndes und gewiß vielen Generationen nach uns noch lebendiges Denkmal errichtet. Das ursprünglichste Erzählertalent der neuen sudetendeutschen Dichtung ist Wilhelm Pleyer, der mit seinem „Puchner" und durch die „Brüder Tommahans" sudetendeutsche Schicksale der Nachkriegsgeneration darzustellen vermochte. Als erster Sprecher des gegenwärtigen Dichtergeschlechtes darf aber Bruno Brehm*) gelten. In ihm sind der Soldat und der Dichter zu einer seltenen Einheit geworden. Wo immer er aber im Reich oder in fremden Staaten liest, dort ist er Rufer für das Volksdeutschtum schlechthin. Das muß bei Brehm besonders hervorgehoben werden, daß er als Sudetendeutscher immer das volksdeutsche und damit das gesamtdeutsche Schicksal dichterisch gedeutet hat. Deshalb müssen seine auslanddeutschen Erzählungen zu den besten seines Werkes gezählt werden. Neben diesen Dichtern müssen Namen wie Emil Merker, R. Lindenbaum, Gustav Lerch, Karl-Friedrich Kossath genannt werden. Die Jüngsten sind aber die Lyriker Josef Schneider, Friedrich Görgel und Josef Moder. (Der Verfasser Franz Höller, der sich aus Bescheidenheit nicht nennt, gehört vor allen Dingen in die Reihe der großen schöpferischen Kräfte der Jugend. Die Schriftltg.)



Das „Chörli" an der deutschen Universität in Prag

In der bildenden Kunst besitzt das Sudetendeutschtum eine uralte Entwicklungsgeschichte, die wiederum der gesamtdeutschen angehört. Für die Kunstentwicklung des späteren 19. und des beginnenden 20. Jahrhunderts macht sich freilich das Fehlen der für diese Zeit bestimmenden Kulturmittelpunkte bemerkbar. Das Sudetendeutschtum schickte seine begabtesten Talente nach Wien, die dann zumeist irgendwo im alten Österreich verschlagen wurden, immer aber der Heimat verloren blieben. 1918 konnte Prag nicht das ersetzen, was vorher München und Wien gewesen waren. Es kehrten freilich immer mehr Künstler in die Heimat zurück, und die Jüngsten haben längst begriffen, daß es eine volksdeutsche Notwendigkeit ist, auf dem Boden der Heimat zu schaffen.

*) Wir empfehlen besonders seine Werke „Apis und Este", „Weder Kaiser noch König", „Das war das Ende", „Zu früh und zu spät" (Verlag Piper & Co., München) und „Das gelbe Ahornblatt" (Adam-Kraft-Verlag, Karlsbad).

Digitized by Google

Wer sudetendeutsche Gegenwartskunst darstellen will, darf die Namen einiger Toten nicht übersehen, die als die Meister gelten dürfen: Franz Metzner, Anton Hanak, Franz Barwig, Emanuel Hegenbarth, Karl Krattner und August Brömse. Was Egger-Lienz für die Monumentalmalerei war, ist Franz Metzner für die monumentale Plastik. Wir haben heute vielleicht bei beiden Künstlern formale Vorbehalte anzumelden, aber aus ihrer Zeit ragen sie mit ihrem Werk in die Gemeinschaft der großen Meister deutscher Kulturgeschichte hinein. Als Franz Metzner den Auftrag erhielt, die Monumentalplastik des Völkerschlachtdenkmales zu Leipzig zu schaffen, war er noch nicht ausgereift. Als er dann während des Weltkrieges seinen eigentlichen Monumentalstil in den Kleinfiguren erreichte (die als Entwürfe gelten sollten), fehlten ihm die großen Aufträge. Die Plastik „Der Zusammenbruch", über deren Arbeit Metzner starb, ist heute geradezu zu einem sudetendeutschen Symbol für 1918 geworden. Das Erbe Franz Metzners lebt in Josef Mayerl, Hermann Zettlitzer und Johannes Watzal weiter. Sudetendeutscher ist auch Hugo Lederer, dessen Bismarckdenkmal in Hamburg jeden Deutschen zum letzten Male grüßt, wenn er die Heimat verläßt, oder ihm die ersten Grüße zuwinkt, wenn er aus der Fremde heimkehrt. Zwei Bildhauer von besonderer Eigenart sind der Egerländer Schloßbauer und der Erzgebirgler Oswald Hofmann. Von den sudetendeutschen Malern sind vor allem Paul Gebauer, Franz Gruß, Walter Klemm, Ernst Steidl, Heinrich Hönich und Willi Paupie zu nennen. Franz Gruß und Paul Gebauer sind während der letzten Jahre durch Freskoaufträge besonders bekannt geworden. Im Auftrag Konrad Henleins schuf Gruß in der Gedenkhalle der Gefallenen zu Eger ein hervorragendes Wandbild, das zu den bedeutendsten Kriegerdenkmälern des Sudetendeutschtums gehört*). Auf der großen sudetendeutschen Kunstausstellung 1937 wurde erstmalig eine Künstlerin vorgestellt, die zu den größten Hoffnungen junger sudetendeutscher Malerei gehört: Elisabeth Geyer-Plavec*).

Die sudetendeutsche Graphik hat durch die Schule Heinrich Hönichs neue Impulse erhalten. Ferdinand Stäger und Walter Klemm sind die Vertreter der älteren Generation sudetendeutscher Graphik. Der Wortführer der Jungen ist der Schlesier Max Geyer. Neben ihm stehen seine Kameraden Karl Prokop, Max Zeschitz, Erwin Görlach, Wilhelm Krick und Friedrich Ritschel.

Die böhmischen Musikanten haben Weltberühmtheit erlangt. Die wenigsten wissen, daß die meisten dieser bekannten Musiker nicht Tschechen, sondern Sudetendeutsche sind, die aus dem Erzgebirge, aus dem Egerlande oder dem Böhmer Walde, aus Südmähren oder Schlesien stammen. Das Land, die engere Heimat eines Schubert oder Gluck, das einem Richard Wagner seine erste Anerkennung zollte, wo Mozart, Beethoven und Karl Maria von Weber tätig waren, schenkte uns auch in der Gegenwart wiederum schöpferische Musiker. Es verdient die Volksmusik und das Volkslied heute besondere Erwähnung. Das

*) Vgl. Abbildung in Heft 1/1938 von „Wille und Macht".

Digitized by Google

historische Verdienst eines Walter Hensel, der als Sudetendeutscher die „Finkensteiner Bewegung" schuf, soll nicht unerwähnt bleiben. Zur älteren Generation der sudetendeutschen Komponisten gehören noch Fidelio Finke, Theodor Veitel und Stögbauer. Zur jüngeren Generation ist Johannes Bammer zu zählen. Für das neue sudetendeutsche Lied- und Musikschaffen mögen die Namen Hans Feiertag und Karl Michael Komma zeugen. In der sudetendeutschen Turnerjugend findet das neue Gemeinschaftssingen der deutschen Jugend seinen landschaftlichen Ausdruck.

Das sudetendeutsche Theater war bisher in Händen liberaler und jüdischer Kunstcliquen. Einzelne völkische Theaterdirektoren und Künstler konnten sich nicht durchsetzen. Im vergangenen Jahre ist auch auf diesem Gebiete ein völliger Umschwung geschehen. Das Spieljahr 1938/39 wird einen neuen Aufbau des sudetendeutschen Theaterwesens zeigen und auch hier dem Gedankengut der jungen Generation Platz schaffen.

Am Film hatte das Sudetendeutschtum bisher nur wenig aktiven Anteil. Produktion und Verleih liegen zumeist in den Händen jüdischer Makler. Seit einem Jahr beginnt aber auch ein eigenes sudetendeutsches Filmschaffen Wege zu suchen. Mit einigen kleineren Kulturfilmen hat man den Anfang gemacht, die als Vorboten einer eigenen Filmproduktion zu gelten haben.

Die sudetendeutsche Volksbildung wurde vor allem in der von Emil Lehmann gegründeten „Gesellschaft für deutsche Volksbildung" betrieben, deren Arbeit heute von Dr. Arthur Herr fortgesetzt wird.

Während des kulturpolitischen Neuaufbaues hat das sudetendeutsche Verlagswesen einen neuen Aufschwung genommen. Dabei wurde auch eine gewisse arbeitsmäßige Abgrenzung vorgenommen. Als sudetendeutscher Gemeinschaftsverlag wurde der ehemals privat geführte Adam-Kraft-Verlag, Karlsbad-Drahowitz, ausgebaut, der das wichtigste dichterische Schaffen des Sudetendeutschtums vereinigt. Im Adam-Kraft-Verlag erscheint auch die Literaturzeitschrift „Der Ackermann aus Böhmen", zu der als erzieherische Ergänzung das „Deutsche Erbe" herausgegeben wird. Beide Zeitschriften werden von Karl Franz Leppa als Schriftleiter betreut. Im Sudetendeutschen Verlag Franz Kraus, Reichenberg, sind bedeutsame wissenschaftliche Verlagswerke erschienen, so z. B. die große Adalbert-Stifter-Ausgabe.

Zwei bedeutende Zeitschriften sind Eigentum des Verlages: die kulturpolitische Zeitschrift „Volk an der Arbeit", die von Dr. Arthur Herr geleitet wird, und die Kunstzeitschrift „Kunst und Handwerk". Als dritter namhafter Verlag

Kaiserburg in Eger, unterer Teil der Doppelkapelle

Digitized by Google

ist der von R. M. Rohrer, Brünn, zu nennen. Als wissenschaftliche Zeitschrift erscheint bei R. M. Rohrer die „Zeitschrift für sudetendeutsche Geschichte", ebenso die Musikzeitschrift des Sudetendeutschtums „Die Musikblätter der Sudetendeutschen", herausgegeben von Dr. Hugo Kinzel.

Allein ein so flüchtig registrierender Überblick läßt den Reichtum im künstlerischen Leben meiner Heimat offenbar werden. Böhmen ist von jeher ein musischer Raum unter den deutschen Landen gewesen. Wer wollte das nicht spüren, wenn er die Verherrlichung dieser Landschaft in Caspar David Friedrichs Bildern schaut, wenn er Goethe liest oder selbst durch das Land leichter anmutiger Hügel und Täler wandert. Und zu den natur- und gottgegebenen Wesenszügen dieser Menschen und ihrer Erde tritt der politisch-völkische Kampf um ein freies, würdiges und deutsches Leben. Und aus dieser Synthese erhalten die musischen Genien der Gegenwart ihre Impulse.

Das Bekenntnis der Sudetendeutschen zur gesamtdeutschen Kulturgemeinschaft hieß niemals nur Teilhaben, sondern immer auch Mitschaffen am neuen Kulturbild der Gegenwart. Der sudetendeutsche Kulturschaffende ist gewiß ärmer an äußeren Gütern, aber dafür bringt er einen um so größeren inneren Reichtum mit. Er steht an der Volkstumsgrenze des deutschen Volkes als Wächter und Wahrer eines uralten deutschen Erbes: Was die Vorväter in vergangenen Jahrhunderten in diesem Raum schufen, will er dem deutschen Blute und Geiste erhalten, auf daß er vor Kindern und Kindeskindern einmal bestehen kann.

Die Wahrheit siegt!

Zeugnisse und Dokumente über die Rolle von Deutschen und Tschechen

Es gibt sehr viel Ironie in der Weltgeschichte. Es befriedigt uns tief, im tschechischen Wappen den Wahlspruch „Die Wahrheit siegt" zu lesen, denn wir wissen, daß sie siegen wird. Die Weltgeschichte hätte ihren Sinn verloren, wollte eine kleine Nation mit ihren Fälschungen und Lügen erfolgreich „historische Ansprüche" geltend machen, die zu stellen in Wahrheit der anderen Seite, also dem deutschen Volk, gebührt. Über den Streit um das Gesicht der neuen Ordnung dieses Raumes erheben sich die ewig gültigen Stimmen der Vergangenheit. Aus dem Lärm der Tageskämpfe heraus vernehmen wir das Glockengeläut der Jahrhunderte, dessen ewige Melodie mahnend einer streitenden Welt das Recht und die Wahrheit verkündet. Was wir an tschechischen Stimmen, an sudetendeutschen Zeugnissen und historischen Dokumenten an dieser Stelle wiedergeben, ist die heilige Wahrheit geschichtlicher Überlieferung. Wir schreiben sie dieser Welt ins Gewissen, wir brennen sie in die Herzen der jungen Generation unserer Tage ein, damit zu ihrem völkischen Instinkt das Wissen von einer unerschütterlichen Überlieferung und die Erkenntnis von der Ungeheuerlichkeit einer fremdvölkischen Anmaßung tritt. Sicherlich hätte eine vermittelnde tschechische

Digitized by Google

Staatspolitik, die dem Volke gelassen hätte, was des Volkes ist, den Mantel der Vergessenheit über die tiefsten Zeugnisse für das deutsche Recht in diesem Raum gebreitet; der blinde Haß eines schmutzigen Chauvinismus soll wenigstens eine entschlossene Jugend ernten, die im Bunde mit dem Recht der Jahrhunderte kompromißlos ihre Zukunft anpackt. So gellt auf den heuchlerischen Wahlspruch des Tschechentums das Echo der geschichtlichen Wahrheit zurück. Das Lebensrecht der Gegenwart wird gemeinsam mit den großen Geistern der Vergangenheit dafür Sorge tragen, daß die ewige Gerechtigkeit ihren Lauf nimmt. Die folgenden Zeugnisse und Dokumente lassen keinen Zweifel mehr, wo die Wahrheit liegt und wem die Zukunft gehört. G. K.

I.

Der Geist der Tschechen

„Sie sind demütig, wenn sie klein sind; sie sind übermütig, wenn sie sich schwachen Regierungen gegenüber befinden und sie werden hochfahrend und grausam, wenn sie im Glücke sind."

Bischof Dietmar von Merseburg
über die Elbslawen. (10. Jahrhundert)

Sobieslaus II. in einem Rechtsbrief an die Deutschen Prags 1178. (Die älteste Urkunde, die über die Deutschen Böhmens erhalten ist. Sie geht in ihrem Inhalt auf die Zeit König Wratislaws [1061—1092] zurück.):

„Ich, Sobieslaus, Herzog von Böhmen, tue kund allen Gegenwärtigen und Zukünftigen, daß ich in meine Gnade und meinen Schutz aufnehme die Deutschen, und ich will, daß sie, wie sie als Nation verschieden sind von den Tschechen, von diesen auch verschieden seien durch ihr Gesetz und ihre Gewohnheit. Ich gewähre daher diesen Deutschen zu leben nach dem Gesetz und der Gerechtigkeit der Deutschen.

Ihr sollt wissen, daß die Deutschen freie Leute sind!

Ich bewillige ihnen einen eigenen Priester, den sie sich über ihre Kirche frei wählen mögen, und ebenso einen Richter. Sie sind zu keiner Heerfahrt heerbannpflichtig, außer wenn es sich um die Verteidigung des Landes handelt.

Hat ein Tscheche mit einem Deutschen einen Rechtsstreit, in dem Zeugen für den Wahrheitsbeweis nötig sind, so soll der Tscheche gegen den Deutschen zwei Deutsche und einen Tschechen, aber verläßliche Männer, als Zeugen bringen. (Und umgekehrt.)

Wenn ein Tscheche oder ein Welscher oder wer immer einen Deutschen anklagt, so soll der oberste Richter eine Botschaft an den Richter der Deutschen senden, und der Richter der Deutschen selbst wird in jener Sache Recht sprechen, und hiebei kommt dem Kämmerer nichts weiter zu.

Welcher Ankömmling oder Gast, aus welchem Lande er immer kommt, mit den Deutschen in ihrem Gemeinwesen wohnen will, der soll das Gesetz und Recht der Deutschen annehmen.

Was immer die Deutschen begehen mögen, sie werden nicht gefangen noch in den Kerker geworfen, wenn sie Bürgen oder ein eigenes Haus haben.

Mögen die Deutschen, in welcher Sache immer, angeklagt oder schuldig befunden werden, so sollen ihre Söhne und Frauen keinen Schaden an Hab oder Ehre erleiden."

Als König Wenzel I. den alten Freiheitsbrief der Deutschen bestätigte, sagte er zum Schluß:

„Wer aber vielleicht unseren Erlaß zu verletzen wagt und die Deutschen an ihren bewilligten Rechten angreifen sollte, der soll des Verbrechens der verletzten königlichen Majestät schuldig erkannt und bestraft werden und überdies soll ihn der ewige Fluch des allmächtigen Gottes treffen gleichwie Dathan und Abiram!"

Digitized by Google

Urteile und Zeugnisse über die Hussitenkriege.

„... nie in der Geschichte wurde ein Land so verheert ..."

„... dieser Sekte Grundlage war Verfolgungen, Zugrunderichten, vollständiges Vernichten ..." Zeitgenössische Chronisten

„... in dieser Zeit der Vergeltung müßten alle Städte, Dörfer und Burgen verwüstet, zugrunde gerichtet und verbrannt werden ..." Einflußreiche Prager taboritische Geistliche

„Was ein Tscheche ist, ist ein Hauptmann." Der Hussitenführer Zizka

„Im Jahre 1421 bewegte sich das ganze Heer (der Hussiten) von Pilsen nach Komotau, wo man am 15. März anlangte und es mächtig einschloß. Die Deutschen verlästerten das sich lagernde Heer von den Mauern und drängten es am ersten Tage zurück. Am folgenden, einem Sonntag, machte das Heer einen Angriff von allen Seiten gegen Graben und Mauern. Trotzdem die Inwohner der Stadt flüssiges Pech und siedendes Wasser auf die Angreifer schütteten, drangen die Prager von der einen, die Taboriten von der anderen Seite in die Stadt und Burg ein und begannen einen Raubzug durch diese, wobei sie soviel Reichtümer vorfanden wie nie vorher irgendwo. Alle Männer der Stadt wurden ermordet oder verbrannt, nur etwa dreißig zurückgelassen, die die Toten zu begraben hatten. Und sie begruben mehr als 3500, nicht gerechnet die verbrannten Krieger, Bürger und Priester. Die feindseligen Taboritenweiber begingen ein schreckliches Verbrechen! Sie führten die Frauen und Mädchen, die ihre Männer und Väter beweinten, vor die Stadt, nachdem sie ihnen freien Abzug versprochen hatten; draußen angekommen, beraubten sie sie aber vorerst ihrer Kleider, ihrer Wäsche, ihres Geldes und aller anderen mitgenommenen Habe, sperrten sie in eine Weinberghütte und verbrannten sie, nicht einmal der Schwangeren schonend."

Zeitgenössischer Bericht (in Höfler „Geschichtsschreiber")

*

Bohuslaus Lobkowitz von Hassenstein 1507 an einen Freund:

„Einstmals, da Deutschland unter den Ottonen, Heinrichen und Friedrichen blühte, da wuchs auch unsere Macht ins Unendliche, und Böhmen galt als einer der edelsten Teile eures Reiches, jetzt aber, da euer Staatswesen wankt, wanken wir nicht nur auch, sondern brechen völlig zusammen."

Olmütz

Worte des Tschechenführers Franz Palacky:

„Wir dürfen uns nicht verhehlen, daß auch ... im 15. und 16. Jahrhundert, als wir eine nationale Regierung, tschechische Schulen und Ämter hatten, die Zahl der Deutschen in Böhmen zunahm, und ganze Dörfer und Landschaften, langsam zwar, aber genug stark, sich germanisierten. Daraus schöpfen wir die unliebsame und betrübende Erkenntnis, daß in dem Wesen beider Völker, des tschechischen und deutschen, etwas liegt, was diesem gegenüber jenem, auch abgesehen von den politischen Verhältnissen, eine größere Expansivkraft verleiht und ein dauerndes Übergewicht sichert;

Digitized by Google

daß wir irgendeinen Fehler besitzen, und zwar tief eingewurzelt, der wie ein geheimes Gift gleichsam an dem Kern unseres Wesens zehrt..." (1846)

„Ohne die gerechte Abgrenzung ist die so sehr gepriesene Gleichberechtigung der Nationalitäten eine Illusion; dann ist in Böhmen der Deutsche gleich Null. Eine unnatürliche Ehe trug nie gute Früchte, deshalb ließ man die Ehescheidungen zu. Ebenso ist die unnatürliche Länderverbindung ein Fluch der Menschheit."

(Am 22. Januar 1849 im Reichstage zu Kremsier)

„Ich beantrage folgende Ländergruppen: 1. deutschösterreichische, 2. tschechische, 3. polnische. Ich rechne nun zur ersten Österreich ober und unter der Enns, Steiermark, Kärnten, Salzburg, Deutschtirol, Vorarlberg, dann Deutschböhmen, Deutschmähren und -schlesien; zur zweiten Tschechischböhmen, -mähren und -schlesien und die Slowakei in Ungarn."

(Antrag am 23. Januar 1849 im Reichstage zu Kremsier)

„Die ausschließliche Suprematie oder besondere Bevorzugung irgendeines Stammes muß den Staat in die Länge aus seinen Fugen reißen."

(Am 23. Februar 1849 im Reichstage zu Kremsier)

„Die Zeit des Hus ist eine glorreiche Zeit des tschechischen Volkes; das tschechische Volk überragte damals durch Bildung alle anderen Völker Europas! Jene befinden sich sehr im Irrtum, die annehmen, daß die Kriegswunder, die unsere Vorfahren in den hussitischen Unruhen vollbrachten, in irgendeinem blinden Wüten, Schlagen und Zertrümmern toller Wilder bestanden und nicht vielmehr in der hellen Begeisterung des Geistes für eine Idee, in der sittlichen Wohlbehaltenheit und der höheren Aufklärung unseres Volkes."

*

„Der Hauptinhalt und Grundzug der tschechisch-mährischen Gesamthistorie ist, wie schon erwähnt, die dauernde Berührung und der Kampf des Slawentums mit Rom und dem Deutschtum ... und da Rom nicht unmittelbar, sondern fast ausschließlich nur mittels des Deutschtums mit den Tschechen in Berührung war, können wir auch sagen, daß die tschechische Geschichte überhaupt sich auf dem Kampf mit dem Deutschtum aufbaut oder auf der Annahme und Ablehnung deutscher Art und Sitte seitens der Tschechen." („Geschichte")

„Beim Egerland, meine Herren, müssen Sie haltmachen. Wenn Sie wollen, daß Ihre Rechte respektiert werden, müssen Sie auch die Rechte der Egerländer respektieren."

Palacky an Österreich (1865):

„Die Gleichberechtigung der Nationalitäten ist vor Gott und den Menschen nichts als ein Postulat der Gerechtigkeit; soll und kann uns Österreich dieselbe nicht gewähren und garantieren, so ist uns an seiner Erhaltung nichts gelegen. Aus diesem Grunde ist auch unsere vielfache Schonung und Selbstverleugnung, womit wir dem Ministerium und der Regierung zu Hilfe kamen, zu Ende. Wir sind nunmehr entschlossen, unseren eigenen Weg zu gehen, es geschehe da, was da wolle."

„Mit Phrasen des modernen Liberalismus um sich werfen, mit höherer Bildung und konstitutioneller Gesinnung prahlen, Prunkreden halten über Gerechtigkeit und Humanität und dabei doch mit Händen und Füßen an allen Bevorrechtungen und materiellen Vorteilen festhalten, die man nur auf dem Wege von Willkür und Gewalt erlangt hat, überdies noch hochmütig über diejenigen sich erheben, denen noch immer Unrecht zugefügt wird, ein solches Phariseertum gehört fürwahr unter die unerquicklichsten Bilder des jetzigen Lebens in Österreich."

Digitized by Google

Augustin Smetana (1848):

„Weh' euch Böhmen slawischen Stammes, die ihr die freigewordenen Deutschen hassen wolltet! Ihr verunehrt das Werk eurer Stammesgenossen, die so viel für uns alle gewagt, denen von uns allen der Dank des Vaterlandes, die schönste Bürgerkrone gehört... Freigewordene Völker können einander nicht hassen!"

(„Die Sendung unserer tschechischen Heimat vom allgemeinen Standpunkte")

Prag vor hundert Jahren.

„Bei der Volkszählung des Jahres 1847 hatte Prag, die vier 1784 vereinigten Städte: Alt- und Neustadt, Kleinseite und Hradschin, 66 046 Deutsch und 36 687 Tschechisch sprechende Einwohner. Demnach war damals die Hauptstadt Böhmens nahezu zwei Dritteln deutsch." (Richard Kiter, „Das Deutschtum Prags in der Vergangenheit")

Der Tscheche Havlíček im Jahre 1849:

„Die Nationalität bedeutet bei uns, daß dort, wo unser Volk wohnt, auch die Regierung tschechisch sei, und daß sowohl bei den Gerichten als den Behörden und in allen öffentlichen Angelegenheiten die Sprache des Volkes angewendet werde. Das Wort „überall, wo unser Volk wohnt", nehmen wir im ehrlichen Sinne. Wir verlangen, daß die Nationalitäten zu Zwecken der Landesverwaltung in angemessener Weise arrondiert werden. Nach diesem Grundsatz überlassen wir die Gegenden in Böhmen, in denen die Deutschen geschlossen beieinander wohnen, der deutschen Verwaltung."

Von den tschechischen Einwanderern im deutschen Sprachgebiet verlangt Havlíček, „daß sie die Sprache sprechen, die man in der neuen Heimat spricht, und sich den Gebräuchen fügen, die dort heimisch sind".

Sie richteten sich an deutscher Kultur auf

„Die Wiedergeburt des tschechischen Volkes oder, besser gesagt, das Erwachen eines tschechischen Volksbewußtseins — das zähe, lebenskräftige tschechische Bauernvolk hatte ja nie aufgehört zu bestehen — begann sich allmählich seit dem letzten Jahrzehnt des ausgehenden 18. Jahrhunderts zu vollziehen. Damals stand es um seine Sprache schlecht. Der Historiker Pelzel, der Slawist Dobrowsky schätzten ihre Lebensdauer nur mehr als kurz bemessen ein und sahen ihr allmähliches Erlöschen als unvermeidbares Schicksal an, zumal das Tschechische als Literatursprache bereits so gut als zu bestehen aufgehört hatte."

„Die völkische Wiedergeburt der Tschechen war wie die der Deutschen zuerst eine literarische, dann auch eine politische. Die literarische Vorbereitung geschieht unter deutschen Einflüssen. Lehrer und Bücher, an denen sich die Tschechen bildeten, ehe sie darangingen, die Entwicklung ihres Volkes selbst zu lenken, waren deutsche. Selten hat irgendwo eine stärkere Kulturübertragung stattgefunden, als in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in den Sudetenländern. Die von den Deutschen umfaßten, von Deutschen durchsetzten Tschechen richteten sich völlig an deutscher Kultur auf, und erst später machen sich, als das slawisch-nationale Selbstbewußtsein gestiegen war, die bewußten Versuche zur Abkehr von den deutschen Vorbildern bemerkbar. Es ist bezeichnend, daß die ersten wissenschaftlichen Werke der Tschechen durchaus deutsch geschrieben waren."

(Dr. Hugo Hassinger in seinem Buche „Die Tschecho-Slowakei")

Der Führer der Tschechen F. L. Rieger (1867):

„Töricht wäre wahrhaftig jede Nation, die sich in unserem Zeitalter einbildete, daß sie deshalb, weil sie in diesem oder jenem Lande zufällig in der Minderheit ist, eine andere Nation unterdrücken könne. Eine solche Torheit würde sich in kurzer Zeit an jedem Volke rächen. Auch von uns behauptet man des öfteren, daß wir in bezug auf unsere deutschen Landsleute etwas Derartiges beabsichtigen. Ich kann ihnen bei meiner Ehre und

Digitized by Google

bei Gott versichern, daß eine solche Absicht bei uns nicht besteht. Wenn ihr schon nicht an unsere Ehrlichkeit glauben könnt, so vertraut wenigstens unserer Klugheit. Wir wissen ganz gut, daß wir den Grenzen des Deutschen Reiches zu nahe sind, als daß wir auf unsere deutschen Landsleute irgendeinen Druck ausüben könnten...“

*

„Nur Präsident Masaryk war bemüht, den Deutschen entgegenzukommen, während sich die Regierung, die in dieser Angelegenheit höchste Autorität ist, niemals an die Öffentlichkeit mit der Belehrung gewandt hat, daß auch die Deutschen unsere Mitbürger sind. Kein Schriftsteller, kein Politiker, keine Organisation trat konsequent und systematisch für ihren Schutz ein. Unter diesen Umständen mußte es den Deutschen schwerfallen, zu erklären, daß sie diesen Staat anerkennen.“ (Prof. Emanuel Rádl)

Worte T. G. Masaryks:

„Oft denke ich mir: Wenn uns so heute der Kaiser den tschechischen Staat hinwerfen würde, würden die Schwarzen aus Afrika schauen kommen, was für Leute er an der Spitze hat.“ (Am 21. Januar 1906 in Trautenau)

„Das von den Deutschen bewohnte Gebiet ist unser Gebiet und wird unser bleiben ... Wir haben unseren Staat gebildet, dadurch wird die staatsrechtliche Stellung unserer Deutschen bestimmt, welche ursprünglich als Emigranten und Kolonisten ins Land kamen.“

(Masaryk in seiner ersten Botschaft als Staatsoberhaupt an die Tschechische Nationalversammlung am 22. Dezember 1918)

„Der Staat, der sich vor den Kundgebungen seiner Bürger fürchtet, der unbequeme Äußerungen oder gedruckte Worte mit Gewalt unterdrückt, kann heute keine Achtung finden.“

*

„Kein Staat, keine Nation kann ohne Einvernehmen und Zusammenarbeit mit den Nachbarn und den übrigen Staaten leben. Die kleineren Staaten, namentlich wir bei unserer geographischen Lage, können ohne die Sympathien der Nachbarn und der übrigen Nationen nicht sicher bestehen.“

*

Aus seinem Buche „Das neue Europa — der slawische Standpunkt“:

„Die Tschechen haben stets den Ruf nach Gleichberechtigung, nicht nach Oberherrschaft erhoben. Der tschechoslowakische Staat wird, mit Rücksicht auf seine zentrale Lage, stets ein Interesse daran haben, daß den deutschen und den anderen kleinen Minderheiten alle Rechte garantiert werden.“

*

„Die Festsetzung der ethnographischen Grenzen wird nach dem Kriegstaumel vielleicht in einigen Fällen eine bloße provisorische und zeitlich bemessene Maßregel sein; sobald sich die Nationen beruhigt und das Prinzip der Selbstbestimmung angenommen haben werden, könnte die Berechtigung der ethnographischen Grenzen und Minderheiten ohne Aufregung und auf Grund von sachlichen Erwägungen durchgeführt werden. Dies um so eher, als die Minderheiten nicht mehr unterdrückt sein werden; die freien Minderheiten werden in der Organisation Europas eine große Rolle zu spielen haben; es wird ihre Aufgabe sein, die Entwicklung echter Internationalität zu fördern.“

*

„Wenn Europa in Wahrheit demokratisch werden, und wenn ein dauerhafter Friede eintreten soll, so ist eine radikalere Lösung der Nationalitätenprobleme notwendig. Trotzdem ist unter den gegebenen Umständen mit der Tatsache zu rechnen, daß auch im erneuten

Digitized by Google

Europa nationale Minderheiten und somit auch gemischte Staaten weiter bestehen werden. Es wird sich aber darum handeln, daß diese Minderheiten möglichst klein und daß die Staaten nach Möglichkeit nur von einer Nation bewohnt seien."

*

„Die politische Selbständigkeit ist für eine sich der Bedeutung ihres Selbst bewußte, gebildete Nation eine Lebensnotwendigkeit. Je denkender ein Volk ist und je energischer, desto schwerer trägt es die fremde Oberherrschaft."

(Die deutsche Ausgabe des Buches erschien 1922)

Der tschechische Professor Dr. Emanuel Rádl:

„Die Kultur, die vom Westen her zu den Tschechen kam, kam in Wirklichkeit aus Deutschland. Die kulturelle Grundlage des mittelalterlichen Lebens, die Städteordnung, der Handel, der Bergbau, das Leben des Adels und das Christentum wurden bei den Tschechen nach deutschem Muster, oft von den Deutschen selbst eingeführt. Die Städte in Böhmen z. B. wurden von den Deutschen gegründet, und erst später begannen die Tschechen dorthin zu ziehen, wo sie von den alteingesessenen Deutschen meist ohne Widerstand aufgenommen wurden, so daß diese Städte rasch tschechisch wurden."

*

„Das Schlagwort von der Germanisierung des Landes läßt nur die Aspirationen der Tschechen erkennen, deutsches und gemischtsprachiges Gebiet zu tschechisieren. Aspirationen, die sittlich nicht zu rechtfertigen sind."

T. G. Masaryk über die Autonomie:

„Wer im Ernst die Freiheit und soziale Gerechtigkeit will, der muß in concreto für die politische Autonomie arbeiten ... Wenn Schlesien ein administratives Ganzes vorstellt, warum könnte nicht auch Böhmen in zehn, Mähren in vier Kreise zerfallen ... Das Territorium der Kreise wie auch der Bezirke sei, wo möglich, sprachlich getrennt. ‚Ich Herr, du Herr', sage ich mit Havlíček."

„Die nötigen Sprachenverordnungen möchten ungefähr folgende sein: In den böhmischen Ländern sind alle drei Landessprachen (in Schlesien die polnische) Amtssprachen. Die Amtssprache der Behörden richtet sich nach der Sprache der Mehrheit der Bevölkerung, die der Behörde dient. Die Behörden korrespondieren miteinander in ihrer Sprache ... Die Zentralbehörden sind utraquistisch."

„Die Regierung, indem sie einseitig die vermeintliche Notwendigkeit einer einzigen Amtssprache festhält, begeht alle Fehler des chauvinistischen Nationalismus und fördert diesen geradezu."

(5. April 1896, „Die Zeit", Band 7, Nr. 82)

Der Präsident Masaryk hat anläßlich der Feier des 10jährigen Bestandes der Tschecho-Slowakischen Republik am 28. Oktober 1928 wörtlich gesagt:

„Die Demokratie sucht sich gegenüber dem Absolutismus durch Teilung der Macht zu schützen; es ist bekannt, daß die Staatsrechthistoriker, aber auch die praktischen Politiker in dieser Sache große Schwierigkeiten finden. Die Demokratie ist schließlich nur eine Autonomie, eine Selbstverwaltung der Bürgerschaft und jedes einzelnen Bürgers; in der Demokratie ist daher die Forderung der Selbstverwaltung und Autonomie von selbst gegeben; wenn in einem Staat mit zahlreicher und mit national und kulturell ungleicher Bevölkerung alle mitregieren sollen, wenn sich alle selbst lenken sollen, ist die Teilung der politischen Macht auch nach den

Digitized by Google

gegebenen Unterschiedlichkeiten der Bevölkerung erforderlich. Darüber belehrt uns bereits unsere kurze Verfassungsentwicklung. Ich habe daher immer und ganz bewußt die Selbstverwaltung und die territoriale Autonomie und die sogenannte qualifizierte korporative Autonomie gefordert."

*

„Wenn es im Himmel einen Herrgott gibt, dann muß er mit Pech und Schwefel über die Deutschen kommen und sie vernichten, wie er einmal Sodom und Gomorrha vernichtet hat."

Ein tschechischer Augustinermönch am Grabe eines tschechischen Arbeiters in Brünn 1905

Ministerpräsident Dr. Kramarsch in der ersten Sitzung der Revolutionären Nationalversammlung am 14. November 1918:

„Im Namen der ersten Regierung der freien Tschecho-Slowakischen Republik kann ich hier erklären, daß das deutsche Volk, das innerhalb unserer Grenzen wohnt, keine Angst um seine nationale Entwicklung haben muß. Treu unserer Vergangenheit und ihren demokratischen Traditionen wollen wir unsere deutschen Mitbürger in keiner Beziehung in ihrer kulturellen und sprachlichen Entwicklung verkürzen. Es wird unser Stolz und unser Bestreben sein, daß kein Nichttscheche sich bei uns bedrückt und unfrei fühlt." (!)

Memoire III, Abschnitt VI:

„Es ist absolut notwendig, genau zu wissen, wie die Deutschen in dem tschecho-slowakischen Staate künftig behandelt werden. Die Tschecho-Slowakische Republik ist, eintretenden Falles, nicht nur bereit, das gesamte, durch die Friedenskonferenz der Minderheiten eingeführte internationale Recht anzunehmen, sondern sie ist auch noch bereit, über ein solches Recht hinauszugehen und den Deutschen alle Rechte zu geben, die ihnen zukommen.

Die Tschecho-Slowakische Republik wird ein absolut demokratischer Staat sein: alle Wahlen werden nach dem allgemeinen, gleichen und direkten Wahlrecht vor sich gehen; alle Ämter werden allen Staatsbürgern zugänglich sein; die Sprache der Minderheiten wird überall zugelassen sein; das Recht, ihre eigenen Schulen, ihre Richter und ihre Gerichtshöfe zu haben, wird niemals irgendeiner Minderheit bestritten werden.

Um zusammenzufassen: Die Deutschen würden in Böhmen dieselben Rechte haben wie die Tschecho-Slowaken. Die deutsche Sprache würde die zweite Landessprache sein, und man würde sich niemals irgendeiner Unterdrückungsmaßnahme gegen den deutschen Bevölkerungsteil bedienen. Das Regime würde ähnlich dem der Schweiz sein." (Von Dr. Benesch 1919 der Pariser Friedenskonferenz überreicht)

*

„Ich habe das kommen sehen, ich habe immer gesagt, daß wir es nicht zustande bringen uns selbst zu regieren."

(Der Tscheche Dr. Zeithammer auf seinem Sterbebette 1919)

Egerländer Bauernhof bei Falkenau

Digitized by Google

Die „Minderheitenartikel" des Friedensvertrages von Saint Germain:

Art. 7. Alle tschecho-slowakischen Staatsbürger werden vor dem Gesetz gleich sein und gleiche bürgerliche und politische Rechte ohne Ansehung der Rasse, Sprache oder Religion genießen. Keinerlei Beschränkung wird den tschechoslowakischen Staatsbürgern auferlegt bezüglich des Gebrauches irgendeiner Sprache im privaten oder Handelsverkehr, in allen Angelegenheiten der Religion, der Presse oder öffentlichen Kundgebungen welcher Art immer oder in öffentlichen Versammlungen. Ungeachtet dessen, daß die tschecho-slowakische Regierung eine Amtssprache einführte, wird den tschechoslowakischen Staatsbürgern anderer als tschechischer Sprache angemessene Möglichkeit gewährt werden, vor Gericht ihre Sprache mündlich oder schriftlich zu gebrauchen.

Art. 8. Tschecho-slowakische Staatsbürger, die nationalen, religiösen oder sprachlichen Minderheiten angehören, werden rechtlich und tatsächlich unter den gleichen Garantien die gleiche Behandlung erfahren wie die übrigen tschecho-slowakischen Staatsbürger. Insbesondere werden sie das gleiche Recht der Gründung, Leitung und Verwaltung von humanitären, religiösen und sozialen Anstalten, Schulen und Erziehungsanstalten auf eigene Kosten haben mit dem Recht, frei ihre Sprache zu gebrauchen und ihre Religion auszuüben.

Art. 9. Was den öffentlichen Unterricht anbelangt, wird die tschecho-slowakische Regierung in den Städten und Bezirken, in denen ein bedeutender Bruchteil tschecho-slowakischer Staatsbürger anderer als tschechischer Sprache angesiedelt ist, angemessene Gelegenheit bieten, daß den Kindern dieser tschecho-slowakischen Staatsbürger Unterricht in ihrer Sprache zuteil wird. Ebenso wird diesen Minderheiten ein angemessener Anteil an dem Genuß und der Benutzung jener Beträge gesichert, welche für die Erziehung, die Religion oder humanitäre Zwecke aus öffentlichen Mitteln auszuwerfen sind.

Dr. Benesch als Kronzeuge für die nationale Selbstverwaltung

Dr. Beneš in seinem Buche „Le problème autrichien et la question tchèque" (Das Problem Österreich und die tschechische Frage, 1908):

Zunächst behandelte Dr. Beneš den Ausgleich von 1890, den er nicht so schlecht findet, wie andere tschechische Führer, und sagt dann, er hätte den Tschechen einige ernste Zugeständnisse gebracht; die Idee der Bildung von Verwaltungsgebieten, die soweit als möglich nur Bewohner derselben Rasse enthielten, wäre ausgezeichnet, und diejenigen, die heute nur eine etwas ernste Lösung des Problems vorschlagen, könnten lediglich von diesem Grundsatze ausgehen. Es scheine die unausweichliche Bedingung jeder Lösung der tschechischen Frage zu sein. Und weiter sagt er über die Errichtung der national getrennten Kreisverwaltung: „Gewiß wird sie die Kämpfe niemals ganz unterdrücken, aber viele Streitursachen vermeiden. Der Staat wird den Nationen die Sorge überlassen, sich nach ihrem Gutdünken selbst zu verwalten; er braucht nur die Ordnung und die Regelmäßigkeit des politischen Lebens zu sichern. Jede Nationalität wird sich entsprechend ihren Hilfsmitteln selbst entwickeln, und der Staat wird nicht mehr versucht sein, die eine oder die andere zu begünstigen." Und endlich erklärt Dr. Beneš ganz bestimmt: „In der Tat ist die Versöhnung der beiden Völker in Böhmen nur möglich, wenn die beiden Nationen autonom sind, sie eines vom anderen getrennt werden."

So klar und deutlich hat außer Masaryk wohl kaum ein anderer tschechischer Politiker das nationale Problem gesehen wie der junge Beneš. Es ist für unseren politischen Kampf belanglos, daß er heute andere Wege geht. Es war nur der Beweis zu führen, daß die bedeutendsten Führer des tschechischen Volkes zu guten Zeiten anerkannten, daß die nationale Selbstverwaltung die einzige Möglichkeit ist, die nationale Frage zu lösen.

Ministerpräsident Dr. Kramarsch:

„Ich schäme mich in die Seele hinein, wenn ich erfahre, daß in einer deutschen Stadt deutsche Tafeln heruntergerissen werden ... Jede Tafel, die zerschlagen wird, wird die Tschecho-Slowakische Republik mit ihrer Zukunft bezahlen."

(Am 20. Dezember 1918 im Parlament)

Digitized by Google

„Wir müssen den Weg einer Verständigung mit den Deutschen suchen und müssen eine Politik machen, die den Deutschen ermöglicht, sich in unserer Republik zu Hause zu fühlen. Durch keinerlei Gesetz, durch keinerlei Kolonisation kann man die drei Millionen Deutschen in drei Millionen Tschechen verwandeln. Wer solche Pläne hat — und es gibt solche Leute — ist ein Wahnsinniger und noch dazu ein gefährlicher Wahnsinniger."

(Der derzeitige tschechische Stellvertretende Ministerpräsident, Abg. Dr. Bechyne, am 18. Dezember 1919 bei einer Kundgebung in Olmütz)

*

„Die zehn Gebote des tschechischen Volkes."

Im Februar 1919 wurde nachstehender Aufruf in allen tschechischen Haushaltungen Prags verteilt und an den Häusern und Plakatsäulen veröffentlicht, ohne von der Staatsanwaltschaft oder Polizeibehörde beanstandet zu werden.

Wir rufen

in einer für die Zukunft unseres Staates äußerst wichtigen Zeit das gesamte tschecho-slowakische Volk auf, indem wir den alten, aber guten und gesunden Wahlspruch „Gleiches zu Gleichem" beleben und zur vollen Geltung bringen wollen; dieser Wahlspruch umfaßt nachstehende 10 Gebote:

1. Unterstützt ausschließlich nur tschechische Geschäfte, Gewerbe und Industrien, verlangt überall tschechische Erzeugnisse, bezieht alle Bedürfnisse ausschließlich nur in Geschäften und Handlungen, von denen ihr schon von vornherein überzeugt seid, daß die Eigentümer rein tschecho-slowakischer Nationalität sind und ihre Einkäufe nur in tschechischen Fabriken besorgen.

2. Wählt euren Arzt, euren Rechtsvertreter, den Hauslehrer usw. nur aus tschecho-slowakischen Kreisen und stellt deren nationale Reinheit sicher, indem ihr euch nicht mit einem oberflächlichen Urteile begnügt.

3. Verhandelt in allen Geschäften und Ämtern nur in eurer Muttersprache, verlangt nur tschechische Aufschriften und Drucksorten, korrespondiert nur tschechisch und beharrt auf tschechischer Antwort; deutsche Zuschriften und Angebote sendet zurück.

4. Kauft und lest tschechische Bücher, pflegt tschechische Musik und Kunst, tschechische und slowakische Eigenheiten, besucht nur tschechische Theater und Konzerte. Erlernt vollkommen eine der Sprachen der uns verbündeten Völker, pflegt deren Literatur, befaßt euch mit ihrer Kunst und Musik, reist in ihre Länder und macht euch mit ihrem Volke und ihrer Kultur bekannt.

5. Vermeidet die deutsche Art des Denkens, der Benennungen und Bezeichnungen; löscht die Spuren der deutschen Kultur aus eurem Leben, aus eurer Häuslichkeit, eurer Wohnung und euren Unterhaltungen. Lest keine deutschen Unterhaltungszeitungen und Bücher, vollendet eure Studien auf Grundlage französischer und englischer Lehrbücher, befreit euch von der Atmosphäre der deutschen Wissenschaft und der deutschen Kunst.

6. Versichert euch ausschließlich nur bei tschechischen Versicherungsanstalten.

7. Besucht und empfehlt nur tschechische Kaffeehäuser, Gasthäuser und Unterhaltungslokale; verlangt überall die ausschließliche Benutzung unserer Sprache bei allen Aufschriften und bei der Bedienung, verlangt überall tschechische und unserer Verbündeten Zeitungen und lehnt deutsche illustrierte Zeitungen ab.

8. Besucht tschechische Bäder und Sommerfrischen, wandert durch die schöne Slowakei und Lausitz, sprecht auf der Reise nicht deutsch und zwingt in der Fremde zur Achtung für unsere Sprache und unser Volk. Fahrt zum Vergnügen weder nach Wien noch nach Berlin oder in andere deutsche Städte und Gegenden, besucht die Bäder am Baltischen Meere nicht.

9. Wählt eure Freunde, Stammtischgäste und Bekannte nur aus Personen, deren tschechische Gesinnung unzweifelhaft ist. Pflegt keine Verbindungen mit Angehörigen uns feindlicher Nationen, führt die Reinigung unseres nationalen Lebens in der Familie, der Gesellschaft, in den Ämtern und der Öffentlichkeit durch.

10. Organisiert euch in unseren politischen Parteien und Vereinen, sorgt dafür, daß in unseren Organisationen nicht uns feindliche Elemente vorkommen.

Tschecho-slowakische Frauen!

Führet alle diese Grundsätze genau und dauernd durch, übt in jeder Richtung eure nationale und patriotische Pflicht!

(Die Veröffentlichung des Materials wird fortgesetzt. Schriftleitung.)

Digitized by Google

Die „Minderheitenartikel“ des Friedensvertrages

Art. 7. Alle tschecho-slowakischen Staatsbürger
gleiche bürgerliche und politische
oder Religion genießen. Keinerlei Beschränkung
bürgern auferlegt bezüglich des Gebrauches
Handelsverkehr, in allen Angelegenheiten
Kundgebungen welcher Art immer oder in
daß die tschecho-slowakische Regierung
slowakischen Staatsbürgern anderer
gewährt werden, vor Gericht ihre

Art. 8. Tschecho-slowakische Staats
Minderheiten angehören, wer
Garantien die gleiche Behan
Staatsbürger. Insbesondere wer
Verwaltung von humanitären,
anstalten auf eigene Kosten
ihre Religion auszuüben.

Art. 9. Was den öffentli
gierung in den Städten und
scher Staatsbürger an
messene Gelegenheit biet
Unterricht in ihr
angemessener Anteil an
für die Erziehung, die
zuwerfen sind.

Dr. Benesch als

Zunächst behau
wie andere tsch
geständnisse ge
möglich nur
heute nur ein
Grundsatze
schen Frage
Kreisverm
Streitursa
ihrem Ge
des poli
mitteln
andere
die Be
autono

So
das
Kam
daß
nat

Mi

Der Wächter

Der Brunnen

Du Born, der in Tiefen letzter Fülle führt,
wo ewig urmild quillt und Klarheit reift,
vom Menschen Wandel um dich bleibst du unberührt,
wenn deine Wurzel tief in Erde greift.

Du Brunnen, einfamtief und klarheitvoll!
Unendlich reich verschenkst du deine Flut.
Dein Leben ist, was immer aus dir quoll,
und ewig licht erstrahlet deine kühle Glut.

Aus dunklem Grunde schenkst du Reinheit immerfort,
in Einsamkeit gesammelt und der Sonne fern,
in dir wird offenbar uraltes Schöpferwort:
O nicht des Tages, doch der Tiefe Stern!

Digitized by Google

Der Ring

Wir ſtehen ſtumm in dunkler Feierhalle,
Die müden Kerzen atmen ſchwer,
Und unſre jungen Jahre rufen alle
Den Anbruch neuerwachſner Wiederkehr.

Nun fließt durch Herz und offne Seelentiefen,
Durch dichtes Schweigen ſtiller Schwur...
Gebote Gottes, die uns fordernd riefen,
Sind unſres Ringes Horcher nur.

Um uns verlöſchen Lichter einer andren Zeit,
Und Fackeln zünden wir an Kerzen an!
Was wir jetzt wollen, greift in Himmel weit,
Doch unſer Pflug ſchürft in der Erde Plan.

Gott in unſrer Welt

Der Gott, den nur die Träumer rufen,
Weil ſie ihn brauchen als den Teppich ihrer Welt,
Der Gott floh längſt des echten Hauſes Stufen,
Doch Gott, der Eine, den wir handelnd neu erſchufen,
Dem ward noch nicht die Heimſtatt heut erſtellt.

Hat Gott nicht ſelbſt die Welt entgöttern laſſen,
Als man ſein Bild als Götzen laut verehrt?
Ließ er uns nicht verirr'n und haſſen
Und trieb uns zweifelnd durch der Öde Gaſſen,
Daß in uns auferſteh' des nackten Menſchen Wert.

Das Volk muß ſeine Kirchen neu erbauen.
Der Glaube, der uns trägt, lebt der Gemeinde nur.
Es wächſt das Volk in neuem Gottvertrauen,
Auf ſeine Taten wird der Eine wieder ſchauen,
Denn all ſein Schaffen iſt vor ihm ein Schwur.

Wollt ihr drum ferner Gott in Bitten käuflich machen?
Schaut, herrſcheriſch, ſein ſtrahlendes Gewand!
Im neuen Volk wird Gott ſich ſelber neu entfachen:
Wir fühlen, männlich ſtolz, ſein nahendes Erwachen
Und grüßen ihn, der in uns auferſtand!

Digitized by Google

Außenpolitische Notizen

Virginio Gayda, Rom:

Europäische Momente

Haben jene Optimisten recht, die vom Beginn einer Klärung des europäischen Horizontes sprechen? Wir glauben nicht, daß sie recht haben!

Der einzige Grund für einen solchen europäischen Optimismus liegt in der Haltung der totalitären Staaten begründet: Deutschland und Italien. Diese Mächte sind es ja doch, die man wohl zwar täglich eines aggressiven Geistes und Programms anklagt, die aber allein den festen Vorsatz zeigen, sich jedes Angriffs zu enthalten. Keineswegs aber ist dasselbe von anderen europäischen Staaten zu sagen. Ihre Provokationen, ihre aggressiven Schritte — und diese nicht etwa nur doktrinärer Art! — gegen Deutschland und Italien sind tägliche Ereignisse, die die Geduld dieser Staaten auf eine harte Probe stellen. Diese Geduld aber kann nicht unbegrenzt sein, ohne daß sie schließlich zur Feigheit wird oder den Verrat an einer moralischen Verpflichtung gegenüber der nationalen Würde bedeutet. Außer diesen erbitterten und gefährlichen Herausforderungen aber erscheint die Haltung und die Aktion einiger Mächte alarmierend, weil sie den nationalen Realitäten der anderen Völker, den einfachsten Notwendigkeiten einer europäischen Ordnung, der unerbittlichen Dynamik der Geschichte nicht gerecht werden.

Dieser allgemeine Zustand aber ist es, der bedingt, daß alle gegenwärtigen großen europäischen Probleme noch offen, ungelöst und zugespitzt bleiben. Es sind vier solcher Fragen von verschiedener Bedeutung und Größe: Spanien, die Tschecho-Slowakei, die Klärung der englisch-französischen Beziehungen zu Deutschland und Italien und schließlich im weiteren Sinn die Frage eines friedlichen und ehrenvollen Zusammenlebens der Demokratien mit den totalitären Staaten überhaupt.

Fortdauer der spanischen Krise

In der spanischen Frage besteht heute kein Zweifel mehr an dem nationalen Sieg General Francos. Vom internationalen Standpunkt aus liegen die Dinge anders. Hier erhebt sich die Frage nach der Stellung, welche die verschiedenen großen europäischen Mächte dem neuen Spanien gegenüber einnehmen werden. Unter diesem Gesichtspunkt wird heute das Problem der ausländischen Freiwilligen gesehen, das auf einmal nach zwei Jahren vergeblicher Vorstellungen durch Rom und Berlin die Regierungen in Paris und London erregte. In der Beteiligung von Freiwilligen verschiedener Nationen will man die verschiedenen Absichten erblicken, sich auf dem Gebiet und zur Einflußnahme auf die politische Ausrichtung des neuen Spaniens festzusetzen. Italien hat von sich aus bereits erklärt und bewiesen, daß es solche Absichten in seinem politischen Plan nicht gibt. Es hat dies dokumentiert im Gentlemenagreement vom 2. Januar 1937 und in der am 16. April 1938 in Rom unterzeichneten Regelung des italienisch-englischen Akkords. Gemeinsam mit Deutschland ist es außerdem Italien zuerst gewesen, das seit August 1936 eine Verpflichtung aller europäischen Regierungen vorschlug, sich jeder Art von Einmischung — inbegriffen die Entsendung von Freiwilligen — zu enthalten. Heute hat dasselbe Italien, wiederum gemeinsam mit Deutschland, ohne Zögern seine Zustimmung zu dem neuen Modus gegeben, wie ihn die englische Regierung im Londoner Nichteinmischungsausschuß über die Zurückziehung der Freiwilligen vorschlug.

Noch aber spricht alles dafür, als wolle man in zweideutigen Gewässern fortsegeln. Über unterzeichnete und gesiegelte Papiere hinaus ist das Problem der Freiwilligenfrage in seiner praktischen Durchführung noch fern von einer sicheren Lösung. Die Optimisten erwarten diese endgültige Lösung für Dezember. In fünf Monaten aber wird noch viel Wasser unter den ersten Brücken hinwegfließen, und viele Ereignisse wie Überraschungen können sich in Europa und auf seinen Meren bis dahin begeben.

Offensichtlich sind es vor allem die quertreiberischen Machenschaften Barcelonas, das immer mehr beweist, wie sehr seine Ergebenheit nicht im geringsten den Interessen des spanischen Volkes, sondern den Befehlen

Digitized by Google

Digitized by Google

Außenpolitische Notiz

Virginio Gayda, Rom:

Europäische Momente

Haben jene Optimisten recht, die vom Beginn einer Klärung des europäischen Horizontes sprechen? Wir glauben nicht, daß sie recht haben!

Der einzige Grund für einen solchen europäischen Optimismus liegt in der Haltung der totalitären Staaten begründet: Deutschland und Italien. Diese Mächte sind es ja doch, die man wohl zwar täglich eines aggressiven Geistes und Programms anklagt, die aber allein den festen Vorsatz zeigen, sich jedes Angriffs zu enthalten. Keineswegs aber ist dasselbe von anderen europäischen Staaten zu sagen. Ihre Provokationen, ihre aggressiven Schritte — und diese nicht etwa nur doktrinärer Art! — gegen Deutschland und Italien sind tägliche Ereignisse, die die Geduld dieser Staaten auf eine harte Probe stellen. Diese Geduld aber kann nicht unbegrenzt sein, ohne daß sie schließlich zur Feigheit wird oder den Verrat an einer moralischen Verpflichtung gegenüber der nationalen Würde bedeutet. Außer diesen erbitterten und gefährlichen Herausforderungen aber erscheint die Haltung und die Aktion einiger Mächte alarmierend, weil sie den nationalen Realitäten der anderen Völker, den einfachsten Notwendigkeiten einer europäischen Ordnung, der unerbittlichen Dynamik der Geschichte nicht gerecht werden.

Dieser allgemeine Zustand aber ist es, der bedingt, daß alle gegenwärtigen großen europäischen Probleme noch offen, ungelöst und zugespitzt bleiben. Es sind vier solcher Fragen von verschiedener Bedeutung und Größe: Spanien, die Tschecho-Slowakei, die Klärung der englisch-französischen Beziehungen zu Deutschland und Italien und schließlich im weiteren Sinn die Frage eines friedlichen und ehrenvollen Zusammenlebens der Demokratien mit den totalitären Staaten überhaupt.

Fortdauer der spanischen Krise

In der spanischen Frage beste
heute kein Zweifel mehr an dem nationa
Sieg General Francos. Vom interna
nalen Standpunkt aus
anders. Hier erhebt sich
Stellung, welche die
europäischen Mächte
gegenüber einnehmen
Gesichtspunkt wird he
ausländischen Freiwi
einmal nach zwei Je
stellungen durch Ro
gierungen in Paris
der Beteiligung
schiedener Nation
schiedenen Absicht
Gebiet und zur
tische Ausrichtun
zusetzen. Italie
erklärt und ber
in seinem pol
hat dies d
agreement v
am 16. Apri
Regelung d
Gemeinsam
Italien zu
eine Ver
gierunge
mischung
Freiwill
dasselb
Deutsch
zu den
engli
misch
der

ma
Ul
h
i
f

RUMUNSKO

Digitized by Google

MAPKA Č. 5.

Odra
Berlin
Branibor (Frankfurt)
Warta
Poznań (Posen)
Krosno
Leszno
Wrocław (Breslau)
Dresden
Labe (Elbe)
Litoměřice (Leitmeritz)
Ohře (Eger)
Klatovy (Glatz)
PRAHA
Plzeň (Pilsen)
Vltava
(TSCHECHIEN)
Brno
Budějovice
Jizera (Isar)
Passau
Linec
Vídeň (Wien)
Mnichov (München)
Inn (Inn)
Solnohrad (Salzburg)
Kufstein
MITTELMARK
Enns
Mur
Mosr/m
Solca
ITALIE
SRBSKO
(SERBIEN)
1:3,400.000
Digitized by Google

Digitized by Google

Moskaus dient. Nicht minder offenkundig aber sind die Verlegenheiten und Unsicherheiten der französischen Regierung, einer Regierung, die sich als Großlieferant des roten Spaniens gezwungen sieht, die Notwendigkeiten einer englischen Politik mit den entgegengesetzten Forderungen der extremen Parteien zu vereinen, die die parlamentarische Majorität und die Straßen beherrschen und die dazu auch noch die Mißstimmung Moskaus zu beschwichtigen hat, das auf Grund des peinlichen Sowjetpaktes in Paris zu kommandieren wünscht. Heute aber steht eines fest: Bevor nicht ernsthaft die Zurückziehung der roten Freiwilligen aus Spanien beginnt, kann auch nicht an eine solche Aktion für Italien und Deutschland gedacht werden. Die für die Nationalen kämpfenden Freiwilligen sind erst nach den roten Freiwilligen nach Spanien gekommen, um zugunsten der spanischen Wahrheit und Wirklichkeit ein Gleichgewicht wiederherzustellen, das durch die fremde Einmischung zugunsten einer importierten roten Ideologie auf das schwerste verletzt worden war.

International gesehen, ist also das spanische Problem auch weiterhin verworren, dunkel und voll des Unbekannten. Gleichzeitig aber fährt es fort, wie die täglichen Ereignisse beweisen, spekulativen und aggressiven Bewegungen demokratischer und umstürzlerischer Herkunft gegen Deutschland und Italien zu dienen, Vorgänge, die von dem begrenzten spanischen Kampffeld aus ihre Rückwirkungen auf die europäische Gesamtpolitik zeitigen.

Italien und die Tschechen

Nicht minder dunkel aber liegt die Frage der Tschecho-Slowakei vor uns. Die ganze Schwere dieses Problems ist hier bedingt nicht etwa durch die Agitation der sudetendeutschen Bevölkerung und die von Deutschland gezeigte natürliche und aktive Solidarität, sondern durch den von der Prager Regierung und anderen Mächten entgegengesetzten Widerstand, die selbstverständlichen Realitäten des Konfliktes zu erkennen oder zu begreifen.

Deutschland und das deutsche Volk gehen von dem Prinzip des natürlichen und unveräußerlichen Rechtes eines Volkes aus. Die gegnerischen Regierungen aber von dem Prinzip des politischen Rechtes eines künstlich geschaffenen Staates.

Auf der einen Seite werden die elementaren Bedürfnisse einer Volksmasse angerufen. Dem setzt die andere das politische Programm einer improvisierten Souveränität entgegen. Hier handelt man im Sinne der logischen und gerechten Ordnung Europas. Dort wird an dem Prinzip eines alten und stürzenden „Friedensvertrages" festgehalten.

Es handelt sich um einen schwer zu versöhnenden Konflikt von Interessen und Gefühlen. Zum Unglück Europas wird noch diese grundsätzliche Auseinandersetzung von den lärmendsten deutschfeindlichen Stimmungen in Frankreich begleitet — übrigens ein Kampf, der heute bekanntlich bei jeder Gelegenheit von den Demokratien gegen die totalitären Staaten entfesselt wird. Vergeblich versucht die englische Regierung in diesem Streit durch die mäßigenden Funktionen eines Ratgebers zu vermitteln, was Anerkennung verdient. Diese Intervention kann aber nicht darauf hoffen, den grundsätzlichen Charakter des Konfliktes zu verändern.

Italien steht dieser neuen Fülle europäischer Ereignisse mit vollem Verständnis für die Rechte der Sudetendeutschen und die Bewegung nationaler Solidarität, die von Deutschland bekundet wird, gegenüber. Italiens Meinung geht dahin, daß diese Frage direkt nur die Sudetendeutschen und die Prager Regierung, die Tschecho-Slowakei und Deutschland berührt. Andererseits hat Italien keinerlei Grund und noch viel weniger irgendeine Pflicht zu besonderer Rücksichtnahme auf die Tschecho-Slowakei, die ihre ausgleichende Mission nicht erfüllt hat, die man ihr in Mitteleuropa zuteilen wollte — und deren Regierung obendrein eine den nationalen Interessen Italiens gegenüber kalt feindselige Politik trieb. Welche Richtung auch immer in seinem Verantwortungsgefühl Deutschland seiner Politik geben will, Italien hat keine Vorbehalte entgegenzusetzen.

Die Politik wohlwollender Neutralität, die Italien gegenüber Deutschland während der letzten Jahre seines Konfliktes mit Österreich an den Tag legte,

Digitized by Google

muß sich mit noch stärkerem Grunde im Falle der Tschecho-Slowakei wieder beweisen.

Die Achse und die Demokratien

Die Intervention Großbritanniens in der tschechischen Frage, wie die wieder in Gang gekommene Diskussion über den italienisch-englischen Pakt, lenken erneut die Aufmerksamkeit Europas auf den Stand und die Möglichkeiten der Beziehungen Großbritanniens und Frankreichs zu Italien und Deutschland. Hier sei sogleich festgestellt, daß das Problem dieser Beziehungen keinen kollektiven und untrennbaren Charakter besitzt. Es handelt sich nicht um die Schöpfung eines Gesamtakkordes zwischen der Achse Rom—Berlin und der sogenannten Achse London—Paris. Lediglich darum geht es, die Beziehungen zwischen Italien und Deutschland mit Großbritannien und Frankreich einzeln zu definieren. Für diese Definierung aber sind die Positionen der beiden großen demokratischen Mächte verschieden.

Dies vorausgeschickt, denkt niemand in Italien daran, der Achse London—Paris, wenn sie überhaupt vorhanden ist, Schwierigkeiten zu bereiten oder sie zu untergraben. Die italienische Politik ist gleich der deutschen keine polemische und noch weniger eine destruktive. Wenn Großbritannien und Frankreich glauben, einige ihrer vitalen Interessen in einem besonderen System direkter Vereinbarungen festlegen zu müssen, so hat Italien dem so lange nichts entgegenzusetzen, als sich in diesem System nicht auch eine ausgesprochen aggressive, den Lebensinteressen Italiens feindselige politische Richtung verbirgt.

Gleich der deutschen, ist die italienische Politik dagegen realistisch und klar. Sie geht darauf aus, ihre Beziehungen zu den einzelnen Mächten auf der Grundlage einer eindeutigen Herausarbeitung und Klärung der Probleme und Interessen zu untersuchen und allgemeine und konventionelle Feststellungen, die immer Zweideutigkeiten verbergen, zu vermeiden. Hier liegt die Wurzel des Entwurfes und der Anlage der zweiseitigen Abmachungen.

Voraussetzung für den Ausgleich mit Paris

Hiervon ausgehend, wird auch anzuerkennen sein, daß die Lage Englands und Frankreichs gegenüber Deutschland und Italien verschieden ist. Alles deutet heute vor allem darauf hin, daß die französische Außenpolitik beherrscht oder doch zumindest zutiefst von der Innenpolitik beeinflußt wird, d. h. von der wechselnden Ideologie und den Interessen der verschiedenen Parteien, Sekten und Fraktionen.

Die Mehrheit dieser Parteien wird heute durch ihre lärmende antifaschistische und antinationalsozialistische, das heißt antiitalienische und antideutsche Propaganda gekennzeichnet. Dadurch aber wird es so lange keine ernsthafte und dauernde Klärung der Beziehungen zwischen Italien und Deutschland auf der einen, Frankreich auf der anderen Seite geben können, als nicht die französische Innenpolitik eine klare Abgrenzung nach außen hin erfährt. Alles hängt hier, wie man sieht, von Frankreich ab. Zu diesem beherrschenden Einfluß der inneren Lage auf die französische Außenpolitik tritt aber noch eine allgemeine geistige Auffassung, die der Deutschlands und Italiens nicht mehr entspricht. Dieses besonders traditionelle und konservative Gedankengebäude besteht auch weiterhin darauf, bei einer Regelung der internationalen Beziehungen den Hauptwert auf irgendwelche Prinzipien und juristische Formeln zu legen. Beides Momente, die sicherlich nicht vernachlässigt werden dürfen, aber gegenüber den hohen humanen Werten der rechtmäßigen nationalen, politischen und wirtschaftlichen Bedürfnisse der Völker von untergeordneter Bedeutung sind. Wenn das Traktat und das geschriebene Wort geachtet werden, so können sie doch nicht die lebendig pulsierenden, immer neuen Kräfte unterdrücken und beseitigen, die das Leben der Nationen und ihre Kräfte wie die Dynamik ihrer Geschichte in den Völkern und in ihren Beziehungen erzeugen.

Aus diesem Grunde also bleiben die italienisch-französischen wie die deutsch-französischen Beziehungen noch in Fluß. Man hat voraussehen wollen, daß dem italienisch-englischen Vertrag vom 16. April in Kürze ein italienisch-französisches Abkommen folgen würde. Die Tatsachen allein zeigen, wie unbegründet diese Prophezeiung war. Praktisch haben die auf Wunsch Frankreichs über eine solche Abmachung begonnenen diplomatischen italienisch-französischen Gespräche seit drei Monaten aufgehört. Ungeachtet des Störungsfeuers der französischen Presse und der englischen Linksblätter muß festgestellt werden, daß keinerlei Verbindung zwischen einer italienisch-französischen Ver-

Digitized by Google

einbarung und dem abgeschlossenen italienisch-englischen Vertrag besteht oder bestehen kann. Eine solche Verbindung wurde weder in Rom noch in London jemals vorausgesehen und noch weniger besprochen oder gar darüber verhandelt.

Gleichfalls aber scheint eine grundsätzliche deutsch-französische Verständigung ferne zu sein. Die freimütigen Appelle des Führers sind im Schweigen verhallt. Sie haben lediglich im Frankreich der Volksfront den Ausbruch ungerechtfertigten Mißtrauens und neuer Polemiken hervorgerufen. So sehen die Voraussetzungen nicht aus, unter denen man die für eine Vereinigung günstige Atmosphäre schaffen kann!

Die Gefahr allzu langer Verlobung

Unleugbar dagegen sind in England der realistische Sinn, der Wille zum Maßhalten und zur Verständigung sowie der gute Wille des Ministerpräsidenten, Sir Neville Chamberlain, zur Zusammenarbeit, der diese Einstellung auch der neuen Richtung der englischen Außenpolitik mitgegeben hat. Diese neue Ausrichtung wird durch den italienisch-englischen Vertrag vom 16. April sowie einige verbindlicheren Stellungnahmen Deutschland gegenüber erhellt. Aber es gibt keinen Zweifel über die inneren englischen Gegenströmungen und den äußeren französischen Druck gegen diese weisere und konstruktivere Politik Chamberlains. Die Verzögerung der Ratifikation der italienisch-englischen Abmachungen wird weit mehr durch diesen Zustand der Verwirrung und der Verteidigung, den diese Gegenkräfte bewirken, innerhalb der englischen Regierung hervorgerufen als etwa durch Bedingungen erzeugt, die in Europa selbst vorhanden wären und die schließlich Buchstabe und Geist der Abmachungen voraussahen.

Italien hat frei- und bereitwillig alle von der englischen Regierung gewünschten Bedingungen erfüllt. Es hat seine Garnisonen in Libyen demobilisiert, obwohl ihre Anwesenheit durch die wachsende Zahl italienischer Aufgaben hervorgerufen war. Es hat die Richtung seiner Aktivität im Radio von Bari bereinigt, die in der frenetischen antifaschistischen Agitation in England schon für die Unruhen in Palästina verantwortlich gemacht wurde. Bedenkenlos hat Italien weiterhin allen Formulierungen seine Zustimmung gegeben, die von der englischen Regierung für das Zurückziehen der Freiwilligen im spanischen Bürgerkrieg und die Vereinigung der spanischen Frage in seinen internationalen Rückwirkungen vorgeschlagen waren. Sir Neville Chamberlain selbst hat kürzlich in Erklärungen vor dem Unterhaus dem Wirklichkeitssinn und der Korrektheit der italienischen Regierung seine Anerkennung gezollt und dabei auch festgestellt, daß es nicht Italiens Schuld sei, wenn der Gang der spanischen Ereignisse bis heute nicht der erwünschte sei.

Sicher ist aber auch, daß eine weitere Verzögerung der Ratifikation der italienisch-englischen Abmachungen Ton und Wärme vermindern könnten. Man kann nicht allzulang verlobt bleiben, ohne daß beide Teile die Unabhängigkeit des Gedankens und der Gewohnheiten wieder aufnehmen.

Der Krieg der Ideologien

Gerade hierauf aber haben es die verschiedenen, mehr oder weniger gefährlichen und dunklen europäischen Kräfte abgesehen, die einer Klärung der europäischen Beziehungen entgegenarbeiten. In ihren Augen erscheint ein Akkord zwischen Italien und Großbritannien, zwischen Großbritannien und Deutschland nicht als ein großer reinigender und aufbauender Schritt zur Stützung des ins Wanken geratenen Gebäudes des europäischen Friedens. Vielmehr gilt er hier als eine zu vermeidende Gefahr, als eine unreine Kreuzung zwischen Demokratien und totalitären Regimen, als eine Verletzung der lebenswichtigen Interessen der demokratischen Regierungen. Und am heftigsten erheben sich die Geister gegen solche Abmachungen gerade in Frankreich, wo zu der unbegründeten Furcht der politischen Isolierung in führenden Kreisen noch die offensichtliche Entfesselung der ungezügeltsten Äußerungen demokratischer Demagogie hinzutritt.

Immer klarer erscheinen hier die Symptome eines dauernden Konfliktes der Regierungsarten, der letztlich der wahre Grund eines möglichen Krieges von morgen zu sein scheint. Die Regierungen und die Diplomatie, die sich heute darum bemühen, eintägige Formulierungen für die Verteidigung des Friedens aus Anlaß von Ereignissen dritten Ranges zu stilisieren, haben diese internationale Gefahr noch immer nicht in ihrer ganzen Schwere durchschaut. Diese Gefahr in Europa, durch die von radikalen Kräften beherrschten Demokratien hervorgerufen, hat schon zu einem Kampf der

Digitized by Google

politischen Ideologien geführt und hat sich bereits, wie die neuesten Kundgebungen beweisen, bis nach den Vereinigten Staaten ausgedehnt. Und dieser Kampf, der die unwissenden Massen zu blinder Raserei erregt, ist es, der die noch gutwilligen Regierungen paralysiert, Barrikaden von Groll und Mißtrauen in den internationalen Beziehungen aufrichtet, offene politische Fragen zuspitzt, verzerrt und schließlich die wahre Kriegspsychose schafft. Der große Krieg von 1914 brach aus auf Grund verständlicher, gut begründeter konkreter Interessen einzelner Nationen. Der neue Krieg aber, sollte er eines Tages kommen, wird seinen Ausgang vor allem von dieser Bewegung dunkler Kräfte nehmen, die wenig er aufgespürt und unterdrückt werden können, weil sie weniger bestimmt zu fassen sind.

Berlin und Rom zum Frieden bereit

Italien und Deutschland können mit gutem Rechte erklären, daß sie diesen ideologischen Krieg der Regime weder begonnen noch begünstigt haben. Sie sind stolz in der Verteidigung ihrer neuen Staatsformen, die das Ergebnis ihrer wiedererwachten und aufbauenden nationalen Qualitäten darstellen und durch zwei der größten Geister ins Leben gerufen wurden. Niemals aber haben beide das System der internationalen Beziehungen, wie die Ausübung ihrer auswärtigen Politik als Möglichkeit zur Propaganda oder Aufzwingung ihrer Regierungsformen betrachtet. Die faschistische wie die nationalsozialistische Politik haben niemals innerpolitische Fragen aufgeworfen, abgesehen von der des Kommunismus, der auf Grund seines Wesens selbst eine explosive internationale Kraft darstellt.

Italien und Deutschland haben immer die Möglichkeit eines friedlichen und ehrenvollen Zusammenlebens der autoritären und der demokratischen Staaten bekräftigt, auf der Grundlage einer gegenseitigen Anerkennung ihrer inneren Ordnung. Die ganze Welt kennt die Appelle und Versuche Hitlers. Nicht minder bekannt sind die verschiedenen, immer erneuten Gesten Mussolinis gegenüber Europa, den Vereinigten Staaten und sogar dem Völkerbund auch nach dem siegreichen Abschluß der abessinischen Unternehmung. Keinesfalls also ist es die Schuld Italiens und Deutschlands, wenn die geistige europäische Unordnung — erster Grund der gefährlichen politischen Verwirrung — sich auf einem Wege immer weiter vergrößert, der nicht den Wünschen von Rom und Berlin entspricht.

Rom und Juda

In dieser geistigen und politischen Unordnung der demokratischen Staaten aber kann der wachsame europäische Beobachter auch ohne jede Mühe das Ergebnis der zerstörenden Aktion feststellen, die das internationale Judentum ausübt, ein Judentum, das an zahlenmäßigem Bestand, nach dem tiefen Wandel der völkischen Ordnungen, der sozialen Klassen und der politischen Ordnung auf Grund des großen Krieges in seinen Gebieten ebenso angewachsen ist wie an geistigen, politischen und wirtschaftlichen Einflüssen. Allgemein bekannt ist die Tatsache, daß in Frankreich wie in England und Amerika diejenigen Parteien und Zeitungen, wie die am tiefsten in den ideologischen Krieg der Regime verwickelten Strömungen mit den stärksten antideutschen und antiitalienischen Tendenzen, immer gerade die sind, in denen der jüdische Einfluß am größten und offensichtlichsten zutage tritt.

Während des abessinischen Krieges hat die angriffslustige Haltung des Sanktionsprinzipes, mit dem die politische Teilung Europas und seine wirtschaftliche Zerstörung begann, auch die direkteste jüdische Einflußnahme gezeigt. Eden, der Vernichter aller traditionellen Freundschaften Englands, der „Impresario" der sanktionistischen Bewegung und des Isolierungsfeldzuges gegen Deutschland, der geistige Vater der Sowjetpolitik am Hofe von Saint James, fand seine bereitwilligsten Bewunderer und Mitarbeiter in den politischen und finanziellen jüdischen Reihen beider Welten. Deshalb hat auch die faschistische Politik Italiens in ihrem fortgeschrittenen Prozeß der nationalen und internationalen Klärung heute eindeutig das Rassenproblem und als Antithese das jüdische Problem aufgeworfen. Dieses Problem hat heute auch für Italien nicht nur doktrinäre Bedeutung, sondern gilt auch für die praktische Orientierung seiner Innenpolitik.

Insgesamt gesehen, betont das faschistische Italien heute die Individualität einer italienischen Rasse und die Notwendigkeit

Digitized by Google

...one Abg. Wilhelm Sebekovsky, Prag:

Das Nationalitätenstatut

...n und Etappen bis zur Ankunft ...o Runcimans in Prag

...rad Henlein im Oktober 1933 mit ...undung der „Sudetendeutschen ...ront" vor die Öffentlichkeit trat, ...te weder in der Tschecho-Slowakei, ...) im Auslande Klarheit über die un... ...eure Tragweite der „Sudetendeutschen ...rage". Das herrschende System hatte es verstanden, durch eine Aufspaltung der naturgegebenen politischen Einheiten — der Volksgruppen des Staates — in Parteien das ganze Nationalitätenproblem zu einer parlamentarischen Angelegenheit herabzuwürdigen. Es handelte sich nach außen hin eben nur darum, daß einige Parteien bei allen Entscheidungen überstimmt wurden, wie dies bei parlamentarischen Regierungsformen überall so ist. Die Tatsache, daß es stets in erster Linie die nichttschechischen Völker und Volksgruppen des Staates waren, die von der eindeutig tschechisch bestimmten Koalition überstimmt wurden, wurde durch die „Teilnahme" nichttschechischer Splittergruppen „an der Regierung" verschleiert. Unter der glatten Oberfläche dieser „natürlichen parlamentarischen Auseinandersetzungen" tobte ein unerbittlicher Vernichtungskampf des tschechischen Imperialismus gegen das Sudetendeutschtum und die übrigen Nationalitäten des Staates.

Durch die Auflösung bzw. Einstellung der beiden nationalen Parteien des Sudetendeutschtums im Herbst 1933, durch die behördliche Auflösung nationaler Gewerkschaften und Vereinigungen, durch Verhaftungen und wirtschaftlichen Terror erfuhr diese Entwicklung eine plötzliche ungeahnte Beschleunigung. Im Reich hatte der Aufbau gerade erst begonnen, das Ausland stand in geschlossener Front gegen den deutschen Wiederaufstieg. Die Lage des Sudetendeutschtums schien aussichtslos.

Als in dieser Lage Konrad Henlein erklärte, das Nationalitätenproblem dieses Staates sei eine europäische Frage und erfordere eine grundsätzliche Lösung, wurde er nirgends ernst genommen. War man fünfzehn Jahre lang mit „administrativen Maßnahmen" ausgekommen, warum sollte man mit dem „Turnlehrer aus Asch" nicht ebenso fertig werden?

...n
...nen
...n Ver...
...politi...
...nartigen
...e großen
...ihren typi...
...chichte der
... sind das Er...
...eit der italie...
... es, die sich ver...
...rten, um damit
...italienischen
...chutz vor jeder
...gen, politischen
...lichen zerstören...
...ng und daher ihre Selbst...
...ern. So gesehen ist die
...acht, wie eine sektiererische
...amt, ein Ausdruck von Bar...
...n erscheint im Gegenteil als
...ndlegendes, aufbauen...
...ment der Kultur.

...nn sie nicht blind wären...

Augenblick der politischen Auseinsetzung aber erweist sich, daß alle ...en Verirrungen des Geistes und der ...ttischen Handlungen, die nach dem großen ...riege in Erscheinung getreten sind, die die europäische Unordnung ebenso verstärkt haben wie die unglückselige Gefahr einer Vernichtung seiner ganzen Kulturgüter, das Ergebnis eines wachsenden Verlustes von Selbstkontrolle der Rassen und Nationen sind: Einst groß und herrschend in der Geschichte, dann durch allzu leichte und tolerante völkische und seelische Kreuzungen mit anderen Rassen, andersgerichteter und beladener Instinkte, zu Bastarden geworden.

Digitized by Google

Mit taktischen Manövern gegen eine gerechte Lösung

Man hatte sich allerdings getäuscht. Denn hier war nicht eine „Partei" am Werke, sondern es wuchs aus den Tiefen des gemeinsamen deutschen Blutes jene große Bewegung herauf, die das Deutschtum aller Welt hochgerissen und zu übermenschlichen Leistungen geführt hat. Deshalb war dieser Weg zur Einheit der sudetendeutschen Volksgruppe schlechthin unaufhaltsam. Gradlinig und unbeirrbar ist die Bewegung dem Siege entgegengeschritten, und ebenso folgerichtig hat Konrad Henlein nach allen großen Etappen — vor den Vertretern der Presse im Oktober 1933 in seiner ersten großen Erklärung in Böhmisch-Leipa 1934, nach dem überwältigenden Wahlsieg 1935 und nach der Auflösung der deutschen Regierungsparteien heuer — seine Bereitschaft zu einer gerechten Lösung des Nationalitätenproblems bekundet.

Alle diese Erklärungen hat die tschechische Koalition in den Wind geschlagen. Erst als das Ausland immer mehr erkannte, welche ungeheuren Spannungen sich in diesem Raum ansammelten, begann man die Bewegung zur Kenntnis zu nehmen. Die Geschichte der Gespräche zwischen der Regierung und den sudetendeutschen Vertretern ist eine fast ununterbrochene Reihe von taktischen Manövern der tschechischen Seite, mit denen man das Ausland zuerst über das Vorhandensein, dann über das eigentliche Wesen und die Ausmaße des Problems wegtäuschen wollte.

Der Zusammenbruch einer Tarnung

Als nach den Wahlen des Jahres 1935 auch auf tschechischer Seite klar wurde, daß das System der Tarnung der Nationalitätenfrage als „Parteienangelegenheit" mit den bisherigen Mitteln nicht mehr durchzuhalten war, unternahm man einen letzten Versuch zur Rettung der „deutschen Regierungsparteien": die Beschlüsse vom 18. Februar 1937. Schon hier zeigt sich die absolute Unfähigkeit des tschechischen Parteiensystems zu einer vernünftigen Lösung: zwei Jahre dauerte es, bis man sich in Prag zu „Zugeständnissen" durchrang, und als sie schließlich veröffentlicht wurden, waren sie im Kampf um die „Popularität" zu einem durchaus lächerlichen, undiskutablen Minimum zusammengeschmolzen.

Ein Jahr später versucht die Regierung verzweifelt, mit neuen „Plänen" den Bundesgenossen zu retten, mit dessen Hilfe es gelungen war, zwei Jahrzehnte lang die Probleme des Staates zu verschleiern. Das Sudetendeutschtum aber hörte diese Sirenenklänge längst nicht mehr. Ende März erfolgte, unter dem unmittelbaren Eindruck der Ereignisse in der Ostmark, die Eingliederung des Bundes der Landwirte und der Christlichsozialen. Auch die Sozialdemokraten mußten aus der Regierung austreten. Als wenig später die betont nationalen tschechischen Nationaldemokraten in die Regierung eintraten, waren die Fronten klar: der tschechischen Koalition, in der nunmehr alle wesentlichen politischen Gruppen vertreten sind, steht das geeinte Sudetendeutschtum gegenüber.

Vom innerpolitischen Streit zur Schicksalsfrage Europas

Noch immer glaubte man in Prag, die alte These, die Nationalitätenfragen seien eine „innerpolitische Angelegenheit", gegenüber dem verstärkten Interesse des Auslandes, das nunmehr die Lage klar zu durchschauen begann, durchhalten zu können. Als man aber versuchte, die Hochkonjunktur der Besorgnis um die „vom deutschen Imperialismus bedrohten Völker", die nach dem Anschluß der Ostmark im Westen einsetzte, in reale Garantieerklärungen umzusetzen, merkte man, daß die „Minderheitenfrage" bereits ein europäisches Problem ersten Ranges geworden war. Und auch die stärkste diplomatische Aktivität Frankreichs Mitte März konnte die englische Regierung nicht zu eindeutigen Erklärungen bewegen. Den Grund dafür sprach Chamberlain in seiner Rede vom 24. März sehr deutlich aus, als er sagte: „Eine der wichtigsten Fragen, die gegenwärtig unsere Gedanken am meisten beschäftigen, ist die der Beziehungen der Regierung der Tschecho-Slowakischen Republik zu der deutschen Minderheit in diesem Lande."

Man konnte in Prag somit nicht mehr übersehen, daß „etwas geschehen" müsse. Deshalb erklärte Ministerpräsident Dr. Hodscha am 28. März in einer Rundfunkansprache, „um der von vielen Seiten gegen unseren guten Willen und unsere ehrliche Arbeit gerichteten Propaganda ein Ende" zu machen, werde die Regierung die „geltenden Minderheitsmaßnahmen zu einem einzigen systematischen Gesetzentwurf zusammenfassen". Daß dieser Plan einer ge-

Digitized by Google

gesetzlichen Festlegung des Zustandes, dessen Änderung man allgemein für notwendig hielt, nicht die Zustimmung der nichttschechischen Nationalitäten fand, zeigte die Sitzung des Abgeordnetenhauses am folgende Tage, in der alle diese Gruppen in eindeutigen Erklärungen die Änderung der bisherigen Politik verlangten.

Henleins klare Forderungen

Da die Regierung jedoch weiterhin ihre Pläne gegenüber dem Auslande als Beweis ihres guten Willens herausstellte, sah sich die Sudetendeutsche Partei genötigt, jene Forderungen auszusprechen, deren Erfüllung allein die Frage wirklich lösen kann. Dies ist auf der Haupttagung der SdP. in Karlsbad am 23. und 24. April geschehen. Die Tagung gipfelte in der Feststellung Konrad Henleins, daß „sich das Sudetendeutschtum des Anspruchs auf das allgemein gültige Selbstbestimmungsrecht niemals begeben hat, weil dieses Recht unveräußerlich und unabdingbar ist". Das Opfer, das sich das Sudetendeutschtum durch seinen Verzicht auf die Geltendmachung dieses Rechtes auferlegt, kann nur durch eine vollkommene Sicherstellung des Lebensrechtes der Volksgruppe aufgewogen werden. Zu dieser Sicherstellung ist nach den bisherigen Erfahrungen die Erfüllung folgender acht Forderungen unerläßlich notwendig:

1. Herstellung der vollen Gleichberechtigung und Gleichrangigkeit mit dem tschechischen Volk.

2. Anerkennung der sudetendeutschen Volksgruppe als Rechtspersönlichkeit zur Wahrung dieser gleichberechtigten Stellung im Staate.

3. Feststellung und Anerkennung des deutschen Siedlungsgebiets.

4. Aufbau einer deutschen Selbstverwaltung im deutschen Siedlungsgebiete, in allen Bereichen des öffentlichen Lebens, soweit es sich um Interessen und Angelegenheiten der deutschen Volksgruppe handelt.

5. Schaffung gesetzlicher Schutzbestimmungen für jene Staatsangehörigen, die außerhalb des geschlossenen Siedlungsgebietes ihres Volkstums leben.

6. Beseitigung des dem Sudetendeutschtum seit 1918 zugefügten Unrechts und Wiedergutmachung der ihm durch dieses Unrecht entstandenen Schäden.

7. Anerkennung und Durchführung des Grundsatzes: Im deutschen Gebiet deutsche öffentliche Angestellte.

8. Volle Freiheit des Bekenntnisses zum deutschen Volkstum und zur deutschen Weltanschauung.

Diese Forderungen, besonders aber das offene Bekenntnis Konrad Henleins zum Nationalsozialismus, lösten eine Flut des Hasses gegen das Sudetendeutschtum aus. Die Pressekampagne, die angesichts der nahenden Gemeindewahlen in hemmungsloser Weise geführt wurde, erregte sogar im Westen Besorgnis. Der tschecho-slowakische Gesandte in London, Jan Masaryk, eilte nach eingehenden Besprechungen mit dem Staatspräsidenten und Regierungsmitgliedern im Flugzeug nach London. Die Westmächte scheinen in diesen Tagen recht großzügig über die Verständigungsbereitschaft der tschecho-slowakischen Regierung unterrichtet worden zu sein. Jedenfalls wußte die Agence Havas davon zu berichten, daß ein Teil des Staatsbudgets „unter die Kontrolle der deutschen Minderheit" gestellt werden solle, wovon in Prag nie die Rede war. Der tschecho-slowakische Gesandte in Paris, Dr. Osusky, reiste nach langen Beratungen mit Bonnet und Daladier nach Prag, und die tschechische Presse wurde dahingehend informiert, daß „die Stellung Prags im Westen gestärkt" sei.

Dramatische Wochen durch tschechische Ränke

Während das Sudetendeutschtum in unzähligen Massenkundgebungen am 1. Mai seine Zustimmung zu den Karlsbader Beschlüssen manifestierte, blies die tschechische Presse erneut zum Angriff. Die Hetzkampagne gegen alles Deutsche wurde seither kaum unterbrochen. Nur als der Führer und Reichskanzler in Rom weilte, fühlte man sich durch energische Anfragen der Westmächte in Prag genötigt, zu erklären, daß zur Lösung der Frage auch „neue legislative und administrative Maßnahmen" geplant seien, ja, daß man sogar an eine Änderung der Verfassung denke. Man erklärte auch, daß die Einigung innerhalb der Koalition bereits erfolgt sei und daß nunmehr eine „integrale, in einem Zug erfolgende und definitive Lösung" folgen werde. An dieser Stelle kann nicht unterlassen werden, den unheilvollen, jede vernünftige Regelung störenden Einfluß der Sowjetunion zu kennzeichnen. In diesen Tagen erklärte Kalinin im Hinblick auf die Bünd-

Digitized by Google

nisverpflichtungen gegenüber der Tschecho-Slowakei: „Die Sowjetunion hat alles, was zur Führung eines Krieges notwendig ist."

Mitte Mai weilte Konrad Henlein in London und sprach dort mit verschiedenen bedeutenden Persönlichkeiten des englischen öffentlichen Lebens, was Prag zu einer amtlichen Verlautbarung veranlaßte, in der gesagt wurde, daß die Vorbereitungen „im Rahmen und im Wesentlichen fertig" seien und nunmehr konkrete Verhandlungen mit den Nationalitäten und das legislative Verfahren folgen würden. Dies sei nur erwähnt, weil derartige Verlautbarungen nunmehr bei jeder Gelegenheit erfolgen und sich nachher mit schöner Regelmäßigkeit als „verfrüht" herausstellen. Die tschechische öffentliche Meinung blieb von diesen und ähnlichen Kundgebungen obrigkeitlichen guten Willens so gut wie unbeeindruckt. Im Gegenteil, die Kampagne gegen das Deutschtum wurde mit unerhörter Schärfe fortgeführt, es kam zu dauernden Zwischenfällen, die schließlich zu den bekannten „Maßnahmen" am 21. Mai und in deren Gefolge zur Erschießung der beiden sudetendeutschen Bauern in Eger führten.

Der geschichtliche Ablauf dieser Tage ist heute noch nicht endgültig geklärt. Jedenfalls steht fest, daß das Ausland um so leichter die Alarmnachricht von einen „deutschen Einmarschplan" glaubte, als es von einem raschen und erfolgreichen Verlauf der „Verhandlungen" überzeugt war. So erklärte z. B. Chamberlain am 23. Mai im Unterhaus, das Nationalitätenstatut sei schon am 19. Mai fertig gewesen, zu einer Zeit also, als — wie diese Darstellung zeigen wird — noch gar keine Rede davon sein konnte. In diesen Tagen ergoß sich überhaupt eine Flut von äußerst zweifelhaften „Informationen", die den wahren Tatbestand völlig vernebelten, über die europäische Öffentlichkeit. Während die Prager Gesandten der Westmächte alle Hände voll zu tun hatten, um einigermaßen Klarheit zu schaffen, wußte der „Daily Telegraph" neben verschiedenen Einzelheiten aus dem Statut zu berichten, daß dieses der SdP. bereits vorgelegt worden sei, und um das Durcheinander auf die Spitze zu treiben, erklärte der Washingtoner Sowjetvertreter Trojanowski: „Rußland ist bereit, die Tschecho-Slowakei mit Frankreich zusammen im Falle eines Angriffs zu verteidigen... Wir sind stark genug, ... jeden Angreifer vernichtend zu schlagen." — Was von der tschechischen Presse natürlich mit großer Begeisterung wiedergegeben wurde. Daß in dieser Lage Konrad Henlein beim Ministerpräsidenten zwecks Klärung und Beruhigung der Situation vorsprach, war eine Leistung für den europäischen Frieden, deren Tragweite heute noch gar nicht abzuschätzen ist.

Die tschechische Presse hingegen dachte gar nicht daran, nach dem „Sieg" vom 21. Mai Vernunft anzunehmen. Im Gegenteil. Bezeichnend für die Stimmung ist die Art, wie das Hauptblatt der tschechischen Nationalsozialisten, das „Cesko Slovo", die Rede, die der Staatspräsident an jenem kritischen 21. Mai in Tabor hielt, kommentierte: „Die Rede des Präsidenten in Tabor hat als Symbol gewirkt. Ja, Tabor ist unser Programm! Jeder fühlte sich plötzlich als Mitglied der großen, unüberwindlichen hussitischen Armee." Im Westen begann man sich intensiv für die weitere Entwicklung zu interessieren. Die Pariser und Londoner Gesandten Osusky und Jan Masaryk fuhren am 26. nach Prag, gleichzeitig fuhr der Fachmann des Foreign Office für Mitteleuropa, William Strang, durch Mitteleuropa. Am selben Tag erklärte Dr. Hodscha dem Berichterstatter des „Paris-Soir" gegenüber: „Die Projekte sind fertig, die Frucht ist reif, wir arbeiten seit 1937 daran. Unser Staat ist von äußerst gutem Willen beseelt, so daß alles leicht geregelt werden kann, wenn man dem Problem seinen innenpolitischen Charakter läßt." Dies schien das Ausland auch einzusehen. Wenige Tage später erschien ein zweites Interview im Budapester „Pesti Hirlap", in dem sogar gesagt wurde, das Statut sei schon seit zwei Wochen fertig, die endgültige Formulierung solle nur den Wünschen der Nationalitäten angepaßt werden.

Da durch diese Aktionen der Anschein erweckt wurde, daß nur noch die fehlende Stellungnahme der Nationalitäten den Abschluß verzögere, erklärte die SdP. durch Abg. Kundt in der „Rundschau", daß „weder Konrad Henlein noch uns (der Delegation der SdP.) ein Nationalitätenstatut oder auch nur Teile eines solchen vorgelegt" wurden. Außerdem faßte die SdP. ihre Forderungen in einer Denkschrift auf der Grundlage der acht Karlsbader Forderungen Konrad Henleins zusammen und übergab diese am 7. Juni dem Ministerpräsidenten. Zwei Tage später erschien wiederum der Pariser Gesandte, unterrichtete Dr. Beneš, Dr. Krofta und Dr. Hodscha und nahm die sudetendeutschen Forderungen zur Unterrichtung des Westens

Digitized by Google

mit. Gleichzeitig wurden Sutton Pratt und der Reichenberger Konsul Peter Pares zu Beobachtern der englischen Regierung ernannt.

Die innere tschechische Machtfrage

Inzwischen erfuhr man, daß die Einigkeit zwischen dem Ministerpräsidenten, der Koalition und den Parteien keineswegs vollkommen war. Am 13. Juni besuchten die sozialistischen Minister Bechyne und Franke und der Klerikale Mgr. Schrámek, die in der öffentlichen Meinung als hartnäckigste Gegner einer Verständigung mit den Deutschen angesehen werden, den Präsidenten. Am nächsten Tag erklärte der Ministerpräsident, daß sowohl das Memorandum der SdP. als auch das Nationalitätenstatut der Regierung Verhandlungsgrundlage sein würden. Es begann ein heftiges Tauziehen um die Verantwortung. Erst als es dem Ministerpräsidenten gelang, den politischen Ministerrat zu einer Aussprache mit der sudetendeutschen Delegation zu bekommen, war er gesichert. Übrigens haben die politischen Minister damals von der Gelegenheit, ihre Ansichten kundzutun, nur äußerst spärlich Gebrauch gemacht. In den Tagen darauf versuchte man, die Parteien selbst durch Aussprachen mit ihren Vorsitzenden zu binden, was aber keineswegs vollständig gelang, wie die unveränderte Stellung der Parteipresse bewies. Auch der Drang der Minister, in öffentlichen Kundgebungen ihrer Entschlossenheit Ausdruck zu verleihen, hat durchaus nicht nachgelassen.

Der Überrumpelungsversuch

Inzwischen begann man in Paris und London wieder zu drängen. Gegen Mitte des Monats tauchten plötzlich auffällig viele Stimmen auf, die forderten, man möge doch „den Minderheiten in jedem Falle ein Statut geben, das für sie vorbereitet ist" (Dr. Krofta im „Petit Journal"), wenn man eben nicht zu einer einvernehmlichen Regelung kommen könne. Nach einigen französischen Interventionen erfuhr das unter liberaler Leitung stehende „Prager Tagblatt", daß nichts ohne Einvernehmen mit der SdP. geschehen werde. Da veröffentlichte die „Agence Fournier" das bisher streng geheime Memorandum der Sudetendeutschen Partei. Dies war in den Tagen, als Hauptmann Wiedemann mit Halifax sprach und die Augen der ganzen Welt auf die Vorbereitungen zum Königsbesuch in Paris gerichtet waren. Diese Veröffentlichung, die nur durch eine grobe Indiskretion von tschechischer Seite möglich war, schien das Signal zu einer großangelegten Aktion zu sein. Während die politischen Minister beim Präsidenten der Republik berieten, berichtete die offiziöse „Prager Presse" bereits von einer „Schlußphase der Verhandlungen"; „detaillierte Diskussionen mit den Oppositionsparteien über die Vorbereitung der parlamentarischen Arbeiten" seien bereits geführt worden. Man hörte, daß in den nächsten Tagen das Parlament zur „demokratischen" Beschlußfassung über die ganze Angelegenheit einberufen werden sollte. Dieser wenig schöne Plan, die gesamte Nationalitätenfrage durch einen Mehrheitsbeschluß nach dem bekannten System so zu „lösen", daß eine brauchbare Regelung und damit eine wirkliche Beruhigung in Europa auf weite Sicht ausgeschlossen gewesen wäre, scheiterte lediglich an der Wachsamkeit der SdP., die sofort erklärte, daß von einer „Schlußphase der Verhandlungen" nicht die Rede sein könne, daß bisher nicht einmal meritorische Verhandlungen geführt wurden, weil die Vorschläge der Regierung noch nicht zur Gänze und in verbindlicher Form bekannt waren.

Mißbilligung tschechischer Methoden durch die Westmächte

Aber auch die Westmächte waren mit diesem Verfahren nicht einverstanden. In diesen Tagen gelang es Lord Halifax in Paris, die französischen Auffassungen vollständig den englischen anzugleichen, und er versäumte auch nicht, diese Auffassungen bereits in Paris Dr. Osuský mitzuteilen. Gleichzeitig empfahl der britische Gesandte in Prag Dr. Hodscha und Dr. Beneš, weitere Zugeständnisse in Betracht zu ziehen. Schließlich kam es nach einigen Tage verstärkter diplomatischer Tätigkeit zu der Entscheidung, Lord Runciman als „Mittler und Vermittler" nach Prag zu senden.

Wie wenig Sympathien man dieser englischen Aktion in Prag entgegenbringt, geht aus den tschechischen Pressestimmen hervor, die den Engländern die „ungelösten Nationalitätenprobleme" des Empire vorwerfen. Noch deutlicher aber spricht das Manöver der Veröffentlichung des streng vertraulichen Nationalitätenstatuts. Am 27. Juli konnten nämlich vier Blätter: die offiziöse „Prager Presse", die dem Außenministerium nahestehende „Lidové Noviny", die dem Ministerpräsidenten nahestehende „Slovenský

Digitized by Google

Hlas“ und das „Prager Tagblatt“, genaue Berichte über den Inhalt des Nationalitätenstatuts durchgeben. Daß dies zumindest nicht ohne Wissen amtlicher Stellen erfolgte, zeigt der Leitartikel des „Prager Tagblatt“ vom 29., in dem gesagt wird: „Es ist anzunehmen — wir können das mit Bestimmtheit allerdings nur von unserer Zeitung sagen —, daß sich alle diese Blätter erkundigt haben, ob gegen die Veröffentlichung ein politischer Einwand bestehe.“ — Damit sind also die gesamten Verhandlungsgrundlagen — das Memorandum der SdP. vom 7. Juni und das „Statut“ — *vor dem Beginn der Verhandlungen* unter ausländischer Assistenz den bekannten Methoden der tschechischen Presse ausgeliefert! Welche Belastung der Mission Lord Runcimans dies bedeutet, ist klar.

Am 28. Juli kam schließlich noch eine andere Überraschung. Die Regierung teilte mit, daß an dem Gesamtwerk, aus dem die obengenannten Blätter Teile veröffentlichten, *noch gearbeitet werde*. Weder das Komitee der politischen Minister, noch der Ausschuß der Koalitionsparteien hätten die Arbeiten beendet. Die Arbeiten erstrecken sich auf alle Teile des „Statuts“, also auch auf jenen Teil, den man der SdP. bereits am 30. Juni übergeben hatte; ein weiterer Teil, an dem laut Bericht auch „noch gearbeitet“ wird, wurde der SdP. am selben Tage übergeben.

Es gab nun zwei Möglichkeiten: entweder wollte die Regierung lediglich die Diskussion der Regierungsvorschläge vor der Öffentlichkeit unterbinden, indem sie nur formale Änderungen an den Vorschlägen vorzunehmen beabsichtigte, oder aber sie wollte wirklich noch vor Ankunft Lord Runcimans Tabula rasa schaffen und mit neuen, vielleicht den tatsächlichen Verhältnissen besser angepaßten Vorschlägen in die Verhandlungen gehen. Diese Alternative hat Abg. Kundt in einem Schreiben an Dr. Hodscha in fünf Fragen gefaßt, deren Beantwortung sehr unverbindlich ausgefallen ist. Auch sie hat nichts an der Feststellung ändern können, daß durch jene letzte Verlautbarung alle die unzähligen amtlichen und „halbamtlichen“ Informationen, durch die man die Verantwortung für die monatelangen Verzögerungen auf die sudetendeutsche Seite abzuschieben versuchte, Lügen gestraft werden.

Untaugliche Methoden erschöpft!

Jeder aufrichtige Freund des europäischen Friedens kann nur hoffen, daß die beginnenden Verhandlungen in ehrlicher und weniger auf taktische Artistik ausgehender Weise geführt werden. Die Wochen listiger Manöver sind vorüber, jetzt heißt es mit offenem Visier kämpfen. Das Sudetendeutschtum aber wird seinen Weg weitergehen. Es wird den Kampf um sein Recht fortsetzen, denn die Ordnung, die es anstrebt, bedeutet nicht nur die Erfüllung der Lebensforderungen des Sudentendeutschtums, sondern auch die Existenzsicherung für alle übrigen Völker und Volksgruppen der Tschecho-Slowakei, wie auch eine Tat im Interesse ganz Europas. Eine neue Ordnung kann nur aufgebaut sein auf dem natürlichen Recht der Völker. Nur dann wird sie Bestand und Dauer haben.

Günter Kaufmann:

Um Krieg oder Frieden

Auf eine einfache Formel gebracht: In der Welt steht heute der Friedenspartei eine Kriegspartei gegenüber. Die Frage, welche von beiden stärker ist, vermag schwerlich beantwortet zu werden. Scheint es so, als ob die Kriegstreiber im Bunde mit starken Weltmächten internationalen Charakters stärker wären, so steht der Friedenspartei ein gewisses in der Welt noch vorhandenes Volumen an Vernunft sowie die heimliche Furcht vor dem Kriege gerade auch unter den Kriegstreibern zur Seite. Die totalitären Staaten haben aus berufenem Munde sich zur Friedenspartei bekannt und zu verstehen gegeben, daß sie sich nicht provozieren lassen. Auch der britische Ministerpräsident Chamberlain und der Ministerpräsident von Frankreich Daladier haben deutlich werden lassen, daß sie der Friedenspartei den Vorzug geben, aber das sind persönliche Einstellungen, die unberechenbaren Kräften der Opposition und den Überraschungen parlamentarischer Politik unterliegen. Geradezu grotesk mutet es an, daß die als gewalttätig und kriegslustig verschrienen autoritären Staaten sich zur Friedenspolitik bekennen, während ausgerechnet jene pazifistischen Schafe der 20er Jahre in Form sozialdemokratischer, völkerbundsbesessener Linksparteien heute geradezu *Marx und Mars miteinander verwechselt* haben und mit dem Feldgeschrei einer sogenannten internationalen Moral den kommenden Krieg herbeiwünschen. Mitten zwischen diesen beiden Lagern gibt es vielleicht noch ein paar Unentschiedene, zu denen auch einige ver-

Digitized by Google

antwortliche Staatsmänner gehören, einige Neutrale, die noch überlegen, auf welcher Seite sie vermutlich weniger zu verlieren und um so mehr zu verdienen haben, schließlich auch jene großen Massen, die an sich friedliebend sind, aber durch das Kriegsgeschrei schon der Psychose von der Unvermeidbarkeit des bevorstehenden Krieges zum Opfer gefallen sind — vielleicht liegt mitten zwischen den Parteien auch der Völkerbund in seiner Agonie, und einige seiner beschäftigungshungrigen Beamten teilen wahrscheinlich die Meinung des Erzbischofs von York, wonach ein neuer schrecklicher Krieg erforderlich sei, um die Macht des Völkerbundes sicher zu begründen.

Die Unterminierung des Friedens

Die Kriegspartei trägt ganz offensichtlich ihren Zündstoff im Raume des Tschechenstaates zusammen. Wir wundern uns schon kaum noch, Tag für Tag von neuen Herausforderungen zu lesen. Die Fülle von Ereignissen dieser Art in den letzten Wochen aber läßt die Planmäßigkeit erkennen. Da werden in Brüx der Abgeordnete Eichholz überfallen, an der Johannesbrücke in Elbogen sudetendeutsche Ordner von tschechischer Soldateska angeschossen, in Udiz bei Görhau überfällt ein Polizeikommando eine Gruppe SdP.-Anhänger, in Eger werden verfassungswidrige Disziplinaruntersuchungen gegen sudetendeutsche Staatsbeamte wegen Mitgliedschaft in der SdP. eröffnet. Bei Leitmeritz werden deutsche Turner von Tschechen mit Zaunlatten und Stöcken bearbeitet. Tschechisches Militär begeht die schlimmsten Roheitsdelikte unter deutscher Bevölkerung im Adlergebirge. Vor den Gemeindewahlen schickte man agents provocateurs in böhmische Dörfer, die sich als „reichsdeutsche Offiziere" ausgaben, um die sudetendeutsche Bevölkerung zu ungesetzlichen Handlungen zu verleiten. Wer kennt nicht den Doppelmord von Eger, wer weiß nicht, in welch schamloser Weise tschechische Militärflieger immer wieder in Tagen kritischster Spannung über reichsdeutschem Boden ihre Geländeerkundungen anstellten und photographierten? Die Tschechen waren es, die mobil machten und deren demokratische Pressefreiheit mit Hilfe des Zensors die Verbreitung der Wahrheit in der sudetendeutschen Presse verhindert.

Bekannt ist durch Beschwerden des Abgeordneten Kundt, wie tschechisches Militär Schmähllieder gegen den Führer anstimmt und tschechische Lehrer im Schulunterricht diese Liedertexte lernen lassen. Man weiß, welche Justizkomödien für tschechische Mörder an Deutschen sich in diesen Wochen abgespielt haben, wie sehr jede zugesagte Bestrafung in ihrem Ergebnis als Hohn empfunden werden sollte. Bezeichnend war gerade in diesen Wochen, wo man doch vorgab, befriedigende Verhandlungen anzubahnen, daß man im Hultschiner Ländchen 1500 deutsche Kinder in tschechischen Schulen festhalten wollte, daß eine bestialische tschechische Meute in Prag so lange auf den Internisten an der Deutschen Universität, Dr. Stelzig, einhieb, bis er bewußtlos am Boden lag und zwei Schwedinnen einen Polizisten zu Hilfe rufen konnten. Alle diese Exzesse, die weiter aufzuzählen der beschränkte Raum dieser Zeitschrift verbietet, wurden und werden aufgepeitscht und hervorgerufen durch eine toll gewordene Presse und unverantwortliche Ministerreden.

So reagierte der „Cesky Denik" auf das Gerücht, drei sudetendeutsche Minister in die Regierung eines neugeordneten Staatswesens auf autonomer Grundlage der Volksgruppen hineinzunehmen: „Ich weiß nicht, wer ein solcher Pazifist ist, um nicht dem Krieg den Vorrang vor dieser täglichen Demütigung zu geben." Oder der Innenminister Cerny begab sich ausgerechnet nach Nachod, wo die Tschechisierungspolitik bereits bis zur Reichsgrenze auch die deutsche Sprachgrenze zurückgedrängt hat, und fordert dort, daß diese Entwicklung niemals zum Stillstand kommen dürfe. Das Militär, das seine Unterstände in die Äcker sudetendeutscher Bauern legt, verlangt eine mit 40 Kronen Gebühr pro Kopf verbundene Legitimation zum Betreten dieses militärisch wichtigen Gebietes. In Groß-Meseritsch ließ sich der Fürsorgeminister Necas vernehmen und lehnte die weitverbreitete Ansicht ab, daß nur die Tschechen bei der Lösung der Nationalitätenfrage Zugeständnisse zu machen hätten. Im Gegenteil seien die Tschechen weder zu einer kleinen, noch zu einer großen Kapitulation bereit. Die Minister Mlcoch und Jeschek appellierten in ihren Reden an die Westmächte, alles zu tun, um eine Beherrschung Böhmens durch das Dritte Reich zu verhindern. Hingegen drohte zur selben Stunde der „Severocesky Denik" den

Digitized by Google

Westmächten, die Geduld der Tschecho-Slowakei nicht zu überspannen. Dieser Staat bliebe ein für allemal ein Staat der Tschechen und Slowaken. „Ceska Vyzva" bezeichnet es als unwürdig, unter das Kuratel eines englischen „Beraters" gestellt zu werden. „Karlovarske Listy" trug durch die Veröffentlichung folgenden Aufrufs zur Lösung der Nationalitätenfrage bei: „Bürger, werdet euch bewußt, daß es in erster Linie notwendig ist, das bedrohte Grenzgebiet zu kolonisieren, damit wir dann auf den festen Grundlagen des eigenen Staates weitere Welterfolge aufbauen können." Hier bricht der tschechische Imperialismus wieder durch, der sich ja nicht mit 7 Millionen unterjochten „Minderheiten" begnügt, sondern, wie die dem Heft beigefügte Karte zeigt, viel hochfliegendere Träume verfolgt.

Die Kriegspartei in Prag an der Macht

Wir können hier nicht die Ausbrüche des blinden Hasses im einzelnen registrieren. Allein aus dem Gesagten ist offenbar, daß man in Prag alles in die Wege leitete, um durch Provokationen den Krieg auszulösen. Keine sachliche Erörterung, wie das Zusammenleben der Völker dieses Staates gestaltet werden könnte, fand in dieser Presse statt! Kein Aufruf des Staatspräsidenten an sein Volk ist zu lesen gewesen, von den Exzessen abzulassen und im friedlichen Verkehr der verschiedenen Staatsangehörigen untereinander die Vorbedingungen zu einer vernünftigen Lösung zu schaffen! Ja, die milden Urteile und Bewährungsfristen sollten nachgerade das Staatsvolk zu Ausschreitungen ermutigen. Im Inneren tobt der tschechische Parteienkampf, der älter ist als das gemeinsame Staatsbewußtsein. Schon im alten Österreich hatte man sich mißtraut, und so ist jede Gruppe dieser seltsamen Demokratie bemüht, die andere an Chauvinismus in der Öffentlichkeit zu überbieten. Selbst wenn dieser Staat über einen verständigungsbereiten Ministerpräsidenten verfügen würde, alle Parteien würden ihn sofort in der Öffentlichkeit als einen Verräter an der heiligen tschechischen Sache ans Kreuz heften. So, um wieder nur ein Beispiel für viele sprechen zu lassen, haben die tschechischen Klerikalen eine Verlautbarung herausgegeben, in der der Anschein erweckt wird, als ob Hodscha die Interessen der tschechischen Grenzler aufs Spiel setzen wollte. In der tschechischen Parteipresse fordert man bereits den Rücktritt des Slowaken Hodscha, da in so kritischer Zeit ein Tscheche in Prag regieren müsse. Man nennt Malypetr als seinen Nachfolger. Nur wer sich bedingungslos der Kriegspartei verschreibt, hat eine sichere Gefolgschaft. Die öffentliche Meinung ist immer wieder derart auf die Überlegenheit der tschechischen militärischen Macht und die ihrer Bundesgenossen gedrillt worden, die deutsche Kaltblütigkeit und Ruhe hat man ihr immer wieder leidenschaftlich so als tschechischen Sieg dargestellt, daß niemand populär werden könnte, der nutzlos Konzessionen an die Deutschen verschenkt. Nur so ist es auch zu verstehen, daß Prag nicht allein den Konflikt mit den Sudetendeutschen latent erhält, sondern sich auch gar keine Mühe macht, den Pittsburger Vertrag einzulösen oder die Karpatorussen, die Polen oder Magyaren zufriedenzustellen. Nein, blind und brutal versucht die 51prozentige Mehrheit, der „Minderheit" von 49 Prozent ihren Herrschaftswillen aufzuzwingen. Krieg betrachtet man als die einzige Rettung für diesen unveränderlichen Grundsatz eines wildgewordenen Chauvinismus. Und, den Tschechen selbst zum Schaden, gelang es den internationalen dunklen Kräften, diese Meinung im tschechischen Volk zu festigen. Das Schicksal des serbischen Staates, der im Weltkrieg auch vollständig vom Feind erobert wurde und dann doch noch mächtiger und glorreicher auferstand, das ist die tschechische Konzeption dieser Monate, die den Einsatz des Krieges in dieser albernen Vorstellung lieber wagt, als auch nur eins ihrer willkürlichen Herrschaftsrechte über fremdes Blut aufzugeben.

Prag geht es nicht um das Statut!

So geht es den Tschechen überhaupt nicht um ein gerechtes Nationalitätenstatut. Der eben erst veröffentlichte Tätigkeitsbericht der staatlichen Tschechisierungsorganisation (Narodni Jednota Severočeska) unterstreicht es ebenso wie die oben schon angeführten Beispiele frecher Provokationen. Der Bericht beginnt: „Unsere erste Sorge war, den Boden in tschechischen Händen zu erhalten und uns um die Vergrößerung dieses Besitzes zu bekümmern." Und er schließt: „Die bisherigen Positionen im Grenzgebiet zu erhalten, sie zu stärken und neue zu gewinnen, das ist unsere Arbeit." So ist es nicht mehr unerklärlich, warum in Moskau deutlicher, in Prag immerhin auch unmißverständlich die Mission von Runciman abgelehnt und warum die niederträchtigsten

Digitized by Google

Manöver zur Verzögerung des Nationalitätenstatutes in der Erwartung eines inzwischen ausbrechenden Konfliktes unternommen worden sind. Ja das Benesch-Blatt „Narodny Listy" läßt die Maske fallen und erklärt, „deutsche Gewaltmaßnahmen wären gelegener gekommen", und meint, daß über das Nationalitätenstatut einmal die militärische Stärke und zum anderen die diplomatische Geschicklichkeit der Prager Regierung entscheiden werde!

Wie aber ist es möglich, so fragt man sich, daß 7 Millionen Tschechen so offensichtlich alles darauf anlegen können, den europäischen Krieg anzuzetteln, ohne daß nicht alle Welt gegen diese anmaßende Herausforderung auftritt und die gerechte Sache des Sudetendeutschtums und des geschlossen hinter ihm stehenden gesamtdeutschen Volkes vertritt. Gayda weist in diesem Heft schon auf die Gefahr eines Krieges der Ideologien hin, und auch das Auftreten der tschechischen Kriegstreiber ist nur erklärlich aus der antifaschistischen und antinationalsozialistischen Front, die der Bolschewismus mit den großen Demokratien auf der Brücke des französisch-sowjetrussischen Militärpaktes geschlossen hat. Von hier aus baut die tschechische Propaganda in der Welt geschickt ihre Thesen auf zur Tarnung der ungerechten Sache, die sie verficht.

Kriegspropaganda mit dem „Pangermanismus"

Darum wird von dem ursprünglichen Thema, dem selbstverständlichen Lebensrecht der Volksgruppen, überhaupt nur ungern gesprochen. Das Problem, wie es Prag aufwirft, gibt beispielsweise der „Narod" wieder, wenn er schreibt, daß kein sudetendeutsches Problem, sondern nur eine pangermanistische Expansion besteht. Der „Pritamnost" geht in der Anschaulichkeit, um zu erfahren, worauf der Schwindel hinausläuft, schließlich noch weiter: „Das Ziel des Nazismus ist nicht die Tschechoslowakei. Wir sind ihm nur ein Hindernis. Der nazistische Weg zur Macht geht über unser Vaterland zu britischen Territorien. Das nazistische Programm ist nicht nur antislawisch, es ist auch antibritisch." Damit geht diese einflußreiche Zeitschrift noch viel weiter als die „Narodny Listy", die in ihrer Einfalt nur behauptete, das Dritte Reich habe es auf die rumänischen Ölfelder abgesehen. (!)

Kein Wunder, daß die von Juden vorwiegend beherrschte Weltpresse das Stichwort des Hradschin aufgegriffen hat und folgende Situation entstanden ist: England und mit ihm Frankreich wollen die Ausbreitung des angeblichen Imperialismus des Reiches verhindern, darum unterstützen sie den bestehenden Imperialismus der Tschechen, den man doch angesichts einer brutalen Vergewaltigung von sieben Millionen „Minderheiten" nicht abstreiten kann. Das Reich jedoch fordert nichts anderes als die Sicherheit seines Volksbestandes, d. h. die Autonomie des Sudetendeutschtums, und begnügt sich mit einer solchen Lösung. Um die englische Unterstützung für eine solche in London als gerecht empfundene Forderung zu sabotieren, bemühen sich die Kriegstreiber, die Meinung zu erzeugen: habe das Reich erst den kleinen Finger, werde es bald die ganze Hand ergreifen. So besteht Prag auf der „Einheit und unbedingten Souveränität des tschechischen Staates" als Bollwerk einer deutschfeindlichen Politik in Europa. Henlein bringt nun in diesem Heft unmißverständlich zum Ausdruck, daß die sudetendeutsche Bereitschaft zur Loyalität und Staatstreue unvereinbar sei mit einer Fortsetzung einer sowjetrussischen Bündnispolitik, deren Konsequenz nichts anderes als die tschechische Forderung sein kann, daß der sudetendeutsche „Tschecho-Slowake" gegen seinen Volksgenossen im Reich die Waffe ergreift. Auch im Festhalten an der bisherigen Außenpolitik beweist die Tschecho-Slowakei, wie peinlich es ihr ist, daß das Reich nichts anderes als die gerechte Forderung nach Selbstverwaltung des Sudetendeutschtums unterstützt, und daß sie den Konflikt einem friedlichen Ausgleich innerhalb des Staates und mit dem großen Nachbarn vorzieht.

Von London gesehen

Niemand kann mehr daran zweifeln, daß die Tschechen am bisherigen Zustand in ihrem Staat nichts ändern wollen und lieber das Risiko eines europäischen Krieges als die geringste Konzessionsbereitschaft auf sich nehmen möchten. Hier begegnen sie nun einer entschieden andersartigen Auffassung in London. Die Feststellung des Lord Halifax, daß „eine Änderung gerecht und notwendig" ist, wird auch von der Mehrheit der öffentlichen Meinung geteilt. Es ist ferner sicher, daß die Engländer für die gewaltsame Tschechisierung und die geringe Kulturhöhe dieses

Digitized by Google

wenig Sympathien besitzen. In ihrer Geschichte haben sie ähnliche Probleme, fremde Nationalitäten in ihr Weltreich einzufügen, ganz anders und mit Erfolg gelöst. Sie spüren auch, daß der Fluch von Versailles auf ihrer Mitverantwortung lastet, sie selbst würden sich für 3½ Millionen Engländer vor den Toren Großbritanniens wahrscheinlich noch ganz anders einsetzen! Sie möchten ungestört ihre Aufrüstung vollenden und nicht für die fragwürdige Sache der Tschechen sich in einen Krieg stürzen. Sie wissen, daß in Friedenszeiten das Schwergewicht bei ihnen, im Kriege bei anderen liegen wird. Sie suchen nach einem Ersatz der Kollektivitätsidee und sind bestrebt, ihr in Genf beschädigtes Prestige wieder zur Geltung zu bringen. Um in Europa den Ton anzugeben, nehmen sie ihr altes Mittel der Gleichgewichtspolitik wieder auf. So sehr sie im Grunde die Sache der Sudetendeutschen verstehen, so wenig vertragen die Briten in ihnen einen Machtzuwachs des Reiches. Sie möchten wohl ein annehmbares Verhältnis zu den Achsenmächten, und darum ist Chamberlain der Abschluß des Vertrages mit Rom erwünscht — aber all das nicht um irgendwelchen Ansprüchen der totalitären Staaten seine wohlwollende Unterstützung zu leihen, sondern die Fronten nicht erstarren zu lassen und die Balance der Mächteverteilung zu bestimmen. Wozu bisher die Genfer Maschinerie diente, soll jetzt wieder mit stärkerer Betonung englischer Interessen die englische Diplomatie eingespannt werden. Und die neue Aktivität der englischen Politik ist allein der Wiederbesinnung auf diese Aufgabe zuzuschreiben. So allein war die englische Reaktion auf den Anschluß als Abwehr gegen das deutsche Übergewicht zu verstehen. Hier liegen die Ursachen für die kostspielige Anleihepolitik im Südosten, um die durch den Anschluß sich natürlich erhöhenden Ziffern im deutschen Warenverkehr mit den Südostländern („deutscher Wirtschaftsimperialismus"!) wieder durch eine Neuorientierung dieser Länder auszugleichen. Und der englische Kriegsminister kommentierte diese Politik, indem er kürzlich sagte, daß die Finanz und die Wirtschaft Englands vornehmste Kriegswaffen darstellten.

England ist also entschieden auf der Seite der Friedenspartei, solange es nicht das Übergewicht auf andere übergehen sieht. Und die französischen Interessen laufen hier sehr eng mit denen Englands zusammen. Aus Gründen dieser Politik kam Runciman nach Prag als jedermanns Freund und als niemands Feind; hier liegt die Gefahr der englischen Politik, jedem gleichviel Recht und Unrecht zuzuteilen, da ja die Erfordernisse der britischen Politik mit der Zuerkennung der Begriffe von Recht und Unrecht, Moral und Unmoral verbunden sind. Lord Runciman wird gewiß alles versuchen, um eine Lösung zu finden, von der er glaubt, daß sie die sudetendeutsche Autonomie mit der Eitelkeit der Tschechen auf ihre Souveränität verbindet. Ob er eine Lösung findet, wird stark davon abhängen, inwieweit er nur seinen Eingebungen nachzukommen hat. Die „Narodny Listy" machte nämlich darauf aufmerksam: „Frankreich hat als Verbündeter ein Interesse daran, daß der verbündete Staat stark, einheitlich und zu einer augenblicklichen Aktion und Hilfe fähig ist", mit anderen Worten: ein Instrument einer deutschfeindlichen Militärpolitik bleibt. Sollte am Quai d'Orsay diese Vorstellung nicht aufgegeben werden können und sollte sie die englische Vermittlerrolle belasten, dann dürfte aller Optimismus auf das Obsiegen der guten und friedliebenden Kräfte Europas kindliche Einfalt bedeuten. Andererseits hat Lord Runciman selbst viel zuviel politische Erfahrung, um nicht in jeder Scheinlösung ein akutes Fortbestehen der Konfliktsmöglichkeit zu erblicken.

Einigung der großen Vier?

Da gerade durch die erfreulichen Erklärungen Chamberlains und auch Daladiers eine Besserung der Atmosphäre eingetreten sein dürfte, so bleibt die noch den meisten Erfolg versprechende Aussicht auf gemeinsame Besprechungen der vier Großmächte. Die Bemühungen um ein Abkommen der vier „Großen" über einen Luftpakt dürften leichter zum Ziel kommen, wenn das Reich die Sicherheit hat, daß die Tschecho-Slowakei nicht mehr die Flugzeugbasis einer antideutschen Allianz ist. Denn auch durch die letzten Erklärungen deutscherseits, insbesondere die Aktion Wiedemann, dürfte die Gewißheit in Paris und London herrschen, daß Deutschlands Politik nur die der friedlichen Mittel ist. Da das Reich zum erstenmal seit 1933 eine außenpolitische Frage löst, die nicht allein seinem eigenen Ermessen und seiner Souveränität oder dem ausschließlich gültigen Willen deutscher Volksgenossen unterliegt, sondern in die Sphäre eines fremden Interessenkreises einmündet, so ist es ganz klar, daß

Digitized by Google

das Reich keine vollendeten Tatsachen schafft, sondern Verhandlungen führt. Immer hat man bisher die „deutsche Methode" gerügt und gesagt, daß sich das gleiche auf dem Verhandlungsweg hätte erreichen lassen. Nun ist also die große Stunde der Verhandlungen gekommen, und die vier Großmächte können zeigen, ob sie in einer Frage wie der tschecho-slowakischen genügend gemeinsames Interesse an einer endgültigen wie friedlichen Regelung besitzen. Selbst wenn Lord Runciman in Prag nicht weiterkommen sollte, so könnte er bei wahrhafter Anwendung der Wilsonschen Grundsätze und im Bestehen auf das einstige Versprechen von Benesch, „eine zweite Schweiz" auf dem neuen tschecho-slowakischen Staatsboden zu errichten, immer noch das Konzept für eine Verständigung der Großmächte liefern. An dieser Verständigung wird die Friedenspartei arbeiten, die Kriegspartei mit den Tschechen an der Spitze wird sie zu verhindern suchen.

Wir haben am 1. Januar das Jahr der Verständigung verkündet! Hoffen wir nur, daß es auch in Frieden zu Ende geht.

Neue Bücher

Franz Höller: **„Kantate des Lebens."** Gedichte und Chöre. 48 S. Adam Kraft Verlag.

Wenn die Gedichte Höllers nahezu an jene heranreichen, die der Reichsjugendführer unter dem Titel „Das Lied der Getreuen" herausgegeben hat, so ist dieser Eindruck wohl in erster Linie unter dem Gesichtspunkt des völkisch-politischen Erwachens, was hier wie dort einander nahekommt, zu verstehen. Wir finden in Höller einen politischen Lyriker, der bei aller Klarheit das Bildhafte und Verdichtende eigener persönlicher Prägung darbietet. Wortwahl und Rhythmus sind nirgendwoher „übernommen", Wesen und Thema der einzelnen Gedichte sind von beglückender Eingebungskraft, ob er nun vom „Brunnen" spricht oder vom „Isenheimer Altar", ob er sein reiches Wort „an einen Toten" richtet oder an seinen Sohn. Es erweist sich hier erneut, daß der deutsche Genius in Leid und Not nicht verkümmert, sondern, durch die Unterdrückung gehärtet, mit großer Gewalt hervorbricht, anklagend, trommelnd. Es sind Kampflieder wie jene der Ostmark, aus Verzweiflung und Sehnsucht geboren. Nur findet sich bei Höller außer den Trompetenstößen auch viel persönliches und besinnliches Flötenspiel. Was ihn nämlich besonders auszeichnet, ist die gedankliche Tiefe seiner Gedichte, und zwar eine Tiefe dichterischer — nicht philosophisch-debattierender — Art. Auch in den Gedichten, bei denen man eine Art von Naturbeschreibung vermutet, offenbart sich Höller immer wieder als Deuter, ohne allerdings — und das ist bei gedankenschweren Gedichten selten! — in Rätseln zu sprechen. Im Gegenteil, Höllers Verse sind volkstümlich, liedhaft, im großen Sinne „einfach", und dadurch so überzeugend. Daß die sudetendeutsche Jugend manches Lied aus diesem Bändchen singt, ist wohl eine bessere Bestätigung für Höllers dichterische Kraft als diese wenigen gedruckten Zeilen.

hy.

Sammlung des Jugendrechts

„Handbuch des gesamten Jugendrechts", im Auftrag des Jugendführers des Deutschen Reichs herausgegeben von Günter Kaufmann und Hans Burmann, Verlag Hermann Luchterhand, Berlin.

Über den engeren Kreis von Richtern, Verwaltungsbeamten und Lehrern hinaus gewinnt ein Nachschlagewerk Interesse, das sich eine lückenlose Sammlung aller Rechtsnormen zur Aufgabe macht, die im weiten Bezirk nationalsozialistischer Jugenderziehung im Vollzug unserer staatlichen Aufbauarbeit wirksam wurden. Denn die Fülle der in kürzester Frist erlassenen einschneidenden Maßnahmen vermag niemand allein im Gedächtnis zu bewahren. So ist nur eine Darstellung des gültigen Rechtslebens unserer Jugend von Wert, die wie das vorliegende amtliche Werk, auf dem System der Ergänzungsblätter und Nachtragslieferungen,

Digitized by Google

dem jeweilig neuesten Stand einer großartigen Gestaltung des Rechtslebens entspricht.

Nicht Jugendwohlfahrt, Jugendfürsorge oder Jugendstrafrecht machen, wie in der Vergangenheit, allein den wesentlichen Gehalt unseres Jugendrechts aus. Die Führung und Förderung der rassisch wertvollen Jugend, das Kernstück der nationalsozialistischen Jugendarbeit, ist auch schon, wie der erste Eindruck dieses Handbuches zeigt, in den Mittelpunkt des Jugendrechtes getreten, d. h. die politische Führung hat ihren Niederschlag in bindenden Rechtsnormen für die Erziehung und Ausbildung der Jugend gefunden. Das Handbuch des gesamten Jugendrechts ist daher folgerichtig auf den „Grundlagen: Die Stellung der Jugend in Partei und Staat" aufgebaut, worunter alle Reichsgesetze und die wichtigsten parteiamtlichen Bestimmungen fallen, die die Reichsbehörde des Jugendführers des Deutschen Reichs einerseits und die Reichsjugendführung der NSDAP. andererseits betreffen. An diese grundlegenden Normen schließt sich das gesamte, hier in 20 Gruppen gegliederte Jugendrecht an, an dessen Spitze als Gruppe 1 das Recht der Hitler-Jugend als Gliederung mit allen seinen geltenden Bestimmungen zu finden ist. Da alle heute innerhalb der Hitler-Jugend oder außerhalb von ihr mit der Jugend beschäftigten Volksgenossen die Jugend als Einheit betrachten und diese Sammlung von Normen nur dann Sinn hat, wenn sie alle Entwicklungsstufen jugendlichen Lebens und staatspolitischer Erziehung umfaßt, so haben die Herausgeber das Jugendrecht im weitesten Sinn aufgenommen, angefangen von den Bestimmungen über Jugend und Elternhaus, über Arbeitsdienst, Wehrdienst bis hin zu den Bestimmungen über Eheschließung und Eheförderung, das Sozialversicherungs- und Steuerrecht. Besonders wertvoll ist die Sammlung durch die Gruppen Schulrecht, Berufserziehung, Reichsberufswettkampf, Landdienst — Jugendarbeitsrecht, Leibesübungen und das Heimbau- und Jugendherbergsrecht. Nur in diesem größeren Raum gewinnen auch die Gruppen über Jugendhilfe und Jugendstrafrecht ihren besonderen Sinn, und wer sich hiermit zu beschäftigen hat, wird stets auf die positiven erzieherischen Rechtsnormen hingewiesen, die auch den Ansatzpunkt in diesen Sonderbereichen des Jugendrechts bilden.

Das Handbuch hat innerhalb der Führerschaft der Jugend die Aufgabe, die Kenntnis von den Möglichkeiten und Voraussetzungen einer Zusammenarbeit mit Verwaltungs- wie politischen Dienststellen zu fördern. Die Teilgebiete der Jugenderziehung, wie z. B. das Jugendarbeitsrecht oder das Schulrecht, ordnet dieses handliche Werk in den größeren Zusammenhang des Lebens der jungen Generation ein und ist so auch allen denen zu empfehlen, die von ihrem erzieherischen Sonderauftrag verantwortungsbewußt einen Überblick über das gesamte Rechtsleben der jungen Generation zu gewinnen suchen.

Hans Krebs — Emil Lehmann: „Wir Sudetendeutsche", Edwin Runge Verlag, Berlin, 168 Seiten.

Bisher fehlte uns ein Buch, das kurz gefaßt und doch unter politischer und historischer Treue die Leistung und das Wesen der Sudetendeutschen darstellt. Durch die Initiative von Gauleiter Hans Krebs ist es kürzlich geschaffen worden, alles berührend, was jeder von uns kennen muß: „Wir Sudetendeutsche." Einen ausgezeichneten Einblick, klar, aber niemals nüchtern, vermittelt uns in kurzen Kapiteln diese auch in der äußeren Form bemerkenswerte Broschüre. Schicksal und Raum unserer Brüder jenseits der Grenze stehen vor uns auf, in anschaulichen Beispielen und Einzelschilderungen dargeboten. Eine Schrift, die Volkstümlichkeit verdient. Von den vielen Zeichnungen, die den wertvollen Text ergänzen, haben wir einige in dieser Nummer zum Abdruck gebracht.

Hauptschriftleiter und verantwortlich für den Gesamtinhalt: Günter Kaufmann.
Stellvertreter: Friedr. W. Hymmen. Anschrift der Schriftleitung: Reichsjugendführung, Berlin NW 40, Kronprinzenufer 10. Fernsprecher: 127491. — Verlag: Franz Eher Nachf. G. m. b. H., Zentralverlag der NSDAP., Berlin SW 68, Zimmerstraße 87—91. Postscheckkonto: Berlin 4454. Verantwortlich für den Anzeigenteil: Ulrich Herold, Berlin. — DA. II. Vj. 1938: über 45 000. Pl. Nr. 8. — Druck: M. Müller & Sohn K. G., München; Zweigniederlassung Berlin SW 68, Dresdener Str. 43. — „Wille und Macht" erscheint am 1. und 15. jedes Monats und ist zu beziehen durch den Verlag sowie durch die Post und alle Buchhandlungen. Bezugspreis vierteljährlich 1,80 RM. zuzüglich Bestellgeld. Bei Bestellung von 1 bis 3 einzelnen Nummern bitte den Betrag in Briefmarken beizulegen, da Nachnahmesendung zu teuer ist und diese Bestellung sonst nicht erledigt werden kann.

Digitized by Google

Macht
...ialistischen Jugend
...R VON SCHIRACH
...ptember 1938 Heft 17

...um Geleit

...teriellen und ideellen Werte aller Völker durch die zersetzende
...Weise geschwunden ist, kann auf der anderen Seite die erfreu-
...den, daß der Widerstand und der Widerwille der Kulturwelt
...en aller Art wächst. Das zwischen Deutschland, Italien und Ja-
...ntern-Abkommen, das die Kultur, die Menschenwürde, die poli-
...gegen den destruktiven Bolschewismus verteidigt, hat sich in diesem

...istische Weltauffassung Adolf Hitlers hat unsere heranwachsende Gene-
...zerstörenden Wirkungen des Bolschewismus bewahrt. Um so größer ist
...der Jugend, es den Alten in dem Kampf gegen diesen Weltfeind gleichzutun.
...Schicksal des von den Bolschewisten besetzten Spaniens zeigt ihr, was von
...nd ihren Zukunftshoffnungen übrigbleiben würde, wenn nicht einige Großmächte
...der Menschheit den schärfsten und kompromißlosesten Kampf angesagt hätten.

...ffe, daß der stete Austausch junger deutscher und japanischer Menschen das gegen-
...erstehen fördert und vertieft und damit auch für die freundschaftliche Zusammenarbeit
...beiden Völker in der Zukunft eine weitere Grundlage schafft. In diesem Sinne begrüße
...aufrichtig, daß auch die Jugend Deutschlands ihr besonderes Interesse an der deutsch-
...anischen Freundschaft durch Herausgabe dieses Sonderheftes beweist.

Ribbentrop

Reichsminister des Auswärtigen.

Digitized by Google

dem jeweilig neuesten Stand einer großartigen Gestaltung des Rechtslebens entspricht.

Nicht Jugendwohlfahrt, Jugendfürsorge oder Jugendstrafrecht machen, wie in der Vergangenheit, allein den wesentlichen Gehalt unseres Jugendrechts aus. Die Führung und Förderung der rassisch wertvollen Jugend, das Kernstück der nationalsozialistischen Jugendarbeit, ist auch schon, wie der erste Eindruck dieses Handbuches zeigt, in den Mittelpunkt des Jugendrechtes getreten, d. h. die politische Führung hat ihren Niederschlag in bindenden Rechtsnormen für die Erziehung und Ausbildung der Jugend gefunden. Das Handbuch des gesamten Jugendrechts ist daher folgerichtig auf den „Grundlagen: Die Stellung der Jugend in Partei und Staat" aufgebaut, worunter alle Reichsgesetze und die wichtigsten parteiamtlichen Bestimmungen fallen, die die Reichsbehörde des Jugendführers des Deutschen Reichs einerseits und die Reichsjugendführung der NSDAP. andererseits betreffen. An diese grundlegenden Normen schließt sich das gesamte, hier in 20 Gruppen gegliederte Jugendrecht an, an dessen Spitze als Gruppe 1 das Recht der Hitler-Jugend als Gliederung mit allen seinen geltenden Bestimmungen zu finden ist. Da alle heute innerhalb der Hitler-Jugend oder außerhalb von ihr mit der Jugend beschäftigten Volksgenossen die Jugend als Einheit betrachten und diese Sammlung von Normen nur dann Sinn hat, wenn sie alle Entwicklungsstufen jugendlichen Lebens und staatspolitischer Erziehung umfaßt, so haben die Herausgeber das Jugendrecht im weitesten Sinn aufgenommen, angefangen von den Bestimmungen über Jugend und Elternhaus, über Arbeitsdienst, Wehrdienst bis hin zu den Bestimmungen über Eheschließung und Ehefördrung, das Sozialversicherungs- und Steuerrecht. Besonders wertvoll ist die Sammlung durch die Gruppen Schulrecht, Berufserziehung, Reichsberufswettkampf, Landdienst — Jugendarbeitsrecht, Leibesübungen und das Heimbau- und Jugendherbergsrecht diesem größeren Raum gewinnen Gruppen über Jugendhilfe und Ju recht ihren besonderen Sinn, un hiermit zu beschäftigen hat, wir die positiven erzieherischen R hingewiesen, die auch den A diesen Sonderbereichen des bilden.

Das Handbuch hat innerhe schaft der Jugend die Aufga von den Möglichkeiten und einer Zusammenarbeit m wie politischen Dienststelle Teilgebiete der Jugende das Jugendarbeitsrecht ordnet dieses handliche Zusammenhang des Le neration ein und ist se empfehlen, die von Sonderauftrag veran Überblick über das jungen Generation

Hans Krebs — Sudetendeutsche" Berlin, 168 Se

Bisher fehlte faßt und doch un Treue die Leist detendeutschen von Gauleiter geschaffen wo jeder von un tendeutsch blick, klar, a uns in kur äußeren Schicksal u der Grey lichen dargebot keit verd die den wir ei gebra

[illegible]

hat **oft**
s **Volkes**
er **Nation.**
e **das deutsche**
hat **auf eure**
legt. **Ich weiß**
d **harten Fäusten**
euren **Glauben und**
lose **Beispiele für**

Digitized by Google

den selbstlosen Einsatz um der Treue und um der Ehre willen. Gerade die deutsche Jugend wird das Heldentum jener 47 Gefolgsmänner verstehen können, die ihren ermordeten Herrn rächten und dann gemeinsam und freiwillig den Tod suchten*). Viele von ihnen waren junge Männer, die erst an der Schwelle des Lebens standen. Ein anderes Beispiel ist das Schicksal jener Gruppe der „weißen Tiger", die, fast Kinder noch, als letztes Häuflein bis zum äußersten Augenblick die Burg ihres Herren verteidigten, bis dann ihr junges Leben mit der zusammenstürzenden Burg verlosch. Jene Beispiele sind ein unvergängliches Vorbild für die Jugend im Reich des Mikado, damit sie schon in jungen Jahren lernt, um der Pflicht willen ihre persönlichen Interessen zurückzustellen und ihr Leben ganz der Nation zu weihen. So wirkt die Kraft jener Helden weit über das Grab hinaus.

Tapferkeit, Treue und Kameradschaft sind die Grundlagen des „Bushido", des Gesetzes, nach dem der japanische Krieger lebt. In diesem Geist wird die Austauschgruppe der japanischen Jugend der deutschen Jugend ihre Hand geben. Ich hoffe, daß die deutsche und japanische Jugend in einer festen Kameradschaft verbunden bleiben. In dieser Kameradschaft müssen unsere beiden Völker gemeinsam in die Zukunft marschieren und ein Bollwerk errichten gegen alle, die den Frieden der Welt bedrohen. So übernimmt die Jugend eine heilige Pflicht, die sie im Dienste des Weltfriedens erfüllen muß. Im Sinne dieser Aufgabe hat es eine gewaltige Bedeutung, wenn in diesem Jahre erstmalig ein japanisch-deutscher Jugendaustausch stattfindet. Die Führer der Jugend zweier großer Völker werden eine Zeitlang zusammenleben und dadurch mitwirken, daß unsere Völker sich in ihrem Wesen und Charakter verstehen lernen. In diesem Geiste begrüße ich den japanisch-deutschen Jugendaustausch auf das herzlichste!

Katsushige Ugaki, Kaiserlich Japanischer Minister des Äußeren:

Unsere Aufgaben in der Welt

Die Abwehrfront gegen den Kommunismus

Die Kulturgeschichte wird einmal die ungeheure Bedeutung aufzeichnen, die der Rolle Deutschlands im Westen und Japans im Osten in ihrem Kampf gegen die gewalttätige und grausame Zerstörungsarbeit des Bolschewismus zukommt, jener Weltanschauung, die den Frieden der Welt und die Kultur der Menschheit vernichten will.

Die Aufgabe Japans als Faktor der Ordnung in Ostasien kann nur der Herstellung des Friedens und dem allgemeinen Wohlstand gelten. Rußland dagegen hat, nachdem Chiang-kai-Shek Nordchina unterworfen hatte und eine Zentralregierung in Nanking errichtete, seinen bolschewistischen Einfluß tief in

*) Es handelt sich hier um die im ganzen japanischen Volke lebendige Geschichte der 47 Ronins, die nach vielen Jahren, in denen sie versprengt waren, gemeinsam den Tod ihres Herren rächten. Weil sie sich durch diese Handlung bewußt gegen das geschriebene Gesetz gestellt hatten, setzten sie gemeinsam ihrem Leben ein Ende. Ihre Grabstätte ist eines der großen Nationalheiligtümer des japanischen Volkes. Ihre Tat der Treue bis in den Tod ist eins der großen heroischen Vorbilder der japanischen Jugend.

Digitized by Google

den chinesischen politischen Organisationen verankert. Es hat zuerst die äußere Mongolei in seine Gewalt gebracht, dann seinen roten Einfluß in der Hsinkiang-Provinz befestigt und 1924 Borodin als politischen Ratgeber der Kuomintang-Revolutionsarmee nach Zentralchina entsandt. Die Kuomintangpartei hat, innerlich in Zwietracht geraten, wegen der immer mehr steigenden kommunistischen Ansprüche zwar die kommunistischen Zellen einmal aus der Partei entfernt, aber die zersetzende Arbeit des Kommunismus blieb als ein politischer Krebsschaden innerhalb Chinas bestehen. Obwohl die Zentralregierung zehn Jahre lang versucht hat, die chinesische kommunistische Partei zu unterdrücken und die kommunistische Armee zu zerschlagen, blieben die Nordwestgegenden Chinas praktisch Sowjetgebiete.

Allein um diesen fürchterlichen Schaden zu beseitigen, den ganz Asien durch eine Bolschewisierung Chinas zwangsläufig erleiden muß, hat Japan schon vor langen Jahren der Regierung Chiang-kai-Sheks den Vorschlag gemacht, im gemeinsamen Kampfe Asien vor der Bolschewisierung und damit Verwüstung zu schützen. Die chinesische Regierung aber lehnte ab, und in einer anti-japanischen Politik suchte sie ein Mittel, um ihre eigene Kraft und ihre tatsächliche Gewalt über China zu stärken. Als Chiang-kai-Shek beim Sian-Zwischenfall im Dezember 1936 durch einen kommunistischen Staatsstreich, den die Provinzialarmee durchführte, verhaftet wurde, verpflichtete er sich zu einer Politik, die Rußland gegenüber freundlich war und die kommunistische Betätigung praktisch erlaubte. Es war die Bedingung, unter der er damals seine Freilassung erwirkte. Es war eine jammervolle Kurzsichtigkeit, die Chiang-kai-Shek bewegte, ein gemeinsames Vorgehen mit uns gegen den Kommunismus abzulehnen, und es ist nur tief zu beklagen, daß er selbst der zersetzenden Tätigkeit der Komintern Tür und Tor öffnete. So hat China gerade auf Veranlassung Rußlands eine Frontstellung gegen Japan bezogen, so haben Kuomintang und Kommunismus gemeinsam und planmäßig Japan bewußt herausgefordert. Der erste Zwischenfall entstand in Lukauchiau bei Peking, als chinesische Truppen völlig ungerechtfertigt das Feuer eröffneten. All unser Bestreben, den Zwischenfall in den Grenzen der Provinz zu Ende zu bringen, um einer gefährlichen Entwicklung vorzubeugen, war vergebens. Es kam zum Krieg zwischen Japan und China, so wie er heute vor der Welt abrollt.

Wie beim Bürgerkrieg in Spanien beabsichtigt Rußland, auch in diesem Fall das Elend des Krieges zu vergrößern, indem es der Regierung Chiang-kai-Sheks Flugzeuge und Piloten zur Verfügung stellt und sie auf alle Art unterstützt. In dieser Lage hat Japan den festen Entschluß gefaßt, den gefährlichen Zustand, den die Wühlarbeit der internationalen kommunistischen Partei hervorgerufen hat, zu beseitigen und jene Frevler am Frieden Asiens für immer zu vertreiben. Es ist darum unser Ziel, die Regierung Chiang-kai-Sheks zu stürzen und die bolschewistischen Kräfte in diesem Raum auszurotten.

Digitized by Google

Die Ereignisse der letzten Zeit offenbaren aller Welt, daß der Kommunismus in einer internationalen Organisation über die ganze Erde verbreitet ist und daß er im Osten China und im Westen Spanien zum Vorfeld seiner Weltrevolutionspläne ausersehen hat. Unsere beiden Länder Deutschland und Japan haben sich in dem getroffenen Abkommen gegen die Arbeit der Komintern eng vereinigt. Es ist eine gewaltige Mission, die sie zusammen erfüllen müssen, die Kultur der Menschheit vor diesem bolschewistischen Chaos und damit die Welt vor ihrem Untergang zu schützen, ihr damit aber auch gleichzeitig den Frieden zu bewahren.

Die europäische Kultur, schon durch die Blütezeit der Antike von uralten Werten und Kräften beseelt, hat gewaltige Leistungen vollbracht. Die genialen Menschen, welche die Zeiten hervorbrachten, gaben ihr in Jahrhunderten ihre Gestalt und ließen sie immer von neuem erstrahlen. Im Osten haben asiatische Völker mit ihren hohen Kulturgütern, die seit 4000 Jahren als der höchste Maßstab für den Wert einer Nation gelten, ihren Beitrag zur Kultur der Menschheit geleistet. Kein Kulturvolk sollte es mit ansehen, daß diese beiden alten Stätten des Geistes und der Künste von einem tierischen Bolschewismus bedroht werden. Japan jedenfalls, das seit Gründung des Reiches von ein und derselben Kaiserdynastie regiert wird, Japan, das in seiner leidenschaftlichen Verehrung für den Kaiser einzigartig und in der Welt ohne Beispiel ist, steht kompromißlos gegen den Kommunismus, der jede göttliche Bindung ablehnt. Das japanische Volk ist fest entschlossen, bis zum letzten Atemzuge für seinen völkischen Glauben gegen den Kommunismus zu kämpfen. Japan grüßt aber auch voll Hochachtung die wunderbaren Leistungen und die hohen Ziele des deutschen Volkes, das sich unter der Führung des Führers und Reichskanzlers Adolf Hitler gegen die rote Gefahr durchsetzte und die europäische Kultur vor der Vernichtung schützte.

Die japanisch-deutsche Zusammenarbeit ist um der Kultur der Menschheit willen notwendig. Allein im Bunde miteinander sind die Kräfte im Osten und Westen in der Lage, die zerstörende Kraft des Bolschewismus aufzuhalten und zu unterdrücken. Ohne die Kulturen des Westens und des Ostens ist unsere Welt nicht mehr denkbar. So läßt sich das Zusammenwirken gegen den Kommunismus in seiner Bedeutung gar nicht übertreiben.

In dieser Zeit, in der das Reich der Deutschen im Herzen Europas wieder auferstanden ist und Japan entschlossen den harten Weg zu einem wirklichen Frieden in Ostasien einschlug, muß sich die deutsche und die japanische Jugend ihrer Sendung bewußt sein, in der Verbindung der beiden Völker für alle Zukunft der Kultur der Menschheit zu dienen.

Aus diesen Überlegungen heraus freue ich mich herzlich, daß mir die Gelegenheit gegeben wurde, an die junge Generation in Deutschland diese Worte zu richten.

Digitized by Google

Baldur von Schirach:

Entfernungen überwunden

Zehntausende von Meilen liegen zwischen den Lebensräumen des deutschen und japanischen Volkes. Es schien unmöglich, eine unmittelbare Fühlungnahme von Volk zu Volk, von Jugend zu Jugend herbeizuführen. Jedoch können die räumlichen Entfernungen nicht hindern, daß zwei Völker mit einer solchen Fülle verwandter Anschauungen und Ideale den Weg zueinander finden. Der alte Shinto-Glaube Japans, sein Bushido-Ideal von edlem Rittertum, die Ahnenverehrung und Erziehung zur Ehrfurcht und Einsatzbereitschaft bilden die Voraussetzung für jenes wirkliche Verständnis der nationalsozialistischen Weltanschauung, das uns das alte liberale und von völkischen Idealen entwurzelte Europa verweigert. In tiefer Ehrfurcht bewundern wir die religiös-rassische Vorstellungswelt des japanischen Volkes, wissen schließlich, daß die Todesverachtung und soldatische Tüchtigkeit der jungen Generation im Reiche des Sonnenkaisers mehr wert ist als aller individualistischer Kult einer von uns gerade überwundenen Zeit. Beide Völker haben eine Zeit der Wiedererneuerung und der nationalen Besinnung seit der Jahrhundertwende durchlebt. Hier wie dort drohte alte Kultur und Sitte einem volksfremden Geist zum Opfer zu fallen. Hier wie dort war es die Jugend, deren Widerstand und Einsatz, deren Begeisterung und völkischer Instinkt die Wiedergeburt der ganzen Nation erwirkte.

Die Hitler-Jugend hat mit der Jugend in aller Welt Verbindungen aufgenommen, weil sie sich aus dem gegenseitigen Kennenlernen der Jugend viel für die Sicherung des Friedens verspricht. In unseren Begegnungen mit der Jugend anderer Völker drückt sich unsere deutsche Achtung vor fremdem Volkstum und fremden Eigenschaften aus. Wenn in diesen Tagen deutsche und japanische Jugend die großen Stätten der hohen Kultur ihrer Völker aufsuchen, wenn sie umjubelt von ihren Gastgebern miteinander einige Wochen verleben, so ist das weit mehr als die Bemühung um eine Besserung von Beziehungen. Die Jugend bestätigt, da sie die Weite der Meere und Kontinente überwindet und zueinander findet, eine bestehende herzliche Freundschaft. Sie trifft sich in ihrer Sehnsucht nach Frieden, aber auch in dem gleichen Gefühl unbeirrbarer Bereitschaft, dem Vaterland bis zum letzten treu und freudig zu dienen.

Wir wünschen der Jugend Japans den Frieden. Wir wissen, daß zu ihm nur ein Weg führt: Die Überwindung des Bolschewismus. Die Jugend Adolf Hitlers grüßt ihre japanischen Kameraden in dieser gemeinsamen Erkenntnis.

Digitized by Google

Sadao Araki, Kaiserlich Japanischer Erziehungsminister:

Das Erziehungswerk der japanischen Jugend

Dank eines sehr wertvollen Vorschlages des Reichsjugendführers Baldur von Schirach wird zu meiner großen Freude erstmalig ein Jugendaustausch zwischen Japan und Deutschland mit je dreißig Führern durchgeführt. Ich bin davon überzeugt, daß diese Sonderausgabe der Zeitschrift „Wille und Macht" für die aufgenommene enge Verbindung der jungen Generation unserer Völker von besonderer Bedeutung sein wird und zu einer gründlichen Kenntnis japanischen Wesens ebenso beiträgt wie zur Vertiefung der freundschaftlichen Beziehungen unserer Länder.

Ich empfinde tiefe Achtung vor der deutschen Nation, die heute unter der Führung ihres Führers und Reichskanzlers Hitler die seit dem Weltkrieg in Deutschland wuchernden Niedergangserscheinungen beseitigt hat und alle Volkskräfte unermüdlich aufbietet, um die nationalsozialistischen Ideen in der Volksseele zu verwurzeln. Deswegen vertraue ich der großen Zukunft Deutschlands. Die japanische Jugendaustauschgruppe wird im Reich gemeinsam mit der deutschen Jugend durch Ausbildung ihrer körperlichen und geistigen Kräfte einen wertvollen Beitrag für die freundschaftlichen Beziehungen unserer Länder leisten. Die Jugend ist die Kraftreserve des Staates und der Reichtum jedes aufsteigenden Landes, wenn sie stark und überzeugt ohne Unterlaß körperlich und geistig im Dienst an der Nation arbeitet.

Die japanische Jugend hat sich zu Organisationen zusammengeschlossen, um in freiwilliger Arbeit sich selbst zu erziehen. Ihr erstes Gebot ist ihre Treue zum Kaiserhaus und ihre Liebe zu ihrem Land, das vor Jahrtausenden erstand. Sechs Millionen sind hier vereinigt. Außer den Jugendverbänden besteht noch die Einrichtung der Seinengakko (Jugendausbildungsschule), die an der Masse der japanischen Jugend nach der Volksschule soziale, praktische Erziehungsarbeit leistet. 1,5 Millionen männliche, 700 000 weibliche Japaner werden hier erfaßt. Daß die japanischen Soldaten während des gegenwärtigen Krieges in unermüdlichen Kämpfen von Sieg zu Sieg eilen, ist nicht zuletzt darauf zurückzuführen, daß sie in ihrer Jugendzeit von diesen Organisationen im Geiste des Vaterlandes ertüchtigt wurden. Ein weiterer Erfolg dieser nationalen Erziehung ist, daß die japanische Jugend in der Heimat, von den gleichen Idealen bewegt wie die Soldaten an der Front, in ihrer Freizeit an der Herstellung von Kriegsmaterial mithilft, sich um die Familien der Frontsoldaten kümmert und nicht nur in der Landhilfe, sondern in allen möglichen Berufen zupackt und hilft, u. a. auch Altmetall für Kriegszwecke sammelt.

Japan und Deutschland haben im Herbst 1936 ein Antikomintern-Abkommen geschlossen, um gemeinsam den Kommunismus, den Feind der ganzen Menschheit,

Digitized by Google

zu bekämpfen. Ich bin überzeugt, daß Japan und Deutschland somit zu Rettern der menschlichen Kultur werden und den Frieden und das Wohlergehen der Welt wieder auf eine gesunde Ordnung stellen.

Es ist mein inniger Wunsch, daß das gegenseitige Verständnis um die Freundschaft unserer Länder durch diesen Jugendaustausch vertieft wird und unsere beiden Nationen so zum Wohl und für den Frieden der Menschheit immer enger zusammenarbeiten, von den gleichen erhabenen Idealen beseelt.

Mitsumaza Yonai, Kaiserlich Japanischer Marineminister:

Die Jugend kämpft um den Frieden

Wir drei befreundeten Länder Deutschland, Japan und Italien haben mit den Antikominternachsen im Osten und Westen eine gemeinsame edle Aufgabe für den Frieden der Welt, die Gerechtigkeit und die Humanität übernommen. Ich empfinde aufrichtige Freude darüber, daß diese Freundschaft durch die Zusammenarbeit der Jugend gepflegt und vertieft wird. Das findet seinen sichtbarsten Ausdruck in dem Jugendaustausch zwischen Japan und Deutschland, an dem von jeder Seite dreißig Mann teilnehmen.

Wenn die japanische Austauschgruppe mit der deutschen Jugend in Berührung kommt und ihren lebendigen revolutionären Schwung kennenlernt, wird sie aufs tiefste empfinden, wie stark der Geist des Nationalsozialismus und wie blühend das Leben der deutschen Kultur ist. Ich glaube aber auch, daß die deutsche Jugend durch unsere Austauschgruppe die unvergleichliche Eigenart des Yamato Damashi, des japanischen Geistes, empfindet, der das japanische Volk in seiner langen Geschichte immer wieder diszipliniert hat.

Das Kaiserreich Japan kämpft mit seiner ganzen Volkskraft gegen die Elemente des Unfriedens in China um der Gerechtigkeit willen und um der Tätigkeit der Komintern Einhalt zu gebieten.

Das ganze japanische Volk unterstützt einheitlich unser Heer und unsere Flotte in ihrem Kampf, und wir wissen, daß jener traditionelle japanische Geist die Armee im harten Kampfe von Sieg zu Sieg vorwärtsführen wird. So glauben wir fest daran, daß dieser Krieg sein großes Ziel bald erreichen wird, und nicht nur für den Frieden in Ostasien bürgt, sondern auch dem allgemeinen Frieden der Welt dient.

Wenn ich die politische Unruhe der Gegenwart betrachte, so empfinde ich auf das tiefste, daß gerade die Jugend eine gewaltige Verantwortung für die künftige Entwicklung ihrer Länder trägt und daß sie an der Aufrechterhaltung des Friedens mit allen Energien mitarbeiten muß.

Deswegen hoffe ich von ganzem Herzen, daß diese edle Idee in dem kräftigen Händedruck der Jugend unserer Völker unaufhaltsam der Verwirklichung entgegengeführt wird und daß die Melodien ihrer Nationalhymnen in ihren Herzen Mut und Kraft auslösen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Sharaku, „Iwai Hanshiro". (19. Jahrh.)

Deshalb braucht Japan auch nicht ein Staat unter der Diktatur eines Tenno zu sein. Hier liegt eine Eigenart des japanischen Staatswesens, die nicht übersehen werden darf. Der Tenno ist von den Urahnen beauftragt, Land und Volk als heilig-kostbares Vermächtnis der nachfolgenden Generation zu vermachen und er hütet das ihm Anvertraute zu diesem Zweck mit aller Sorgfalt, er erfüllt also damit die ihm von den Urahnen übertragene Mission. In diesem Sinne heißt das japanische Volk „Omitakara" (großer erlauchter Schatz), und der Tenno selbst hütet dieses „Omitakara", um seiner vom Himmel übertragenen Aufgabe willen und um den Ahnen und seinen Nachfolgern gegenüber gerecht zu werden. Und obgleich die Herrscher Japans nicht alle die gleiche Vollkommenheit erreichten, im Grunde genommen haben sie ihre Aufgabe in diesem Bewußtsein stets erfüllt. Es ist bekannt, daß in Japan seit Urzeiten niemals eigenmächtige und willkürliche Entscheidungen getroffen worden sind. Es war Staatssitte, daß solchen Entscheidungen stets gemeinsame Besprechungen und Beschlüsse vorangingen. Zwar bietet die japanische politische Geschichte in verschiedenen Zeiten Beispiele, wo der Tenno selbst die Verwaltung des Landes übernommen hatte oder sie dem Kwambaku (Hauptbeistand), anderen Ministern, Ritterfamilien oder Shogunen übertrug, aber stets waren gemeinsame Beratungen und Beschlüsse üblich, angefangen vom kaiserlichen Hof bis herab zu den Stadt- und Dorfverwaltungen.

Obwohl in Japan erst vor 50 Jahren eine Verfassung schriftlich festgelegt wurde, ist doch der Grundgedanke einer Verfassung schon seit Tausenden von Jahren durch die Ahnen überliefert.

Es gab in Japan kriegerische Auseinandersetzungen innerhalb des Volkes, Spaltungen in der Kaiserfamilie und andere Aufstände im Laufe der Geschichte, aber niemals kam es zu einem wirklichen Aufstand gegen die Kaiserfamilie. Niemals hatte das Volk die Absicht, den Tenno zu beseitigen und sich, was häufig

Digitized by Google

im Auslande der Fall war, an seine Stelle zu setzen, wenngleich das japanische Volk Bitten und fordernde Wünsche an den Kaiser gerichtet hat.

Die Treue des japanischen Volkes zum Kaiserhause und zum Staate ist keine durch Erziehung erworbene Eigenschaft, sondern geradezu eine Veranlagung von Geburt. Diese patriotische Geisteshaltung ist in den mittleren Schichten des Volkes stärker und klarer ausgeprägt, als in den intellektuellen und reichen Kreisen, und in den einfachsten und ärmsten Schichten als der Masse der Bevölkerung noch mächtiger verwurzelt als im Mittelstand. Aber das ist nicht eine Folge verschiedenartiger Erziehung, sondern vielmehr eine Folge traditioneller Tatsachen.

Im japanischen Volke ist der Begriff des Rechtes sehr lebendig. Der einzelne Japaner vermag anderen gegenüber sehr wohl seine Rechte zu wahren, und es kommt nicht selten zum Streit deswegen. Das japanische Volk als solches aber hat niemals gewagt, irgendwelche „Rechte" dem Tenno gegenüber geltend zu machen und hat sie auch niemals anmelden wollen. Auf der anderen Seite hat der Tenno niemals willkürlichen Zwang auf das Volk ausgeübt und hat sich jeder Ungerechtigkeit enthalten. Aus diesem Grunde ist der japanische Staat ein Familienstaat und seine Staatsidee letzten Endes eine ethische Idee. Deswegen erfüllt auch der japanische Soldat, der hinaus an die Front geht, so freudig dem Tenno gegenüber seine Dienste. Es ist ihm eine ehrwürdige selbstverständliche Pflicht. Der alte Samurai und Dichter Yakomochi hat in einem Gedicht diese Empfindungen des japanischen Volkes besungen:

So wir Meere durchschiffen,
Wird unser Leib
Verwesen am Meeresgrund.
So wir Gebirge durchziehen,
Wird unser Leib
Des Grases Nahrung.
Froh laßt uns sterben,
Um den Herrscher geschart,
Unbekümmert!

Graf Yosinori Hutara
Leiter des japanischen Jugendverbandes „Dai Nippon Syonen-Dan Renmei":

Die beherrschende Idee des japanischen Lebens

Die Jugendbewegung bei uns in Japan wird von mehreren Organisationen, von denen jede ihre eigenen Aufgaben besitzt, getragen. Alle Jugendorganisationen finden sich in dem einen Gedanken, daß die tiefste Gesetzmäßigkeit der japanischen Weltanschauung, die das gesamte japanische Volk im festen Glauben erfüllt, die alles Leben beherrschende Tenno-Idee ist. In der Vielzahl der Verbände liegt zunächst der Hauptgrund, worin die japanische Jugendbewegung sich von der Hitler-Jugend, der einzigen und einheitlichen Jugendorganisation Deutschlands, unterscheidet. Ich beschränke mich hier darauf, darzustellen, wie wir Japaner das Wesen des Tenno auffassen, um damit ein Verständnis der japanischen Jugend und der sie ausnahmslos erfüllenden Idee vorzubereiten.

Digitized by Google

Die Idee des „sumera-mikoto"

Im Japanischen gebrauchen wir für Tenno (Kaiser) das Wort „sumera-mikoto". Dieses Wort hat nicht etwa die Bedeutung eines Titels, den sich der Tenno selbst zugelegt hat, sondern es ist eine höchste Würde, die das ganze Volk seinem Tenno als dem Volksoberhaupt zuerkannt hat. In dem bedeutungsreichen Wort läßt sich schon die innerliche völkische Auffassung der Tenno-Idee aufweisen.

Die europäischen Worte, die für den Begriff des Herrschers gebraucht werden, das englische Wort „Emperor", das französische „Empereur", das italienische „Imperatore", entstammen alle dem lateinischen „imperare" = befehlen. Im Sinne des sprachlichen Ursprungs ist der Herrscher also der Befehlende. Dieses Wort ist in den ältesten Zeiten des römischen Weltreiches aufgekommen und hat sich seitdem als Ausdruck für das Staatsoberhaupt in verschiedenen Ländern Europas verbreitet. Das deutsche Wort „Kaiser" kommt wiederum von dem Eigennamen eines Siegers und Machthabers über das europäische Machtgebiet, Julius Cäsar, und wurde von den deutschen Herrschern und dem russischen Zaren übernommen. Das dem Altgriechischen entlehnte Wort „Monarch" im englischen, französischen und deutschen Sprachgebrauch ist eine Zusammensetzung von „monos" und „archen", in der Bedeutung „allein" und „herrschen". Nach dieser Auffassung ist also die Idee des Staatsoberhauptes „der Alleinherrscher" oder etwa gar „Diktator".

Die japanische Idee des „sumera-mikoto" steht nun im stärksten Gegensatz zu der Idee des „Herrschers", die in den genannten europäischen Worten zum Ausdruck kommt. Während die herkömmliche europäische Auffassung vom Staatsoberhaupt den Befehlenden, den Sieger und Diktator meint, bringt die japanische Auffassung vom Tenno das wirklich hohe Wesen des Staatsoberhauptes selbst, wie er in unserem festen Glauben begründet ist, zum Ausdruck. Denn das Wort „sumera" bedeutet höchstes Gut und höchste Schönheit, und so hat das Wort „sumera-mikuni" (kuni = Land, mi = Vorsilbe der Verehrung), im Sinne von Dai-Nippon (Groß-Japan) in chinesischen Zeichen die Bedeutung des Würdigsten und Größten und somit des unaussprechlich schönen und guten Landes. Der zweite Bestandteil des Wortes „sumera-mikoto", eigentlich „makoto", bedeutet die Wahrheit im Gegensatz von Falschheit. Das Wort „sumera-mikoto" bringt also deutlich zum Ausdruck, daß das japanische Volk seit ältesten Zeiten den Tenno als die höchste Person, in der sich die Ausübung der Wahrheit des höchsten Guten und Schönen verkörpert, mit größter Hingabe verehrt. In diesem Sinn hat die bekannte Autorität der japanischen Klassik, der Gelehrte Motoori-Nobunaga, in seinem großen Werk „Kojikiden" (der Überlieferung der Chronik des Altertums) die echte und tiefe Bedeutung des „sumera-mikoto" in folgender Weise formuliert:

„In Erfüllung der wahren Vernunft,
bis zum unendlichen Weltall,
aufrecht und senkrecht,
unbeweglich und unveränderlich
erhabener Name (des Tenno)."

Digitized by Google

Anders ausgedrückt: „Unbegrenzte, ewige Wahrheit und unerschütterliche Wirklichkeit in sich verkörpernd, Himmel und Erde überdeckend, nie wandelbare Hoheit."

Es wird nach dieser Ausführung verständlich sein, daß das japanische Volk im höchsten Maß das Bedürfnis und die Neigung zeigt, den Tenno oder „sumera-mikoto" aus dem völkischen Glauben und der völkischen Idee heraus als lebenden Gott aufzufassen, was mit dem Worte „arahitokami" zum Ausdruck gebracht wird. In der heutigen Pädagogik, in der die national-religiöse Auffassung vernachlässigt ist, versteht man unter diesem Worte nur noch einen Ausdruck für Verehrung, in Wirklichkeit aber hat es einen noch viel tieferen Sinn, und wir Japaner dürfen vor der ganzen Welt darauf stolz sein, daß dieses Wort dem unerschütterlichen und stolzen Glauben unseres Volkes tiefsten Ausdruck gibt.

Indem wir „sumera-mikoto" als den persönlichen höchsten Träger der Wahrheit auffassen, wird die Wahrheit Gott gleich gesetzt. Aus diesem Gedanken folgt dann: Obwohl der Tenno im menschlichen Leibe existiert, ist er in seinem ganzen und vollkommenen Sein mit seinem göttlichen Geschlecht, mit seiner Urahne Amaterasu Omikami untrennbar verbunden, und ist folglich der Gott in einem Leibe. So ist das eigene Leben des göttlichen Trägers in diesem Tenno-Bewußtsein verallgemeinert, und er wird in seiner Kronprinzenzeit danach erzogen.

Die lebendige Anschauung der Tenno-Idee wurzelt natürlich zutiefst in der Volksseele (Yokusan). Das Wort „Yokusan" wird im klassischen Japanisch „maturau" gelesen, was zuerst einmal die Opferbereitschaft des einzelnen für die Allgemeinheit, dann die Hochachtung des Volkes vor der hohen Tugend des Tenno und schließlich das Streben des Volkes, in dieser Tugend zu leben, bedeutet. Im Vergleich mit dem christlichen Satz: „Lebet mit Gott und arbeitet mit Gott" strebt unser japanisches Volk, ungeachtet einer Zugehörigkeit zum Christentum, Buddhismus oder Shintoismus, danach, in innerlichster Begeisterung jene höchste und erhabene Tugend des Tenno, welche die Herrscher durch alle Generationen hindurch gepflegt und gefördert haben, in den gesamten geistigen Kräften des Volkstums grenzenlos ausstrahlen zu lassen und damit dem Tenno am wahrhaftigsten zu dienen.

In der japanischen Sprache bedeutet das Wort „matu" eigentlich die Vereinigung, das Einswerden mit dem Tenno-Geist heißt „maturau", und Kult und Feier dieses Einswerdens ist „maturi" (das kultische Regieren).

Das Einströmen der europäischen Gedanken in der modernen Zeit hat auch Japan am Liberalismus und Materialismus leiden lassen, aber heute ist die Tenno-Idee als Mittelpunkt des geistigen Lebens wiederum ein dringendes Bedürfnis für ein starkes und entschlossenes Leben des japanischen Volkes in der Gegenwart geworden und hat somit wieder seinen beherrschenden Einfluß im Leben unseres Volkes eingenommen.

Digitized by Google

Walter Donat:

Die japanische Volksseele

Während die deutsche Wissenschaft und Kultur in Japan eine recht große Rolle spielt, die deutsche Sprache und das deutsche Wesen unter gebildeten Japanern weithin und bis zu vielen Einzelheiten bekannt sind, beklagt sich der Japaner oft mit Recht, daß über sein Land in Europa noch recht widerspruchsvolle und unklare Vorstellungen herrschen. Was etwa die Deutschen über Japan wissen, das stammt selten aus unmittelbaren Quellen, zu denen eine schwierige Sprache und noch schwierigere Schrift den meisten den Zugang verschließen. Das stammt vielmehr meist von Reisenden mit kurzfristigem Aufenthalt in Japan, deren Beobachtungen manchmal gründlich und sachlich sein mögen — oft sind sie auch das nicht einmal —, die aber gar nicht in der Lage sein können, durch das äußere Getriebe einer dem Westen angeglichenen Zivilisation hindurchzuschauen auf das eigentliche Wesen dieses uralten und geschichtereichen Volkstums.

Es liegt nur zu nahe, daß dem Reisenden aus dem Abendland hier in Japan zuerst einmal alles das in die Augen fällt, was überall gleich ist, wo Länder eine hoch entwickelte Zivilisation geschaffen haben. Eisenbahn, Auto und Flugzeug; modernste Straßen und Hochhäuser; Lehranstalten und Laboratorien; Büros und Fabriken; Tanzhallen und Tingeltangel, das findet er mit nur geringfügigen Abweichungen überall auf dem Erdenrund, wo moderne Technik und moderner Verkehr die äußeren Formen geschaffen haben.

Wenn er tiefer blickt, findet er noch viel mehr, was ihm bekannt ist, oder was auf alle Fälle nicht Ausdruck völkisch-japanischen Wesens ist. Die parlamentarische Regierung und die Verwaltungseinrichtungen, die Erziehung mit ihrem Riesenapparat modernen wissenschaftlichen Betriebes. Wo ist eigentlich Japan selbst? Hat es nicht zwei Jahrtausende hindurch immer wieder fremde Kulturen in sich aufgenommen? Wenn man das Leben und Schaffen des heutigen Japaners daraufhin ansieht, so bietet sich unserem forschenden Blick ein fast unauflösliches Geflecht von Fremdgütern, das die Jahrhunderte geknüpft haben: indisch-buddhistische Religionsformen, konfuzianische Weisheit, chinesische Schrift und daneben europäische Wissenschaft, Technik und Lebensordnung.

Wenn man einen durchschnittlich gebildeten Japaner fragt, was an dem allem, was er lebt, denkt und handelt, heute denn reines und echtes japanisches Leben ist, so werden wir ihn zuerst einmal in Verlegenheit gebracht haben. Denn was japanisch darin ist, das gerade ist ihm am wenigsten klar und formulierbar bewußt. Er weiß es zwar aus innerster und leidenschaftlicher Überzeugung, daß er vor allem und über allem Japaner und nichts als Japaner ist, aber was denn das Japanische nun wirklich ausmacht — so mag er wohl antworten —, das ist ein unaussprechliches und tiefstes Geheimnis seiner Seele.

Ein anderer abendländischer Beobachter mag wohl dazu sagen, daß doch neben all dem übernommenen Fremdgut in Technik und Zivilisation, das diese Rasse

Digitized by Google

nicht selbst erfunden oder erdacht hat, noch viel urtümlich Japanisches da ist und auch im äußeren Bilde in Erscheinung tritt.

Er mag auf das berühmte Doppelleben des Japaners hinweisen, wie er abends nach Fabrik- oder Büroschluß sein europäisches Arbeitskleid ablegt, in den Kimono schlüpft und im althergebrachten Stil des streng japanischen Hauses sein japanisches Privatleben führt, oder im traditionellen Teehaus sich von der buntgekleideten Geisha bedienen läßt und anderes mehr. Aber auch das ist nicht das Entscheidende, daß im Leben des heutigen Japaners noch viele hergebrachte Sitten und Gebräuche festgehalten werden. Viel tiefer liegt die alles durchdringende Eigenkraft seines völkischen Wesens.

Denn es ist eine seelische Grundhaltung, eine unvergleichliche und nur japanische Gesinnung und Charaktereigenart, die dieses vielgestaltige und von Fremdformen überfüllte japanische Lebensbild trägt und ihm seinen tiefsten Inhalt gibt. Und diese seelische Grundhaltung und Charakterart ist in einem Grade einheitlich und geschlossen über das ganze große Volk hin ausgeprägt, wie — man darf wohl sagen — kaum in einem anderen hochzivilisierten Volke. Wir deutschen Nationalsozialisten dürfen darin eine erfreuliche Bestätigung unseres Grundgesetzes sehen, daß in starken Nationen das Volkstum der alleinige fruchtbare Quell aller schöpferischen Kraft, aller schaffenden Kultur ist. Ja, nur eine so leidenschaftlich völkisch ausgerichtete Nation wie die japanische konnte überhaupt in der Lage sein, die ungeheure Vielfalt fremder Kultureinflüsse, die im Laufe seiner Geschichte vom chinesischen Kontinent und dann vom fernen Westen aus in immer neuen Wellen seinen Boden überflutete, als Volk zu überdauern, sie in sich aufzunehmen und einzuschmelzen und ihnen ein japanisches Gepräge fest und unverrückbar aufzudrücken.

Diese seelische Grundhaltung des Japaners ist so tief in seiner rassischen Eigenart verwurzelt, daß ihm sein Volkstum niemals überhaupt zu einem Problem hat werden können. Die Erkenntnis vom Wert und der unerschöpflichen Kraft des Volkstums, die wir Deutsche uns nach langer Zeit geistiger Verwirrung erst aus tief verschütteten Quellen haben wieder erschließen müssen, diese Erkenntnis hat der Japaner gar nicht zu vollziehen brauchen, da er sein Volkstum stets und ungebrochen gelebt hat. Es berührt uns zuerst sehr merkwürdig, daß der Japaner das deutsche Wort „Volkstum" gar nicht übersetzen kann, ist es ihm doch niemals fraglich und somit ein Anlaß des Nachdenkens geworden. Sein Japanertum ist mit einer so abgründigen Selbstverständlichkeit das A und O all seines Denkens, Fühlens und Handelns, daß es ihm gar nicht leicht fällt, zu begreifen, warum wir Deutsche heute ein so großes Aufheben machen von diesem Wort und seinem Inhalt.

Diese seelische Grundhaltung gilt es nun näher aufzuzeigen, wenn wir das Volk verstehen wollen, das heute mit Recht zu den mächtigsten Nationen der Erde gerechnet wird. Die sich pazifistisch gebärdenden demokratischen Völker nennen Japan

Digitized by Google

heute gern eine militaristische Nation, in der gleichen wegwerfenden Bedeutung, die auch für uns Deutsche gilt. Wir Deutsche allerdings sind stolz darauf, uns eine soldatische und heroische Nation nennen zu dürfen, denn wir zollen den Tugenden des echt soldatischen Menschen höchste Anerkennung. Wenn nun einem Volk auf der Erde jenseits der arischen Grenzen der Ehrenname des heroischen Volkes zukommt, so ganz gewiß dem japanischen. Es hat im Laufe seiner zweitausendjährigen Geschichte zwar weniger Kriege nach außen geführt als irgendeine Nation des Abendlandes, aber es hat eine Grundhaltung aus seiner rassischen Anlage mitgebracht und weiterentwickelt, die in allererster Linie den Namen des Heldischen verdient.

Ja, wenn wir Heldentum auffassen als die ständige und unbedingte Hingabe und Einsatzbereitschaft des einzelnen für die höheren Ziele seines Volkes, bedingungslos bis zum freiwilligen Opfer des Lebens, so kann schlechterdings kein Volk heroischer sein als das japanische. Und daß es z. B. weniger Kriege als die Franzosen und Engländer beispielsweise geführt hat, ist nur ein Beweis dafür, daß heroisch, heldisch und soldatisch als Volkscharakter nicht mit den Begriffen von Kriegslust und Eroberungssucht identisch sind, wie man das gern im westlichen Europa so hinstellen möchte.

Bushido — der Weg des Kriegers — ist das Höchstziel der japanischen Nationalethik seit Jahrhunderten. Als ein Volk kraftvoller Kultur in das Licht der Geschichte eingetreten, hat es im Laufe seiner Entwicklung einen adligen Stand des Kriegers herausgestellt, dessen soldatische Eigenschaften bis zu einer für uns geradezu erschreckenden Konsequenz aufgezüchtet worden sind. Der Bushi oder Samurai der japanischen Vergangenheit ist der härteste und selbstloseste Typ des Kriegers, den die Welt kennt.

Die Waffe ist ihm nicht das beliebige Instrument des Tötens, sondern ein Gegenstand höchster geistiger Beziehungen. Nicht nur nennt der Samurai das Schwert seine Seele, sondern er hat die Übung des Schwertschlages und Bogenschusses zu einer Tätigkeit künstlerischer Vollendung und religiöser Vertiefung ausgestaltet. Es ist für den, der nicht Gelegenheit hatte, es selbst mit anzusehen oder gar selbst zu versuchen, kaum vorstellbar, in welcher Formenstrenge und mit welchem Grad geistiger Versenkung die echt japanische Waffenübung vollzogen wird. Die Waffe recht gebrauchen bedeutet in Japan eine durchgeformte Kunst und zugleich einen Kult.

Darüber hinaus ist die gesamte Lebensführung des Samurai dem soldatischen Hochziel unterstellt: puritanische Einfachheit der Bedürfnisse und Verachtung alles äußeren Scheins, unbedingte innere Selbstzucht und Unterdrückung jedes eigenwillig aufwallenden Gefühls, rücksichtsloser Mut und äußerste Geringschätzung des Lebens. Dieses Ethos findet seine härteste und uns fast grausig anmutende Spitze

Digitized by Google

im Harakiri, jener denkbar schmerzvollen und doch unter Einhaltung kunstvoller Formen kultisch begangenen Selbstentleibung des Unterlegenen oder der Gefolgschaft, die ihren Herrn freiwillig in den Tod begleitet.

Dies war das heldische Ethos eines kriegerischen Standes der Vergangenheit. Es ist im Offizierkorps der Gegenwart, dem modernen Samuraistand, wenn auch unter veränderten Formen, so doch in gleicher Härte und Konsequenz neu auferstanden. Aber es ist nicht auf diesen Stand beschränkt geblieben. In Lied und Erzählung, Schauspiel und gesungenem Bericht sind Hunderte und Hunderte von Heldenbildern und Heldenerzählungen dieses Schlages durch die Jahrhunderte überliefert, sind auch heute jedem von Kind auf bekannt und haben das völkische Idealbild des japanischen Menschen als unverrückbares Muster geformt. So hat diese im begrenzten Kriegerstand ausgebildete heldische Zucht aufs stärkste erzieherisch eingewirkt auf das gesamte Volk und hat ihm seine strengen Ideale tief eingeimpft.

Der große geistige Umschmelzungsprozeß des absterbenden Feudalismus und des im folgenden zeitweise übermächtigen westlichen Einflusses hat zwar tiefgreifende Störungen in den intellektuellen Schichten des modernen Japan hervorrufen können. Bedrohliche Anzeichen von individualistischem Aufbegehren des denkenden einzelnen und seelische Verweichlichung der intellektuell Übersättigten waren auch im japanischen Volkskörper in nicht geringem Umfang vorhanden und sind auch heute noch spürbar. Doch alle krisenhaften Erschütterungen, die das moderne Japan durchgemacht hat, lösten immer wieder im breiten Volke die Gegenkräfte aus und führten zu erneutem Durchbruch der heldischen Gesinnung. Der gegenwärtige Krieg, den Japan führt, hat die soldatische Härte und Kraft des japanischen Heeres wie seiner gesamten Bevölkerung wieder der staunenden Welt offenbart, und wer heute Gelegenheit hat, in den Schulen, in Stadt und Land die Jugend bei der Übung ihres hergebrachten Wehrsportes zu beobachten, beim Stockfechten, das den Schwertkampf darstellt, oder beim Bogenschießen, der hat sich aus der Anschauung überzeugt, das die heldische Anlage dieser Rasse noch ungebrochen in seiner Jugend lebendig ist. Dieses Volk, arm an Boden und Rohstoffen wie das unsere, hat seine unbesiegliche Kraft in seinem heroischen Geist, der die Führung der Waffen doch letztlich entscheidet.

Ist die seelische Grundhaltung dieses Volkstums die heldische Gesinnung, die das „Ich" rücksichtslos hintansetzt hinter dem „Wir", so muß doch dieses „Wir", dem der heldische Dienst geweiht ist, noch näher bestimmt werden. Was empfindet der Japaner als Gemeinschaft? Aller japanischer Sozialismus ist zuerst einmal Sozialismus der Familien- und Sippenbindung. Die erweiterte Zelle der Großfamilie ist der realste Kern der Nation, von dem alles andere ausstrahlt. Als feste Sippenordnung tritt das Volk in die Geschichte ein, und diese

Digitized by Google

Ordnung überdauert alle geschichtlichen Umschichtungen bis heute. Während wir Deutsche auch hier nach liberalistischen Entartungen erst jetzt wieder zu dieser organischen Urform des Volkstums zurückfinden, hat das japanische Volk diese natürliche Grundlage der Gesellschaft nie in Gefahr gesehen und hat sie starrer und radikaler gehalten, als das mit unserem abendländischen Leben vereinbar wäre. Der Sippe gilt das Streben des einzelnen, wie die Sippe alles Handeln ihrer Glieder deckt und verantwortet. Die Sippe läßt keines ihrer Glieder in Not geraten, so lange sie selbst, wenn auch noch so karg, zu leben hat, und sie steht noch für das Verbrechen ihres verkommensten Sohnes ein. Rücksichtslos nimmt aber auch die Sippe das Recht der Führung und Bestimmung über ihre Glieder in Anspruch, sei es Ehe- oder Berufswahl, Erziehung oder Geschäft, private oder öffentliche Tat. Wenn auch hier in letzter Vergangenheit übernommene westliche Gedanken an manchen jahrhundertealten Gepflogenheiten der Sippenherrschaft gerüttelt haben, in irgendeiner Form setzt die alte Ordnung sich immer wieder durch. Bis in alle Gebiete des öffentlichen Lebens reicht das Gewohnheitsrecht der Sippenordnung. Sie bedeutet eine erstaunliche Kraftquelle der Nation, eine Einheit im Streben und Tragen großer Aufgaben in der Gemeinschaft der Glieder gleichen Blutes.

Und aus dieser sozialen Form ist überhaupt der japanische Reichsgedanke erst zu verstehen.

So wie der Japaner für „Staat" kein anderes Wort hat als die Bezeichnung: „Haus des Landes", so überwächst, im Staatsdenken des Japaners, das Reich die Gesamtheit seiner Sippen als alles umfassende Großfamilie. Sein Mythos gibt dies am klarsten wieder: von himmlischer Göttersippe entsandt, gründen die göttlichen Vorfahren das Reich auf der Erde, und alle Sippen des Landes entspringen dem einen Zweig des kaiserlichen Stammes. Ein Mythos, der heute noch so lebendig ist wie je: das Volk als eine jahrtausendalte Sippengemeinschaft. Und in lückenloser Folge beherrscht das kaiserliche Stammhaus das Reich bis heute als göttliche Vertreterschaft der Gesamtheit, in seiner Geschlechterfolge als Vaterschaft und Hausherrenschaft über die unendlich verzweigte Reichsfamilie.

Japan ist das Land des Kaiserkultes. Kodo, der Weg des Kaisers, ist die letzte und höchste Grundidee des japanischen Volkstums. Es bedarf nicht vieler Worte, um sie zu umschreiben: Sein und Leben des einzelnen und aller gehören einzig und allein dem götterentsprossenen Herrscher. Held sein heißt kämpfen für ihn und sein ewiges Haus.

Nicht die „Volksgemeinschaft" ist das Ziel alles Dienstes und Opfers, sondern der Tenno, der Kaiser und seine göttlichen Ahnen. Im Dienst für das Haus des Tenno ist Dienst für Sippe und Volk eins geworden in der alles umfassenden Idee.

Und hier ist es die Nationalreligion des Japaners: Shinto oder der Götterweg, die nichts ist als Kaiserkult, die dem heroischen Nationalgefühl des Japaners die

Digitized by Google

höchste geistige Würde verleiht. Ihr Kult und Ritual ist denkbar einfach, schlicht wie die holzgefügten, mit Kies umstreuten alten Kultstätten selbst, Gedenkplätze der Götterahnen oder der verstorbenen Herrscher. Doch diese höchsten Kultstätten der Nation sind die allerlebendigsten Zeugen der Seele dieses Volkes. Aus ihnen erfließt ihm die ewige Kraft seines Heldentums.

Man muß es erlebt haben, um es zu spüren. Ich habe selbst Gelegenheit gehabt, die ältesten Kultstätten des Landes zu besuchen, die auf der Insel Kyushu, dem mythischen Götterland, liegen, eingebettet in ein landschaftliches Paradies, hier mitten in der einsamen Stille der Wälder, dort zwischen dem Straßengewirr der Stadt. Ich habe die seit Urzeiten festgelegten Zeremonien des Weiheopfers, die Darbringung des Zweiges vom heiligen Sakaki-Baum, geübt und den Ahnen des Herrscherhauses unsere Ehrung erwiesen. Gerade wir nationalsozialistischen Deutschen dürfen das tun, denn wir, die wir in der Seele des Volkes ein höchstes Göttliches begreifen, sind heute befähigt, den tiefsten Grund einer anderen Volksseele an seiner Weihestätte in heiliger Ehrfurcht zu empfinden.

Nishiyama [illegible] e Raben"

Digitized by Google

Gedichte von Franz Tumler

Am Abend

Du fernes Licht, das schön in meine Stube fällt,
ich bring' dir nur die Finsternis entgegen.
Du trifft mich, und ich meine mich zu regen,
indes dein Funkeln es mit meiner Torheit hält.

Der Abend blüht wie die Vergangenheit.
Ich weiß mich in das dunkle Haus gestellt.
Ich kann nicht wählen: menschlich ist die Welt,
und menschlich, auszuharren diese Zeit.

Der See

Ziehende Wolke! du schattest nieder
auf der Erde sicheres Bild.
Taumliges Ufer kann dich nicht fassen,
ruhigem Spiegel bist du gewillt.

Ach, ich erglühte lang vor der Sonne,
fing mich im Monde, im Sternenschein.
Schatte du nieder, dunkle Wolke,
flieh nicht, wie du herflogst, allein!

Höb' ich in Nebeln zu dir mich auf –
mein Bette liegt leer und grünt.

Digitized by Google

Außenpolitische Notizen

Manfred Zapp:

Japan und die Weltmächte

Ein geschichtlicher Überblick

Bekanntlich haben sich die Japaner jahrhundertelang von der Außenwelt abzuschließen gewußt und nur einen beschränkten, von der Regierung kontrollierten Handel nach China und Korea betrieben. Von den europäischen Mächten hatte nur Holland in Nagasaki eine Niederlassung auf der kleinen Insel Deschima, die durch einen schmalen Bach und durch einen Graben vom Festland abgetrennt war. Diese kleine, 200 Meter lange und 60 Meter breite Insel durften die Holländer ausschließlich auf den wenigen holländischen Schiffen, deren Landung die Japaner zugestanden, wieder verlassen. Es war ihnen nicht erlaubt, japanischen Boden zu betreten, es sei denn, daß der niederländische Gouverneur bei festlichen Gelegenheiten unter starker Bewachung mit seinem Gefolge nach der Kaiserstadt Kioto gebracht wurde, um dem Kaiser und dem Schogunen, dem japanischen Hofmeier, seinen Kotau zu machen. Siebold und Kämpfer, die deutschen Forscher, die als Angestellte des holländischen Gouverneurs jahrelang auf jener Insel gewohnt hatten, haben dies uns eingehend überliefert.

Der Kampf gegen Japans Abschließung

Die Japaner wollten keinen weiteren Verkehr mit der Außenwelt. Sie fürchteten die Westmächte und ihre imperialistischen Ziele. Aber die Westmächte, besonders die angelsächsischen Staaten, die bereits größere Wirtschaftsinteressen in Ostasien hatten, wollten auch die Japaner in ihre wirtschaftliche Sphäre einbeziehen. Für sie war Japan das sagenhafte Inselreich „Zipangu", von dessen Reichtümern, die in Wirklichkeit keineswegs vorhanden waren, Marco Polo, der weitgereiste Venezianer, bereits im 13. Jahrhundert geschrieben hatte, als er über seine große Reise zum Hofe Khubilais berichtete. Vor allem sandten die Amerikaner mehrfach Schiffe zu den japanischen Küsten, jedoch ohne Erfolg.

Schließlich versuchte es, wohlvorbereitet und energischer als bisher, der Commodore C. Perry, Japan dem friedlichen Handel auf „friedlichem" Wege zu erschließen. Über die Vorbereitungen zu Perrys Reise schrieb „New York Herald" im Jahre 1853 sehr bezeichnend für die Mentalität der amerikanischen Presse und die Absichten der amerikanischen Regierung:

> „Die japanische Expedition dient nach Angaben eines Korrespondenten aus Washington nur einer hydrographischen Untersuchung an der japanischen Küste. Die Zweiunddreißigpfünder sollen nur als Meßinstrumente dienen. Die Kanonenkugeln sollen die Verbindungslinien zwischen den einzelnen Punkten aufzeichnen. Wenn irgendein Japaner töricht genug sein sollte, seinen Kopf in den Weg dieser meteorologischen Instrumente zu stecken, so ist er selbst schuld, wenn er etwa getroffen wird."

Perry segelte aus mit drei Schiffen und fünfhundert Mann. Er hatte Glück, denn er konnte in der Bucht von Uraga landen und einen Brief an den Schogunen und den Kaiser hinterlassen. Der russische Admiral Putiatin mit seinen Schiffen und die französische Fregatte „Constantine" unterstützten ihn. Die Japaner, die eine große Invasion fremder Truppen fürchteten, nahmen im Jahre 1854, als Perry mit der vierfachen Anzahl an Schiffen und Mannschaft in Yokohama landete, den von ihm geforderten Vertrag an. Nun folgten bald die anderen Mächte. Noch im gleichen Jahre schloß der britische Admiral Stirling einen ähnlichen Vertrag in Nagasaki, im nächsten Jahr folgten die Russen, sodann die Holländer und erst zehn Jahre später Preußen, als erster deutscher Staat. Auf den ersten Vertrag folgte ein Handelsvertrag, nach welchem die verschiedenen Häfen Japans dem westlichen Handel geöffnet wurden und Europäer wie Amerikaner erhielten das Recht, sich als Exterritoriale mit Sonderrechten in Japan niederzulassen. Die europäischen Mächte versuchten nun, in Japan Handelshäuser zu errichten, sandten Missionare [illegible], um die Japaner zu bekehren und [illegible] hierbei einander den Rang [illegible] Japan unter ihren Einfluß [illegible]

Digitized by Google

Gelehrige Schüler Europas

Das Schicksal Japans schien klar und eindeutig in den Händen der Westmächte zu liegen. Doch da trat an die Spitze des japanischen Staates ein Mann von großer politischer Weitsicht, mit außerordentlicher Menschenkenntnis begabt und einem schwer zu übertreffenden diplomatischen Geschick. Am 3. Februar 1868 bestieg Mutsuhito den Thron seiner Väter, den Thron der Nachkommen des Sonnengottes. Er nannte sich nun Meiji Tenno. Es war nicht einfach für Meiji Tenno sich durchzusetzen, denn jahrhundertelang hatten die Kaiser auf die Staatsführung keinen Einfluß genommen. Die Regierung lag ganz in den Händen ihrer erblichen Hofmeier, der Schogunen. Nun nahm Meiji Tenno selbst die Regierung in die Hand und konnte sich nach schweren und blutigen inneren Kämpfen, bei denen er von einem großen Teil der Bevölkerung unterstützt wurde, durchsetzen. Er hatte erkannt, daß die Zivilisation der Westmächte diejenige Japans um die Jahrhunderte überflügelt hatte, in denen Japan sich von der Außenwelt abgeschlossen hatte. Um sich selbst behaupten zu können, galt es möglichst schnell das Versäumte nachzuholen und die Methoden der Westmächte zu erlernen, um sie nach Möglichkeit mit ihren eigenen Waffen schlagen zu können. Es gelang ihm in wenigen Jahren, Japan von einem Feudalstaat zu einem modernen Staat umzugestalten. Ausländische Berater erhielten hochbezahlte Stellungen im Lande. Aufgeweckte, intelligente junge japanische Studenten wurden nach Europa und Amerika gesandt, um dort zu erlernen, was in Wissenschaft und Technik aller Gebiete des modernen Lebens gelehrt wurde.

Die Umstellung kostete Geld, sehr viel Geld. Die Umstellung von einem Agrarstaat auf einen Industriestaat erforderte die Anschaffung zahlreicher Produktionsmittel, die nicht billig waren. Aber Japan zahlte. Es zahlte mit seinem wenigen Gelde, mit seinem Kunstgewerbe, mit seiner Seide und später mit seinen Industrieprodukten. Die Westmächte, besonders die Vereinigten Staaten von Amerika und England, verdienten an Japan. Deutschland ebenfalls. So lag es im Interesse der Westmächte, diese Entwicklung in Japan zu fördern.

Klug nutzte Japan die Situation aus. Innerlich wirtschaftlich und politisch gestärkt, konnte es nun sein Augenmerk auch über seine Küsten hinauslenken und seine westlichen Lehrmeister in ihren eigenen Methoden imitieren. Die Entwicklung zwang es sogar dazu. Die Bevölkerungszahl stieg. Japan konnte in den ersten Jahren den Bevölkerungsüberschuß dank der Industrialisierung selbst ernähren. Er war sogar willkommen als notwendige zusätzliche Arbeitskraft. Doch mit der Weiterentwicklung der Industrie mußte sich Japan sowohl nach sicheren Absatzgebieten wie nach Rohstoffländern umsehen. Später galt es auch, den zu schnell anwachsenden Bevölkerungsüberschuß unterzubringen. Kurz gesagt, Japan war infolge der Umstellung auf eine westliche Zivilisation expansionsbedürftig geworden, dies mußte es mit seinen östlichen Nachbarn in einen dauernden Konflikt bringen, denn nach Westen konnte sich Japan nicht ausdehnen. Es sandte nach Westen nach Hawai, Kalifornien, Kanada und Mexiko nur in beschränkter Zahl Auswanderer, die jedoch nach wenigen Jahrzehnten wieder ferngehalten wurden. Der erste Versuch Japans, sein Gebiet nach Osten auszudehnen, gelang.

Die ersten Ansprüche gegenüber China

Zwischen Japan und China lagen verschiedene Inselgruppen, die zeitweise den Japanern, zeitweise den Chinesen ihren Tribut zahlten. Bei einer solchen Tributzahlung an China kam es zu einer Auseinandersetzung zwischen Japan und den Bewohnern der Riukiu-Inseln, da die Japaner forderten, daß die Inseln bis herunter nach Formosa unter japanischer Oberhoheit stünden. Dank des Dazwischentretens eines englischen Diplomaten, Sir Thomas Wade, erkannten die Chinesen die japanischen Ansprüche an. Dies war der erste japanische Erfolg.

Korea hatte sich ähnlich wie Japan von der Außenwelt abgeschlossen und erlaubte keinem Ausländer das Betreten des Landes. Es war gelungen, ein amerikanisches Geschwader, das im Jahre 1870 die Öffnungen seiner Häfen forderte, abzuweisen. Korea blieb den Ausländern verschlossen. Im Jahre 1875 sandten die Japaner ein Schiff, das mit der Untersuchung der Küsten und Meerestiefen beauftragt war, die „Unyokan", nach Koreas Küste, auf das die Koreaner schossen. Nun sandten die Japaner im folgenden Jahre, ähnlich wie 20 Jahre vorher die Vereinigten Staaten, eine Flotte aus, die von dem stolzen, aber hilflosen Kaiserreich die Öffnung gewisser Häfen für den ausländischen Handel und

Digitized by Google

Wirtschaftskonzessionen genau so erzwang, wie es vor 20 Jahren der Commodore Perry gemacht hatte, als er in Japan landete. Damit hatte Japan auf dem asiatischen Kontinent, wenn auch zunächst nur wirtschaftlich, Fuß gefaßt. Aber noch war Japan schwach. Als die Russen um die gleiche Zeit von Japan verlangten, das im Norden seines Reiches gelegene Gebiet, die Insel Sachalin, deren nördlicher Teil bereits unter russischer Oberhoheit stand, ganz an Rußland zu verkaufen, mußte Japan sich damit einverstanden erklären, und es trat Sachalin ab. Dieser Verlust war schmerzlich.

Weit schmerzlicher und schmachvoller empfanden aber die Japaner den Druck, der dadurch auf ihnen lastete, daß die Fremden in Japan besondere Rechte genossen und nicht der japanischen Rechtsprechung unterstellt waren. Unentwegt arbeitete Japan an seinem inneren Aufbau und an der Modernisierung des Landes. Vom politischen wie strategischen Standpunkt aus wollte Japan sobald als möglich in der Lage sein, den Ausländern zu beweisen, daß es ihnen ebenbürtig und gewachsen sei. 1894 gelang es Japan, mit den Westmächten neue Verträge zu schließen, die fünf Jahre später endgültig zur Aufhebung der Konsulargerichtsbarkeit führten und den Fremden alle Vorrechte in Japan nahmen, so daß Japan damit seine Hoheitsrechte im eigenen Lande zurückgewonnen hatte.

Der Sprung auf den Kontinent

Da brach unter den eigenartig kultivierten, stets weißgekleideten Einwohnern Koreas, dieser so schönen, so sonderbaren Halbinsel, aus religiösen Gründen ein Aufstand aus, der die Chinesen veranlaßte, große Truppen in das ihnen tributpflichtige Kaiserreich zu entsenden. Die Japaner hatten dies zur Wahrung ihrer Interessen ebenfalls getan. Es kam zu einer Auseinandersetzung, die zu einer damals noch üblichen Kriegserklärung von seiten Japans an China führte.

Die Westmächte, besonders Amerika und England, fürchteten eine Schmälerung ihrer Interessen. Schon damals verfolgte man in Ostasien den Kollektivgedanken, den man später auch in Europa zur Genüge in die Tat umzusetzen versucht hatte. So regte damals England in Berlin an, daß Deutschland sich einer Intervention der Mächte anschließen möge, um einen friedlichen Ausgleich der entstandenen Gegensätze zu erreichen. Doch vertrat das deutsche Auswärtige Amt damals den Standpunkt, in Korea seien in erster Linie England und Rußland interessiert und eine Intervention deutscherseits komme daher nur in Frage, wenn auch die übrigen Großmächte im friedlichen Sinne einwirkten.

Mit Spannung verfolgte alle Welt den Ausgang dieses ungleichen Kampfes des großen Kolosses China mit seinen unerschöpflichen Quellen an Menschenmaterial, mit seiner großen Flotte und seinen zahlreichen Waffen, gegen das kleine Inselvolk der Japaner, dessen Armee und Flotte denen der Chinesen zahlenmäßig unterlegen war. Der Ausgang schien nicht zweifelhaft, der Stärkere mußte siegen.

Aber in diesem Falle hatte man einen Rechenfehler begangen, wenn man China, das zweifellos an Truppenzahl die Japaner übertraf, als den Stärkeren betrachtete, denn man vergaß den Kampfesgeist und den Todesmut der wohldisziplinierten und gutgeleiteten japanischen Truppen, die für ihr Vaterland freudig ihr Leben hergaben. Nach siebenundeinhalb Monaten waren die Chinesen aufgerieben und in die Mandschurei zurückgetrieben. Die Japaner konnten jetzt ihren Frieden diktieren.

In der Tat, Japan war nicht sehr bescheiden. Es forderte von den Chinesen und erhielt von ihnen im Frieden von Schimonoseki zugestanden, die Anerkennung der Unabhängigkeit Koreas von China, die Abtretung der Liautung-Halbinsel, der Inselgruppe der Pescadores, die Eröffnung der Hafenstädte von Saschi, Tschungking, Sutschau und Hagtschau, sowie die Zahlung einer Kriegsentschädigung von 200 Mill. Taels. Bis diese Entschädigung bezahlt war, sollte China an Japan die Insel Weihaiwei abtreten.

Erste Gegnerschaft aus Europa

Dies jedoch war den westlichen Mächten zuviel. Frankreich, Rußland und Deutschland waren sich darüber einig, daß Japan auf dem chinesischen Kontinent keinen festen Fuß fassen dürfe. Sie beschlossen einen gemeinsamen Druck auf Japan auszuüben, daß es auf seine Forderungen auf dem Festlande verzichte.

Von diesem Protestschritt hielt sich England, um seine Beziehungen zu Japan nicht zu verschlechtern, fern und überließ den anderen Großmächten völlig die Initiative. Da die europäischen Staaten so voreilig eingriffen, hatte Amerika nicht nötig, seine Interessen zu verteidigen, zumal die euro-

Digitized by Google

päischen Mächte so energisch auftraten. Unglücklicherweise vergriff sich der damalige Vertreter Deutschlands, Frh. v. Gutschmid, in Tokio den Japanern gegenüber vollständig im Ton. Wie eine spätere Untersuchung des Auswärtigen Amtes aus dem Jahre 1907 feststellte, entsprach das allzu schroffe Auftreten Gutschmids tatsächlich nicht den Absichten der deutschen Regierung, die nur zur Förderung der guten Beziehungen zu Rußland, den russisch-französischen Schritt unterstützen wollte. Die Japaner fügten sich den europäischen Wünschen und verzichteten auf ihre Besitzungen auf dem Kontinent. Zwei Jahre später erwarb Rußland die Halbinsel Liautung, die den Japanern verweigert worden war, in einem Pachtvertrag auf 99 Jahre von China. Immer weiter schob sich Rußland zur Küste vor. Im Jahre 1900 besetzte es die Mandschurei. Der Gegensatz zwischen Rußland, das den Japanern ja bereits Sachalin abgenommen hatte, und Japan verschärfte sich immer mehr.

Japan im Kreis der Großmächte

Die Fremden in China waren wie überall verhaßt; doch ungeschickterweise folgte die chinesische Bevölkerung, ermutigt durch die unkluge Politik des Hofes der Mandschukaiser in Peking, den Boxern, den Nachfolgern der gefährlichen Sekte von der „Weißen Lilie" (Pai Lien Tschia), in ihrem blinden Patriotismus, die alle Fremden aus China vertreiben wollten. Alle Fremden sollten in diesem Boxeraufstand, in dem neben Hunderten von Kaufleuten und Missionaren der deutsche Gesandte Frhr. v. Ketteler und ein japanischer Legationssekretär ermordet wurden, niedergemetzelt werden. Dies führte zum bewaffneten Einschreiten der europäischen Großmächte in China, bei dem sich auch Japan beteiligte. Es war das erstemal, daß Japan in einer selbstverständlichen Art und Weise von den europäischen Großmächten als gleichberechtigt anerkannt wurde. Jetzt dachte keine der Großmächte mehr daran, an der japanischen Küste Konzessionen, wie etwa an der chinesischen Küste, zu fordern. Im Gegenteil, Japan war die ostasiatische Großmacht geworden, die durchaus in der Lage war, mit allen Mitteln der europäischen Zivilisation ihre Interessen zu verteidigen. Es war sogar für England bündnisfähig geworden, das den Gegensatz erkannte, der zwischen Japan und Rußland bestand und eines Tages zur Austragung kommen mußte. England sah in dem russischen Vordringen in Asien eine Gefahr, denn die englischen Interessen stießen auf die russischen in Konstantinopel, in Afghanistan, Belutschistan und an der indischen Grenze und möglicherweise in Ostasien. Es schloß darum im Jahre 1902 mit Japan ein Bündnis, das mehrfach verlängert wurde.

Die Wirtschaftsinteressen Rußlands und Japans mußten in Korea aufeinanderstoßen, der kulturelle Einfluß Rußlands in der Mandschurei und in Korea wurde zu einer Gefahr für Japan, da sie dem japanischen Vordringen ein Ziel setzten. Eine kriegerische Auseinandersetzung war unvermeidlich. Schließlich brachen 1904 die offenen Feindseligkeiten aus. Wider allen Vermutungen der Westmächte siegten die Japaner auf der ganzen Linie und trieben die Russen weit in die Mandschurei zurück. Die russische Flotte wurde bei Tsuschima vernichtet.

USA. gegen Japans Übermacht

Mit großem Mißtrauen verfolgte man in Europa und Amerika dies Ergebnis. Besonders in den Vereinigten Staaten war man unangenehm überrascht. USA. konnte kein starkes Japan gebrauchen. Es suchte darum seinen Einfluß geltend zu machen und trug sich den beiden Kriegsparteien als Vermittler an. Gerne folgte Rußland der Einladung des Präsidenten Roosevelt zur Konferenz von Portsmouth, auf der Japan seine Ziele sehr zurückstekte und nur bescheidene Forderungen stellte, die Rußland auch sofort annahm. Rußland erkannte Japans Vorherrschaft auf Korea an. Der Zar trat außerdem die südliche Hälfte Sachalins wieder an Japan ab, ebenso die Rechte auf der Halbinsel Liautung, ferner räumte es den Japanern die Konzession des südlichen Teiles der mandschurischen Eisenbahn, südlich von Tschangtschun, dem heutigen Hsingking, der jetzigen Hauptstadt der Mandschurei, ein. Außerdem zahlte Rußland noch eine kleine Kriegsentschädigung.

Die Amerikaner konnten zu diesen Friedensbedingungen, zu denen sich Rußland bereit erklärt hatte, wenig sagen, denn Japan wurde von England, seinem Bundesgenossen, der damals noch Rußland fürchtete und deshalb jede Schwächung Rußlands begrüßte, unterstützt. Es war dies ein Erfolg der japanischen Diplomatie gegen die Europas und Nordamerikas. Die Amerikaner sicherten sich aber doch ihren Vorteil. Wenige Tage vor der Unterzeichnung des Friedens landete der amerikanische Eisenbahnmagnat

Digitized by Google

Edward H. Harriman in Yokohama und machte mit den Japanern einen Vertrag über die Verwaltung der südmandschurischen Eisenbahn, da er wußte, daß den Japanern das nötige Kapital zum Ausbau der Bahn fehlen würde. Dieser Vertrag, das sog. Ito-Harriman-Abkommen, wurde später durch das für Japan etwas günstigere Root-Takahira-Abkommen ersetzt.

Mit dem Kaiser von Korea schlossen die Japaner einen Vertrag, nach welchem ihm ein Generalresident beigegeben wurde, der ihn in allen wichtigen Regierungsfragen beraten sollte. Nur ungern sahen die Amerikaner diesen japanischen Schritt, den sie so ohne weiteres nicht verhindern konnten. Die Amerikaner haben größeres Interesse in Korea. Unter anderm die Goldbergwerke in Hokutschin und andere Unternehmen. Jedoch waren alle diese Unternehmen nicht bedeutend genug, sich mit Japan, dem Sieger von 1905, ernstlich auseinanderzusetzen.

Als es im Jahre 1909 zu einem Aufstand in Korea kam, konnte Japan sogar die Halbinsel kurzerhand annektieren und das ehemalige koreanische Kaiserreich in das japanische Reich eingliedern. Damit grenzte Japan direkt an das große russische Reich an, mit dem es im gleichen Jahre einen Aufteilungsvertrag über die Mandschurei abschloß. Japan erhielt die südliche und Rußland die nördliche Mandschurei als Einflußsphäre zugeteilt.

Gewinner des Weltkrieges

Als im Jahre 1914 nun in Europa der Weltkrieg ausbrach, trat Japan als Bundesgenosse Englands auf die Seite der Entente und nahm den Deutschen den kleinen Besitz in Kiautschau nach monatelangen heftigen Kämpfen fort. Ebenso besetzte es verschiedene Inselgruppen im Pazifischen Ozean, die deutscher Kolonialbesitz waren. 1915 ließ sich Japan von China in Schantung, das es daraufhin militärisch besetzte, Vorrechte geben, denn Japan hatte sich nun immer mehr zu einem Industriestaat entwickelt, dem es an Rohstoffen fehlte. China, besonders Schantung, hat zahlreiche Rohstoffe, wie Kohle, Eisenerze, Wolle, Baumwolle usw., die noch nicht ausgebeutet waren. Diese Regelung wurde in einem Militärabkommen mit China im Jahre 1918 erneut festgelegt.

So machte Japan unter den immer stärker werdenden Druck seines Bevölkerungsüberschusses wiederum den Versuch, seine Rohstoffbasis auf dem asiatischen Kontinent zu erweitern, während die Westmächte durch den Weltkrieg in Europa festgehalten wurden und daher in Asien den Japanern nicht wieder in den Arm fallen konnten. — Selbst die Amerikaner erklärten sich schweren Herzens bereit, die besonderen Interessen der Japaner in Schantung, der Mandschurei und der östlichen Mongolei in dem Lansing-Ishii-Abkommen (1917) anzuerkennen.

Der Weltkrieg ging zu Ende, Rußland verfiel dem Bolschewismus, der sich unglaublich schnell über das ganze Riesenreich hin ausbreitete. Seine böse Saat wurde eine Gefahr für die Welt, auch im Fernen Osten. Doch das war nicht das Ausschlaggebende für die Intervention der Westmächte in Rußland. Winston Churchill erklärt sie von seinem Standpunkt aus anders. Er schreibt in seinem Buch „Nach dem Kriege":

> „Zur Zeit der Revolution waren Frankreich, Großbritannien und die Vereinigten Staaten damit beschäftigt, an Rußland Kriegsmaterial in gigantischer Menge zu liefern. Diese Lieferungen waren von Rußland — dem zaristischen sowohl wie dem revolutionären — auf Kredit bezogen worden. Mehr als 600 000 Tonnen Material und die gleiche Menge Kohle waren in Archangelsk und Murmansk ausgeschifft. Dorthin hatten in den Tagen des Zaren zahllose Kriegsgefangene unter unsäglichen Leiden eine 800 Meilen lange Eisenbahn von Petrograd aus gebaut. Die Munition und die übrigen Lieferungen lagen auf den Kais umher, und da die Bolschewistenregierung allen Anleihen, mit denen jene gekauft waren, die Anerkennung versagte, konnten sie nach Recht und Billigkeit als Eigentum der Alliierten angesehen werden. Weit wichtiger war jedoch die Frage: In wessen Hände würden sie geraten? Eine ähnliche Lage herrscht in Wladiwostok, wohin Amerika und Japan ungeheuer viel eingeführt hatten."

Im Interesse ihrer Lieferungen haben also die Westmächte, verbündet mit Japan, damals von Sibirien aus Armeen gegen die Russen gesandt. Doch manchen europäischen Staatsmännern erschien der Unterhalt eines Heeres in Sibirien zu teuer. Nachdem die ausgeladenen Vorräte sichergestellt waren, rief man die eigenen Streitkräfte zurück und überließ die anderen ihrem Schicksal. Die Japaner erkannten die Gefahr des russischen Bolschewismus in ihrer unmittelbaren Nähe und hielten deshalb jahrelang die ostsibirischen Grenzgebiete, einschließlich Wladiwostok, besetzt.

Bei Kriegsende erhielt Japan zunächst Kiautschau zugesprochen, ferner als Mandat des Völkerbundes die deutschen Besitzungen in der Südsee, die Marianen-, Karolinen- und Marschall-Inseln. Der Erwerb dieser Inselgruppen eröffnete den Japanern ein neues Interessengebiet. Es wandte den Blick des dichtbevölkerten Japans nach Süden, dem dünnbevölkerten Erteil von Australien zu, das von nun an in Japan eine Gefahr witterte.

Digitized by Google

Weltmächte gegen Tokio

Japans Hauptinteressen lagen jedoch nach wie vor auf dem asiatischen Kontinent. Japan wollte sich nun in aller Stille ein Absatzgebiet wie ein Rohstoffgebiet für seine Industrie ausbauen, denn der Bevölkerungszuwachs drängte nach Ausdehnung. Es investierte einen großen Teil seiner Kriegsgewinne in China, sowohl in der Mandschurei wie in Schantung, in Tiensin und in Schanghai. Das war aber wieder den Westmächten ein Dorn, der sich gegen ihre eigenen Interessen auswirken mußte. Amerika ging wieder voran. Die am Stillen Ozean interessierten Nationen, wie England, Frankreich, Japan, Portugal, Belgien, China, Holland und Italien folgten der Einladung des amerikanischen Präsidenten Harding und versammelten sich zu einer gemeinsamen Konferenz, die im November 1921 in Washington eröffnet wurde. In dieser Konferenz waren sich die Weltmächte einig, daß die Macht Japans auf dem asiatischen Kontinent zu groß geworden war, und man beschloß, voran die Vereinigten Staaten, daß Japan seinen gesamten Besitz auf dem asiatischen Kontinent mit Ausnahme von Korea und Liautung oder Kwantung aufgeben müsse. Die Japaner konnte sich diesem Mehrheitsbeschluß der Westmächte nicht widersetzen und mußten wohl oder übel das Washingtoner Neunmächteabkommen unterzeichnen. Gleichzeitig mußten sich die Japaner verpflichten, daß sie den Ausbau ihrer Flotte beschränken und daß ihre Flotte im Verhältnis zu der Englands und der Vereinigten Staaten wie 3 : 5 : 5 bleiben sollte.

Es blieb den Japanern trotz heftigen Sträubens nichts anderes übrig, als sich einverstanden zu erklären. Kiautschau, Schantung und Nordsibirien wurden geräumt. Washington brachte Japan wieder um die Früchte seiner jahrelangen, sorgfältig betriebenen Außenpolitik.

Aber die Japaner gaben in ihrer Zähigkeit ihr Ziel, die unbedingte Vorherrschaft im Fernen Osten, nicht auf.

Selbst nicht, als Japan von dem großen, schweren Unglück betroffen wurde, dem großen Erdbeben des Jahres 1923, das ganz Yokohama und Teile von Tokio und anderen japanischen Städten in Trümmer legte und Hunderttausenden das Leben kostete.

Rußland, der gefährliche Gegner Japans, wurde stärker und mächtiger. Es hatte in China wieder einen ziemlichen Einfluß gewonnen. Mit dem benachbarten Hafen Wladiwostok hatten die Handelsbeziehungen nicht aufgehört. In der Mandschurei kontrollierte Rußland immer noch die „Ostchinesische Eisenbahn", die Fortsetzung der „Südmandschurischen Bahn". Es blieb für Japan auf die Dauer nichts anderes übrig, als die diplomatischen Beziehungen zur Sowjetunion im Jahre 1925 aufzunehmen, um alle Streitfragen durch direkte Verhandlungen aus dem Wege zu räumen.

Gegen Europa und Bolschewismus

Japan trieb nun eine selbständige Außenpolitik, die einmal darauf gerichtet war, den Imperialismus der Westmächte in Ostasien einzudämmen wie sich gegen den Bolschewismus Rußlands zu schützen. Zudem trat in China immer wieder der alte Gegensatz zwischen Japanern und Chinesen hervor, der zu erneuten Reibereien und Zwischenfällen führte und in deren Verlauf es wiederum zu einer erneuten zweijährigen Besetzung von Schantung führte, die die Japaner aber 1929 wieder aufgeben mußten. Der ständige Druck der Westmächte sorgte dafür, daß Japan in China nicht das erreichen konnte, was sie infolge ihrer gegenseitigen Eifersucht selbst nicht erreichten.

Die japanischen Interessen wirtschaftlicher wie politischer Art konzentrierten sich nunmehr ganz auf die Mandschurei. Japan unterhielt auf der Halbinsel Liautung oder Kwantung, die es auf 99 Jahre gepachtet hatte, eine Armee, außerdem zur Bewachung der ihm gehörenden südmandschurischen Eisenbahn besondere Truppen, ferner in verschiedenen mandschurischen Distrikten Konsularpolizei. Die Mandschurei, die von dem chinesischen Marschall Tschangtsolin ziemlich selbständig und unabhängig von der chinesischen Zentralregierung in Nanking regiert wurde, bot den Japanern die Möglichkeit, zu großen Investierungen durch das riesige Unternehmen der südmandschurischen Eisenbahn. Kohlenfelder wurden ausgebeutet, Erzgruben erforscht usw.

Der Marschall Tschangtsolin fiel 1928 einem Attentat zum Opfer, ihm folgte sein Sohn Tschanghsüehliang. Unter der Regierung der mandschurischen Marschälle, die zwar viel für die Mandschurei und ihre Entwicklung getan haben, konnte man nicht damit rechnen, daß der Einfluß der Japaner auf die Dauer in der Mandschurei gesichert war. Infolgedessen griffen die Japaner im Jahre 1931, als es zu einem Zwischenfall bei der Bewachung der Eisenbahnstrecke kam, energisch ein und besetzten die Mandschurei nach langen, heftigen Kämpfen gegen mandschurische und chinesische Truppen. Japan

Digitized by Google

ging sogar so weit, daß es nach China einmarschierte und auch die nördlichen chinesischen Provinzen kurzerhand besetzte und die Chinesen nach Süden drängte. Die japanische Flotte griff die Chinesen in ihrem Handelszentrum, in Schanghai, an, doch stießen sie hier auf einen unerwarteten Widerstand, der zu einem Mißerfolg des Angriffs führte.

Krach mit Genf

Nun wurden die Westmächte wiederum aufmerksam, jedoch wollte keine der anderen die Kastanien aus dem Feuer holen oder dulden, daß eine westliche Großmacht in Ostasien in einen Krieg verwickelt werde, da die siegreiche Macht möglicherweise sich ein neues Einflußgebiet an der chinesischen Küste sichern könnte.

So wurde die Völkerbundmaschine in Bewegung gesetzt und eine Kommission unter englischer Führung des Lord Lytton ausgesandt, an der für Italien Graf Aldovrandi, für Frankreich der Divisionsgeneral Henry Claudel, für Amerika Generalmajor Frank Roß McCoy und für Deutschland Dr. Schnee teilnahmen. Die Kommission machte einen Report, der als historische, wirtschaftliche und soziale Studie über die Mandschurei ausgezeichnet ist, der aber im übrigen zu keinem Ergebnis führte. Die Japaner erklärten, sie könnten sich mit den Vorschlägen der Kommission nicht einverstanden erklären und traten infolgedessen kurzerhand aus dem Völkerbund aus.

Die japanischen Truppen rückten in China weiter vor und eroberten im Laufe der folgenden Jahre außer der eigentlichen Mandschurei auch Jehol und Hopei und drangen bis Schansi und Honan und Schantung vor. Da sie die Erfahrung gemacht hatten, daß ihnen der Besitz in Asien von den Westmächten nicht gestattet werden würde, gründeten sie in der Mandschurei einen Staat unter der Regierung des letzten chinesischen Kaisers aus der Mandschudynastie, Hsuant'ung, der als Mister P'uyi lange Jahre in Tientsin zurückgezogen gelebt hatte. Als Kaiser der Mandschurei nannte er sich nach seiner Krönung am 1. März 1934 Kangteh.

Deutschland und Italien stellten sich als erste Großmächte auf den Boden der Tatsachen und erkannten Kangteh als Mandschukaiser an. In den nördlichen Provinzen des eigentlichen China, also in den Provinzen von Jehol, Hopei und den Grenzgebieten von Honan und Schantung und Schansi wurde ebenfalls eine eigene chinesische Regierung eingerichtet, an deren Spitze die Japaner chinesische Strohmänner stellten.

Die Macht Japans wuchs, Amerika sah dies unwillig mit an. Es griff infolgedessen zu dem Mittel, daß es den gefährlichsten Nachbarn Japans, Rußland, den Rücken stärkte, indem die Amerikaner im Jahre 1933 die Union der russischen Sowjet-Republiken anerkannten. Die Russen sollten Japan als drohendes Schreckgespenst für die Amerikaner von einer weiteren aktiven Politik abhalten. Die russische Freundschaft gab den Amerikanern im Augenblick ein Gefühl der Sicherheit in ihrer Politik am Pazifischen Ozean, wenn sie auf die Dauer auch keine Freude an dieser Freundschaft haben konnten.

Hoffnung auf Zusammenarbeit mit China

Im April des Jahres 1934 warnte ein Sprecher des japanischen Außenministeriums eindeutig die fremden Mächte, durch internationale Projekte, sei es staatlicher oder privater Natur, China Dienste zu leisten, welche den Frieden im Fernen Osten gefährden könnten. Die japanische Presse maß dieser Äußerung außerordentlich große Bedeutung bei und die Zeitung „Asahi" beschrieb sie damals als einen epochemachenden Start, bei dem Japan die alte Politik der Zusammenarbeit mit dem Westen in China verläßt, und als eine Politik, die auf dem Prinzip der japanisch-chinesischen Zusammenarbeit beginnt, wenn auch im Augenblick die chinesische Hilfe fraglich ist. Mit anderen Worten ist dies die Aufstellung einer Monroedoktrin, die Japan schon seit langem gefordert hat. Die Parole lautet von jetzt ab für Japan: „Asien den Asiaten".

Japan ließ sich nun nicht mehr von Europa bevormunden. So konnte auch die Flottenkonferenz, die im Jahre 1934 in London zusammenkam und eine erneute Seerüstungsbeschränkung der großen Seemächte Großbritannien, Amerika und Japan zu keinem Ergebnis führen, denn die Japaner lehnten es ab, sich von den europäischen Mächten vorschreiben zu lassen, was sie zu tun hätten. Noch im gleichen Jahre kündigten sie den Vertrag von Washington. Sie glaubten sich nun freie Hand für ihre Politik in Ostasien geschaffen zu haben.

Das Ziel Japans in Ostasien war klar und eindeutig. Es kam den Japanern darauf an, um für die im [illegible] werdende [illegible] bei[illegible]schaf[illegible]

Digitized by Google

werben, die dem japanischen Wirtschaftskreise einbezogen waren. Ein solches Gebiet war die Mandschurei und war Nord-China. Hier mußte die japanische Macht und der japanische Einfluß gesichert werden gegen alle Strömungen von außen.

Das Jahr 1935 war angefüllt mit Verhandlungen mit den umliegenden Mächten Rußland und China, um Japans Stellung in den erwähnten Gebieten zu sichern. Die Russen hatten ja noch die ostchinesische Eisenbahn, also den nördlichen Teil der mandschurischen Eisenbahn von Tschangschun, oder wie es heute heißt: Hsinking, über Charbin bis Manschuli, in ihrem Besitz. Seit dem Jahre 1933 verhandelten die Japaner über den Ankauf dieser Bahn, damals verlangten die Russen 625 Mill. Yen in bar, sie verkauften sie jedoch 1935 für 170 Mill. Yen, von denen nur ein Teil in bar, der Rest in Waren bezahlt wurde.

Japan hatte gehofft, nun endlich die Früchte seiner Waffentaten auskosten zu können. Doch immer wieder wurde es beunruhigt durch China, das von den benachbarten Provinzen her Unruhe in die Mandschurei trug und außerdem gerade in den nordchinesischen Provinzen, die besonders reich an Rohstoffen sind und dank ihrer dichten Bevölkerung ein gutes Absatzgebiet für die japanischen Waren boten, Japan und seinen Handel immer wieder boykottierte. So glaubte Japan sich gezwungen und moralisch berechtigt zu sein, Nordchina seinem System einzugliedern und aus den vier Provinzen Tschachar, Tschili, Schantung und Schansi einen neuen selbständigen Staat zu bilden. Diplomatische Rücksichten auf englischen Bahnbesitz oder amerikanische Investierungen waren nicht mehr zu nehmen. So rückten seine Truppen langsam vor und konnten im November 1935 den nordchinesischen Staat ausrufen lassen.

In Amerika ging eine Welle der Entrüstung durch die Presse. In Frauenklubs und anderen mehr oder weniger ernst zu nehmenden Gremien wurden Vorträge gegen die Japaner gehalten. Man wurde sich seines Rassegefühls bewußt, weil die Japaner, ohne die Amerikaner zu fragen, ihre eigenen Interessen in Ostasien wahrnahmen und sich damit über manche amerikanischen Wirtschaftsinteressen hinwegsetzten. Ein Boykott japanischer Waren wurde gefordert, doch die Amerikaner interessierte ihre eigene Präsidentenwahl mehr als der Ferne Osten, und es geschah daher nichts weiter als die Absendung papierner Proteste.

Die Engländer, die infolge ihres Gegensatzes zu Italien, wegen der abessinischen und spanischen Frage, nicht noch in einen Gegensatz zu Japan geraten wollten, griffen zu anderen Mitteln. Sie verhandelten mit Japan, man sprach zeitweise von einer Erneuerung des englisch-japanischen Bündnisses. Es wurde eine Kommission der Federation for British Industry ausgesandt, die in Japan freundlich aufgenommen wurde. Anläßlich der Banketts trank man auf das beiderseitige gute Einvernehmen. In England erkannte man, daß das Schicksal Ostasiens von zwei großen Mächten bestimmt werden würde, von Japan oder Rußland. Mit Recht wies daher in einer Debatte im englischen Oberhaus Lord Newton (20. Juli 1936) darauf hin, daß man, wenn man zwischen Rußland und Japan zu wählen hätte, es nicht nur besser für Großbritannien, sondern auch für die Welt im allgemeinen sei, wenn Nordchina unter japanische Kontrolle käme.

Der Gegensatz zwischen Japan und Rußland wirkte sich wechselnd aus. Verschiedentlich kam es in den letzten Jahren zu mehr oder weniger ernsten Grenzzwischenfällen an der sowjetrussisch-mandschurischen Grenze, die dadurch hervorgerufen wurden, daß die Grenze von den Flußläufen des Amur und des Tumen gebildet wird. Diese Flußläufe sind natürlich nicht geregelt. Häufig verändern die Flüsse ihren Lauf und suchen sich ein anderes Bett. Mit der Veränderung des Flußlaufes verschiebt sich auch die Grenze und es kommt stets zu Zwischenfällen. Diese Zwischenfälle waren aber, da Rußland durch seine inneren Wirren infolge der zahlreichen Trotzkisten-Prozesse in seiner Einsatzkraft geschwächt war, von keiner ernsten Bedeutung für Japan. Japan konnte sich langsam auf die große Auseinandersetzung vorbereiten, die es eines Tages mit dem Erzfeinde seines Systems führen muß. Doch inzwischen trat ein neuer Faktor auf, und das war China selbst.

Auseinandersetzung mit dem stärkeren China

Immer wieder hatten die Japaner mit neuen Schwierigkeiten in dem von ihnen besetzten Gebiet zu kämpfen, und in den von ihnen nicht besetzten Teilen Chinas wurde der japanische Handel boykottiert, in einer Weise, daß die Japaner den Rückgang ihres Außenhandels erheblich spürten. Die Agitation der chinesischen Zentralregierung, die unter Tschangkaischek eine erstaunliche Macht gewonnen hatte, wie sie

Digitized by Google

selbst in den letzten Jahren der Kaiserzeit nicht vorhanden gewesen war. Es kam im Jahre 1937 immer wieder zu neuen Zwischenfällen, sei es in Schanghai, in andern Häfen oder an der Grenze des japanischen Vasallenstaates von Nordchina. Die Zwischenfälle wurden häufiger, die Erbitterung stieg auf beiden Seiten, die Feindseligkeiten waren nicht mehr einzudämmen, aus kleinen Scharmützeln wurden Schlachten und Feldzüge. Die heftigen Kämpfe des letzten Jahres um Schanghai, das Vorrücken der Japaner nach Nanking, die Flucht der chinesischen Regierung nach Hankau und von dort nach Tschungking sind noch in frischer Erinnerung. Japan ist auf einen ernsteren Widerstand gestoßen als es vermutet hatte. Es bleibt ihm nichts anderes übrig, als diesen Widerstand niederzuringen. Waren bisher die ernsten Gegner Japans die Westmächte gewesen, so ist heute China, das von den Westmächten wie von Rußland durch eine wohlwollende Neutralität unterstützt wird, für Japan gefährlich geworden.

Die Westmächte bilden heute keine ernste Gefahr mehr. Die Vereinigten Staaten, die zwar stets ein Gegner der japanischen Expansionspolitik waren und die bisher durch ihre diplomatischen Vertretungen sowie durch ihre Abordnungen auf internationalen Konferenzen die Japaner bekämpften, haben heute eingesehen, daß sie damit keinen Eindruck mehr auf Japan machen. Die Japaner setzen sich darüber hinweg. Die Interessen der Amerikaner haben sich außerdem in der letzten Zeit mehr Europa zugewandt, wie die Anwesenheit der amerikanischen Delegationen auf den verschiedenen europäischen Konferenzen des letzten Jahres und die dauernde Einmischung in europäische Fragen gezeigt hat. es, als ob man in London die schwierige Lage Japans im Fernen Osten für vorteilhafte Verhandlungen auswerten möchte.

Die bolschewistische Unbekannte

Gefährlich wird für Japan die Gegnerschaft Rußlands. Die Russen haben in Wladiwostok eine verhältnismäßig große Unterseebootflotte liegen, die sie in den letzten Jahren mit der Eisenbahn durch Sibirien dorthin gebracht und an Ort und Stelle zusammengebaut haben. Sie haben ferner einige Flugzeuggeschwader und große militärische Einheiten östlich des Baikalsees stationiert. Die großen russischen Schädlingsprozesse, die zahlreiche führende Köpfe der Sowjetunion aus Verwaltung, Wirtschaft und Wehrmacht auf die Anklagebank und auf das Schafott brachten, haben die russische Macht und Schlagkraft unbedingt sehr geschwächt. Es ist jedoch die Frage, inwieweit eine gewisse Selbständigkeit der russischen Armee in Ostsibirien unter Führung des Marschalls Blücher vorhanden ist. Wahrscheinlich wird sie für Moskau eintreten und kämpfen, ob sie sich aber ebenfalls von Moskau in ihre innere Verwaltung eingreifen läßt und durch den Terrorismus Stalins ebenso moralisch zerrüttet ist wie die Armee, die im europäischen Rußland ihres Oberbefehlshabers beraubt wurde, ist schwer zu beurteilen. Möglicherweise könnte die Schlagkraft der Blücher-Armee größer sein als die der russischen Truppen in anderen Teilen der Sowjetunion.

Planmäßig haben die Russen bereits seit Jahren versucht, Ostsibirien auf eine eigene wirtschaftliche Basis zu stellen, indem sie Waffen- und Munitionsfabriken, Munitionslager, Flugzeugwerkstätten usw. in Sibirien einrichteten, um die Etappenlinie

Digitized by Google

ihre Truppen zurückzogen. Zu dieser Entspannung mag auch beigetragen haben, daß Deutschland und Italien, wie die Londoner „Times" meldet, in Tokio für eine friedliche Beilegung des Konfliktes eingetreten sind.

Nur Wirtschaftsinteressen Deutschlands in Ostasien

Deutschland hat seit dem Versailler Vertrag, durch den ihm sowohl seine überseeischen Besitzungen genommen, wie die exterritorialen Rechte seiner Staatsbürger gestrichen wurden, keine Interessen in Ostasien, soweit sie nicht mit dem deutschen Handel zusammenhängen. Wenn Deutschland mit Japan trotzdem einen Vertrag, wie den Antikomintern-Vertrag, abschließt, so hat das andere Ursachen.

Die Unterzeichnung des deutsch-japanischen Antikomintern-Vertrages ist entstanden aus der Erkenntnis, daß das Ziel der Kommunistischen Internationale die Zersetzung und Vergewaltigung der bestehenden Staaten mit allen zu Gebote stehenden Mitteln ist. Aus dem Wunsche, gemeinsam zur Abwehr gegen die kommunistische Zersetzung zusammenzuarbeiten, haben sich Japan und Deutschland, ebenso wie Deutschland und Italien, zusammengefunden. Das bedeutet aber keineswegs, daß Deutschland sich in die politischen Verhältnisse des Fernen Ostens einmischen will. Im Gegenteil, Japan wie China wissen, daß Deutschland, das zur Entsagung aller politischen Rechte in Ostasien durch den Versailler Vertrag verurteilt worden ist, sich seit dem Weltkrieg in Ostasien nicht mehr politisch betätigt hat, wo immer es dies vermeiden konnte.

Frankreich im August 1938

Von unserem Pariser Korrespondenten

Paris, Ende August.

Ein Statistiker hat ausgerechnet, daß in diesem heißen Sommermonat August etwa zehn Millionen Franzosen in Urlaub gefahren sind. Mag bei der Errechnung dieser Ziffer auch mancher Fehler begangen worden sein, so bleibt doch bestehen, daß die Fremdensaison in Frankreich nach dem Kriege noch niemals so gut war wie in diesem Jahre. Aus allen Gegenden des Landes wird berichtet, daß die Gasthöfe überfüllt und keine Betten mehr frei sind, daß die Menschen sogar im Sande des Meeresstrandes übernachten müssen, daß im Gebirge und im flachen Lande, besonders in der Normandie, große Zeltstädte entstanden sind, und daß die bretonische und normannische Küste von einer friedlichen englischen Einwanderung in Besitz genommen wurde.

Von den Rückwirkungen dieser Art Urlaub auf das Wirtschaftsleben des Landes kann man sich außerhalb Frankreichs kaum eine Vorstellung machen. In den bürgerlichen Vierteln von Paris gibt es Straßen, in denen beinahe alle Fensterläden geschlossen sind und anzeigen, daß die Wohnungsinhaber irgendwo im Lande, im Gebirge oder an der See Erholung suchen. Die großen Metallwerke in den roten Vororten der Hauptstadt, Citroen, Renault, Hotchkiß und wie sie alle heißen, haben einfach den ganzen Betrieb eingestellt und lassen ihre Belegschaften zusammen den vierzehntägigen Urlaub feiern. Alle Schneider von Paris haben zwischen dem 6. und dem 25. August geschlossen, ebenfalls alle Reinigungsanstalten und die meisten Wäschereien. Von zehn Geschäften in einer Straße tragen mindestens die Hälfte an dem herabgelassenen eisernen Vorhang das Schild „Fermeture annuelle." Eine Million Menschen sollen seit dem englischen Königsbesuch Paris verlassen haben, das ist ein Viertel der Einwohner, die die Hauptstadt zusammen mit dem Gürtel der Vororte hat. An bestimmten Tagen erwiesen sich die großen Bahnhöfe, die alle um die Jahrhundertwende gebaut worden sind, als viel zu klein, um solche Menschenmassen zu fassen. Natürlich gerieten alle Fahrpläne durcheinander. Sonderzüge mußten nach einzelnen bevorzugten Gegenden in so kurzen Abständen eingelegt werden, daß zum Beispiel zwei Tage nacheinander zwischen Paris und Toulouse ein Zehnminutenverkehr herrschte. Die Landstraßen sind mit Autos bedeckt. Die große Mode des vergangenen Jahres, das Tandem, hat in diesem Sommer noch mehr Anhänger gefunden. Die Jugendherbergen, die seit zwei Jahren eifrig gebaut wurden, sind Nacht für Nacht bis unters Dach gefüllt. Die Zahl der Engländer, die gegenwärtig in Frankreich weilen, schätzt man auf eine Million. Paris, das seine Einwohner an die Provinz abgegeben hat, empfing den Besuch der Provinzler und der Ausländer. Die Hotels, die von dem englischen Reisepublikum bevorzugt werden, machen noch erheblich bessere Geschäfte als im Vorjahr, dem Jahr der Weltausstellung. Das ist Frankreich im August 1938.

Scheinbare Ruhe

Während das Volk so in einer noch nicht dagewesenen Weise sich ausruht, wachen die Mitglieder des Kabinetts und die leiten-

Digitized by Google

den Persönlichkeiten der Armee, der Luftwaffe und der Marine über die Sicherheit des Landes. Dem Wunsche des Ministerpräsidenten entsprechend gönnen sie sich nur nacheinander einige verlängerte Wochenende. Daladier war acht Tage von Paris abwesend. Davon gingen ihm aber vier Tage für Besichtigungen, militärische Paraden und offizielle Bankette verloren. Die verbleibenden vier Tage verlebte er auf einer Yacht im Mittelmeer. Außenminister Bonnet fuhr sonnabends mit seinen Freunden, den Bankiers Rothschild, den Gebrüdern Lazard und den Blanc's nach Deauville, um am Montagmorgen wieder am Quai d'Orsay zu erscheinen. Finanzminister Marchandeau weilte teils in Paris, teils in Reims, dessen Oberbürgermeister er ist. Chautemps und Unterrichtsminister Jean Zay rüsteten sich für die allerdings nicht zustande gekommene Besteigung des Mont Blancs. General Gamelin sieht seine Zeit mit Manöverbesichtigungen und Inspektionsreisen ausgefüllt. Nur Herriot macht eine Ausnahme. Wie jedes Jahr verbringt er sechs Wochen in Vichy, um seine gewichtige Person mit Hilfe des weltberühmten Wassers von den Schlacken zu reinigen, die von den Pariser und Lyoner Diners und Soupers übriggeblieben sind.

Die unmittelbare Folge dieses Zustandes ist, daß Frankreich heute mehr als je Ruhe nötig hat. Eine einzige Alarmnachricht, durch das Radio und durch die Presse über das ganze Land verbreitet, könnte dieses Bombengeschäft zerstören, würde die Engländer und Amerikaner, die Schweden, Holländer und Schweizer fluchtartig aus dem Lande treiben und eine sehr wichtige Devisenquelle zum Versiegen bringen. Eine drohende Regierungskrise ist auch schnell zurückgestellt worden. Wesentlich schlimmer aber noch als solche Wirkungen wäre die Verkehrskatastrophe, die derartige Nachrichten heraufbeschwören würde. Denn die zehn Millionen Menschen, die gegenwärtig im Lande reisen, wollen zurückkehren. So ist es wohl am ersten zu verstehen, wenn nach dem Rate des Ministerpräsidenten und des Außenministers die französische Presse gewisse Alarmmeldungen aus England nur notdürftig registriert und jedenfalls bis zum Schluß dieses Berichtes so gut wie gar nicht kommentiert. Außenminister Bonnet hat am 8. August dem hiesigen englischen Geschäftsträger klarzumachen versucht, daß die Auffassung des von ihm geleiteten Ministeriums erneute europäische Spannungen in diesem Jahre nicht mehr zu erwarten seien. Freilich hat er damit nicht erreicht, daß London sich seiner Meinung anschloß. Aber Paris ist doch bis zur Stunde von dem englischen Fieber noch nicht erfaßt worden. Der ausgezeichnete Eindruck, den der Besuch des Generalstabschefs der französischen Luftwaffe, des Fliegergenerals Vuillemin, in Berlin hier hervorgerufen hat, trug dazu bei, in den französischen Zeitungen eine ruhige Note gegenüber Deutschland vorherrschen zu lassen. Ob es sich bewahrheitet, daß die Unterhaltungen Vuillemins in Berlin in Verbindung mit denen, die der italienische Luftmarschall Balbo in der Reichshauptstadt hatte und die dort der englische Luftfahrtminister in Kürze haben soll, die Elemente für den Beginn diplomatischer Verhandlungen um ein europäisches Luftfahrtabkommen schaffen, bleibt abzuwarten. Jedenfalls wird in Paris die Hoffnung auf eine solche Entwicklung noch nicht ganz aufgegeben. Zum ersten Male ist in den Zeitungen in den Berichten über den Generalsbesuch in Berlin der Begriff einer Kameradschaft der Soldaten auch auf französischer Seite in den Vordergrund getreten. Man braucht auf diesen noch schwachen Grundsteinen nun nicht gleich ein ganzes Versöhnungswerk aufzubauen. Denn das wäre wohl eine Illusion. Aber der Vorgang verdient doch angemerkt zu werden. Die Reden Roosevelts und Cordell Hulls haben dem französischen Bürger offensichtlich recht gut getan, wie denn überhaupt die politische Moral des französischen Volkes seit dem englischen Königsbesuch einen starken Auftrieb bekommen hat. Frankreich lebt heute in der Vorstellung, *mächtige Freunde in der Welt* zu haben. Dieses Gefühl, in den Stürmen unserer Zeit nicht allein zu stehen, gibt ihm das Bewußtsein seiner eigenen Kraft, die sich im übrigen in den Paraden des 14. Juli, vor dem englischen König in Versailles und in den Alpenmanövern in bester Form gezeigt hat. — Die Kriegstreiber allerdings sehen durch diese Umstände gleichfalls ihr Handwerk gefördert.

Spannung Paris—Rom

Die Mission des englischen Staatsmannes Lord Runciman in Prag ist ursprünglich [illegible] Paris nur mit gemischten Gefühlen [illegible]worden. Heute setzt der Quai [illegible]seine größte Hoffnung auf die [illegible]s „Berater und Vermitt[illegible]. Falle ist man hier der [illegible]nerlei Komplikationen auf

Digitized by Google

dem tschechoslowakischen Gebiet zu erwarten sind, solange der Engländer dort sein mühevolles Werk betreibt, und auf Grund von Nachrichten aus englischer Quelle glaubt man, daß Lord Runciman vor dem 15. September seine Mission wohl nicht beendet haben wird. Außenminister Bonnet ließ sogar Anfang August ausdrücklich in den Zeitungen berichten, daß der französische Gesandte in Prag einen mehrwöchigen Urlaub antrete, den dieser freilich nach den Ereignissen in der tschecho-slowakischen Hauptstadt am 17. August abbrechen mußte. Einen starken Mißton in diese sommerlichen Idylle brachte der Touristenkrieg, der am 16. August zwischen Frankreich und Italien ausbrach und dazu geführt hat, daß jetzt täglich kaum mehr als 30 Franzosen das Visum für die Ausreise nach Italien erhalten. Die Aufregung über diese Grenzsperre ist naturgemäß besonders im Süden Frankreichs sehr groß, wo einige hunderttausend Italiener wohnen, die auch dann, wenn sie in Frankreich naturalisiert sind, mit Hilfe eines einfachen Personalausweises mit ihren Verwandten jenseits der Grenze zu verkehren pflegten, als ob keine Grenze bestände. Die Beziehungen Frankreichs zu Italien — das zeigt dieser Vorgang wieder einmal sehr deutlich — stehen immer noch auf dem toten Punkt, den sie mit dem Abbruch der Besprechungen Graf Cianos mit dem französischen Geschäftsträger in Rom über den Abschluß eines französisch-italienischen Parallelvertrags zum englisch-italienischen Anfang Mai erreichten. Paris tut nichts, um diesen Zustand zu verbessern. Im Gegenteil, die herrschende Linke gießt ständig Öl aufs Feuer, wenn sich eine Gelegenheit dazu bietet. So machte Léon Blum dieser Tage erst noch einen neuen Vorstoß in der Richtung, den Transitverkehr für Waffen nach dem roten Spanien wieder zu erlauben, um der französischen Diplomatie ein Druckmittel gegen Franco und Italien zu besorgen. Aber die offizielle französische Politik hat sich bis jetzt noch nicht von der Linie fortbewegt, die in Gemeinschaft mit England bei den letzten Verhandlungen des Londoner Nichteinmischungsausschusses festgelegt worden ist.

Frankreichs Sorgen um den Franken

Seitdem der amerikanische Schatzamtssekretär auf seiner Durchreise an die Riviera mit dem französischen Finanzminister und Außenminister Bonnet längere Unterhaltungen hatte, ist die französische Währung wieder einmal in eine Spannungszone geraten. Denn bis weit in die Kreise des kleinkapitalistischen Bürgertums hinein erhält sich seit dieser Zeit das Gerücht von baldigen grundlegenden Währungsveränderungen innerhalb des internationalen Währungsblocks. Es heißt, daß der englisch-amerikanische Handelsvertrag, dessen Abschluß noch im September erwartet wird, eine Klausel über ein festes Verhältnis zwischen Dollar und Pfund enthalten soll, und daß diese beiden Währungen auf solcher Basis stabilisiert werden sollen. Der Franken, der bei diesen Vorgängen bereits für das Pfund optiert hat, würde dann auch stabilisiert werden müssen, und der Franzose, der nach drei Abwertungen seines Geldes im Verlauf von zwei Jahren allen ministeriellen Erklärungen gegenüber ungemein mißtrauisch geworden ist, glaubt nicht, daß sich ein solches umfassendes Manöver ohne einen vierten Verlust an seinem Vermögen durchführen läßt. Seine Auffassung stützt er im wesentlichen auf die immer noch kritische allgemeine Wirtschaftslage des Landes. Es ist aus diesen Gründen erklärlich, daß Daladier ernsthaft der Vierzigstundenwoche zu Leibe rückt, um durch Wiederherstellung der alten Arbeitszeit die Produktion auch wieder auf die alte Höhe zu bringen. Der Gewinn, den Frankreich durch seine Abwertungen auf dem internationalen Markt hätte haben können, war durch die Verteuerung der Preise infolge der verkürzten Arbeitszeit so gut wie völlig aufgehoben worden. Deshalb lassen sich auch die Ausfuhrziffern nur sehr mühselig in die Höhe treiben, und das Außenhandelsdefizit bleibt immer noch erheblich oberhalb einer Milliarde Franken im Monat stehen. Dem wünscht Daladier offensichtlich ein Ende zu bereiten.

Demokratie und Notverordnung

Am 31. Juli ist die Zeit abgelaufen, die die Kammer dem Kabinett für den Erlaß von Notverordnungen eingeräumt hatte. Die Kommunisten benutzten diesen Termin, um den anderen Volksfrontparteien die Wiedereinberufung des Parlaments vorzuschlagen. Dieses Unternehmen scheiterte jedoch bereits an dem Einspruch Léon Blums, der zunächst Gefühl dafür bewies, daß in den gegenwärtigen Zeiten ein Wiederaufleben des Parteigezänkes in der Kammer weder dem Interesse des Staates dienen noch das Ansehen des Parlaments im ganzen stärken könnte. Mit Aus-

Digitized by Google

nahme der ersten drei Volksfrontkabinette haben seit dem Februar 1934 bisher alle französischen Regierungen auf Grund eines Notverordnungsrechts regiert. Diese Wandlungen im Parlamentarismus auch dieses Landes verdienen eine genaue Untersuchung, die wir uns für später aufbewahren. Jedenfalls ist es jetzt so, daß auch die Sozialdemokraten dazu gekommen sind, den Mechanismus des Parlaments als nicht mehr ausreichend für den reibungslosen und schnellen Ablauf der Staatsgeschäfte in unserer Zeit anzusehen. Sie halten zwar immer noch daran fest, daß die Methode der Notverordnungen nur eine Übergangserscheinung sein soll, geben aber in der Praxis ihre Zustimmung dazu, daraus eine ganz neue Form des Regierens zu entwickeln. Daladier hat zweifellos durch seine Rede am 21. August, in der er an Frankreich appellierte, in diesen Zeiten mehr zu arbeiten und durch die Kampfansage gegen die Errungenschaft der Volksfrontpolitik, die Vierzigstundenwoche, dem politischen Urlaub in Frankreich ein Ende bereitet. Da das Parlament vorderhand nicht zusammentreten wird, hat er die Möglichkeit, in Ruhe die innerpolitischen Voraussetzungen für seinen Kurs aufzubauen.

Wer die französischen Zeitschriften und die in den Büchern auf den Markt kommenden politischen Ideen verfolgt, findet gerade gegenwärtig überraschend oft Abhandlungen über die Autorität und über die Wechselbeziehungen zwischen der Freiheit des Individuums im Sinne des politischen Liberalismus und den notwendigen Bedürfnissen des Staates als Ausdruck des gesellschaftlichen und politischen Willens des Volkes. Zum ersten Male, seitdem es eine französische Republik gibt — und die gegenwärtige ist seit 1792 bereits die dritte —, hat man in diesem Sommer Napoleon gefeiert und ihm in Ajaccio ein großes Denkmal errichtet. Dabei hielt der Kriegsminister Campinchi, selbst ein Korse, eine Rede, in der er es fertigbrachte, den Abschnitt der französischen Geschichte, den Napoleon bestimmte, in das Gesamtbild der französischen republikanischen Politik einzubauen. Das war gewiß ein rhetorisches Kunststück! Aber es kann auch als ein Beweis dafür erblickt werden, daß der große Wandlungsprozeß, den der Staat Frankreich evolutionär seit Jahren durchmacht, bereits in das Stadium eingetreten ist, in dem das Andenken an den Kaiser Napoleon und sein autoritäres System seinen Platz hat. Heinr. Baron.

Tschechische Meinungsbildung

(Von unserem Prager Mitarbeiter)

Prag, Anfang August 1938.

Kaum einer den vielen Tausenden Deutschen, die täglich mit Tschechen in Berührung kommen, wird die Richtigkeit folgenden Erfahrungssatzes bestreiten: Der einzelne Tscheche ist für sich allein und im Gespräch mit Deutschen durchaus vernünftig, zugänglich, friedfertig, oft sogar gesucht höflich; sowie aber einige seiner Volksgenossen dazukommen, verwandelt sich prompt der vernünftige Tscheche in einen Chauvinisten reinsten Wassers. Erlebt man diesen so unvermittelten und scheinbar unbegründeten Stimmungswechsel öfter als einmal oder zweimal, dann beginnt man ganz natürlich an der inneren Ehrlichkeit dieser Leute zu zweifeln. Man hält die vernünftig klingenden Äußerungen unter vier Augen für Verschlagenheit und die höchst unvernünftigen Ausfälligkeiten vor Zeugen für eine eilfertige Vorbeugung gegen den Vorwurf „nationaler Unzuverlässigkeit".

Man fragt sich mit Recht, wo denn der Tscheche überhaupt ehrlich ist, wenn er sowohl vor Deutschen wie auch vor seinen eigenen Landsleuten stets ein diplomatisches Theater spielt. Sind die Tschechen wenigstens dort ehrlich, wo sie ganz unter sich sind? Ehrlicher als Nichttschechen gegenüber gewiß. Und doch reicht diese Ehrlichkeit „unter sich" nicht für einen Stimmungswandel der sogenannten öffentlichen Meinung in der Vernunftrichtung hin, trotz rückhaltloser Anbetung der „persönlichen Meinungsfreiheit des Individuums", trotz vielfältiger Abschattierungen der parteipolitischen Sonderströmungen, trotz ausgeprägtester Freude an Diskussion und Debatte.

Des Rätsels Lösung? Es sind im tschechischen Volke Kollektivkräfte lebendig, die gerade deshalb ein schrankenloses Diktat über die öffentliche Meinungsbildung ausüben können, weil sie anonym, illegitim, unkontrollierbar sind. Diese Kollektivkräfte weiß der Durchschnittstscheche nicht zu benennen, er fühlt sie bloß. Er vermutet zwar sehr richtig dahinter eine planmäßig leitende Hand, einen Kopf, der den Apparat kennt und handhabt, ein verborgenes Zentrum der Meinungsbildung und Massenbeherrschung, einen heimlichen Generalstab der Propaganda, aber er sucht den berühmten „großen Dunkelmann" immer [illegible] nur im Vorfelde de[illegible] lärmenden [illegible] nämlich beim [illegible]er,

Digitized by Google

nicht aber dort, wo er allein zu finden wäre: entlang den unterirdischen Laufgräben zwischen den tschechischen Parteien, in der Nähe einiger Gesellschaftsklubs, Diskussionszirkel, Kulturkomitees, Verwaltungsräten und Freimaurerlogen. Selbst der mißtrauisch gewordene Tscheche kann und will in neunzig von hundert Fällen nicht einsehen, daß gerade die Parteizerklüftung der tschechischen Politik die beste Deckung und das brauchbarste Werkzeug des „heimlichen Generalstabs" ist, der die Fäden der großen Entwicklung absolut in der Hand hält. Die beste Deckung: Parteihürden, die den Blick für große Zusammenhänge verengen, nötigenfalls parteipolitische Scheinkämpfe auf Nebenfronten, die die Aufmerksamkeit vom eigentlichen Geschehen ablenken; das brauchbarste Werkzeug: das Gesetz der parteipolitischen Übersteigerung zum Zweck größtmöglicher Popularität, was bedeutet, daß man der augenblicklichen Massenstimmung weitgehend nachkommt, die durch überparteiliche Querverbindungen in der Presse vorher künstlich erzeugt wurde.

An diesen überparteilichen Querverbindungen im Bereich der tschechischen Presse kann man sich ziemlich geradlinig zum Standort des „heimlichen Generalstabs" vortasten. Nur einige Andeutungen: es gibt beispielsweise einen eigenen Klub der außenpolitischen Redakteure aller tschechischen Blätter, der allwöchentlich im Außenministerium zusammentritt und dort Informationen und Richtlinien erhält. Das Wesentlichste an diesem Klub ist, daß er dem einzelnen Mitglied weitgehende Sicherungen gegenüber der Hauptschriftleitung und Direktion des eigenen Blattes gewährt, so daß nicht selten der Außenpolitiker eines Blattes mehr dem Außenministerium als dem eigenen Chefredakteur untersteht. Das gleiche gilt vom Klub der Militärberichterstatter, der wiederum seinen Sitz im Verteidigungsministerium hat, in abgeschwächtem Ausmaße auch vom Klub der Parlamentsberichterstatter.

Allein diese Querverbindungen in der Presse würden hinreichen, um außenpolitische oder nationalpolitische Aktionen in bestimmter Richtung starten zu lassen, sie zu popularisieren und dadurch die Parteien zu zwingen, nach dem Gesetz der parteipolitischen Verhältnisse mit möglichst großer Kraft in die gleiche Kerbe zu schlagen. Tatsächlich ist diese Methode gerade in der jüngsten Zeit mit besonderer Kunstfertigkeit gehandhabt worden. Der Erfolg dieser Taktik ist, daß ein über genügend journalistische Querverbindungen verfügendes anonymes Aktionszentrum in die Lage versetzt wird — nicht etwa die Presse der Politik gleichzuschalten, sondern umgekehrt: Die Politiker zu zwingen, sich der Presse gleichzuschalten. Diese Umkehrung der Funktionen, die, wo immer sie sich bemerkbar macht, eine Gefahr bedeutet, und die wir in der tschechischen Meinungsbildung in weitgehendem Ausmaß vorfinden, beruht aber ganz natürlich auf einer Voraussetzung: die von der Presse gestartete und von den Politikern aufgezwungene Stimmungslinie muß auf lebendigen Masseninstinkten fußen, genauer gesagt, sie muß auf lebendigen Masseninstinkten die vordringlichsten und am meisten liebgewordenen übersteigern.

Wer sich aber den geographischen, geschichtlichen und kulturellen Standort des Tschechentums vor Augen führt, kann nur einen einzigen Generalnenner für solche Masseninstinkte finden: Furcht und Widerwillen gegenüber dem deutschen Volke, in dessen Siedlungsraum das Tschechentum keilförmig eingesprengt ist. Wenn dann das an sich schon bedrückende Gefühl des Umklammertseins durch eine willkürlich zurechtgebogene Geschichtsauffassung verstärkt, vor allem aber durch ein im Unterbewußtsein sehr lebendiges schlechtes Gewissen gegenüber dem deutschen Volke panikartig aufgepeitscht wird, dann wird es massenpsychologisch erklärbar, was allen Regeln der Vernunft zu widersprechen scheint: daß man dem tschechischen Volk eine Haltung einreden kann, durch die die Widrigkeit der Raum- und Volkslage nicht nur nicht erträglicher gemacht, sondern in eine Art Verfolgungswahn übersteigert wird.

Der ganze Apparat der tschechischen öffentlichen Meinungsbildung ist auf negative Masseninstinkte aufgebaut. Es liegt in der Natur der Dinge, daß man mit dieser Methode der anonymen Politik auf dem Umweg über künstlich gereizte Massenstimmungen nur aufputschen, nie aber zu vernünftigen Maßnahmen kommen kann. Mit dieser Lage muß man vertraut sein, wenn man die Chancen, mit dem tschechischen Volk in eine Atmosphäre der Gesprächs- oder Verhandlungswilligkeit zu geraten, von Anbeginn nicht illusionistisch betrachten will.

Mons.

Digitized by Google

Kleine Beiträge

Marquis T. Okubo, Präsident des Japanisch-Deutschen Kulturinstituts:

Die deutsch-japanischen Kulturbeziehungen

Die Beziehungen Japans zu Deutschland haben später begonnen als die zu Holland, Portugal, England und Amerika, aber sie haben sich zu meiner außerordentlichen Freude in den letzten Jahren erheblich vertieft.

Die offiziellen Beziehungen zwischen den beiden Ländern nahmen erst 1861, durch den japanisch-preußischen Vertrag ihren Anfang. Die inoffiziellen Beziehungen wurden schon früher geknüpft: durch den Besuch von Kämpffer (aus Norddeutschland), der 1690 als Arzt einer holländischen Firma nach Japan kam und hier studierte; ferner durch Sieboldt (aus Bayern), der als Arzt einer holländisch-ostasiatischen Gesellschaft 1823 nach Japan kam, wo er neben seiner ärztlichen Tätigkeit auch Land und Leute studierte. Auch deutsche Bücher wurden über Holland nach Japan bereits vor 1861 eingeführt, wie auch andererseits japanische Kunstwerke in Deutschland Eingang fanden.

Graf von Eulenburg hat 1861 den japanisch-preußischen Vertrag abgeschlossen. Seit dieser Zeit wurde die deutsche Sprache in Japan sehr gepflegt. Der Arzt Dr. Leopold Müller, der 1871 nach Japan kam, hat sich um die Einführung der deutschen Medizin in Japan große Verdienste erworben. Ebenso hat Japan auf dem Gebiet der Gesetzgebung und Politik viel von Deutschland übernommen; vor allem hat die japanische Verfassung jener Zeit der deutschen sehr viel zu verdanken. Und Hirobume Ito, der von der Regierung nach Europa geschickt wurde, um die Verfassungen zu studieren, hat vor allem in Deutschland Staatsrecht studiert, weil es für Japan die geeignetsten Vorbilder besaß. Auch im Bereich der Nationalökonomie hat Japan viel von Deutschland gelernt. In den Geisteswissenschaften ist es vor allem die deutsche Philosophie, die in Japan ihren Einfluß ausübte, zumal durch Kant, Hegel und Fichte, später auch durch Dilthey, Hartmann, Spranger und Heidegger. Die deutsche Musik, Beethoven, Wagner und andere, sind in Japan nicht nur den Musikern bekannt, sondern auch in unserer Hausmusik sehr bekannt und beliebt und durch Grammophonplatten und Noten weit verbreitet. Die deutschen Dichter, vor allem Goethe und Schiller, stehen in Japan in hohem Ansehen, so etwa, wie Shakespeare in Deutschland. Nicht weniger ist die Naturwissenschaft und Technik Japans der deutschen zu hohem Dank verpflichtet.

[illegible]ultur
gerin-
indert
en in
d seit
e Be-
ich an
eutsch-

Japan
inlaßt
orden,
n dem
gehaßt
Krie-
ken-
fichtes
ufällig
unsere
großer
haben

Digitized by Google

am Ende des Krieges den dringenden Wunsch in uns gespürt, erneut eine enge kulturelle Zusammenarbeit unserer Länder zur gegenseitigen Befruchtung unserer Kulturen herbeizuführen. Um diesen geistigen Austausch zu fördern, haben wir 1926 in Berlin das Japaninstitut und in Tokio das Japanisch-Deutsche Kulturinstitut unter wärmster Unterstützung der beiden Regierungen gegründet. Die Namen des Botschafters Solf und des Grafen Godo, die sich um die Schaffung dieser Institute und die dadurch herbeigeführte Förderung der freundschaftlichen Beziehungen zwischen den beiden Ländern hervorragende Verdienste erworben haben, werden uns immer in Erinnerung bleiben. Die beiden Institute haben durch Austausch von Gelehrten und Studenten, durch Ausstellungen und Publikationen usw. in dieser Richtung bereits Vortreffliches vollbracht.

Ich habe die große Ehre, als Nachfolger von Graf Godo und Prinz Ito, Präsident des Japanisch-Deutschen Kulturinstituts in Tokio zu sein und bin der Regierung und dem Volk der beiden Länder zu Dank verpflichtet. Durch unermüdliche Arbeit bin ich entschlossen, für den kulturellen Austausch und für die freundschaftliche Zusammenarbeit der beiden Länder zu wirken.

Das zwischen unseren beiden Regierungen im November 1936 abgeschlossene Antikomintern-Abkommen bedeutet nicht nur für die kulturellen und politischen Beziehungen der beiden Länder, die diesen Vertrag abgeschlossen haben, eine Leistung, sondern stellt ein in der gegenwärtigen Weltlage notwendiges, festes Bollwerk gegen den Kommunismus dar. Dieser geistige Widerstand wird vielleicht mannigfachen Schwierigkeiten begegnen, aber er bleibt ein heiliger Widerstand, denn er wird die Welt vor ungeheurem Unglück bewahren. Dank einer innigen Verwandtschaft in der geschichtlichen Entwicklung und in der völkischen Veranlagung, soll diese Arbeit gerade von unseren beiden Völkern geleistet werden.

Wir Japaner finden in dem Deutschland nach der Machtübernahme durch den Nationalsozialismus 1933 viel Verwandtes, so vor allem die Pflege der großen Überlieferung der Geschichte und die Erziehung zur nationalen Ehre, ferner Förderung der Bauern und der Landwirtschaft, Überwindung des Liberalismus und Bekämpfung des Kommunismus. Der Führer und Reichskanzler Adolf Hitler hatte schon in seiner Jugend großes Interesse und Sympathien für Japan gezeigt und hat unserem Tennoglauben wie unserer dreitausendjährigen Geschichte und der erleuchtenden Entwicklung Japans in der Weltgeschichte hohe Achtung entgegengebracht. Und wir hier in Japan empfinden Bewunderung und Achtung vor dem neuen, nationalsozialistischen Deutschland unter der Führung Adolf Hitlers. Beide Länder werden ihre eigene feste Tradition pflegen, aber sie müssen ihre kulturellen Beziehungen vertiefen, um im politischen Raum und bei der Erfüllung ihrer gemeinsamen Volksmission stets in wahrhaft tiefem Verständnis für einander zu handeln.

Masayasu Kozaka,
Leiter der Seinen-Dan (japan. Jugendorganisation)

Einsatz der Jugend im Krieg

Wir sind rein, uns vereint die Liebe zur Heimat in einer großen Kameradschaft der Jugend.

Wir sind jung und wollen freie und schöpferische Menschen werden durch geistige und körperliche Ausbildung und durch die Freude an der Arbeit.

Wir sind voll Glauben und Hoffnung und streben nach Gerechtigkeit und Nächstenliebe.

Wir lieben unser Vaterland. Gegenseitige Achtung und Ehrfurcht wird uns befähigen, uns im selbstlosen Dienste für die Entwicklung unseres Staates einzusetzen.

Wir streben mit heißem Herzen nach dem Frieden der Welt und wollen das Gedeihen der Menschheit.

Die Arbeit der japanischen Jugendorganisation beruht auf folgenden Grundsätzen:

Das Werden der Nippon-Seinen-Dan

Überall in Japan gibt es die heiligen Schreine. Selbst in den abgelegensten Gegenden des Landes stehen sie, die Schreine der Ahnen, die Schreine für jene, die einst den Boden urbar machten und für alle, die die Kette der Generationen fortsetzten.

Die edle und schöne Sitte des japanischen Volkes, ihre Ahnen als Götter zu verehren und ihnen zu dienen, ist so alt wie das Volk selbst. Eine ehrfürchtige Jugend stellte sich in den Dienst der Götterverehrung. Aus dieser Sitte des gemeinsamen Dienstes am Schrein entstanden die ersten Jungmännerbünde. Die Liebe zur Heimat wurde zur Grundlage ihrer Kameradschaft. Später schlossen sich dann im ganzen Lande diese

Digitized by Google

Jugendgruppen zusammen und als sie dann in einem freiwilligen Arbeitsdienst den vom ganzen japanischen Volke hochverehrten Meiji-Schrein bauten, sind diese Handlung in der ganzen Jugend lebhaften Widerhall und führte zu einem gewaltigen Ausbau dieser Organisation. 15 000 Mitglieder der Seinen-Dan aus ganz Japan haben aus ihrer tiefen Verehrung zu Kaiser Meiji gemeinsam den Schrein und alle dazugehörigen Bauten hergestellt. Diese Gemeinschaftsleistung führte zur Schaffung einer Zentralorganisation für alle Seinen-Dan-Verbände, der Dai-Nippon-Seinen-Dan. Bald entstand das große zentrale Verwaltungsgebäude der japanischen Jugend, das Nihon Seinenkwan. Heute besteht in jedem Dorfe und in jeder Stadt diese Organisation. In ihr wächst, tief durchdrungen von seiner heiligen Aufgabe, das Japan von Morgen heran. Sie umfaßt heute in 100 000 Einzelgruppen etwa 3 Millionen Mitglieder.

Wenn das japanische Volk durch schwere Zeiten hindurchgehen mußte, hat die Seinen-Dan sich stets besonders bewährt. Das war schon im Japanisch-Chinesischen Krieg und Japanisch-Russischen Krieg der Fall.

Der Arbeitseinsatz in der Heimat

Die deutsche Jugend weiß, welche Auseinandersetzungen mit China zu dem langen Krieg geführt haben. Das japanische Volk steht entschlossen hinter seinen Soldaten und verstärkt dadurch die Kräfte der Front. Das japanische Volk ist dabei der festen Überzeugung, für die Aufrechterhaltung des Friedens in Ostasien zu kämpfen, auch wenn es dabei ähnlich harte Zeiten auf sich nehmen muß, wie sie die deutsche Jugend während des Weltkrieges erlebt hat. Die 3 Millionen der Seinen-Dan aber werden mit ihrer Liebe zum Vaterlande und dem in ihren Herzen lebendigen Yamato-Geist eine gewaltige Kraft sein für die weitere Entwicklung Japans.

Im Juli 1937 erging die Anordnung, daß alle Angehörigen der Seinen-Dan alte Zeitungen und Zeitschriften sammeln sollen, um deren Erlös für den Bau von Kriegsflugzeugen zu verwenden. Im Sinne der totalen Mobilmachung der Nation hat die Seinen-Dan diese Aufgabe sofort übernommen und in fünf Monaten die Mittel zum Bau zweier Flugzeuge bereitstellen können.

Aber das war nicht alles. Die Seinen-Dan, die von ihren ins Feld ziehenden Brüdern und Verwandten Abschied nehmen mußte, hat sich tatkräftig der Unterstützung jener Familien angenommen, deren Väter im Felde ihre Pflicht taten.

Die Gemeinschaftsarbeit der Jugend hat wesentlich Anteil an der Sammlung von Geldbeträgen, die für die Landesverteidigung oder für die Soldatenfamilien Verwendung finden. Sie sammeln Spenden und Liebesgaben, die den Soldaten zugestellt werden. Eine militärische Ausbildung bereitet sie auf ihre kommenden Pflichten vor. Überall im Lande haben Arbeitsdienstgruppen der Seinen-Dan begonnen, neues Land urbar zu machen. An vielen Orten hat sich die Jugend zur Verfügung gestellt, um durch Opfer eigenen Blutes Kriegsverletzten das Leben zu retten. Manche dieser Soldaten, wiederhergestellt durch das Blut des eigenen Volkes, sind mit doppelter Leidenschaft erneut an die Front gegangen.

So hat die Jugend in der Heimat wesentlichen Anteil an der geistigen Mobilisierung des gesamten Volkes. Für die weitere Dauer des Krieges hat sie folgenden Plan, zunächst für das Jahr 1938, aufgestellt:

Die Verstärkung der Organisation

Durch den Krieg hat die Seinen-Dan eine wesentliche Durchorganisation erfahren. Sie ist nicht „von obenher" befohlen worden. Die Einheitlichkeit des Handelns und Denkens, verwurzelt in der alten, starken Tradition, ist erneut eindringlich bewiesen. Die Arbeit von Jahrhunderten hat ihre Früchte getragen.

Die Nippon-Rengo-Seinen-Dan hat einen Plan für die Ausbildung der Führer entworfen, um die Einheitlichkeit und Schlagkraft der Organisation zu verstärken. Zunächst werden eine große Anzahl gemeinsamer Tagungen in der Zentrale Tokio und in den einzelnen Ortschaften stattfinden, um eine enge Zusammenarbeit der einzelnen Führer herbeizuführen. Es werden Führerkurse in den Provinzen und Städten durchgeführt, um die Ausbildung des Führernachwuchses sicherzustellen.

Es wird ferner vorgesehen, mit Unterstützung der Zentrale den höheren Führern der einzelnen Verbände die Möglichkeit zu geben, sich voll und ganz nur den erzieherischen Aufgaben an der Jugend zu widmen.

Die Ereignisse stellen ständig neue Aufgaben. Wie kann sich die Tätigkeit der Seinen-Dan in die geschichtliche Entwicklung unserer Zeit am besten einfügen? Um

Digitized by Google

diese Frage zu lösen, ist ein Führungskreis bei der Rengo-Seinen-Dan eingerichtet worden. Männer des japanischen öffentlichen Lebens, die die Bedeutung der Jugend für die weitere Entwicklung erkannt haben, Männer aus den verschiedensten Arbeitsgebieten haben sich dieser innerlich gefestigten Organisation zur Verfügung gestellt und deren Schlagkraft erhöht.

Die totale Mobilmachung

Deutschland weiß es aus den Erfahrungen des Weltkrieges gut genug, daß mehr noch als Waffen, Munition und Nahrung die seelischen Kräfte eines Volkes entscheidend für die Durchführung des Krieges sind. Wir haben als japanische Jugend die Aufgabe, Vorkämpfer für eine gesunde Lebensführung zu sein. Wir müssen eine moralische Erneuerung durchsetzen und der Gesamtbevölkerung mit unserer Lebensweise Beispiel sein. Um diese Aufgabe erfüllen zu können, müssen manche bisherigen Gewohnheiten überwunden werden. Unter diesem Gesichtspunkt haben wir einen Plan für die Entfaltung aller seelischen Reserven durch die Seinen-Dan aufgestellt.

Zur Durchführung beabsichtigen wir Film, Funk und Presse in unseren Dienst zu stellen, um kulturell und politisch arbeiten zu können. Wir haben eine Monatszeitschrift herausgebracht, geben laufend kleine Schriften über die Lage Japans und Broschüren heraus, in denen die Pflichten und Arbeitsgebiete der Zivilbevölkerung während des Krieges umrissen sind. Wir haben ernste Feierstunden der Jugend eingeführt und setzen uns für einen im Entstehen begriffenen japanischen Arbeitsdienst ein, um damit der Entwicklung der Jugendbewegung in Japan einen neuen Antrieb zu geben. Die Jugend wandert zu den historischen Stätten ihres Vaterlandes, um so durch dieses persönliche Erlebnis fest in die Tradition ihres Volkes hineingestellt zu werden.

Für dieses Jahr haben wir im Sinn der seelischen Vorbereitung geplant: Jede Gruppe der Seinen-Dan bringt durch ihren Führer etwa 15 Kilogramm Reis, den die Mitglieder gestiftet haben, in das Zentralgebäude der Seinen-Dan nach Tokio. Gegen Ende Oktober wird der gesammelte Reis in einer feierlichen Zeremonie dem verstorbenen Kaiser Meiji geopfert.

Hand in Hand damit geht der wirtschaftliche Einsatz der Jugend für den Krieg. Wir wollen die Jugend für den Ausbau jener Rohstoffquellen und Industrien einsetzen, die für die Landesverteidigung notwendig sind, wie Brennstoff, Futter, Düngemittel, landwirtschaftliche Erzeugnisse und Spinnereien. Einzeln oder in Gruppen erfolgt eine zusätzliche Berufsausbildung junger Arbeiter. Auch der Arbeitsdienst soll dieser industriellen und wirtschaftlichen Mobilmachung dienen. Durch Mehrarbeit soll die Produktionsmenge der für den Krieg benötigten Güter erhöht werden. Die Bekämpfung der Landflucht und der Aufbau neuer Siedlungen wird von der Jugend her betrieben. Die Sparsamkeit wird auf allen Lebensgebieten zur Pflicht gemacht. Der Siedlung in Mandschukuo und in der Mongolei wird erhöhte Bedeutung beigemessen.

6500 junge Bauern haben bereits eine zweimonatige Ausbildungszeit hinter sich, und viele arbeiten bereits mit Hacke und Spaten auf dem Boden des uns eng verbundenen Landes Mandschukuo; neue Dörfer entstehen unter ihren fleißigen Händen. Sie, die an der Grenze zwischen Mandschukuo und Sowjetrußland siedeln, sind die jüngsten aktiven Kämpfer an der Front gegen den Kommunismus. Groß ist die Zahl derer, die sich vorbereiten, um ihrer nationalen Aufgabe willen ihr Vaterland auf immer zu verlassen.

Die Rückwirkungen des Kampfes mit China haben die Isolierung der intellektuellen Studentenschaft schon merklich überwunden. Beweis dafür ist die Durchführung eines freiwilligen studentischen Arbeitsdienstes. Studenten, die ihre Verantwortung bei der politischen Entwicklung, insbesondere beim Ausbau der japanischen Festlandinteressen, erkannt haben, leisten in den Ferien ein oder zwei Wochen Arbeitsdienst, um sich körperlich und seelisch auf einen kommenden Einsatz zu trainieren. Ein Teil von ihnen hat eine Besichtigungsreise durch Mandschukuo durchgeführt und in den dortigen neuen Siedlungen für kurze Zeit mitgearbeitet. Durch diese Maßnahme wird eine Verbindung zwischen Studenten und Jungarbeitern hergestellt, die einen Wendepunkt auch in der Geschichte der studentischen Jugend Japans einleitet; eine Zeit scheint bevorzustehen, in der die japanische Jugend ohne Klassenunterschiede wieder im sozialistischen Geist zusammensteht. Die Seinen-Dan hält es für eine der wichtigsten Aufgaben im Jahre 1938, jene jungen Kräfte wachzurufen, die für die Schlagkraft der japanischen Politik so wichtig sind.

Digitized by Google

Die Bereitschaft

Wie oben erwähnt, hat die Seinen-Dan nach dem Ausbruch des Konfliktes mit China an der Front und in der Heimat ihre Pflicht getan. In der Heimat haben sie die ausziehenden Soldaten feierlich verabschiedet und haben den zurückgebliebenen Familien geholfen, wo es nur immer möglich war. Wir haben einen Plan entworfen, um die Seinen-Dan-Mitglieder jederzeit zu einem besonderen Arbeitseinsatz in der Heimat ausheben zu können. Gleichzeitig nahmen wir im großen Umfang eine Luftschutzausbildung vor. Ununterbrochen wird an der Vervollkommnung des Luftschutzes weitergearbeitet. Nicht zuletzt ist dadurch das Interesse des ganzen Volkes an der Fliegerei geweckt worden. In gemeinsamer Arbeit mit den Studentengruppen hat die Seinen-Dan Segelflugkurse eingerichtet. Tausende junger Männer nehmen an den zahlreichen Führerkursen teil, die für den Luftschutz und die Flugausbildung veranstaltet werden. In straffer Disziplin wird hier der Nachwuchs der japanischen Fliegerei erzogen, und es macht Freude, den Ernst und das technische Können dieser jungen Menschen zu beobachten.

Arbeitsdienst und Gesundheitsprüfung

Die geistige und körperliche Ausbildung der Jugend soll nicht oberflächliches Lippenbekenntnis bleiben. Die Pläne des Arbeitsdienstes — Aufforstungen der Wälder, Bewässerungs- und Entwässerungsarbeiten großer Gebiete — sind sichtbare Zeichen dafür, daß sich die Jugend in gemeinsamer Arbeit dem Staate und der öffentlichen Wohlfahrt dienend zur Verfügung stellt. Mit allen Kräften an der Verteidigung des Landes zu arbeiten, Schäden durch Unwetter und Feuer zu vermeiden, die Produktion zu erweitern und alle Hilfsquellen dem Lande nutzbar zu machen, das sind die wichtigsten Aufgaben für die Seinen-Dan. Über das ganze Land hin, in Dörfern und Städten, sind Arbeitsdienstgruppen der Seinen-Dan entstanden, die Träger vor allem von Kultivierungsarbeiten sind. Die Provinz Miyazaki hat mit ihrem dort durchgeführten Arbeitsdienst bahnbrechend gewirkt. Sie hat als erste eine neue Arbeitsdienstfahne gehißt, unter der nun männliche und weibliche Jugend, Mittelschulen und Angehörige der verschiedensten Jugendverbände gemeinsam arbeiten. Tat ohne Wort ist das Schlagwort jener Arbeitsdienstgruppen, und überall im Lande wirkt ihr Vorbild weiter.

Genau so wichtig wie die geistigen sind die körperlichen Kräfte der jungen Generation. Der Gesundheitszustand des Volkes muß mit allen Mitteln gehoben werden. Aus dieser Erkenntnis heraus ist ein eigenes Wohlfahrtsministerium errichtet worden, um unter einheitlicher Leitung diese gewaltige Aufgabe zu lösen. Die Seinen-Dan hat sich voll und ganz für diese Maßnahmen der Gesundheitsförderung zur Verfügung gestellt. Sie hilft mit an der Überprüfung des Gesundheitszustandes der einzelnen Jungen und Mädel und sieht in der sportlichen Betätigung das wirksamste Mittel zur Leistungssteigerung.

So können die Mitglieder der Seinen-Dan durch die körperliche und geistige Ausbildung, die sie im Geiste alter japanischer Tradition erhalten, Bürgen sein für die Gesundheit unseres Volkes. So können sie mit ihren Kräften ein neues Ostasien schaffen und ihre Aufgabe einer Erneuerung Japans erfüllen.

Ungeheure Landgebiete stehen in Ostasien zur Verfügung, ohne daß diese Gebiete auch nur annähernd so weit entwickelt sind wie in Europa. Der völkisch-zahlenmäßige Krafteinsatz, der im gegenwärtigen japanisch-chinesischen Krieg vom japanischen Volke gefordert wird, ist unvergleichlich größer als zum Beispiel der Einsatz im Weltkrieg. Sicherlich verfügen unsere Soldaten über gute körperliche Kräfte, dank deren sie siegreich die gewaltigen Schwierigkeiten, die ihnen das Gelände in China bietet, überwinden können. Aber der Krieg beginnt im ganzen Ausmaß doch erst jetzt! Wir müssen neue körperliche Kräfte sammeln, um allen weiteren drohenden Schwierigkeiten Herr zu werden, und mit diesen Kräften wollen wir Japans Mission als Weltmacht erfüllen.

Die Seinen-Dan hat zur Durchführung dieser Aufgabe für das Jahr 1938 ein großes Aktionsprogramm aufgestellt. Die Seinen-Dan ist aus sich selbst gewachsen, sie hat in der Stille ihre Tätigkeit begonnen und stellt sich nun mit ganzer Kraft den Anforderungen der Zeit zur Verfügung. Die großen Sportveranstaltungen, die im Herbst dieses Jahres in Tokio stattfinden, werden die Stärke der japanischen Jugend eindrucksvoll demonstrieren. Es ist von besonderer Bedeutung für diese Veranstaltungen, daß sie in Gegenwart der deutschen Austauschgruppe stattfinden werden.

Digitized by Google

Sprachenkundiger Nachwuchs

Wiederholt hat der Jugendführer des Deutschen Reichs, erst kürzlich in einer Ansprache an die Abteilungsleiter und -leiterinnen der Grenz- und Auslandsarbeit der Gebiete der HJ., gefordert, daß neben dem täglichen Dienst Sprachstudien getrieben werden. Das Führerkorps der Jugend bedürfe der Auslandserfahrung, um in jeder Weise politisch geschult zu sein.

Der Reichsjugendführer wird richtig verstanden werden. Es wird nicht darauf ankommen, daß sich nun das Führerkoprs eine Sprache wählt, weil es Dienst ist, wie eben die Schule in ihrem Lehrplan auch Sprachen als Pflichtfach kannte. Beides sind vielmehr grundverschiedene Dinge. Die Führer der Jugend sollen Sprachen treiben, um sich Auslandskenntnis zu verschaffen. Sie sollen sich in die Lage versetzen, selbst ein Urteil über ein Land zu gewinnen, vergleichen zu können und gründlich Bescheid zu wissen. Es wird nicht zu verlangen sein, daß nun ein jeder sich verpflichtet fühlt, sich zu spezialisieren und jahrelang ausschließlich Auslandsstudien in bestimmter Richtung zu treiben — das kann anderen überlassen bleiben und diese anderen müssen sich innerlich dazu berufen fühlen; wohl aber soll die Auslandskenntnis, die der Führer der Jugend sich erwerben soll, ihn in Stand setzen, mit einem erweiterten Gesichtskreis eine gewisse Unabhängigkeit von Vermittlern zu gewinnen. Wenn ein Führer der Jugend Sprachen lernt, soll er das nicht tun, weil es vorgeschrieben ist, auch nicht, weil es für ihn von Vorteil ist, sondern weil es dem ganzen Volk nützt, wenn der Nachwuchs an leitenden Personen aus eigener Anschauung weiß, wie es bei anderen Völkern und in ihren Staaten aussieht. Die Beschäftigung mit einer Sprache ist hier nicht Selbstzweck, sondern ein Mittel der Führung; ganz abgesehen davon, daß es ein Haften an der Oberfläche wäre, wenn Sprachen nur um der leichteren Verständigung willen geplant würden, genügt auch das bloße Aufnehmen nicht, sondern es muß der Trieb wach sein, die gewonnenen Eindrücke zu verarbeiten, sie systematisch zu gliedern und so nach und nach das wahre Wesen eines fremden Volkes zu erkennen. Ein Überblick über die Gebiete, in denen Nachwuchs besonders fehlt, wird es ermöglichen, daß eine sorgsame Lenkung die bestmögliche Wirkung erzielt; denn erst die genaue Beschäftigung mit allen Dingen der Auslandskunde im weiteren Sinne gibt einen Einblick, wie sehr es manchen, keineswegs unbedeutenden Völkern gegenüber an Mittlern fehlt, die den Anforderungen gewachsen sind. Wer sich eine weniger bekannte Sprache wählt, und dazu gehören auch die von uns gut befreundeten Völkern, wird sich bald reich belohnt fühlen.

Was würde uns eine Art Bestandsaufnahme zeigen? Bestimmte Erfahrungen des praktischen Lebens geben Anhaltspunkte, die einigermaßen zuverlässig sind. (Die Reichsfachschaft für das Dolmetscherwesen hat eine Umfrage über die Kenntnis von Fremdsprachen eingeleitet, deren Ergebnisse aber wohl erst etwas später für die Verarbeitung reif sein werden, wobei nicht feststeht, ob alle Personen, die erfaßt werden sollten, sich gemeldet haben.) Es läßt sich jedenfalls sagen, daß die Kenntnis von Fremdsprachen im deutschen Volk größer ist als bei jedem anderen der Weltvölker. Das wird sowohl absolut als im Verhältnis zur Volkszahl zutreffen. Diese ist bei England, Frankreich und Italien ohnehin bedeutend geringer, in USA. zwar größer, im Vergleich aber nicht brauchbar, da Neger, Juden und Einwanderer aus kulturell anspruchsloseren Ländern abgerechnet werden müßten. Sowjetrußland muß ebenfalls außer Betracht bleiben; denn wenn dort heute Personen die Erlernung einer Fremdsprache ermöglicht wird geschieht es, um diese als Agitatoren der Weltrevolution ins Ausland zu senden oder sie im Inland zur Anfertigung von Hetzschriften und Nachrichten, für Überwachung und Irreführung von Ausländern oder für Raubübersetzungen fremder Werke zu benützen, soweit nicht ohnehin der Jude diese „Arbeitsgebiete" an sich gerissen hat. Eine verhältnismäßig große Zahl von Menschen, die fremde Sprachen kennen, finden wir bei mittleren und kleineren Völkern, denen Fremdsprachen unentbehrlich sind, um Außenhandel zu treiben oder im kulturellen und wissenschaftlichen Anschluß an die großen Völker zu bleiben. Im nahen Osten und im Südosten Europas sind außerdem noch bei der älteren Generation Nachwirkungen der Zugehörigkeit zum Deutschen Reich oder zu Österreich-Ungarn oder der engen Nachbarschaft zu beiden wirksam; in der jüngeren Schicht ist z. B. die Kenntnis der deutschen Sprache nicht mehr so selbstverständlich.

Dieser kleine Überblick war nicht überflüssig. Wir brauchen ihn zum Vergleich, wenn wir uns klar machen wollen, daß es in der Kenntnis fremder Sprachen manche

Digitized by Google

Digitized by Google

Hashimoto Kansetsu, „Affen“

Uëmura Shoën, „Lüftung der Kleider" (Tafel)

Digitized by Google

Abstufungen gibt. Mancher war in der Schule nicht für Sprachen eingenommen oder für sie wenig begabt und behält für sein späteres Leben einen nur dürftigen Rest von Kenntnissen. Wo Fremdsprachen Pflichtfach sind, läßt sich diese Entwicklung nie vermeiden. Andere, sprachenbegabt und gute Lerner, vergessen wieder viel, weil ihr späterer Beruf und ihre Lebensumstände ihnen keine Gelegenheit geben, das Erlernte zu verwerten und in Übung zu bleiben. Der Begriff „mein bißchen Schulfranzösisch" ist nicht von ungefähr entstanden; zum Nachdenken regt an, daß seltener vom „Schulenglisch" geschrieben wird, weil offenbar gut erlerntes Englisch auch leichter zu behalten ist. Wieder eine andere Schicht verlernt zwar das fließende Sprechen der Fremdsprache, behält aber die Übung im Lesen oder vervollkommnet sich in ihr; manche beschränken sich dabei auf ihr Fach und ihre Berufsbedürfnisse, manche gehen weiter, beschäftigen sich mit der Literatur. Recht selten endlich ist es, wenn jemand nach längst abgeschlossener Berufsausbildung aus eigenem Antrieb sich systematisch weiterbildet oder sich entschließt, sogar noch neue Sprachen gründlich zu erlernen. Gerade das aber brauchen wir besonders, je mehr manche jungen Völker mit uns in engen wirtschaftlichen Austausch treten und ihre politischen Beziehungen mit dem Reich neu gestalten. In welcher Hinsicht unser Bedarf zu lenken ist, soll ein anderer Querschnitt andeuten.

Wir dürfen, wie ausgeführt, davon ausgehen, daß wir noch einen recht erfreulichen Bestand an Menschen mit fremdsprachlichen Kenntnissen und Auslandserfahrung besitzen. Soweit die Schule für Nachersatz sorgen kann, wird sie das tun, die Wirkungen werden unterschiedlich sein, wie oben begründet, da eben der beste Unterricht nicht einen Mangel an Begabung oder Interesse voll ausgleichen kann und das Leben später nicht jedem solche Aufgaben stellt, die den Kenntnissen entsprechen. Wer heute mitten im Berufsleben steht, hat seine Kenntnisse oft noch in der Vorkriegszeit erworben. Inzwischen hat sich vieles gewandelt, auch der Wortschatz der Sprachen, bei denen zahllose neue technische, politische und wirtschaftliche Begriffe hinzugekommen sind. In vielen Fällen stehen uns Grenz- und Auslandsdeutsche zur Verfügung, die fremde Sprachen vollkommen beherrschen. Das ist häufiger dann der Fall, wenn es sich um eine Sprache der uns benachbarten Ostvölker handelt, schon weniger häufig im Verhältnis zu Südosteuropa, noch seltener im Verhältnis zu überseeischen Ländern. Anders ausgedrückt: Wir haben mehr Menschen mit Kenntnissen des Polnischen, Lettischen usw., auch noch des Tschechischen, als solche mit Beherrschung des Magyarischen, Rumänischen oder Bulgarischen, und lange nicht genug, die Spanisch oder Portugiesisch, oder die ein wenig abweichenden Formen, die in Südamerika die Landessprache bilden, von dorther mitgebracht haben. Wenn die großen Firmen aus unseren Seehäfen und den Industriemittelpunkten vor dem Kriege eine ganze Menge junger Leute für ein paar Jahre über See schicken konnten, so hat sich diese Möglichkeit, sich gründliche Sprach- und Auslandskenntnis anzueignen, nach dem Kriege sehr verengt und der Nachwuchs ist recht dünn geworden. Wer selbst in der Wirtschaft war und den Verkehr mit dem Ausland pflegte, hat übrigens die Erfahrung gewonnen, daß oft auch jahrelanger Aufenthalt jenseits unserer Grenzen nicht zu einer echten Kenntnis von Land und Leuten führte, wenn die innere Anteilnahme nicht über den rein geschäftlichen Anwesenheitszweck hinausging. Manches Fehlurteil entstand, wenn der Überseevertreter jahraus, jahrein nicht über seinen Hafenplatz hinauskam, alles von diesem aus beurteilte und etwa eine sich anbahnende Strukturänderung nicht bemerkte.

Zwei andere Personenkreise werden durch die Anforderungen ihres Berufes in die Lage versetzt, sich bei weitem gründlicher in fremden Sprachen, auch den weniger üblichen, auszubilden: der Diplomat und der Soldat. Der Sprachenurlaub für den Soldaten, der sich für eine höhere Laufbahn vorbereitete, hat in sehr vielen Fällen, nach vorangegangenem gewissenhaften Besuch der vorgeschriebenen Kurse oder des Orientalischen Seminars, der heutigen Auslandshochschule, Landeskenner herangebildet, die ihr Wissen stets ergänzten und die Psychologie des Auslands oft klarer erkannten als die Politiker. Diese besondere Laufbahn wird indes ebenso wie die des auswärtigen Dienstes abseits von dem liegen, was wir hier umreißen wollen: die Frage, wie unsere führende Jugend sich Auslandserfahrung verschafft. Denn der Übertritt in den Wehrdienst oder den auswärtigen Dienst bringt auf jeden Fall neue Aufgaben mit sich, die anders geartet sind als die des Jugendführers, der in leitende

Digitized by Google

Stellen von Staat und Partei einrückt. Die Diplomatie hat stets, auch in den Zeiten, die ihr viele Angriffe brachten, Leute hervorgebracht, die neben ihren formalen Aufgaben und den Anforderungen der Tagespolitik und Personenkenntnis sich eine gründliche Kenntnis von Land und Leuten erwarben und sie zu einem Gesamtbild ausbauten; manche von ihnen haben ausgezeichnete Bücher geschrieben, die über ihre Zeit hinaus wert waren, zu Rate gezogen zu werden. Neben der einen Klippe, durch zu langen Aufenthalt in einem fremden Lande sich zu stark von der Heimat zu entfernen, ist allerdings die andere zu vermeiden, die darin liegt, daß die mit diesem Dienst verknüpfte oftmalige Versetzung es schwer werden läßt, in einem begrenzten Zeitraum ausreichende Kenntnisse zu sammeln, zumal wenn, wie es vorkommt, wenig Gelegenheit zu Reisen innerhalb des Landes sich bietet. Hier liegen die Dinge eben anders als beim Soldaten, der auch im Wandel der Versetzungen und Beförderungen Spezialist bleiben kann.

Die Ausbildung des Lehrers für Fremdsprachen, dem ein Aufenthalt im Ausland ohnehin vorgeschrieben ist und der für seinen Unterrichtszweck bestimmte Kenntnisse von Land und Volk mitbringen muß, kann hier nur gestreift werden; das philologische Ziel bleibt oft auch für das spätere Leben beherrschend. Der Jugendführer soll aber nicht eine zweite Ausgabe des Philologen sein.

Unter einer kleinen Gruppe von Deutschen finden sich, wenn die Neigung dazu da ist, Menschen, die sich aus eigenem eine vorzügliche Auslandskenntnis aufbauen. Es sind die Vertreter deutscher Zeitungen auf wichtigen Posten im Ausland. Vorausgesetzt ist dabei, daß ihr Interesse über die Tagespolitik hinausgreift und zu einer Vertiefung in die Geschichte des Landes und in die Lebensbedingungen seines Volkes sich erweitert. Wir verdanken manchem deutschen Auslandskorrespondenten einen guten Einblick in Länder unserer Gegenwart und Bücher, die an echtem Gehalt nicht dadurch einbüßen, daß sie gleichzeitig auch flott geschrieben sind. Der Auslandsvertreter, der sich lange im Land aufhält, vermeidet jene Oberflächlichkeiten und schiefen Urteile, die sich dem Gelegenheitsreisenden nur zu leicht aufdrängen. Bei noch einer anderen Kategorie sind heute gediegene Auslandskenntnisse anzutreffen: beim wissenschaftlichen Forscher. Die jüngeren unter ihnen haben mit den Großen, die die klassische Zeit der Forschungsreisen abschließen, das gemeinsam, daß sie das Ganze sehen und sich ein großes Ziel, stets in Beziehung zum eigenen Volk, stecken. Dazwischen liegt allerdings eine Generation, die mit ihrer Verfeinerung der Forschung die Gefahr der Kleinlichkeit oft nicht vermied, um Begriffsprägungen monatelang zu streiten vermochte und den Nachwuchs gern dazu anleitete, sich auf lange Zeit in ein eng begrenztes Spezialthema zu vergraben. Heute stellt die Wissenschaft ganz andere, viel zeitnähere und für unsere Weltgeltung bedeutsamere Aufgaben. Wo die mittlere Generation ihnen nicht gewachsen ist, die jüngere teilweise noch durch umgrenzte Institutsziele auf Sonderprogramme festgelegt ist, hat sich beobachten lassen, daß ein letzter Personenkreis einspringt: die freien Arbeiter an der Auslandskenntnis. Sie setzen sich selbst ihre Aufgaben, ohne den Rückhalt an Hochschulinstituten und Forschungsaufträgen, und mancher unter ihnen, der mittellos als Werkstudent begonnen hat, hat sich seine Fachbücherei aufgebaut und durch seine Leistung ein Vertrauen im Ausland erworben, daß sein Urteil draußen etwas gilt. Hier ist manchmal der echteste Forschertrieb zu finden, der anstrengende Reisen auf eigene Kosten nicht scheut, ohne Zuschüsse jahraus, jahrein Hunderte von Mark für das gesteckte Ziel ausgibt, wobei ihm auch die ganze Kleinarbeit, Schreiberei und ein umfangreicher Briefwechsel mit dem Ausland lastet, die bei anderen der Apparat mit erledigt. Der Idealismus gerade in diesem kleinen Kreis — für manches Land sind die Kenner leicht aufzuzählen — ist besonders groß, die Geltung im Ausland ein Aktivposten.

Wer die Geschichte der Vorkriegszeit und des Krieges kennt, weiß, welche Mängel in der Auslandskenntnis bestanden. In einer Zeit, in der etwa England systematisch Fachleute heranbildete, die, wie Seton Watson und Wickham Steed, die Habsburger Monarchie in ihrem Gefüge und mit allen ihren schwachen Stellen bis ins Kleinste kannten, aber auch in den Balkanstaaten durch das Gewicht ihres erworbenen Ansehens Stimmung vorbereiteten und Wirkungen ausübten, deren ganzes Ausmaß in ihrer Gefährlichkeit erst während des Krieges erkannt wurde, während Frankreich nicht minder rührig arbeitete, mit Leuten wie Chéradame, dem man in Wien ahnungslos noch alle Empfehlungen mitgab, damit er es recht bequem haben sollte, verließ man sich in Berlin ganz auf

Digitized by Google

den Verbündeten, dessen sehr zweckbestimmten Informationen über den Balkan und die politischen Bestrebungen und militärischen Qualitäten der Balkanvölker einfach verpflichtende Richtlinie waren, was Fürst Bülow für das Auswärtige Amt ausdrücklich noch anordnete. Im damaligen Reich wußte man weder über den inneren Zustand Österreich-Ungarns noch über den Balkan zuverlässig Bescheid; Berichte, die wahrheitsgetreu waren, gelangten nicht bis zu den Stellen, die sich ein Urteil bilden sollten, und ihre Verfasser galten als unbequeme Untergebene. Zu einer Zeit, da England in Miß Gertrude Bell, Lawrence, Philby, Sykes erstklassige Kenner des Vorderen Orients ausbildete, wußte man in Berlin so wenig über Arabien und seine Nachbarländer, daß man die Stellung der Araber zum Osmanischen Reich und die staatsrechtlichen Verhältnisse völlig falsch einschätzte und maßlos überrascht war, als England den Sultan von Kuweit, in dessen Bereich die Bagdadbahn am Persischen Golf enden sollte, als seinen Schutzbefohlenen präsentierte. Wie schlecht Berlin unterrichtet war und wie wenig es deshalb die öffentliche Meinung lenken konnte, zeigte sich wiederholt; 1914, als die Entscheidung Japans und Italiens völlig überraschte; 1917, als niemand an den Ernst des amerikanischen Kriegswillens glauben wollte. Zugegeben ist, daß an mancher Fehlüberzeugung dynastische Einbildungen schuld waren, auf die die leitenden Kreise mehr blickten als auf die Dynamik der Völker.

Die Lehre, die das neue Deutschland aus diesen Erfahrungen gezogen hat, ist: sich nie auf fremde Urteile zu verlassen, sondern sich selbst genaue Kenntnis zu verschaffen, diese nicht veralten zu lassen, sondern immer wieder nachzuprüfen und in Ordnung zu halten, und dafür zu sorgen, daß immer genügend Kenner der Länder, die uns am meisten angehen, verfügbar sind, daß sich diese Schicht nie verengt, sondern im Gegenteil mehr und mehr vergrößert, dadurch, daß frische, unvoreingenommene Kräfte sich selbst ein Bild machen, sich hinausschicken lassen, Eindrücke, Erfahrungen, Kenntnisse sammeln und dann verarbeiten und sich systematisch, aus eigener Neigung, zu Kennern ausbilden, auf die Staat wie Partei für Politik, Schulung und jeden anderen Zweck zurückgreifen können.

Der Hinweis kann nicht ausbleiben, daß es mannigfache Einrichtungen gibt, um die Auslandskunde zu fördern. Der Austausch junger Kaufleute umfaßt schon Tausende, die Gemeinschaftslager mit ausländischer Jugend sind freudig begrüßt worden, im Akademischen Austauschdienst wird einer Anzahl junger Leute Gelegenheit geboten, sich gründlich draußen umzusehen. Das Außenpolitische Schulungsamt der NSDAP. in Berlin-Dahlem ist eingerichtet worden, um dem Nachwuchs, der seine Ausbildung schon einigermaßen abgeschlossen hat, einen gründlichen Einblick in die einschlägigen Wissensgebiete zu geben. Man ist sich aber überall klar bewußt, daß die Einrichtungen nur *Mittel* zum Zweck sein können. Immer ist es der *Mensch*, der aus eigenem Können von ihnen den besten Gebrauch zum Nutzen von Volk und Staat machen muß. *Josef März.*

Bühne und Film

Richard Strauß

Das Lebensbild eines Meisters

„Wagner resümiert die Modernität; es hilft nichts, man muß erst Wagnerianer sein!" Dieses Wort Friedrich *Nietzsches*, mit dem er die Situation der modernen Opernmusik prophetisch und unübertrefflich kennzeichnete, hat an grundsätzlicher Bedeutung auch heute noch nichts verloren. Das musikalische Drama der Gegenwart steht unter dem Einfluß der Persönlichkeit und künstlerischen Mächtigkeit des Meisters von Bayreuth. Der Schatten, den sein Werk geworfen, ist übergroß, fast erdrückend. Alle, die nach ihm kamen, um sich auf dem Gebiete der Oper schöpferisch zu betätigen, mußten sich zwangsläufig mit seinem künstlerischen Postulat auseinandersetzen; sei es nun, daß sie es trotzig ableugneten oder sich ihm sklavisch unterwarfen, sei es, daß sie versuchten, darüber hinaus und somit zu neuen Ufern zu gelangen. Solches aber schien kaum möglich, da Wagner den Weg, den er dem musikalischen Kunstwerk gewiesen hatte, selbst bis ans Ende gegangen

Digitized by Google

war. Um also den Bannkreis bloßer Abhängigkeit zu überschreiten, um Eigenes sagen zu können, bedurfte es in jedem Falle einer ausgesprochenen schöpferischen Individualität oder Anregungen von neuen sehr gewichtigen Zeitimpulsen.

Unter den Persönlichkeiten von Rang der älteren Musikergeneration der Gegenwart — einschließlich des von uns allen verehrten Hans Pfitzner — befreite sich vom Wagnerianismus am meisten jener Künstler, der heute als der in der Welt berühmteste und an musikschöpferischer Potenz wohl auch ohne Zweifel bedeutendste deutsche Musiker der Gegenwart gelten darf: Richard Strauß! Was keinem der sogenannten „Moderne" gelingen wollte, ihm sollte es beschieden sein: die von außen in die Musik hereingetragene, sehr bedenkliche Problematik einer Übergangsepoche — wenn schon nicht vollständig, so doch weitgehendst — künstlerisch unproblematisch aufzulösen und dadurch wieder spezifisch musikalische Fundamente freizulegen.

Musikalisches Erbgut und Erziehung

Richard Strauß ist ein wirkliches Musikantenkind. Am 11. Juni 1864 als Sohn des Meisterhornisten Franz Strauß in München geboren, erhielt er vom Vater nicht nur ein profundes musikalisches Erbgut, sondern gleichzeitig ein gediegenes Wissen um den Aufbau und die Anatomie des Orchesterkörpers vermittelt. Noch Schulbub, erwirbt er sich schon Aufmerksamkeit als Konzertmeister der Violine in einem Münchener Orchester. Der 20jährige hat bereits eine Bläserserenade, ein Klavierquartett, ein Hornkonzert, die f-moll-Sinfonie und anderes mehr geschrieben. Zeigen sich in diesen Frühwerken zweifellos schon gewisse Ansätze, die auf die von ihm später entwickelte, für ihn so typische betont leichtflüssige Musikantenweise hindeuten, bewegen sie sich doch mehr oder minder noch in streng klassischen Bahnen, einer Tradition, der er sich als Zögling der sehr konservativen Münchener Musikschule nicht entziehen konnte — auch wohl nicht entziehen wollte. Der Umschwung kam bald und mächtig, als er 1885 durch Hans von Bülow als Hilfsdirigent nach Meiningen geholt wurde. Durch die Freundschaft mit Bülow und noch mehr durch die mit dem dortigen Konzertmeister Alexander Ritter erhielt Strauß die entscheidenden Anregungen, die aus ihm jenen überzeugten Fortschrittler werden ließen, als der er heute gleichzeitig viel gelästert und bewundert wird. In dieser Zeit vollzog sich die erste jener Wandlungen, mit denen dieser vielgewandte und wandlungsfähigste aller Künstler die Zeitgenossen während seines reichen Lebens überraschen sollte.

Parteigänger des Fortschrittsgedankens

Der musikalische Fortschrittsgedanke — um hier nur das Notwendigste in Erinnerung zurückzurufen — ist jenes künstlerisch schöpferische Prinzip, das eine erstrebenswerte Weiterentwicklung, die Zukunft der Musik überhaupt, nur im rücksichtslos unbekümmerten Beschreiten neuer Bahnen erblickte, ohne sich an die von der Vorklassik und Klassik entwickelten musikalischen Formprinzipien und Ausdrucksmittel irgendwie gebunden fühlen. Der jahrzehntelange erbitterte Kampf, den diese Fortschrittsgläubigen — die Jünger um den großen Deutschen Franz Liszt, der dieser Richtung die wesentlichen Impulse gab — gegen die „Konservativen" um Johannes Brahms führten, ist für uns reichlich uninteressant geworden, da wir uns heute natürlich niemals für die einen oder die anderen festlegen würden, — gehören doch beide zum großen Reiche der deutschen Musik. Für die Beurteilung der künstlerischen Persönlichkeit Richard Strauß' ist indessen nicht unwichtig zu wissen, daß er inmitten dieser Auseinandersetzung gestanden und ein ganz entscheidender Parteigänger für den musikalischen Fortschrittsgedanken gewesen, und — wohl auch bis zum heutigen Tage geblieben ist.

Diese Fortschrittler bescherten uns ein heute etwas zweifelhaft angesehenes Geschenk, das unter dem Namen Programmusik allseitig bekannt ist und die ihre künstlerische Hochform in der Symphonischen Dichtung gefunden hat. Bis die große Stunde von Strauß schlug, mußte Franz Liszt, der Schöpfer dieser musikalischen Gattung, gleichzeitig als ihr überragender Meister angesehen werden. Irgendwo ist aber Liszt einmal — und wie uns scheint ganz treffend — mit Klopstock verglichen worden, dessen historische Bedeutung für die Entwicklung der deutschen Dichtung kaum zu überschätzen ist, dessen lebendig fortwirkende Kraft für die Gegenwart und Zukunft indessen nicht übermäßig stark geblieben ist. Ähnlich, nicht ebenso, verhält es sich mit Liszt. Er war innig überzeugt davon, daß die Instrumentalmusik an einem Entwicklungspunkte ange-

Digitized by Google

langt war, wo sie sich, um weiterzukommen, notwendigerweise an literarischen und allgemein geistigen Gedanken, jedenfalls an außermusikalischen Ideen inspirieren mußte. Und indem er dies konsequent durchführte, indem er seinen Schöpfungen einen dichterischen Vorwurf unterlegte, war er es, der einer poetisierenden Richtung in der Musik, eben der Programmusik, für lange Zeit zur Vorherrschaft verhalf. Bei allem schuldigen Respekt darf man aber wohl heute hinzufügen, daß sich zwischen seinen mächtigen Eingebungen und der musikalischen Ausführung, also zwischen der Idee und ihrer Verwirklichung oftmals eine recht erhebliche Diskrepanz kundgibt.

Richard Strauß, der, wie bereits angedeutet, sich dem Lisztschen Programm voll und ganz hingab, und zwei Jahrzehnte lang den Schwerpunkt seines Wirkens in der orchestralen Programmusik fand, war es vorbehalten, über das Lisztsche Vorbild weit hinaus den Schritt zur letzten psychologischen Vertiefung der Symphonischen Dichtung zu finden und dank seines phänomenalen instrumentatorischen Instinkts die höchste Stufe tonmalerischer Realistik zu finden. Sofern man zu dieser musikalischen Kunstform überhaupt Zugang hat und ihr nicht banausenhaft von vornherein die innere Berechtigung abspricht — wie das heute vielfach zu beobachten ist —, muß man eingestehen, daß sich das, was sich im „Don Juan" (1889) erstmalig ankündigte und in „Tod und Verklärung" fortsetzte, um im „Till Eulenspiegel" (1890) sogleich seinen Höhepunkt zu finden, auf uns irgendwie ehrlicher, bestimmt aber überzeugender wirkt, als es immer die entsprechenden Schöpfungen Liszts vermögen. In diesen genannten Werken hat die Symphonische Dichtung auf deutschem Boden ihre höchste Vervollkommnung, ihre Erfüllung gefunden, und das um so unbestrittener, als sich die Musiker der jungen Generation von dieser Kunstform selbst für eine sehr lange Zeit abwenden werden, weil ihr außer-musikalisches Prinzip für die nächste Zukunft völlig an Reiz verloren hat, worüber wohl die Diskussion als abgeschlossen gelten kann.

Straußens nachfolgende symphonische Schöpfungen „Also sprach Zarathustra", „Ein Heldenleben", ja selbst der „Don Quixote" vermochten bei aller Originalität die Höhe des „Eulenspiegels" nicht mehr zu halten. Verführt durch das Bestreben nach möglichst weitgehender Realistik in der klanglichen Schilderung der jeweiligen dichterischen Ereignisse, vergaß Strauß darüber sein ursprüngliches Anliegen: sich durch jene außermusikalischen Vorstellungen zu spezifisch musikalischen Ausdrucksformen inspirieren zu lassen. Dafür entwickelte er eine bis ins Detail gehende musikalische Gebärdensprache — auf welchem Gebiet ihn wohl von allen deutschen Musikern niemand erreicht —, mit der er es unternimmt, die Vorgänge eines äußeren Geschehens nicht nur tonlich zu interpretieren, sondern bis zur Wiedererkennbarkeit für das „sehende Ohr" nachzuzeichnen. An diesem gefährlichen Punkte drohte das Verhängnis: die Programmusik schien ad absurdum geführt! Strauß aber verlor sich nicht in einer ausweglosen Sackgasse, — aus innerer Notwendigkeit und nicht einer Laune nachgebend — führte ihn sein schöpferisches Ingenium von der Symphonik weg und zur Bühne hin; aus dem erfolgreichen Symphoniker wurde ein nicht weniger erfolgreicher Opernkomponist. Die zweite Wandlung war vollzogen.

Meister der Melodie

Der „Guntram", das Erstlingswerk von Strauß auf dem Gebiete der Oper, der 1894 in Weimar über die Bühne gegangen war, wurde ein Mißerfolg. Strauß war den Spuren des Bayreuther Meisters nicht nur in der Musik, sondern auch in der Anlage der von ihm selbst verfaßten Dichtung zu getreu gefolgt, als daß daraus mehr entstehen konnte, als eine wenig überzeugende Wagner-Kopie. Der „Guntram" blieb eine Episode. Das eigentliche Opernschaffen beginnt mit dem Einakter „Feuersnot" (1901) und manifestiert sich entscheidend in der „Salome" (1905), die seit Wagners Zeiten erstmalig einem deutschen Opernkomponisten wieder einen Welterfolg einbrachte. Wagners Schatten ist auch hier nicht übersprungen; indessen war es Strauß gelungen, über die Kopie hinaus zu einer wirklichen Steigerung zu gelangen. Wagners Forderung nach literarischer Qualität des Textes, die in den Vordergrund gestellten sinnenhaften Elementarkräfte, das ausgearbeitete System der Leitmotivik, alles das entwickelte Strauß in der Salome und noch unerbittlicher in der „Elektra" (1909) bis zu den letzten Konsequenzen. Aber diese unerbittliche Realistik des Qualvollen und Entsetzlichen, die ihren Ausdruck in allen nur erdenklichen und fast nirgends aufge-

Digitized by Google

lösten Dissonantenfolgen findet, der Schritt von Wagners Chromatik bis an die Schwelle der Atonalität, bedeutete wiederum einen Endpunkt. Die „Elektra" bereitete vor, was sich im „Rosenkavalier" wie ein Wunder entfalten sollte. Wenn Strauß nichts weiter geschrieben hätte als diese Oper, der „Rosenkavalier" mit seiner genialischen, hinreißend schönen Walzermelodik würde genügen, dem Meister für alle Zukunft einen Platz unter den großen Tondichtern unseres Volkes zu sichern. Dieses Werk offenbarte abermals eine überraschende Wandlung des ewig schöpferischen Willens Richard Strauß' — die große Umkehr von der Symphonik zur Melodik, die endgültige Abkehr von der verspielten Romantik und vom Pathos Wagners, die Heimkehr zu einer neuen Klassik und zur ätherischen Welt Mozarts —, der befreiende Sieg der Melodie!

Lange Zeit galt die allgemeine Überzeugung, daß Meister Strauß mit diesem Werk der Opernbühne den Zukunftsweg vorgezeichnet hätte, eben den Weg, der von Wagner zu Mozart führt. Die Opern, die dann folgten, „Ariadne", „Frau ohne Schatten", „Ägyptische Helena", „Arabella" und „Die schweigsame Frau" bewegen sich auf einer gewissen unruhig verlaufenden Höhenlinie, ohne den Gipfelpunkt des „Rosenkavalier" noch einmal erreicht zu haben.

Ein neuer Strauß

„Auch der Künstler, der dieser Zeit Ausdruck geben will, muß jung empfinden und neu gestalten!" Konnte diese von Dr. Goebbels erst kürzlich an die deutschen Musiker gerichtete Forderung überhaupt herrlicher und überzeugender eingelöst werden, als durch den „Friedenstag" des nunmehr 74jährigen Strauß? Es ist kaum vorstellbar. Alle, die Zeugen der vor wenigen Wochen in München stattgefundenen Uraufführung dieses Einakters waren, verließen das Theater ebenso sehr überrascht wie tief beeindruckt von diesem neuen Wunder Strauß'. Was wir gehört und gesehen haben, war in Anlage, Inhalt, Durchführung und Wahl der Ausdrucksmittel so neuartig, daß irgendein Vergleich mit den früheren Werken des Meisters schlecht möglich ist, und daß man wirklich versucht ist, zu sagen: Strauß kann, was er will, und seine musikschöpferische Potenz ist ohne Grenzen. Der „Friedenstag" bedeutet eine neue Wandlung im künstlerischen Schaffen des Meisters, — vermutlich die letzte, gewiß aber die von allen am tiefsten gehende.

Wir betrachten und beurteilen heute ein Kunstwerk ja nicht mehr ausschließlich vom Artistischen her. Können ist zwar die erste Voraussetzung aller Kunst. Indessen ist für unser Ja oder Nein doch wesentlich mitbestimmend geworden, in welchen Dienst ein Können gestellt, wofür es verwandt, oder aber mißbraucht worden ist. Und an dieser Stelle müssen wir ja wohl die Einschränkung nachholen, daß sich Strauß als Künstler von der Zeit, in die er hineingeboren war, von der Epoche so vieler Verirrungen und Verfallserscheinungen nicht immer in wünschenswertem Maße hat freihalten können. Erinnert sei nur an die von ihm bevorzugten Librettisten — Wollzogen, Wilde, Hofmannsthal, Zweig — und an die von ihnen verfaßten Textdichtungen, die doch sehr oft Geschehnisse darstellen, die in der dekadenten Gedankenwelt der Gesellschaft jener unglückseligen Übergangsepoche ihren Ursprung hatten und demzufolge in dieser selben Gesellschaft auch ungestüme Begeisterung auslösten. Um so beglückender ist es aber, daß Strauß durch seinen „Friedenstag" uns wissen ließ, daß er die Zeichen der Zeit verstanden, daß er als ein weise Gewordener die Ethik in der Kunst über die Ästhetik triumphieren ließ!

Der Text der Oper stammt von Josef Gregor. Die Handlung spielt in der Zitadelle einer von feindlichen Armeen eingeschlossenen, ausgehungerten und zur Übergabe reifen Stadt. Der 24. Oktober 1648 ist angebrochen, und die gegen Ende der Oper einfallenden, über das ganze Land erschallenden Glocken läuten den Frieden von Münster ein, der dem schrecklichsten aller Kriege auf deutscher Erde ein Ende setzte. Der Kommandant der Festung muß auf ausdrücklichen Befehl des Kaisers die Stadt halten; denn „fällt die Stadt — sei sie ausgelöscht". Der Forderung der verzweifelten Bürgerschaft nach Übergabe widersteht der Hauptmann. Einsichtig genug, daß er den nächsten Ansturm nicht mehr aufzuhalten vermag, beschließt er den ehrenvollen Untergang, und während er den Bürgern verspricht, ihnen ein „großes Zeichen" zu geben, worauf sich die Tore öffnen werden, läßt er die Soldaten alles vorbereiten, um Bollwerk und Besatzung in die Luft zu sprengen. In der Stunde, in der das Unheil schon nahe ist, erscheint, gleichsam wie eine Seherin des Friedens, des

Digitized by Google

Kommandanten Frau. Krieg und Frieden, Pflicht und Liebe stehen sich gegenüber. Da dröhnt in der Ferne ein Schuß, aber kein Feind greift an, statt dessen beginnen die Glocken der Stadt zu läuten, und ein Klingen ist über dem Land, das alle nur noch aus der Erzählung kannten, — hatten sie doch vergessen, was Frieden heißt. Die Tore öffnen sich, aber herein kommt nicht ein Feind, sondern der Bruder, und ein neues Leben wird erblühen.

Ersichtlich auf den ersten Blick, daß hier ein Thema angeschlagen ist, das jenseits aller privaten Psychologie und Darstellung eines Einzellebens steht. In ein geschichtliches Gleichnis eingekleidet, werden hier die Fragen unserer Zeit, Krieg und Frieden, Pflicht und Neigung, Gemeinschaftsschicksal und Einzelschicksal musikdramatisch gestaltet und — so echt gestaltet, wie es für einen Musiker der älteren Generation überhaupt denkbar ist. Gegen die aus der ersten Begeisterung geäußerte Meinung, daß Strauß mit dem „Friedenstag" der deutschen Oper den neuen Weg gewiesen hat, würden die Musiker der jungen Generation mit Recht ernstliche Bedenken in mehrerlei Hinsicht erheben können. Denn darüber muß Klarheit herrschen: das Neue in diesem Opus ist das Thema, und auch die Tatsache, daß in diesem Werk das Thema unserer Zeit auf der Opernbühne zum erstenmal überlegen gestaltet wurde, darf nicht zu dem Trugschluß führen, daß es sich bei dem „Friedenstag" um eine neue Form und Gattung der Oper überhaupt handele. Vielmehr hat Strauß in diesem Werk noch einmal alle Erfahrungen seines künstlerischen Schaffens den Hörer vernehmen lassen und den im ganzen geglückten, kühnen Versuch unternommen, die Polarität Mozart—Wagner, unter der die deutsche Oper der Gegenwart lange Zeit gestanden hat, aufzulösen. Denn der „Friedenstag" ist zwar im ganzen leitmotivisch angelegt, aber auch ausgezeichnet durch organisch eingefügte, in sich geschlossene Lieder und kleine Musikformen. Und wo gäbe es z. B. in der neueren Opernliteratur ein herrlicheres Kleinod als jenes beschwörende Lied des Hauptmanns „Zu Magdeburg in der Reiterschlacht". Im Thema liegt auch begründet, daß Strauß den Chor sehr viel umfänglicher, vielfältiger und vor allem auch wirksamer verwandt hat, als in irgendeinem seiner früheren Werke. Man möchte fast sagen, daß die Chöre dieser Partitur das besondere Gepräge geben. Und der gewaltige, in den Himmel gesteigerte, alle Einzelsänger und Chöre einbeziehende Friedensrhythmus, eine Art szenische Kantate, mit der die Oper ausklingt, kann gewiß nicht ohne Ergriffenheit gehört werden und ist nur dem Schlußakt des „Fidelio" vergleichbar.

Richard Strauß hat mit dieser Oper noch einmal von seiner Meisterschaft, die heute von niemandem auch nur annähernd erreicht wird, Zeugnis abgelegt. Er hat das Wunder einer tiefen künstlerischen Wandlung abermals vollbracht. Er hat sich mit dem „Friedenstag" den höchsten Ruhm befestigt, der einem Künstler während seines Lebens zuteil werden kann: Deutschlands größter und gefeiertster Musiker zu sein! W. Fensterer.

Bierzelt „Thors Gast-Haus"

Wir lasen im „Hofer Anzeiger" folgende geschmackvolle Anzeige, über die sich der Dramatiker Otto Erler kaum freuen wird:

„Hof freut sich. Wieder findet, wie in den Vorjahren, in sämtlichen Räumen unseres schönen Grenzlandtheaters das Künstlerfest statt, das nun schon das fünfte seines Zeichens ist. Der Ruf dieser Feste ist von Jahr zu Jahr gestiegen. Heuer ist wieder alles getan, um die Besucher von nah und fern in allem zufriedenzustellen... Den größten Besuch auf diesem Fest, für das sämtliche Räume des Grenzlandtheaters, auch diejenigen, die sonst vom Publikum nicht betreten werden können, zur Verfügung stehen, wird wieder das originalgermanisch-bayerische Bierzelt haben, für das diesmal der Name „Thors Gast-Haus" gewählt ist. „Germanische Mädchen" und „Wilde Krieger" werden den herrlichen Met ausschenken und als Met-Vater wird der zünftige bayerische Bierwirt Karl Mark-Fellsen über alle wachen. Eine besondere Überraschung: 2000 echte Hofer Weißwürste sind bestellt. Sie werden auf hungrige Tänzer und sonstige Besucher des Festes warten..."

„Thors Gast" als Faschingsfigur? Ganz abgesehen davon, daß Thors Gast Christus ist — ein Mißbrauch des Namens ist also nicht Verulkung, sondern Taktlosigkeit — möchten wir auch hier zum letztenmal der Dummheit begegnen, die das eigene Nest dadurch beschmutzt, daß sie sich ihrer Ahnen nur beim Biertrinken erinnert.

Digitized by Google

Neue Bücher

Palm-Literatur

Das Heldenschicksal des Buchhändlers Palm, mit dem wir uns im Heft vom 1. August beschäftigt haben, hat in mehreren literarischen Arbeiten seinen Niederschlag gefunden. Sehr warm möchten wir den bei Otto Müller-Salzburg erschienenen Roman „Glühen und Sterben" empfehlen, in dem Carl Linzen durch erdachte Aufzeichnungen und Briefe eine menschliche Gestaltung dieses Freiheitskämpfers vornimmt. Der Verfasser hat es vermocht, die schlichte Einfachheit des Nürnberger Bürgers zu treffen und eine Vorstellung zu geben, welche Gedanken über Deutschland, französische Gewaltherrschaft, Fürstendenken usw. damals geherrscht haben mögen. Keine hochtrabenden Worte! Schlichte Anständigkeit eines deutschen Mannes mitten aus dem Volk, der von der Nachwelt das Unsterblichkeitsprädikat der deutschen Geschichte erhielt. Eine streng wissenschaftliche Arbeit, allerdings in der Gründlichkeit des erforschten Stoffes interessant und fesselnd, ist die prächtige Arbeit von Martin Riegel „Der Buchhändler Johann Philipp Palm" (Verlag Broschek & Co., Hamburg), die besonders wertvoll durch die Wiedergabe des Wortlautes von „Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung" ist. Die fleißige Darstellung des Lebensbildes ist von gutem historischem Deutungsvermögen erfüllt. So, wenn er Palms Kritik an den damaligen Fürstenhöfen kennzeichnet: er würde „gepackt von dem Glutstrom der französischen Revolution, aber nicht als ihr Anhänger und Jünger, sondern als deutscher Mensch und damit als Gegenspieler". Schließlich findet die damals eingeleitete Auseinandersetzung erst in unseren Jahren ihre Erfüllung. — Eine kleine Erzählung, betitelt „Erschossen in Braunau" (Knorr & Hirth Verlag, München) legt Hermann Thimmermann vor, die knapp und spannend das Schicksal des Nürnberger Buchhändlers aufgreift. Die Schrift verrät uns besonders auch von der persönlichen Tragik des aufrechten Deutschen Palm, dessen Mitverurteilte durch Zufälligkeiten und Beziehungen, die nicht in ihrer Macht standen, alle der Vollstreckung des Todesurteils entgingen. Der einzige, der sich selbst retten konnte, sofern er den Verfasser der Schrift zu nennen bereit war, Johann Philipp Palm, zog es vor, zu sterben, als durch Verrat sich Leben und Freiheit zu erkaufen.

„Bei uns in Deutschland", ein Bericht von Friedr. Heiß. Volk und Reich Verlag 1938.

Ein sehr stolzes Buch, das jeden Deutschen mit unendlicher Freude erfüllt, denn es zeigt im Bild landschaftliche Reize unserer Heimat und schildert an wenigen, eindrucksvollen Beispielen die politische Arbeit der letzten Jahre. In Bild und Text ein anschauliches Stück deutscher Geschichte, das leider der Ausländer nicht immer zu kennen pflegt. Dieses Buch möge gerade unter ihnen die Bemühungen um eine gerechtere Einstellung zu uns unterstützen. In dem schlichten Titel dieses meisterhaft ausgestalteten Dokuments kommt schon die Offenheit zum Ausdruck, in der wir zeigen können, wer wir sind und was wir leisten.

Vom gleichen Verfasser erschien kürzlich „Das Schlesienbuch", ein unübertreffliches Werk, das volkskundlich, kulturgeschichtlich, historisch, wirtschaftlich, staatspolitisch und im Bild, unterstützt von anschaulichem Kartenmaterial, eine deutsche Landschaft darstellt, wie wir es vollkommener noch in keiner Veröffentlichung unseres Buchmarktes vorgefunden haben. Man kann nur wünschen, daß der Volk und Reich Verlag diese Veröffentlichungen fortsetzt.

Beilagen-Hinweis

(Außer Verantwortung der Schriftleitung)

Diese Folge der Zeitschrift enthält einen Prospekt, betitelt „Junges Volk", vom Zentralverlag der NSDAP. Franz Eher Nachf. München. Wir bitten, dieser Beilage Ihre besondere Beachtung zuzuwenden.

Hauptschriftleiter und verantwortlich für den Gesamtinhalt: Günter Kaufmann.
Stellvertreter: Friedr. W. Hymmen. Anschrift der Schriftleitung: Reichsjugendführung, Berlin NW 40, Kronprinzenufer 10. Fernsprecher: 12 74 91. — Verlag: Franz Eher Nachf. G. m. b. H., Zentralverlag der NSDAP., Berlin SW 68, Zimmerstraße 87—91. Postscheckkonto: Berlin 4454. Verantwortlich für den Anzeigenteil: Ulrich Herold, Berlin. — DA. II. Vj. 1938: über 50 000. Pl. Nr. 8. — Druck: M. Müller & Sohn KG., München; Zweigniederlassung Berlin SW 68, Dresdener Str. 43. — „Wille und Macht" erscheint am 1. und 15. jedes Monats und ist zu beziehen durch den Verlag sowie durch die Post und alle Buchhandlungen. Bezugspreis vierteljährlich 1,80 RM. zuzüglich Bestellgeld. Bei Bestellung von 1 bis 3 einzelnen Nummern bitte den Betrag in Briefmarken beizulegen, da Nachnahmesendung zu teuer ist und diese Bestellung sonst nicht erledigt werden kann.

Digitized by Google

Wille und Macht

Führerorgan der nationalsozialistischen Jugend

HERAUSGEBER: BALDUR VON SCHIRACH

Jahrgang 6 | Berlin, 15. September 1938 | Heft 18

Die Erhaltung eines erfolgreichen Regimes, dessen Ziel das Glück der großen Massen der Menschen ist, soll das hauptsächlichste Bestreben und die erste Frage sein, an die man denken muß.

Die Zukunft eines Regimes, das heißt sein Fortbestehen und Gedeihen, ist in dem Maße gesichert, als es zum Besitz der Jugend geworden ist. Die Jugend in diesem Sinne zu erziehen und sie zur Arbeit und dem Opfer vorzubereiten, welches das Ideal erfordert, stellt daher das wichtigste Problem dar. Diejenigen, die sich um die Sicherung dieses Zieles bemühen, stehen in der ersten Reihe derer, die dem Zweck und ihren Ländern am meisten dienen.

Außenminister der Türkischen R

Digitized by Google

Günter Kaufmann:

Wandel und Wunder der Türken

Zu jener Zeit, da Wilhelm II. als Kaiser eines glanzvollen, militärisch wie wirtschaftlich mächtigen Reiches in die Heilige Stadt Jerusalem viel gefeiert einreiten konnte, wehte am Bosporus über den herrlichen Kuppeln und Minaretts, auf zahlreichen Schiffen des Mittelmeeres, an den Küsten von Tripolis und am Roten Meer, in Thrazien wie am Euphrat und Tigris die heilige Fahne des Propheten. Gewiß kam in Europa das spöttische Wort vom „kranken Mann am Bosporus" auf, das Osmanische Kaiserreich mußte bald seine Grenzen in Europa gegenüber Habsburgern, Serben, Rumänen und Bulgaren zurückstecken und entferntere liegende Reichsteile, wie Libyen und die Cyrenaika, vermochte auch der jugendliche Elan eines Offiziers vom Schlage Enver Paschas nicht dem Reich zu erhalten. Trotzdem bedeutete die Hohe Pforte in der Welt des Islam eine unantastbare Macht, und niemand konnte ahnen, daß ihre Ablösung durch eine neue Welt bevorstand. Von ruhmreicher Größe einer heiligen Überlieferung führte der Weg des Osmanenreiches wie der des Staates der Hohenzollern zum Abgrund. Erst aus der tiefsten Erniedrigung sollte sich eine Wiedergeburt der Nationen und neuer Staatsordnungen vollziehen.

So rollte in den ersten drei Jahrzehnten dieses Jahrhunderts im Nahen Orient eine Entwicklung ab, die an dramatischem Geschehen, an Kämpfen und Opfern nicht erschütternder, aber auch nicht großartiger ersonnen werden könnte. Im Jildis-Kiosk, dem Palast des Sultans am Bosporus, herrschte um die Jahrhundertwende Abd ul Hamid. Vielleicht hatte dieser Osmane begriffen, daß das mittelalterliche Reich zum Untergang verurteilt war, wenn es nicht den Anschluß an die Neuzeit fand. Kaiser Meiji in Japan war erfolgreich gewesen. Er hatte verstanden, das alte mächtige Reich mit den modernen Waffen des Geistes, der Menschenführung und der Diplomatie, auszurüsten und seinen göttlichen Thron in dieser Umwälzung sicher zu bewahren. Warum sollte der Inhaber des Kalifenthrons nicht denselben Weg gehen? Die türkische Jugend fand den Weg zu den Metropolen Europas, die imperialistischen Mächte des Westens boten großzügig ihre Hilfe an und verstanden Ausbeutung und Machtpolitik damit zu verbinden. Konstantinopel suchte die Anpassung und ließ die modernen Ideen von Parlamentarismus, konstitutioneller Monarchie, Demokratie, Nationalismus, Pressefreiheit usw. in das Reich des Islam, in dem doch der Mantel des Propheten allein den Staatsgedanken barg. Was die Japaner zu ihrem Nutzen aufzunehmen und zu verarbeiten wußten, das konnte ein Reich nicht verdauen, in dem Türken, Griechen, Mazedonier, Albaner, Syrer, Kurden, Araber, Tscherkessen, Maroniten, Druſen, Armenier, Juden und Christen nebeneinander lebten. Staatliche Mißwirtschaft, Despotentum der Walis, Herrschaft einer Hofkamarilla, ängstliche Sorge der Osmanen um ihren Kalifenthron und ein Spitzelunwesen — das waren die Zeichen der Zeit. Die Ideen des völkischen Nationalismus mußten um so schneller den Weg von Europa in alle Richtungen des Orients finden,

Digitized by Google

je korrupter und untauglicher die Herrschaft im Reiche des Halbmonds ausgeübt wurde.

In solcher Zeit blühten Konspirantentum, Logenwesen und sonstige Geheimbünde auf. Der türkische Nationalismus mit dem Ziel einer Modernisierung und strafferen Bindung aller Reichsteile erwachte unter der Jugend und ergriff insbesondere die jungen Offiziere. Eine Zeit der Politisierung der Intelligenz und der Armee brach an. Auch unter den Militärstudenten der Akademie der Kriegskunst in der Hauptstadt des Reiches beschäftigten sich die jungen Türken mit verbotener Literatur, die samt und sonders eine Erneuerung des Staatswesens anstrebte. Unter ihnen war ein besonders begabter Schüler, der in Saloniki aufgewachsen war, dessen Vorfahren aber aus dem Bauernland Anatolien stammten. Als Zwölfjähriger hatte er sich ohne Wissen der Mutter an einen Freund des früh verstorbenen Vaters gewandt, um die Zulassung auf eine Militärschule in Saloniki zu erreichen. Der Lehrer Kemal gab seinem gleichnamigen jungen Schüler Kemal, damit man ihn von ihm unterscheide, den Beinamen Mustafa („der Vortreffliche"), was ihm wohl weniger seine Fügsamkeit, als vielmehr seine außerordentliche mathematische Begabung einbrachte. Auch er war erfaßt von dem leidenschaftlichen Drang einer Überwindung der herrschenden Reaktion, und kaum hatte er sein Hauptmannspatent in der Tasche, wanderte er mit einigen Gleichgesinnten auf Befehl des Generalinspekteurs der militärischen Bildungsanstalten ins Gefängnis.

Mustafa Kemal wurde als Hauptmann nach Damaskus strafversetzt. Hier sollte die Niederwerfung aufständischer Drusen dem jungen Hitzkopf die politischen Gedanken austreiben. So geschah es auch mit Gesinnungsgenossen. Aber wer fern von der Hohen Pforte einmal den Staatsapparat des Sultans in der praktischen Arbeit kennenlernte, mußte erst recht Gegner des Regimes werden. Gleichzeitig erfuhr der Verbannte, wie sehr die Araber Syriens von einem großarabischen Reich träumten und wie wenig Beistand gerade für eine nationaltürkische Bewegung von ihnen zu erwarten war. Um diese Erfahrungen bereichert und im stillen Einverständnis mit seinem Vorgesetzten, entwich der verbannte Hauptmann wieder nach Saloniki, wo das Zentrum der politischen Opposition sich befand. Beeinflußt von Pariser und Berliner Emigranten hatte sich in Saloniki ein „Komitee für Einheit und Fortschritt" gebildet, das zum führenden Organ einer Bewegung wurde, die jene als „Jungtürken" bekanntgewordenen Kräfte hinter sich brachte. Mustafa Kemal hat sich niemals mit dieser Gruppe völlig identifiziert, hat mit ihr wohl als Oppositionsblock sympathisiert, aber im allgemeinen seine eigenen politischen Gedanken in diesen Komiteekreisen verfochten. Und es war wohl gut, daß die Rückkehr auf seinen Posten notwendig wurde, und ihm im Konflikt mit den Engländern um Akaba, der Hafenstadt am nordöstlichen Ende des Roten Meeres, neue militärische Aufgaben entstanden. Danach war es leicht möglich, die offizielle Versetzung zum dritten Armeekorps nach Saloniki zu erwirken, was für die Entwicklung dieses begabten Offiziers um so wertvoller war, als er nach den Erfahrungen mit den Arabern auch die türkische Position auf dem Balkan in Kriegen und

Digitized by Google

kurzen Friedenstagen gründlich zu studieren Gelegenheit hatte. Entscheidender aber war, daß er, der jungtürkischen Bewegung zugehörig, die mazedonische Offiziersrevolte aktiv mitmachen konnte, die im Juli 1908 mit der Verkündung der Konstitution erfolgreich endete und nun die Zeit der schweren inneren Auseinandersetzungen heraufführte. Unter der jungtürkischen parlamentarischen Herrschaft, der es wohl an Ideen nicht mangelte, aber desto mehr an wirklichen Führerpersönlichkeiten, gingen schließlich Bosnien und Herzegowina, der bulgarische Vasallenstaat, Kreta und die afrikanische Provinz zwischen Tunis und Ägypten verloren. Kemal wurde mehr und mehr davon überzeugt, daß die Jungtürken weder kühn noch genial genug waren, mehr als Privilegien vom Sultan zu erreichen, anstatt die Festigung des Staatswesens durchzusetzen. Politische Unfähigkeit verärgerte die anderen Völkerschaften. Kemal hatte erfahren, wie ablehnend einer „Türkisierung", wie sie von den „Unionisten" (Jungtürken) geplant war, die Christen, Araber, Armenier, Griechen und andere gegenüberstanden. Innerer Zwist der Reformatoren kam hinzu und stärkte die Partei der Alttürken und Orthodoxen. Schon im April 1909 folgte die nächste Revolution, die, angetrieben von den verletzten religiösen Gefühlen der Gläubigen, die Jungtürken aus dem Sattel hob. Aber schien die alte Einigkeit hinter der Prophetenfahne sich wieder Geltung zu verschaffen, so sorgten andere Ungeschicklichkeiten des Sultans, wie die Hinrichtung des Emir Mahomed Arslan, zur Verstimmung der erwachten Völkerschaften, in diesem Fall der arabischen Welt. Die Träger der letzten Revolution entfalteten in der Hauptstadt ein Schreckensregiment, bis mazedonische Truppen, mit Mustafa Kemal als Generalstabschef einer Division, eingriffen. Das brachte aber nun wiederum den Jungtürkischen Klub im Parlament zur Macht und führte zur Absetzung des Sultans Abd ul Hamid und zur Inthronisierung seines Bruders Mohammed V. Gleichzeitig hob die große Zeit Enver Paschas an, eines allgemein beliebten, von Glück und Erfolg vor Adrianopel im Kampf gegen die Bulgaren begünstigten Offiziers, der mit Talaat und Dschemal ein Triumvirat bildete und in einer Zeit, die außenpolitisch den Zusammenbruch, wenigstens im Innern eine Entspannung nach der Serie von Staatsstreichen und Willkürakten mit sich brachte.

Es würde im Rahmen eines Aufsatzes zu weit führen — man lese das ausgezeichnete Werk von Dagobert Mikusch „Gazi Mustafa Kemal" (Paul List Verlag) nach —, wollte man die Jahre bis zum Zusammenbruch der Türkei schildern. Das Osmanische Reich ging den Weg zu Ende. Enver Pascha und Mustafa Kemal waren keine Freunde, und so wandte der Oberstleutnant während der politischen Herrschaft Envers sich von neuem seiner militärischen Laufbahn zu. Freimütig übte er Kritik und machte kein Hehl aus seiner andersgearteten Überzeugung, was ihm schließlich auch eine Versetzung als Militärattaché nach Sofia einbrachte.

Es ist bekannt, daß Enver Pascha den Eintritt der Türkei in den Krieg an der Seite der Mittelmächte betrieben hat. Mustafa aber war dagegen. Nicht etwa aus „Deutschfeindlichkeit" oder aus persönlichen Gründen gegen Envers Politik. Er hat vielmehr ganz deutlich die kommende Katastrophe vorausgesehen. Wie auch immer

Digitized by Google

Porträt-Büste von Prof. Thorak

Kemal Atatürk

Digitized by Google

in Mitteleuropa die Entscheidung fiel, das alte Osmanische Reich mußte so oder so zerrissen werden, es war schon zu morsch, um mehr als eine abwartende Neutralität zu überstehen. Diese klare Vorausschau der bevorstehenden Katastrophe hinderte den Militärattaché nicht, auf seine Versetzung an die Front zu dringen, und die heldenhafte Verteidigung der Halbinsel Gallipoli unter dem deutschen General Liman von Sanders ist wohl vornehmlich ein Verdienst Mustafa Kemals, des Siegers von Ariburnu und Anafarta. Rücksichtslos hat Kemal sein Leben eingesetzt, und seine Soldaten haben die abenteuerliche Kühnheit ihres Führers grenzenlos bewundert. Das Schicksal hatte ihn zu Größerem bestimmt, eine englische Kugel hatte die Uhr in der Rocktasche aufgehalten. Mustafa aber war in seinem Vaterland zum Begriff geworden. Enver Pascha hat den erfolgreichen Militär später mit dem Thronfolger Prinz Vachdeddin, der dann der letzte Sultan sein sollte, 1918 ins deutsche Hauptquartier geschickt, wo nun die Ahnungen Kemals vor dem Eintritt der Türkei in den Krieg zur Gewißheit wurden.

*

Den Weg zur Erneuerung der Türkei hat Mustafa Kemal nicht durch einen kurzentschlossenen Staatsstreich beschritten, dann wäre seinem Unternehmen nur kurze Dauer beschieden gewesen. Er hat oft angesetzt, um in den alten Formen sein klares, unverrückbares Ziel eines türkischen Nationalstaates zu erreichen. Den letzten Sultan Mohammed VI. beschwor er, den Kurs zu ändern und ihn zum Generalstabschef des Heeres zu ernennen. Noch hoffte er das Schicksal des Osmanenreiches wenigstens erträglich durch einen Frieden mit der Entente zu gestalten. Aber vergebens. Statt dessen übergab man ihm ein Kommando unter Liman von Sanders in Palästina, wo das Heer des Sultans unter den Angriffen eines gutausgerüsteten Heeres von Engländern und Arabern zusammenbrach. Auf den Höhen von Aleppo brachte er erst die fliehenden Truppen zum Stehen, fast genau auf der Linie, die er später im „Nationalpakt" forderte und heute die Grenze der modernen Türkei ist.

Kemal war ein nüchterner Rechner. Er wußte, daß seine Zeit kommen mußte. Die Parteien rechneten, besonders nach Envers Sturz, auf ihn. Der Sultan hoffte auf eine Stütze des Thrones. Aber das Osmanische Reich war tot, die arabische Welt ging eigene Wege, das Sultanat war ein wesenloses Gebilde, was blieb, war das türkische Volk, um was es ging, das war der türkische Nationalstaat. Während der Sultan, um seinen Thron zu erhalten, das Diktat der Siegermächte bedingungslos hinzunehmen sich anschickte, mußte eine Kraft aufstehen, die den Nationalstaat unabhängig und lebensfähig auch gegen den Widerstand beutehungriger Sieger durchsetzte. Die Entente mußte auch den Lebenswillen der Türkei kennenlernen. Wenn man schon das Selbstbestimmungsrecht proklamierte, so durfte man über eine nationalistische Bewegung nicht einfach zur Tagesordnung übergehen. So entstand aus den Erfahrungen im alten Reich und aus Kenntnis der türkischen Volkskraft eine klare Vorstellung von den Chancen seines Volkes im Endkampf um den endgültigen Frieden.

Digitized by Google

Fast unüberwindliche Schwierigkeiten türmten sich auf. Wenn nur aus dem Volkswillen eine neue Souveränität geschaffen und die Bildung des Türkenstaates vorgenommen werden konnte, so war es klar, daß der Ballast der Führung der mohammedanischen Welt, das Sultanat, und alle daran geknüpften Verdächtigungen und Gefahren über Bord geworfen werden mußten. Das neue Regime sollte jedoch von den begeisterten Volksmassen, deren letzte Kraftreserven für die bevorstehende gewaltsame Befreiung von ausländischen Besatzungen benötigt wurden, getragen werden! Das schien unvereinbar miteinander. Denn wenn es eine geheiligte Institution gab, die allen Türken ausnahmslos unantastbar war, so das Sultanat. Mochte der einzelne Stellvertreter des Propheten fehlen, so konnte er abgesetzt werden, aber die im Religiösen tief verwurzelte Herrscherrolle des Sultans schien gerade in so unruhigen Zeiten der einzig ruhende Pol, den aufzugeben jeder für wahnwitzig gehalten hätte, als es schon bei dem überall hochgeehrten und als Retter begrüßten General Mustafa eine beschlossene Sache war.

Als Mustafa von der syrischen Front in die von fremden Oberkommissaren beherrschte Hauptstadt zurückkehrte, hatte der Sultan, auf seine Bitte hin, ihn von neuem empfangen. Es war ein letzter Versuch, unter seiner Fahne den Türkenstaat aufzubauen. Aber wie der Sultan, so gingen auch die Parlamentarier einem

Grenzen der Türkischen Republik und die feindlichen Besatzungskräfte bei Beginn des nationalen Kampfes

Digitized by Google

nationalen Kabinett des Generals aus dem Wege. Sie dachten an das Regiment Envers, wollten die Feindmächte nicht aufbringen, gaben sie sich doch wie ihre feigen Gesinnungsgenossen in Berlin und Wien der Illusion hin, daß im Falle ihrer besonderen Willfährigkeit der diktierte Friede milder ausfallen würde, als die Realisten voraussagten. Den General aus dem Rampenlicht der Hauptstadt zurückzuziehen, erschien vielen ratsam und so erfüllte man seine Bitte, gab ihm die Stelle eines Armee-Inspekteurs mit den Befugnissen eines Generalgouverneurs der Ostwilajets. Alles, was nach dem 16. Mai 1919, als der kleine Dampfer „Panderma" mit dem General an Bord die Hauptstadt verließ, um am Gestade des Schwarzen Meeres entlang Samsun zu erreichen, bis zur Übernahme der Präsidentschaft der Republik geschah, ist so überwältigend und einmalig, daß es alle jene Menschen mit tiefer und herzlicher Bewunderung erfüllen muß, die selbst Kinder einer neuen Zeit und Zeugen einer alles umwälzenden Revolution geworden sind. Die schon erörterte Unvereinbarkeit von Sultanat und Nationalstaat wie die scheinbare Unmöglichkeit, das Volk von seiner traditionellen Gläubigkeit an den Sultan um seiner eigenen Zukunft willen zu lösen, war für das Genie dieses ebenso verschlagenen Diplomaten wie verwegenen Feldherrn kein Hindernis. Und in wenigen Jahren gelang es ihm, das Mittelalter in Kleinasien zu begraben, die wertvollen Errungenschaften Europas zu übernehmen, aber doch gleichzeitig unter Stärkung des türkischen Volksbewußtseins auch hier im Nahen Orient dem imperialistischen Europa das asiatische Selbstbewußtsein entgegenzusetzen und Europa eine fühlbare Schlappe beizubringen. Man möchte diese Revolution ein türkisches Wunder nennen, sie ist in allem die Tat eines einzelnen, einer ganz überragenden Führerpersönlichkeit, von deren Größe es in der Gegenwart nur einige wenige gibt.

Als Mustafa sich der Heimat seiner Väter, dem Innern Kleinasiens zuwandte, mag man in Konstantinopel bereits geahnt haben, daß er, erst einmal fern von der Hauptstadt, im Besitz von Macht, eine Volksbewegung entfachen würde. Jedenfalls, kaum als die „Panderma" vom Kai losgemacht und die Meerengen passiert hatte, kam die Weisung der Regierung, die sich selbst oder auf Druck der Besatzungsmächte anders besonnen hatte, ihn zurückzuhalten. Aber zu spät.

Das schier aussichtslose Spiel konnte beginnen. Keiner seiner damaligen Vertrauten hat von den letzten Absichten Kemals etwas erfahren. Niemals hätte er sonst eine solche Zahl von Anhängern auf die Beine gebracht. Nur die nächsten gerade erreichbaren Ziele ließ er seine Mitarbeiter wissen. Wie recht er hatte, beweist die Tatsache, daß kaum einer seiner ersten Vertrauten mit ihm den Weg bis zur Vollendung des Werkes ging. Konnte ihm aus der rasch gewonnenen Anhängerschaft in den Ostprovinzen, die er mit Hilfe seiner Kommandostellen in nationalistische Organisationen erfaßte, keine aktive Hilfe bei der Durch-

Digitized by Google

setzung seiner letzten Pläne, die Errichtung der türkischen Republik, kommen, so mußte er abwarten, bis das Ungeschick der Regierung in Konstantinopel und der Zwist unter den Siegermächten die Entwicklung in dem von ihm gewünschten Sinn begünstigte. Sein diplomatisches Geschick den Mächten gegenüber und sein psychologisches Feingefühl gegenüber seinem Volke ließen die Pläne in seiner Brust reifen. Eher als er ahnte, spielte das Schicksal ihm in die Hände. Die Alliierten hatten dem Drängen des Griechen Venizelos nachgegeben und im Namen der Verbündeten die Besetzung von Smyrna zugestanden. Am 17. Mai 1919, als Kemals Schiff Samsun noch nicht erreicht hatte, landeten die Griechen an der ionischen Küste. Es kam zu fürchterlichen Grausamkeiten. Wie im Fluge verbreitete sich diese Schreckensbotschaft. Jede Besatzung wäre erträglich gewesen. Die Griechen waren für das Ehrgefühl des einfachen Mannes die tiefste Schmach und man ahnte, daß Besatzung sich bald zum Besitz verwandeln würde. So empfing Mustafa am Anfang seiner revolutionären Arbeit in Anatolien eine Welle tiefster nationaler Empörung auf, die feige Unterwürfigkeit der Sultansregierung am Bosporus raubte gleichzeitig ihr letztes Vertrauen unter dem Volk. Es war der erste Trumpf, den die Großmächte, insbesondere die griechenfreundlichen Engländer, dem Rebellen gegen die Hohe Pforte in die Hand gaben. Und gerade den Sultan wollte man sich in London erhalten. Denn davon versprach man sich Vorteile für eine bequeme Beherrschung der mohammedanischen Welt. Eine Ausschaltung dieses religiösen Hauptes, so rechnete man, konnte alle Positionen in Indien und im arabischen Raum aufs Spiel setzen. Die Machtpolitik des Siegers aber sollte sich zu seinem eigenen Schaden auswirken. Mit dem Einfall der Griechen in Smyrna erhob sich überall der Wille zum Widerstand, und Kemal verstand ihn zu leiten. Es gehörte schon ein erstaunliches Ungeschick der Mächte dazu, daß sie nach fast neunjährigem Krieg immer noch Widerstandskraft entfesselten und eine unerhörte Volkskraft der Türken dazu, daß nicht alles einer fatalistischen Gleichgültigkeit erlag.

Der Anatolier konnte nur mit List sein Ziel erreichen. So versetzte er alle seine Anhänger, kaiserliche Beamte wie Offiziere, in den Glauben, seine ganze Aktion des nationalen Widerstandes vollziehe sich im geheimen Einvernehmen mit dem Sultan. Als jedoch eine türkische Friedensdelegation nach Paris abreiste und die Oberkommissare zu verstehen gaben, das Treiben im Landesinnern verschlechtere nur die türkische Position, rief man Mustafa „zur Berichterstattung" zurück. Er aber lehnte ab. Das war der Bruch. Schließlich, als er seine Telegraphenapparate im ganzen Land verbreiten ließ, die Sultansregierung sei ihrer Aufgabe nicht mehr gewachsen, und Anfang Juli 1919 in Erzerum eine Konferenz der östlichen Provinzen sozusagen als ein neues nationales Vorparlament konstituierte, wurde er von Konstantinopel aus seines Kommandos enthoben. Wieder aber war es zu spät. Folgte auch ein striktes Verbot an alle Militärs und Zivilverwal-

Digitized by Google

tungen, jede Beziehung mit dem Rebellen abzubrechen, die Feindmächte taten sofort unbewußt das ihre, um die Wankelmütigen bei der revolutionären Fahne zu halten und den Großwesir und sein Kabinett zu schwächen. Die türkische Delegation wurde statt zu Verhandlungen nur zu Verhöhnungen und Schmähungen von Clemenceau in Paris empfangen. Die Schande war beispiellos und das Diktat von Versailles, inzwischen auch im türkischen Volk bekanntgeworden, ließ das noch bevorstehende Gericht von Sèvres in den fürchterlichsten Auswirkungen erscheinen. Man sah die Franzosen schon in Kilikien, die Griechen in Smyrna und Thrazien, die Engländer am Bosporus endgültig sich einnisten.

Da aber platzten die Beschlüsse von Erzerum in die Welt. „Die türkische Nation bildet ein unteilbares Ganzes. Fremder Besetzung wird sich der Osten einmütig widersetzen." Das war eine neue Tonart, die man in Paris nicht mehr gewöhnt war. Noch aber spottete man der Aufrührer! Der Sultan, in Furcht, seinen Thron zu verlieren und noch härtere Bedingungen aufgezwungen zu erhalten, gab den Verhaftungsbefehl gegen Mustafa heraus. Dieser verpuffte und blieb wirkungslos. Soweit war es schon gekommen! Kurz darauf, im September 1919, trat der Kongreß in Sivas, beschickt von Delegierten aus ganz Anatolien, zusammen. Und hier begann der viel gefährlichere Kampf, den Kemal Jahre hindurch zu bestehen hatte, gegen die Widersacher in den eigenen Reihen, gegen die fanatischen Anhänger des Sultanats, gegen die flauen Anhänger des Kompromisses, gegen die mohammedanische Geistlichkeit, die sich im Laufe der Zeit getäuscht sah, und vor allem gegen die Gegner einer Generalsdiktatur, einer Paschaherrschaft an Stelle des Sultanats. Aber hier erwies sich der kühne Soldat als der genialste Parlamentarier und Taktiker, der einer Chambre des Deputés alle Ehre gemacht hätte, nur daß ein fanatischer staatspolitischer Wille zum Ziel sich hier notgedrungen eines Mittels bediente. Wieder kam Hilfe von außen. Diesmal waren es die aufständischen Kurden, die, bald niedergeworfen, den letzten Beschlüssen von Sivas eine größere und willigere Mehrheit sicherten. Der Nationalpakt wurde verkündet und darin das Programm von Erzerum vervollständigt. Man richtete Ergebenheitstelegramme an den Padischah, aber forderte gleichzeitig, die Regierung der Hochverräter zu entlassen. Die Strategie war meisterhaft. Aus allen Landesteilen liefen die Telegramme im Telegraphenamt der Hauptstadt ein. Der Großwesir, besorgt um seinen Posten und um seine Haut, hielt die Depeschen auf und erklärte, daß nur über das Kabinett Nachrichten an den Sultan gelangen würden. Darauf hatte Mustafa Kemal gewartet. Dem Großwesir wurde ein Ultimatum gestellt. Es lief ab, worauf die Beziehungen des Landes zur Hauptstadt abgebrochen wurden. Einige widerspenstige Beamte, die den Abbruch der Beziehungen nicht mitmachen wollten, wurden verhaftet. Das Manöver war gelungen.

Digitized by Google

Die Folge war, daß der Sultan einlenkte, sein Großwesir wurde entlassen und an seine Stelle trat ein Vertrauensmann des „Repräsentativen Komitees", das der Kongreß von Sivas zu seinem politischen Vollzugsorgan erklärt hatte. Der Sultan erhielt von Kemal „im Namen der Nation" eine Dankadresse übermittelt. Ausgeschriebene Neuwahlen für die Kammer erbrachten eine nationalistische Mehrheit. Die anatolische Bewegung besaß nun auch in der Hauptstadt ihre Organisationen. Im Lande wurde inzwischen aufgerüstet und die Nebenregierung in Sivas blieb bestehen, um die legale Regierung zu überwachen. Türkische Truppen rückten in Kilikien ein und warfen die französische Besatzungsarmee zurück.

Da trat wieder die innere Gefahr auf. Das nationalistische Parlament in der Hauptstadt mißtraute dem schon übermächtigen General, die Nebenregierung sah man für überflüssig an, die Herausforderung der Westmächte für Wahnsinn, man wollte Frieden. Unter dem Einfluß des Abgeordneten Rauf Bey schien die nationalistische Kammer Mustafas Regie zu entgleiten. Da kam dem General wieder die Hilfe aus London, wo die Premierminister der Mächte beschlossen, die Türken für ihre Herausforderungen zu strafen. Im Landesinnern wäre das zu wenig ergiebig, im übrigen beschwerlich gewesen, so vollzog sich die Exekution unter dem Donner der Schiffsgeschütze gegenüber dem Goldenen Horn. Rauf Bey und mit ihm die führenden Nationalisten der Hauptstadt wurden nach Malta abtransportiert. In Konstantinopel wurde der Belagerungszustand verkündet. Mächtiger denn je konnte von Sivas aus der General an der Spitze des „Repräsentativen Komitees" das Land beherrschen, was kümmerte ihn schon die kaiserliche Prade, die Kemal und seine Komplizen zum Tode verurteilte. Er schrieb Neuwahlen als Ersatz für die auseinandergetriebene Kammer der Hauptstadt aus, die nun in der Hauptstadt der Aufständischen, in Ankara, als Nationalversammlung zusammentrat. Der Tag der Eröffnung dieses Nationalkonventes, der 23. April 1920, wurde zur Geburtsstunde der neuen Türkei.

General Mustafa war seinem Ziel näher gekommen, aber noch war es nicht erreicht. Noch diente auch das neue Gesetz über die vorläufige Regierungsgewalt nur dazu, „um das Kalifat und Sultanat aus der Hand der Fremden zu befreien". Die Souveränität des Sultans ruhte „einstweilen" und ging provisorisch auf die Nationalversammlung über. Mustafa wahrte das Gesicht. Jetzt hatte er das Volk in einen Zustand versetzt, in dem es sich angesichts der Erfolge mit den kühnen Regierungsgrundsätzen des unbezwingbaren Herrn Kleinasiens abfand. Vorsitzender der Nationalversammlung und zugleich Ministerpräsident wurde Mustafa Kemal. Eine Anzahl umwälzender Gesetze wurden erlassen. Die Einnahmen der kaiserlichen Liegenschaften flossen künftig Ankara zu.

Da raffte sich Vachdeddin noch einmal auf. Sultanstreue Truppen der Hauptstadt zogen unter dem Tscherkessen Ansawur ins Feld. Anhänger des Kalifen

Digitized by Google

zettelten gegen die Usurpatoren von Ankara überall Aufstände an. Fast schien es, als wollte das Glück sich von seinem tatkräftigen Liebling abwenden und der sterbenden Macht des Kalifengeschlechtes noch einmal die Hand reichen. Da halfen wieder rechtzeitig, Ende Mai 1920, die Feindmächte des Westens durch die Bekanntgabe des Diktates von Sèvres, von Oberst Lawrence in den „Times" wenige Tage später als „Zeugnis der Habgier" bezeichnet. Die Küsten und Kilikien sollten in fremden Besitz übergehen, Mosul war verloren und die Armenier sollten im Rücken der Türken ihren Staat erhalten. Da flammte von neuem der Nationalismus auf, der einfache Mann aus dem Volke entschied sich für Ankara, mochte er auch viele der Maßnahmen des Generals nicht begreifen, so sagte ihm doch sein Instinkt, daß seine Existenz nur von ihm erhalten und er dadurch ihn vor der Erfüllung dieses Schandvertrages bewahrt werden konnte. Die Kalifatsarmee wurde vernichtet und der kühne Tscherkessenhäuptling verlor sein Leben. Das Heer der Nationalisten drohte den Nationalpakt wahrzumachen und sich in den Besitz der soeben anderen in Sèvres zugeschanzten Länder zu setzen. Frankreich, allein am Rhein interessiert, hoffte besonders schlau zu sein und wollte mit den neuen Herren in Ankara, die mit den Sowjetrussen freundschaftliche Beziehungen aufgenommen hatten, rechtzeitig Frieden finden. Im Waffenstillstand von Ankara verschaffte man in der kilikischen Streitfrage den bedrängten, kriegsmüden Soldaten Luft.

Das kühne Spiel des neuen Regierungschefs gelang nur in richtiger Berechnung der Kriegsmüdigkeit der europäischen Mächte. Keine Regierung konnte noch einen Feldzug verfechten. Berichte über Meutereien sickerten auch nach Ankara durch, und so setzte Kemal alles auf die eine Karte, daß die Entente ein fait accompli des türkischen Nationalismus hinnehmen werde. Aber das Prestige der Sieger verlangte wenigstens der Etikette nach ein Eingreifen, und da man selbst, wie Kemal vorausgesehen hatte, kriegsmüde war, so nahm man das Anerbieten der Griechen an, gegen Anatolien für die Zusicherung weiterer Ländereien zu Felde zu ziehen. Die Mißerfolge an der Griechenfront verstand Mustafa zunächst durch eine endgültige Klärung im Rücken auszugleichen, als er am 3. Dezember 1920 im Frieden von Gumrü alle dem Staat Armenien in Sèvres zugesprochenen Teile des türkischen Nationalstaates zurückholte. Um dem griechischen Eindringling aber zu widerstehen, bedurfte es fremder Hilfe. Besonders Waffen und Kleidung waren vonnöten. Hier konnte nur Sowjetrußland helfen.

Es bleibt ein besonderes Meisterstück Kemals, wie es ihm gerade in jener sehr kritischen Zeit gelang, nicht von dem sowjetrussischen Freund erdrückt zu werden, sowohl die Vorteile seiner Freunde zum Besten der nationaltürkischen Sache zu verwenden, als aber auch die Nachteile entschieden zu unterbinden. Der Umsturzversuch jener drei Brüder Edhem war wohl der gefährlichste Moment kommunistischer Wühlarbeit. In diese Zeit fällt auch ein Vermittlungsversuch zwischen dem Sultan und dem Präsidenten der Nationalversammlung. Mustafa verlangte vom Sultan die Anerkennung der Ankara-Regierung. Das hätte ihm

Digitized by Google

aber sowohl von den Feindmächten wie auch vom Landesinnern her das Ende seiner Herrschaft eingebracht, und so verharrte er in seinem Schattendasein.

In London und Paris drängte man auf einen endgültigen Frieden. Die erstarrten griechisch-türkischen Fronten in Anatolien, die kühnen Ausdehnungswünsche der Griechen, alles das trug zur Verwirrung im Orient bei. Schmollend standen Italiener und Franzosen den Griechen und Engländern gegenüber. Aber das Verhalten der letzteren war untereinander auch schon reichlich abgekühlt. So berief man nach London eine Konferenz, auf der mit Türken und Griechen über den endgültigen Frieden, nicht mehr den von Sèvres verhandelt werden sollte. Die Entente lud die Ankara-Regierung ebenso wie die Schattenregierung des Sultans ein. Die Konferenz, deren Bedingungen niemals von Ankara angenommen werden konnten, scheiterte, wiederum zum Glück Mustafas, an den Griechen.

Inzwischen hatte das Verfassungsgesetz vom 20. Januar 1921 dem Sultan alle Staatsgewalt entzogen. Das Recht, Bündnisse zu schließen, auswärtige Vertreter zu ernennen usw., fiel der Nationalversammlung zu. Wieder begann im Innern die Opposition gegen den Allmächtigen Sturm zu laufen, da machten Rückschläge an der Griechenfront den persönlichen Einsatz des Führers erforderlich. Er aber übernahm den Oberbefehl in hoffnungsloser Stunde nur unter der Bedingung, daß ihm alle Rechte der Nationalversammlung für drei Monate übertragen würden. Der Nationalkonvent stimmte zu.

Dagobert Mikusch meint in seinem hervorragenden Werk über Atatürk, die Schlacht an der Sakarya, die länger als drei Wochen hin und her wogte und in letzter Stunde den Türken den Sieg schenkte, Kleinasien aber ein Jahr später nach dem Sieg an den Höhen von Dumlu Punar, von den Griechen befreite, sei „eine der bedeutungsvollsten Schlachten des Zeitalters". Sie brachte nämlich nicht nur der Revolution die erforderliche Sicherung, sondern brachte zum erstenmal dem Vordringen Europas in der mohammedanischen Welt, das seit zwei Jahrhunderten ununterbrochen währte, sein Ende.

Nun kamen die Franzosen und verzichteten im Ankara-Abkommen vom 20. Oktober 1921 endgültig auf Kilikien, fremde Abgesandte, Mohammedaner aus allen Ländern huldigten dem Gazi, wie er nach der Schlacht an der Sakarya genannt wurde, und wollten ihn zur Übernahme des Sultanats bewegen. Aber darauf war sein Ehrgeiz nicht gerichtet. Er blieb Diener seines Volkes, verfocht seine nationaltürkische Politik, deren Ziel die Ausrufung der Republik blieb.

Als die Türken die kleinasiatische Küste nach endgültiger Vernichtung der Griechen in Besitz genommen hatten und nun auf Konstantinopel rückten und das griechische Thrazien zurückzuerobern im Begriff stand, erließ Lloyd George seinen „Call of war", um der übermütigen Nation der Türken den Diktatwillen aufzuzwingen. Es ging weniger um die Niederlage der Griechen, als um das englische Prestige. Und da Frankreich Verhandlungen wünschte, so kam es

Digitized by Google

zu Waffenstillstandsverhandlungen, bei deren Abschluß die Türken im Besitz ihrer im Nationalpakt geforderten Grenzen waren, nachdem Ostthrazien bis zum Maritzafluß türkischer Souveränität zurückgegeben war. England hatte auch nach diesem tatsächlichen Nachgeben immer noch Hoffnungen auf die Wiederaufrichtung der Herrschaft der Osmanen. Das äußerte sich in der Einladung der Sultansregierung zur abschließenden Friedenskonferenz von Lausanne, die Kemal wiederum innerpolitisch zum Vorwand benutzen konnte, um das Sultanat gänzlich abzuschaffen und nur das Kalifat beizubehalten. Wieder war es eine kritische Situation, die in der Nationalversammlung bei der Abstimmung über diesen neuen Schritt des Präsidenten ausgebrochen war. Die einstimmige Annahme war letztlich ein glänzender Sieg des Gazi. Sultan Vachdeddin aber des Hochverrats angeklagt, verließ am 17. November 1922 auf einem englischen Kriegsschiff das alte Osmanenreich für immer. Die Kalifatszeit des Prinzen Abd ul Medschid sollte von kurzer Dauer sein. Im Frühjahr 1924 erschien ein Gesetz, das die Abschaffung des Kalifats verkündete und sämtliche Osmanensprößlinge für immer aus dem Gebiet der Türkei auswies. Es war die letzte Etappe einer allmählichen, aber endgültigen Ausschaltung der Sultane und Kalifen. Der Wille eines einzelnen hatte das Unmögliche vollbracht. In der dramatischen Sitzung des Nationalkonvents vom 29. Oktober 1923 war die Türkei zur Republik erklärt worden. Und soweit noch einzelne seiner alten Mitkämpfer der Illusion einer monarchistischen Restauration huldigten, mußten sie abtreten. Die Stunde der reinlichen Scheidung von Kirche und Staat war endlich gekommen. Die vollständige Verweltlichung des Staates war die konsequente Folge aus der seit langem zerfallenen, im Weltkrieg, da Araber gegen Türken kämpften, vernichteten Einheit des Islam. Abgesandten der mohammedanischen Welt, die ihm das Kalifat antrugen, hat dieser zielklare nüchterne Realpolitiker die Antwort gegeben: „Sie wissen, daß Kalif Staatsoberhaupt bedeutet. Wie kann ich die Wünsche und Vorschläge der Völker annehmen, über welche Könige und Kaiser regieren. Man muß die Befehle des Kalifen ausführen und sich seinen Verboten unterwerfen. Sind jene, die mich zum Kalifen machen wollen, in der Lage, meine Befehle auszuführen? Würde es daher nicht lächerlich sein, sich mit einer illusorischen Rolle auszustaffieren, die weder Sinn noch Daseinsberechtigung hat?“

*

Es konnte hier nur eine Skizze von den großen Etappen des Wandels im Nahen Orient gegeben werden, wie sich aus dem Trümmerfeld des alten Kalifenreiches eine neue junge Großmacht erhob. Es wäre müßig, die Reihe kleiner Widerstände aufzuzeigen, die diese außerordentliche Führerpersönlichkeit im Inneren noch zu bestehen hatte. Mochte sich auch die Volksmeinung gegen den „Hut“ des Europäers wenden, mochten Hodschas, Derwische oder Scheichs, Kurden oder Liberale hin und wieder Schwierigkeiten bereiten. Als die Zeit angebrochen

Digitized by Google

war, um das Feld des Friedens zu bestellen, da klärten die sozialen Reformen die Bevölkerung doch schließlich überzeugend auf, daß es kein Diktator war, sondern der erste Diener und Führer des Volkes, der in jahrelangen Mühen das ganze Volk unmerklich auf die Schwelle des neuen Zeitalters erhoben hatte. Tatkraft und Verstand eines einzelnen hatten ein neues Zeitalter Kleinasiens eingeleitet. Daran konnten auch aufständische Emirs, Zauberer, Okkultisten oder Amulettverkäufer nichts ändern. Atatürk, der „Vater der Türken", wie man ihn jetzt nannte, hatte schon andere Gefahren als Attentatsversuche wie in Smyrna 1926 glücklich überstanden. Geheimbünde, die sich gegen den Präsidenten wandten, wurden mit starker Hand ein für allemal ausgemerzt. Die Zeiten und Zustände des Sultanats und mit ihnen die Politik der halben Mittel gehörten der Vergangenheit an. Einige, die diese Lehre der Geschichte nicht begreifen wollten, nahmen von dieser Erde oder, wenn es glimpflich ablief, nur von ihrer Heimat für immer Abschied. — Es kann auf die Aufzählungen der einschneidenden Reformen in der Gesetzgebung, im Erziehungswesen, in Wirtschaft und Kultur an dieser Stelle verzichtet werden. Die Kraft eines so ereignisreichen Lebens war am Ende der fast endlosen Kriege und mit dem Abschluß des revolutionären Ringens mit Nationalkonvent und Sultan nicht erschöpft, ja sie schien nun auf der Höhe des Erfolges von neuem auszuströmen. Durch unermüdliche Aufbauarbeit galt es, die Zerrüttungen von mehr als zwei Jahrzehnten, die Wunden des Krieges zu heilen, aber auch die moderne Form des Nationalstaates durch Staunen erregende Fortschritte über alle Reaktionen und Gefahren hinweg dem heranwachsenden türkischen Geschlecht zu sichern.

Als wir, eine kleine Begleitschar Baldur von Schirachs, im Dezember des vergangenen Jahres auf der modernen Autostraße aus der imposanten Hauptstadt Ankara auf der Höhe von Tschankaja der Präsidentenvilla zufuhren, da drängte sich ein Vergleich mit dem Geschehen in der eigenen Heimat auf. Diese Revolution und dieser Staatschef hat im Orient ähnliche Wunder vollbracht wie Hitler und Mussolini in der Revolutionierung ihrer Völker in Europa. Als er uns seine Hand reichte und sein stahlhartes Auge sich mit den unseren traf, da teilte sich uns die Kraft dieses türkischen Genius mit, die es vermocht hatte, aus einem scheinbar alten und morschen Volkskörper die ewigen Werte der Rasse hervorzukehren und mit neuem jungem Leben zu erfüllen. Scheinbar Europa ergeben, hatte diese Führergestalt doch nur die Form des Westens, oder besser des internationalen Lebens, übernommen, aber die Seele dieser Menschen wieder den Idealen und Werten der alten Turkvölker des Ostens verschrieben. Ein hartes Auge, eine energiegeladene Stirn, ein Spielen um die Mundwinkel, die tiefe Kenntnis von Menschen und ihren Schwächen verraten.

Atatürk, schon als Junge leidenschaftlicher Mathematiker, hat im Laufe seines Lebens mit Gefühlswerten schlechte Erfahrungen gemacht. Die Politik ist ein Schachspiel, dessen grausige Realität er übernahm. Die Westmächte trieben unter der

Digitized by Google

Maske der Zivilisation und der Menschenliebe damals wie heute ihre nackte Interessenpolitik. Nur weil er niemandem traute und sich auf keinen verließ, ja den einen gegen den anderen auszuspielen verstand, gewann er das Ringen. Ressentiments waren dem Anatolier von Jugend an fremd, und so verstand der Lenker der Geschicke Kleinasiens, sich heute mit den Russen, dann wieder mit Franzosen oder zu einem anderen Zeitpunkt mit Engländern oder Italienern zu verbünden. Niemals soll man etwas anderes von ihm erwarten, als was der Macht und Größe seines Landes dient. Wir Deutschen dürfen in der Verwandtschaft unserer Ideale und unseres Freiheitskampfes seiner Bewunderung und Achtung gewiß sein. Und das dürfte das Gesagte klargemacht haben: er wird nichts von der alten Waffenbrüderschaft der Osmanen und Hohenzollern wissen wollen, aber es ist sicher, daß die Freiheitskämpfe beider Völker und die Machtausübung eines einzelnen hier wie dort auf Grund des Volksmandats den Akkord bilden, der die Harmonie und das wahre Verstehen der beiden Nationen füreinander erleichtert.

Man erzählt, der zehnjährige Kemal habe auf dem kleinen Bauerngut seines Oheims im Ort Langasa bei Saloniki sich nützlich gemacht, indem er auf den Feldern zahllose Krähen von den Saaten ferngehalten habe. Als Führer seines Volkes bewahrt er ähnlich wie einst die aufkeimende politische Saat des jungen türkischen Bodens vor den habgierigen Krähen der Politik. Wenn irgendwelche Mächte sich der Kapitulationen und der „dette publique" der Sultanszeit erinnern sollten und auf elegante, neuzeitliche Weise durch politische Anleihen ihre Einflußzonen zu erweitern trachten, so wird der reale Politiker von Ankara wohl Geld und Material annehmen, niemals aber die Bereitschaft zur Aufgabe eines unabhängigen eigenen Kurses zeigen. Wer sich hier Illusionen hingibt, hat nichts von dem Wandel und Wunder des Türkenvolkes begriffen.

Franz Schmidt-Dumont:

Deutsch-türkische Wirtschaftsbeziehungen

Der Handel zwischen Deutschland und der Türkei muß innerhalb des weitergespannten Rahmens des deutschen Handels mit dem Südosten betrachtet werden. Das ganze Gebiet beiderseits der Donau, und in ihrer Fortsetzung an den Küsten des Schwarzen Meeres, der Ägäis, und des östlichen Mittelmeeres, ist für Deutschland recht eigentlich das Einzugsgebiet für seine Rohstoffe, für die Nahrungsmittel seiner Bevölkerung und für die Werkstoffe seiner Industrie.

Seit es das Wirtschaftsgebilde Deutschland in Mitteleuropa gibt, wie es durch den Vertrag von Versailles geschaffen wurde, ist das eine natürliche Erscheinung.

Digitized by Google

Digitized by Google

en [illegible] nen [illegible] nalen Souveränität

Ankara, Blick vom Ethnographischen Museum

Vorher lag der Mittelpunkt dieses südöstlich gerichteten Handels in Wien, trat aber in den Handelsbeziehungen Österreich-Ungarns nicht in der heute charakteristischen Form des Austausches zwischen Rohstoffen und Fertigfabrikaten hervor, besaß ja doch die Doppelmonarchie innerhalb ihrer eigenen Grenzen wichtige Rohstoffgebiete, die heute mitten im Zuge des deutschen Südosthandels liegen.

Vor dem großen Kriege hat man den deutschen Bestrebungen, den Handel mit dem Südosten, besonders mit der Türkei, auszubauen, politische Ziele unterlegt, die man mit dem Schlagwort „Imperialismus" anzuprangern versuchte. So oberflächlicher Betrachtungsweise, die zu rechter Zeit das politische Schlagwort an die Stelle fehlender Einsicht setzt, sollte die Tatsache zu denken geben, daß auch das schwache Zweite Reich die gleichen Wege wandelte, wie sein Vorgänger. Ist es nicht bezeichnend, daß England und Frankreich schon im Jahre 1916 im Sykes-Picot-Abkommen sich feierlich verpflichteten, nach Aufteilung der osmanischen Beute, auf keinen Fall die Bagdadbahn, die Verbindung zwischen Mittelmeer und Persischem Golf, eines der Instrumente der „imperialistischen Machtpolitik" Wilhelms II., fertigzubauen, und heute schon, wenige Jahre nachdem der irakische Nachfolgestaat im Zweistromland Herr seiner Geschicke ist, bauen englische und französische Techniker bedenkenlos die fehlenden Verbindungsstücke dieser Bahn von Nissibin nach Mosul und von Mosul nach Samarra. Dieses Beispiel beweist zur Genüge, daß Deutschlands Bemühungen um den Nahen Osten damals schon richtigen wirtschaftspolitischen Erwägungen entsprangen, eine gesunde Wirtschaftspolitik aufzubauen, die heute, unter ganz anderen Umständen und gegen die politischen Wünsche mancher Nächstbeteiligten, Wirklichkeit werden. Denn sicherlich wird die einmal fertiggestellte Bahnverbindung vom Mittelmeer bis Mosul große Gütermengen von dort ostwärts ableiten, die sonst vielleicht den Weg über Basra unter englischer Flagge gewählt haben würden.

Wenn heute der deutsche Südosthandel im großen und ganzen an den Grenzen der Türkei haltmacht, so ist daran nicht die allgemeinwirtschaftliche Lage schuld, sondern die politischen Hemmungen, denen die Mandatsstaaten im östlichen Mittelmeer bis vor kurzem unterlagen, z. T. sich heute noch fügen müssen.

Besonders eindrucksvoll ist aber die Entwicklung des Handels zwischen Deutschland und der Türkei, da hier zunächst die Widerstände, die der Feindbund nach Besetzung der wichtigsten türkischen Handelsplätze auftürmte, besonders stark waren. Andererseits kamen aber dem deutschen Handel gewisse ideelle Momente zur Hilfe; die Erinnerung an den gemeinsamen Kampf im Großen Kriege, die zwar in der Politik der neuen Türkei herzlich wenig Beachtung findet, bei dem gemeinen Manne aber, der schließlich der Käufer der deutschen Fertigware bleibt, auch heute noch lebendig ist.

Es kommt ein weiteres Moment hinzu: die klare Erkenntnis der türkischen Wirtschaftsführer für die Bedingungen, unter denen ein Rohstoffland wie die neue Türkei in den Welthandel verflochten bleibt, und ihr fester Entschluß, trotz solcher

Digitized by Google

Bedingungen und Beschränkungen dem türkischen Bauer ein möglichst krisenfestes Absatzgebiet zu schaffen, eine Überzeugung, die besonders unter den Schlägen der großen Agrarkrise reifte, die mit dem Jahre 1930 begann.

Während die Türkei mit ihren vielfachen neuartigen Maßnahmen im Kreise anderer Handelspartner einer heftigen, vom Geiste der liberalistischen Wirtschaftsanschauung diktierten Kritik begegnete, stellte sich Deutschland vorbehaltlos auf den Standpunkt, daß ein Staat, wie die neue Türkei, das Recht und die Pflicht habe, über seine Geschicke nach eigenem Gutdünken zu befinden, und daß es Aufgabe des anderen Handelspartners sei, sich diesen — gewiß neuartigen und noch öfter schwierigen — Bedingungen anzupassen. Zum Ruhme des deutschen Auslandskaufmannes im Nahen Osten muß gesagt werden, daß er es verstanden hat, seinerseits die Bedingungen von der Theorie in die Praxis umzusetzen. Keiner ist dabei reich geworden wie in den Zeiten vor dem Kriege, aber fast alle haben ihr Auskommen gefunden und einer großen Sache gedient: dem Wiederaufbau des deutschen Handels mit dem Auslande nach seiner schamlosen Ausbeutung durch die Staaten des Feindbundes. Auch hier bewährte sich wieder das alte Wort, daß Kaufmann weniger ein Beruf als eine Berufung ist.

Zählen wir kurz die neuartigen Maßnahmen auf, denen sich der deutsche Ausfuhrhandel anzupassen hatte:

Als sich die von der Devisenseite nach dem Muster mancher mitteleuropäischen Staaten zum Schutze der Währung ergriffenen Maßnahmen der türkischen Regierung im Jahre 1930 als unzulänglich erwiesen, weil die türkischen Ausfuhrhändler über ihre Guthaben im Auslande anderweitig verfügten, drosselte die Türkei durch Gesetze und Verordnungen vom 16. November 1931 die gesamte türkische Einfuhr und setzte für jede Ware ein bestimmtes Einfuhrkontingent fest. Diese Maßnahme hatte damals, im Jahre 1932 und 1933, mitten in der Zeit der Weltkrise, einen einschneidenden und erheblichen Rückgang des türkischen Außenhandels auch auf der Ausfuhrseite zur Folge. Diese Gesetze trugen aber bereits den Keim zu einer neuen Entwicklung in sich, indem die Türkei in ihre Warenlisten Bestimmungen aufnahm, die die Einfuhr nach Ländern ordneten, und dieses System 1933 weiter ausbaute und verschärfte, mit der gleichzeitigen Erklärung, solchen Ländern, die bereit seien, türkische Waren in erhöhtem Umfange aufzunehmen, auch größere Einfuhrkontingente zuzubilligen.

Die deutsche Wirtschaft hat sich im Abkommen vom 11. August 1933 vorbehaltlos diesem Standpunkt angeschlossen. Von diesem Augenblick ab wächst der deutsch-türkische Handel nicht nur der Menge und dem Werte nach ständig an, sondern auch in seiner anteilmäßigen Bedeutung im Rahmen des Gesamthandels der beiden beteiligten Länder überhaupt. Von Prozentsätzen, die sich zwischen 10 und 15 Prozent des türkischen Gesamtaußenhandels in den Jahren bis 1932 bewegten, stieg der deutsche Handelsanteil nunmehr sprunghaft in wenigen Jahren bis fast auf die Hälfte des türkischen Außenhandels.

Digitized by Google

Deutschlands Gesamtaußenhandel		Deutsch-türkischer Gesamthandel	Einfuhr aus der Türkei nach Deutschland	Ausfuhr aus Deutschland nach der Türkei
Jahre	Wert in Mill. Mark	Wert in Mill. Mark	Wert in Mill. Mark	Wert in Mill. Mark
1928	26 277	137,9	72,0	65,9
1929	26 930	148,1	75,6	72,5
1930	22 429	117,3	69,0	48,3
1931	16 326	100,0	52,6	47,4
1932	10 406	71,1	40,1	31,0
1933	9 075	74,2	37,9	36,3
1934	8 618	118,4	67,5	50,9
1935	8 429	160,7	93,4	67,3
1936	8 986	197,9	118,5	79,4
1937	11 379	208,9	97,8	111,1

Als im Jahre 1935 insbesondere die öffentliche Hand in der Türkei von der neugebotenen devisenlosen Bezugsmöglichkeit in reichem Maße Gebrauch machte, zögerte die Reichsbank keinen Augenblick, die türkischen Verpflichtungen den deutschen Fabrikanten gegenüber zu bevorschussen. Im Jahre 1936 ergab sich die umgekehrte Lage: Deutschland kaufte reichlich die Hälfte der gesamten türkischen Ernte, z. T. zu sehr guten Preisen, auf, ohne daß die Türkei ihrerseits in entsprechendem Umfange Gegenaufträge zu erteilen in der Lage gewesen wäre. Die sich daraus ergebende Verschuldung Deutschlands an die Türkei erreichte im Frühjahr 1937 einen Betrag von nahezu 100 Millionen RM. Freilich stand dieser Schuld eine türkische Verpflichtung von etwa gleicher Höhe gegenüber, aber dabei handelte es sich um spätere Fälligkeiten. Jedenfalls sah sich im Februar 1937 die türkische Zentralbank außerstande, weitere türkische Lieferungen an Deutschland zu bevorschussen. Es ergab sich daraus eine vorübergehende Stockung des deutsch-türkischen Handels, die im September 1937 zu neuen Vereinbarungen führte. Wie nicht anders zu erwarten, konnte die Lösung nur in einer Drosselung der türkischen Einfuhr nach Deutschland bestehen und der türkischen Wirtschaft anheimzustellen, das Guthaben in Deutschland durch verstärkte Aufträge hereinzuholen.

Es ist nun bezeichnend, daß es innerhalb weniger Monate gelungen ist, wieder einen Gleichgewichtszustand zwischen den beiderseitigen, sofort fälligen Zahlungsverpflichtungen herzustellen. Eine Aufgabe, der andere Staaten — genannt seien vor allem England und Frankreich — seit Jahren vergeblich gerecht zu werden versuchten; auch das wieder ein Beweis für die Fähigkeit gegenseitiger Anpassung und Ergänzung des türkisch-deutschen Handels.

Es muß festgestellt werden, daß gewisse türkische Kreise diese Entwicklung, die sich ähnlich auch in Bulgarien, Jugoslawien und Griechenland, z. T. mit noch höheren Anteilsätzen Deutschlands am Gesamthandel abspielte, mit nicht ganz ungemischter

Digitized by Google

Freude sahen, fragte man sich doch besorgt: was wird aus dem türkischen Außenhandel, wenn Deutschland einmal, aus welchen Gründen auch immer, nicht mehr im gleichen Umfang als Abnehmer türkischer Rohstoffe in Frage kommt. Diese Besorgnis zog noch aus einem weiteren Umstand Nahrung: Was Deutschland der Türkei abkaufte, Tabak, Rosinen, Haselnüsse, um nur einige der wichtigen Posten zu nennen, waren Produkte, auf die man unter Umständen für die Ernährung auch verzichten, die man auch anderswoher beziehen konnte; denn in der deutschen Handelsbilanz betrug der Handel mit der Türkei nur wenige Prozente. Und so befürchtete man in der Türkei, daß einmal diese nicht zu leugnende wirtschaftliche Abhängigkeit von deutscher Seite ausgenutzt werden könnte, um politischen Wünschen Nachdruck zu verleihen.

So aberwitzig diese Furcht angesichts der erd-räumlichen Gegebenheiten auch in Deutschland erscheinen mag, so ist sie dennoch insbesondere dank ausländischer Einflüsterungen in manchen türkischen Kreisen vorhanden und muß nun einmal in die Berechnung des deutschen Kaufmannes und Wirtschaftspolitikers einbezogen werden. Türkischerseits führte sie zu den auch heute noch eifrig fortgesetzten Bemühungen, sich neben Deutschland neue Absatzgebiete zu erschließen. Frankreich, England und Rußland hatten im Jahre 1937, als Deutschland seine Einfuhr aus der Türkei drosselte, Gelegenheit gehabt, sich ihrerseits als gute Käufer türkischer Waren zu erweisen; indessen haben sie völlig versagt.

Besondere Bemühungen galten dem größten Wirtschaftsgebiet: Großbritannien und seinen Kolonien, eine wirtschaftlich falsche Berechnung; denn gerade diesem Wirtschaftsgebiet, das in sich selbst alles findet, was es braucht, hat die Türkei nichts zu bieten. Die Tatsache, daß England seine Guthaben in der Türkei trotz eines dreimal erneuerten Handelsvertrages nicht hat abbauen können, beweist das zur Genüge. Wenn die Türkei dennoch sich heute anschickt, englischen Kapitalien in Anatolien die Wege zu ebnen, und die englische Regierung ihren Lieferfirmen gegenüber die Sicherstellung dieser Kapitalien übernimmt, so handelt es sich hier um ein rein politisches Geschäft, das mit Handel und Wirtschaft wenig zu tun hat. Diese Überzeugung wird übrigens auch von türkischer Seite geteilt, wie dies in verschiedenen Ministerreden ebenso wie in den Börsenkursen zum Ausdruck kommt, die das neueste deutsch-türkische Wirtschaftsabkommen vom August dieses Jahres mit seiner nunmehr wieder unbeschränkten Handelsfreiheit in Istanbul, in Izmir und allenthalben in der Türkei zeitigte.

Deutschland, als das Land, das die türkische Wirtschaft hat aufbauen helfen, das ihre Leistungsfähigkeit besser kennt als manch anderer Staat, sieht der Aktivität des neuen Wettbewerbes mit Ruhe entgegen und ist überzeugt, daß die Möglichkeiten der Türkei groß genug sind, um den einen wie den anderen Handelspartner zu befriedigen.

Digitized by Google

Außenpolitische Notizen

Die Außenpolitik der modernen Türkei

Die kurze politische Geschichte der neuen Türkei berichtet bereits von ungeheuren Anstrengungen und hartnäckiger Beharrlichkeit einer zielbewußten Staatsführung. Glückliches Türkenvolk, daß es in dem General des Weltkrieges auch den politischen Führer fand, der aus einem politisch, seelisch, wirtschaftlich zerrütteten Staat seiner Nation wieder die Vormachtstellung im Nahen Osten schuf. Am Ende des Weltkrieges besaß die Türkei Nachbarn, die auf ihre Kosten größer und mächtiger geworden waren, die sich an allen wichtigen Plätzen festgesetzt hatten und die gesamte Verwaltung in den Händen hatten. Angesichts einer solchen Lage, immerhin begünstigt durch die lebhafte Beschäftigung der Entente in Mitteleuropa, ging Kemal, dem die Waffenstillstandsbedingungen der Entente unannehmbar waren, mit seinen völlig abgekämpften Truppen von neuem ins Feld, und die Türkei erreichte als einzige unter den Mittelmächten, daß die Entente ihre alten Friedensbedingungen zurückziehen und der Türkei einen erträglichen Frieden gewähren mußte.

Atatürk hatte mit Erfolg auf den am 28. Januar 1920 veröffentlichten „Türkischen Nationalpakt" bestanden, dessen im Artikel VI niedergelegte Hauptbestimmung lautete: „Um unsere nationale und wirtschaftliche Entwicklung zu sichern und um das Land mit einer regelrechten und modernen Verwaltung zu versehen, betrachten die Unterzeichner dieses Paktes den Genuß einer völligen Unabhängigkeit und einer vollkommenen Aktionsfreiheit als eine Bedingung sine qua non der nationalen Existenz. Aus diesem Grund widersetzen wir uns jeder juristischen oder finanziellen Einschränkung, die unsere nationale Entwicklung stören könnte. Die Verpflichtungen, die uns auferlegt werden, dürfen nicht in Widerspruch mit diesen Prinzipien stehen."

Wiedergeburt durch die Idee des Nationalstaates

Die Bedingungen des Nationalpaktes waren von den Gegnern der Türkei, insbesondere von den Westmächten, verlacht worden. Sie wurden eines besseren belehrt, als 1921, während der Besetzung des Landes durch französische, englische und griechische Truppen, türkische Armeeteile bis an den Bosporus vordrangen und die Oberkommissare der Entente in Konstantinopel den Geschützdonner der Truppen Mustafa Kemals in ihren Büroräumen vernahmen. Kurze Zeit nach der Konstituierung des Staates schaffte Kemal die religiösen Bindungen der Türkei und das damit verbundene Kalifat ab. Er hatte die Geschichte seines Staates eingehend studiert und wußte darum, daß die Aufgabe der Türkei für die Zukunft nicht darin zu suchen war, Vorort des Islam zu sein, sondern einen geschlossenen Nationalstaat zu bilden. Unter der Führung Mustafa Kemals entwickelte sich die Türkei dann schnell zu einem Staat, der heute wieder ausschlaggebend in der Politik des Nahen Ostens und sogar des Balkans geworden ist.

Der Außenpolitik der Türkei kommt die außerordentlich günstige geopolitische Lage des Landes zugute. Das Kernland Kleinasien ist gegenüber seinen Nachbarn an den Grenzen überall durch hohe Gebirge geschützt. Die Meeresküste weist überall ausgezeichnete Häfen auf, die durchweg an tiefen Buchten liegen, so daß sie im Kriegsfalle nur schwer einzunehmen sind, wie das auch der Weltkrieg gezeigt hat, da kein einziger türkischer Hafen von feindlichen Mächten besetzt werden konnte. Die ausgezeichnete Lage der Häfen läßt auch die Kleinasien vorgelagerten Inseln, die alle in fremden Händen sind, nicht als ernstliche Gefahr erscheinen. Die empfindliche Stelle der Türkei liegt auf ihrer europäischen Seite, die aber auch insoweit geschützt ist, als in ihrem Rücken das geschlossene Marmarameer liegt, über das die Türkei im Notfall leicht Truppen an jeden beliebigen Ort werfen kann. Kemal Atatürk hat überdies aus der offenen Lage der europäischen Türkei die Konsequenzen gezogen und die Hauptstadt des Landes in das Herz Kleinasiens nach Ankara verlegt, das in wenigen Jahren zu einer modernen Großstadt emporwuchs.

Digitized by Google

Sowjetpakt ohne innenpolitische Hypothek

Die nach dem Weltkrieg neugeschaffene Türkei mußte sich in den ersten Jahren ihres Bestehens natürlich Anlehnung an mächtigere Staaten suchen und fand sie zunächst in Sowjetrußland. Man hat es der Türkei gerade bei uns oftmals verargt, daß sie sich in den ersten Jahren ihres Bestehens so eng an Sowjetrußland anschloß; wir müssen aber einsehen, daß die Türkei in jener schweren Zeit nirgendwo Freunde fand und es schließlich für den jungen Staat schon ein Gebot der Vernunft war, sich gut mit Sowjetrußland zu stellen, das damals eine seiner besten Armeen in Baku, Gewehr bei Fuß, stehen hatte und Miene machte, die mohammedanischen Völker des Orients gutwillig oder durch Zwang zu sich herüberzuziehen.

Im Inneren des Landes aber hat Kemal Atatürk bei allem realpolitischen Sympathisieren mit Sowjetrußland klar jede bolschewistische Tätigkeit unterbunden und schon durch seine junge nationalistische Idee und die Kraft seiner Persönlichkeit erreicht, daß der Bolschewismus in der Türkei nicht im mindesten Fuß zu fassen vermochte. Atatürk war sich darüber im klaren: wenn er dem Bolschewismus innerhalb der Türkei Spielraum lassen würde, der sowjetrussische Nachbar bald durch irgendwelche Schliche der Türkei das gleiche Schicksal wie Georgien, Aserbeidschan, Turkestan und Buchara mit dem Schein einer beabsichtigten Eigenstaatlichkeit als unterdrückten Mitgliedstaat der sogenannten „Föderativen Sowjet-Republik" bereiten würde. Der neue Staatschef war klug genug, um den von ihm neugeschaffenen Staat nicht aus seiner Hand zu geben und lehnte es darum auch ab, irgendwelche Folgerungen aus dem bekannten Manifest Sowjetrußlands an die mohammedanischen Völker zu ziehen. Er verstand ohne Preisgabe solcher starken Reserven mit dem roten Nachbarn ein enges Freundschaftsverhältnis herzustellen. Solange Atatürks Geist die türkische Staatspolitik erfüllt, werden wir es wohl kaum erleben, daß sie Bindungen zu Sowjetrußland eingeht, die den Roten irgendwelche Rechte in der Türkei einräumen oder die Türkei zu einem Kriegsschauplatz oder zu einem Durchmarschland für sowjetrussische Truppen machen könnte.

Großmacht des Nahen Ostens

Um den eigenen Wert zu erhöhen und um für alle Fälle ein Gegengewicht gegen den mächtigen Nachbarn aufzustellen, hat Atatürk frühzeitig in klugem Bedacht mit den ebenso interessierten orientalischen Staaten Irak, Iran und Afghanistan Verbindungen aufgenommen, die 1937 zu dem bekannten Viererpakt von Saadabad führten. Dieser Pakt garantiert die Unverletzbarkeit der gegenseitigen Grenzen und schließt Angriffskriege oder Unterstützungen dritter Angreifer aus. Der Viererpakt von Saadabad wird durch planmäßige Entwicklung der Verkehrsverbindungen immer bedeutsamer. Er ist für die politische Gestaltung des Nahen Ostens schon deshalb von allergrößter Wichtigkeit, weil sich hier zum erstenmal völlig voneinander verschiedene Staaten — verschieden durch Sprachen, Staatsaufbau, Kultur und Weltanschauung — zusammenfanden, um ihre Stellung gegenüber den Weltmächten zu stärken. Hinzu noch kommt, daß der Pakt eine bewußte Abkehr von dem immer ohnmächtiger werdenden Völkerbund ist. Welche Folgen die Abmachungen von Saadabad für das politische Gewicht der Männer in Ankara hatten, zeigte sich daran, daß sofort nach Abschluß der Verhandlungen Ägypten, Transjordanien und Saudisch-Arabien Annäherungsversuche an die Türkei unternahmen, die sich also damit auch im Orient wieder Anerkennung als Großmacht errungen hatte. Die Türkei mit ihren 17 Millionen Einwohnern, die an Strapazen gewöhnt und abgehärtet sind, kann im Kriegsfall Millionen Soldaten ins Feld stellen. Sie ist damit natürlicherweise Führungsmacht im Nahen Osten. Professor Jäschke charakterisiert den Pakt: „Er ist der beredte Ausdruck eines starken Lebenswillens von Völkern, die jahrhundertealte Vorurteile entzweiten und zur fast sicheren Beute des europäischen Imperialismus werden ließen und die nun, von der Welt des Nationalismus erfaßt, im Zusammenschluß ihre Widerstandskraft erhöhen wollen."

Freundschaft mit alten Feinden

Ein weiteres Element der wachsenden türkischen Bedeutung im Ablauf der Weltpolitik bildet der Balkanbund. Die Stellung der Türkei zu den Balkanstaaten war nach dem Weltkrieg zunächst sehr heikel. Die groß gewordenen Balkanmächte Rumänien, Jugoslawien und Griechenland fürchteten, daß die Türkei nach der Niederlage im Weltkrieg einen Revisionismus nähren würde, der natürlich von ihnen

Digitized by Google

hätte bezahlt werden müssen. Aber wider Erwarten geschah nichts von türkischer Seite, das darauf hindeutete. Atatürk suchte im Gegenteil trotz der bedeutenden türkischen Volksteile, die in den Balkanstaaten verblieben waren, einen freundschaftlichen Ausgleich herbeizuführen und die abgetrennten Volksteile durch gütlichen Austausch in den neuen türkischen Nationalstaat zu bringen. Diese kluge Politik brachte ihm allmählich die Sympathien der Balkanstaaten ein. Die Abkommen mit einzelnen Balkanmächten waren die Vorstufe zu einem Balkanbund, der im letzten Jahr sogar den Charakter eines Militärbündnisses erhielt. Seit 1937 finden regelmäßig Zusammenkünfte der Generalstäbe des Balkanbundes statt, bei denen alle militärischen Fragen des Balkans und Nahen Ostens besprochen werden. Besonders bemerkenswert ist die herzliche Freundschaft der Türkei mit Griechenland, die am 27. April 1938 zur Unterzeichnung eines griechisch-türkischen Sonderabkommens führte. Die „Times" vermerkten, daß dieses sogenannte „Zusatzabkommen" einem militärischen und politischen Bündnis gleichkomme. Metaxas unterstrich das auch bei seiner Ansprache an den türkischen Außenminister und den türkischen Ministerpräsidenten am Tage des Abkommens. Wir haben also in Zukunft im Nahen Osten die Türkei und Griechenland als einen Block zu werten; eine Tatsache, die noch vor 10 Jahren kein Mensch hätte ahnen können. Bei den vielen gemeinsamen politischen und wirtschaftlichen Interessen dieser beiden Länder beginnt gerade diese Freundschaft sehr nützliche Auswirkungen zu zeitigen. Ein Zeichen, wie eng die Beziehungen dieser Länder geworden sind, ist darin zu erblicken, daß bereits der Gedanke einer gemeinsamen Verwertung der Rohstoffe geprüft wird. Im Zuge der Freundschaft mit Griechenland ist die Türkei in der letzten Zeit auch in ein besonders herzliches Verhältnis zu England getreten. Als der Weltkrieg endete, war das Verhältnis Englands zu der Türkei alles andere als normal. England hatte bis zum letzten Augenblick die Türkei zu unterdrücken gesucht und alles getan, um ein griechisches Kleinasien zu schaffen. Der Umschwung in der englischen Einstellung kam erst, als die Türken unter Kemal Atatürk in Smyrna einrückten und die griechische Armee wie die griechischen Bewohner ins Meer trieben. Alle Welt war damals erstaunt, daß England dieser Tragödie ruhig zusah und seine vor Smyrna liegenden Panzerschiffe nicht eingriffen.

Aus: P. Schmitz, „All-Islam", Goldmann-Verlag, Leipzig

Die im asiatischen Viererpakt zusammengeschlossenen Länder Türkei, Irak, Iran, Afghanistan

England hat sich den neuen machtpolitischen Verhältnissen angepaßt. Es richtete sich in kluger Voraussicht auf den Augenblick ein, in dem die kapitalarme Türkei sich genötigt sah, die Freundschaft des reicheren England zu suchen. Fürs erste sicherte sich England im Vertrag von Lausanne vom 24. Juli 1923 Durchfahrtsfreiheit für die Meerengen in Kriegs- und Friedenszeiten und erreichte, daß die Meerengen zur entmilitarisierten Zone erklärt wurden. So war England in der Lage, für

Digitized by Google

den Fall eines Krieges mit dem damals als möglichen Gegner angesehenen Sowjetrußland, dessen Flotte im Schwarzen Meer aufzusuchen und zu vernichten.

Strategische Meerengen

Man muß sich kurz die geschichtliche Entwicklung der Meerengenfrage vergegenwärtigen, weil diese Meerengen Jahrhunderte hindurch die Geschichte des Orients bestimmt haben, und weil diese Meerengen noch im Weltkriege verhinderten, daß die russischen Streitkräfte sich mit den Ententekräften vereinigten.

Bis zum Friedensvertrag zwischen der Türkei und Rußland vom Jahre 1774 — Friedensvertrag von Kutschük Kainardschi — war die Türkei alleiniger Uferstaat des Schwarzen Meeres, so daß auch die Meerengen rein türkisch waren und als türkische Territorialgewässer angesehen wurden. Das Schwarze Meer wurde durch diesen Vertragsabschluß von 1774 völkerrechtlich ein offenes Meer und von da an datiert der Streit, ob die Türkei die Zugangsstraßen, d. h. die Meerengen, sperren dürfe oder nicht. Die Türkei gewährte das Durchfahrtsrecht nach Gutdünken. Das führte öfter zu internationalen Konflikten, denen 1841 durch die Meerengenkonvention von London ein Ende bereitet werden sollte. Anlaß zu dieser Konvention war, daß Rußland sich einige Jahre vorher mit Geschick vom Sultan das Recht ausbedungen hatte, mit seinen Kriegsschiffen frei durch die Meerengen fahren zu können, während die Türkei allen anderen Mächten die Durchfahrt mit Kriegsschiffen verweigerte. Danach konnte es also geschehen, daß die russische Flotte aus den Meerengen auslief, Angriffe auf andere Mächte unternahm und ungestört wieder durch die Meerengen zurückfuhr, ohne daß eine andere Flotte ihr hätte folgen können. Die Meerengenkonvention von 1841 sah nun vor, daß k e i n Kriegsschiff einer fremden Macht in die Meerengen einlaufen dürfe.

Als im Russisch-Türkischen Krieg 1877 die russischen Truppen vor Konstantinopel erschienen und einmarschieren wollten, fanden sie die englische Flotte auf dem Bosporus unter Anker liegen, mit den Geschützen auf die Stadt gerichtet, um die russischen Truppen, falls sie wirklich einmarschieren sollten, zu beschießen.

Der Friedensvertrag zwischen Rußland und der Türkei bestimmte, daß die Meerengen in Friedens- und Kriegszeiten allen neutralen Handelsschiffen geöffnet sein sollten.

Es sollen hier nicht alle Phasen im Streit um die Meerengenfrage aufgezählt werden. Der Friedensvertrag von Lausanne 1923 wollte schließlich der Türkei über die freie Durchfahrt von Kriegsschiffen unmögliche Bedingungen auferlegen, die der Besitzer der Meerengen auf die Dauer nicht dulden konnte. Den Wandel der politischen Situation machte sich die Türkei 1936 zunutze, um eine Revision des Abkommens durchzusetzen. Ihrem Wunsch wurde auf der Konferenz von Montreux im Juli 1936 stattgegeben. Dieses jetzt gültige Abkommen sieht vor:

1. In Friedenszeiten freie Durchfahrt für Handelsschiffe.
2. In Kriegszeiten ebenso freie Durchfahrt für Handelsschiffe, solange die Türkei neutral ist.
   Ist die Türkei ebenfalls kriegführende Partei, so sind Beschränkungen vorgesehen.
3. In Friedenszeiten genießen die leichteren Kriegsschiffe aller Mächte sowie auch die schwereren der Uferstaaten des Schwarzen Meeres nach vierzehntägiger Voranmeldung bei Tage freie Durchfahrt. Für Unterseeboote gelten Sonderbestimmungen.
4. In Kriegszeiten ist die Durchfahrt für Kriegsschiffe verboten. Ausnahmen nur bei Völkerbundsverpflichtungen.

England gibt den Ton an

Ferner wurde der Türkei das Recht zur Befestigung der Meerengen eingeräumt. Dem Anschein nach war in Montreux ein internationales Abkommen getroffen worden. Praktisch war es jedoch ein englisch-türkisches Übereinkommen, das in erster Linie der englischen Nachgiebigkeit zu danken war. London erkannte, daß der türkische Nationalstolz nicht länger die Internationalisierung der auf türkischem Boden liegenden Meerengen ertrug; es mußte Konzessionen machen, wollte es sich nicht für alle Zeiten die Feindschaft der Türkei zuziehen. Viel dazu beigetragen, daß endlich das türkisch-englische Verhältnis bereinigt wurde, hatte der damalige türkische Wirtschaftsminister Celal Bayar. Dieser übernahm dann auch als Ministerpräsident an Stelle Ismet Inönüs die Leitung der türkischen Politik, die von da an auf eine Freundschaft mit England gerichtet war. Ismet Inönü, der abgedankte Minister-

Digitized by Google

Istanbul — Hagia Sophia

Digitized by Google

Starke und unabhängige Türkei

Das deutsche Interesse [illegible] daß die im Weltkrieg mit uns verbündete Türkei heute wieder eine ausschlaggebende politische Rolle im Orient spielt, erklärt sich nur aus unseren wirtschaftlichen Beziehungen

gescheitert sind. Nach der amtlichen Verlautbarung von Ende Juli 1938 sind alle Voraussetzungen für eine Erweiterung des gegenseitigen Warenaustausches gegeben und es ist damit zu rechnen, daß auf Grund der Vereinbarung eine wesentliche Steigerung der deutschen Ausfuhr nach der Türkei und der türkischen Ausfuhr nach Deutschland eintreten wird.

Syrien — Libanon

Spannungsfeld der Mächte-Politik

(Von einem gelegentlichen Mitarbeiter.)

Damaskus, Anfang September.

Zwischen den südlichen Vorgebirgen des Taurus, der arabischen Wüste, dem Land zwischen Euphrat und Tigris und dem Mittelländischen Meer liegt das heutige französische Mandatsgebiet Syrien-Libanon. Dieses Land ist durch die Auseinandersetzungen um den Sandschak von Alexandrette wie durch die panarabische Bewegung wieder in den Vordergrund eines allgemeinen politischen Interesses gerückt. Ohne Zweifel begegnen sich in diesem Raum Kräfte, die in den kommenden Jahrzehnten eine Rolle spielen werden. Das Gebiet zerfällt, wie schon der Name andeutet, in die seit 1919 unter französischer Mandatsverwaltung stehenden Staaten Syrien und Libanon. Syrien ist ein vorwiegend von Mohammedanern bewohnter Staat, während der Libanon seine Existenz den seit langem in starkem Gegensatz zu den Mohammedanern lebenden christlichen Maroniten und anderen Sekten verdankt. Die Bevölkerung des Mandatsgebietes ist aus verschiedenen Völkern und Stämmen zusammengesetzt. Fast alle Völker des Morgen- und Abendlandes haben bei dem syrisch-libanesischen Volk Pate gestanden. Den Urbewohnern, Aramäern, Hebräern, Phöniziern, die semitischen Ursprungs waren, haben sich im Laufe der Geschichte Ägypter, Babylonier, Perser, Venezianer, Römer, Griechen, Araber, Türken, Kurden und Armenier hinzugesellt. Zu dem Syrien der Vergangenheit gehörten außerdem Palästina und Transjordanien, über die heute England das Mandat innehat, während die östlich des Euphrat liegenden Gebiete des alten Mesopotamien — die heutige Djesire — nach dem Zusammenbruch des Ottomanischen Kaiserreiches durch eine Vereinbarung zwischen England und Frankreich zu Syrien gekommen sind.

Aus ruhmreicher Vorzeit

Bauten und Denkmäler aus fast allen Epochen der Geschichte der Menschheit künden davon, daß Syrien ältester Kulturboden ist. Aus zahlreichen Funden ist festgestellt worden, daß das Land schon etwa 4000 bis 5000 Jahre vor unserer Zeitrechnung bewohnt war. In dem weiten Gebiet zwischen Taurus und arabischer Wüste, der Völkerbrücke zwischen Europa, Asien und Afrika, herrschte ein ständiges Kommen und Gehen, Entstehen und Vergehen von Völkern, Staaten und Kulturen. In das geschichtliche Bewußtsein tritt Syrien durch seine große Blütezeit im Zeitalter der Phönizier, die die Küste des heutigen Libanon bis hinauf nach Lattaquie bewohnten. Ihre Spuren finden sich fast überall am Mittelländischen Meer. Sie waren die unbestritten besten Seeleute des Altertums und u. a. die Gründer des alten Karthago. Von ihrer hohen Kultur sprechen die im Museum von Beirut befindlichen Goldarbeiten. Im Jahre 606 vor unserer Zeitrechnung nahm Nebukadnezar, der Herrscher von Babylon, das Land in Besitz, beseitigte alle kleinen Teilherrschaften und machte aus Syrien einen straff geleiteten Verwaltungsbezirk seines Reiches. Es folgten die Perser, die im Jahre 333 vor unserer Zeitrechnung von Alexander dem Großen abgelöst wurden, dessen Nachfolger schon 312 Seleucus, einer seiner Generale, als Begründer der Seleuciden-Dynastie wurde. Hauptstadt dieses Reiches wurde das heutige Sueidie im Gebiet des Sandschak Alexandrette. Das von den Nachfolgern Seleucus' gut verwaltete Land wurde durch Pompejus im Jahre 64 zu einem Teil des Römischen Weltreiches gemacht, in dessen Verband es zuletzt unter byzantinischer Herrschaft bis zur Mitte des 7. Jahrhunderts verblieben ist. Die Römerherrschaft brachte dem Land wieder größte Blüte. Die Reste mächtiger Heerstraßen, zahlreiche Brücken, die in den Himmel strebenden Säulen des Jupitertempels in Baalbeck und die Labyrinte der ungezählten toten Städte Nordsyriens sind ein Beweis für den Stand der hohen Entwicklung des Landes zur Zeit Roms und später Byzanz'. Das Land, das heute 2 500 000 Einwohner zählt, soll Ende des 6. Jahrhunderts, als die Herrschaft Ostroms in Syrien unter den Schlägen der Perser und der mohammedanischen Araber zur Neige ging, über 7 Millionen Einwohner gezählt haben. Jahrhundertelang war Syrien die Kornkammer Roms ge-

Digitized by Google

Mondnachtstimmung am Bosporus

präsident, war als Anhänger einer sowjetfreundlichen Staatspolitik bekannt.

Seit dem Meerengenabkommen von Montreux ist das Verhältnis der Türkei zu England von Jahr zu Jahr enger geworden. Vor kurzem ist ein Anleihevertrag zustande gekommen, der England maßgeblich an der Aufrüstung der Türkei beteiligt. Durch das Abkommen stellte England der Türkei 16 Millionen £ zur Verfügung, wovon 10 Millionen £ für den Ankauf beliebiger britischer Erzeugnisse und 6 Millionen £ für Rüstungsmaterialien vorgesehen sind. Die Bedingungen, unter denen die Kredite gegeben wurden, sind so großzügig, daß man daraus sofort den Charakter des Abkommens mit seinem stark politischen Hintergrund ersieht. England hat sich mit dem Abkommen eine Einflußzone im Nahen Osten gesichert; ob es auch dazu bestimmt ist, als Gegenmaßnahme gegen den steigenden deutsch-türkischen Handelsaustausch zu dienen, muß die Zeit lehren.

Spiel um einen Sandschak

Durch den Ausgleich mit England kam natürlich auch ein besseres Verhältnis zu Frankreich zustande. Dem stand zunächst aber die syrische Frage entgegen. Kemal Atatürk erklärte im November 1937: „Von den künftigen französisch-türkischen Beziehungen sage ich, daß sie sich in einem Stadium der Entwicklung befinden. Die Art und Weise, wie die Sandschakfrage behandelt wird, dürfte ein grundlegender sicherer Maßstab dafür sein."

Die Spannung um den Sandschak von Alexandrette hat in der Welt größtes Aufsehen erregt, und eine gewisse Weltpresse beeilte sich, der Türkei zunächst Vergewaltigung des Völkerbundes vorzuwerfen. Gewiß ist, daß der Streit um Alexandrette wieder einmal zeigt, daß der Genfer Bund nicht fähig ist, ein Problem zu lösen und daß außerdem jenes zur Beraubung der Mittelmächte unter scheinheiligen Vorwänden aufgebaute Mandatssystem völlig untauglich ist. Mit dem Begriff „Mandat" enthält der sogenannte Völkerbund seit zwei Jahrzehnten insbesondere uns, den wahren Besitzern, unseren Kolonial- und übrigen Landbesitz vor. Jetzt befinden sich nun türkische Truppen seit einiger Zeit in dem Sandschak Alexandrette, und es ist wohl anzunehmen, daß sie denselben niemals wieder verlassen werden. Nach der offensichtlichen Ohnmacht des Völkerbundes sind die amtlichen Delegationen desselben sang- und klanglos aus dem Lande verschwunden.

Für die Türkei hat der Anschluß von Alexandrette natürlich einen gewaltigen Machtzuwachs und einen noch bedeutenderen Prestigeerfolg erbracht. Alexandrette ist der beste natürliche Hafen im südöstlichen Mittelmeer. Der Sandschak Alexandrette hatte unter dem französischen Mandat in Syrien schon seit dem Friedensschluß zwischen der Türkei und der Entente eine gewisse Sonderstellung. Diese war ihm zunächst im Vertrag von London vom 9. März 1921 und später durch das Angora-Abkommen Franklin Bouillons vom 20. Oktober 1921 eingeräumt worden. Sie wurde übernommen im Artikel 3 Ziffer 1 des Lausanner Vertrages vom 24. Juli 1923. Frankreich begann nun ein undurchsichtiges Spiel mit dem autonomen Gebiet. Den Türken gegenüber suchte es zunächst den türkischen Charakter des Landstrichs zu verwischen, indem es viele Tausende von Armeniern als Grenzwall gegen die Türkei dort ansiedelte; den Arabern gegenüber betonte Frankreich, daß Alexandrette der einzige Hafen sei, auf den sie eventuell reflektieren könnten, da Beirut und Tripolis für die französischen Belange nötig seien und deshalb bei dem französischen Schutzstaat Libanon verbleiben müßten. Die Türkei kämpfte nun mit wechselndem Erfolg ein Jahrzehnt lang um den Schutz der türkischen Volksgruppe im Sandschak, erreichte es aber erst mit englischer Hilfe im Januar 1937, daß in Genf ein Abkommen mit Frankreich geschlossen wurde, nach dem das Gebiet von Alexandrette und Antiochia im Rahmen des syrischen Staates volle Autonomie vom Völkerbund garantiert erhalten sollte. Diese Autonomie sollte in der Praxis einer staatlichen Selbständigkeit gleichkommen. Über die räumliche Ausdehnung des autonomen Landesteils sollte im Frühjahr 1938 ein Volksentscheid stattfinden.

Frankreich im Fahrwasser der englischen Türkenpolitik

Was sich im Frühjahr anläßlich des Volksentscheides ereignete, ist aus der Tagespresse bekannt. Als sich herausstellte, daß der Volksentscheid mit ziemlicher Sicherheit eine genügend große arabische Majorität ergeben würde, beschuldigten die Türken Frankreich der Wahlbeeinflussung und schickten Truppen an die syrische Grenze. Angesichts dieser Drohung mit militärischem Eingreifen und vielleicht auch auf englischen Rat hin wurde der gesamte Wahlmodus geändert und zur Beaufsichtigung und Kon-

Digitized by Google

trolle mehrere tausend Mann türkischer Truppen ins Land gelassen. Die Völkerbundsmission verschwand, und es hat sich inzwischen eine Art französisch-türkisches Condominium herausgebildet, das folgerichtig eines Tages in eine türkische Alleinherrschaft übergehen wird. Weshalb die französische Regierung so großzügig unter Nichtachtung des von ihr stets so hochgepriesenen Völkerbundes gehandelt hatte, kam bei Veröffentlichung eines französisch-türkischen Freundschaftsvertrages am 4. Juli 1938 zutage, dessen Artikel 2 und 3 wie folgt lauten:

Artikel 2.

Wenn eine der beiden vertragschließenden Parteien trotz ihrer friedlichen Haltung durch eine oder mehrere Mächte angegriffen wird, so wird die andere Partei während der ganzen Dauer des Konflikts dem oder den Angreifern keinerlei irgendwie geartete Unterstützung zuteil werden lassen.

Artikel 3.

Die vertragschließenden Parteien, die ebenso an der Aufrechterhaltung des allgemeinen Friedens wie an der Sicherheit im östlichen Mittelmeer interessiert sind, verpflichten sich zu gemeinsamen Beratungen, um die Durchführung ihrer Verpflichtungen sicherzustellen und sich gegenseitig die zu diesem Zweck notwendigen Erleichterungen zuzugestehen, sobald eine Lage auftreten sollte, deren Entwicklung die Möglichkeit einschließt, die Garantieverpflichtung spielen zu lassen, die für beide Teile aus dem Garantievertrag über die territoriale Unantastbarkeit des Sandschak vom 29. Mai 1937 hervorgeht.

Es ist klar, daß Artikel 2 eine Bindung und Frontstellung der Türkei ähnlich der im Weltkriege für alle Zeiten ausschalten soll. Weiß man dazu, daß Frankreich sich gegenwärtig sehr bemüht, den Nordosten Syriens, die ölreiche Djesireh, in seinen Alleinbesitz zu bekommen, so wird das undurchsichtige Spiel klar. Paris möchte sich die türkische Hilfe sichern, wenn es das Petroleum Nordsyriens und den ungehinderten Abfluß nach dem Libanongebiet seinem Kolonialbesitz einverleibt.

Starke und unabhängige Türkei

Das deutsche Interesse daran, daß die im Weltkrieg mit uns verbündete Türkei heute wieder eine ausschlaggebende politische Rolle im Orient spielt, ergibt sich nur aus unseren wirtschaftlichen Beziehungen, die um so besser sein werden, je entschiedener die moderne Türkei eine unabhängige Linie ihrer Politik und Wirtschaftsführung bewahrt.

Wenn unser politisches Interesse im Nahen Osten nur allgemeiner Art ist, insoweit es von der wirtschaftlichen Seite her bestimmt wird, so ergibt sich daraus auch wieder, daß es unserem Interesse widersprechen muß, die Türkei einseitig an imperialistische Gruppierungen gebunden zu sehen und damit Einflüssen nachzugeben, die nicht im national-türkischen Interesse liegen. Je eifersüchtiger die Türkei hierüber wacht, um so fruchtbarer werden sich die deutsch-türkischen Beziehungen entwickeln. Dafür, daß fremde Einflüsse daran arbeiteten, die deutsche wirtschaftliche Betätigung in der Türkei in den letzten 20 Jahren zurückzudrängen, gibt es Beispiele genug. Unter den Elementen, die in der Türkei gegen uns arbeiten, befinden sich auch die Dönmes, die in der Türkei vielfach an leitenden Stellen sitzen und die besonders einen Teil der Presse beherrschen. Bei den Dönmes handelt es sich um Abkömmlinge von Juden, die im 16. Jahrhundert aus Spanien nach der Türkei ausgewandert und dort zum Islam übergetreten sind. Wir denken natürlich gar nicht daran, diese Dönmes anzugreifen oder zu verunglimpfen. Sie haben sich im 16. Jahrhundert zum Mohammedanismus bekehrt und sind somit für uns Türken. Wir müssen aber zur Zeit mit ihnen als Gegnern rechnen. Besonders die Zeitung „Tan" ist das ausgesprochene Sprachrohr der gegen uns eingestellten Dönmes. Sie ist erst jüngst wegen beleidigender Artikel, die sich gegen den Staatschef Kemal Atatürk richteten, auf Monate verboten worden.

Eine Zeitlang drohte der Einfluß der Dönmes in Verbindung mit jüdischen Kreisen auch das wirtschaftspolitische Verhältnis zwischen der Türkei und Deutschland zu trüben, aber dieser Angriff kann wohl heute als abgeschlagen angesehen werden. Die Versuche, Mißtrauen gegen unsere handelspolitischen Ziele zu säen, mußten an unserer eindeutigen Haltung scheitern. Die letzten deutsch-türkischen Wirtschaftsverhandlungen vom Juli 1938 haben zur Genüge gezeigt, daß sich die deutsche und türkische Wirtschaft zu beider eigenem Nutzen hervorragend ergänzen. Es ist besonders zu begrüßen, daß die Versuche gewisser Stellen, eine Art Kontingentierung des deutschen und türkischen Handelsumsatzes festzulegen,

Digitized by Google

gescheitert sind. Nach der amtlichen Verlautbarung von Ende Juli 1938 sind alle Voraussetzungen für eine Erweiterung des gegenseitigen Warenaustausches gegeben und es ist damit zu rechnen, daß auf Grund der Vereinbarung eine wesentliche Steigerung der deutschen Ausfuhr nach der Türkei und der türkischen Ausfuhr nach Deutschland eintreten wird.

Syrien — Libanon

Spannungsfeld der Mächte-Politik

(Von einem gelegentlichen Mitarbeiter.)

Damaskus, Anfang September.

Zwischen den südlichen Vorgebirgen des Taurus, der arabischen Wüste, dem Land zwischen Euphrat und Tigris und dem Mittelländischen Meer liegt das heutige französische Mandatsgebiet Syrien-Libanon. Dieses Land ist durch die Auseinandersetzungen um den Sandschak von Alexandrette wie durch die panarabische Bewegung wieder in den Vordergrund eines allgemeinen politischen Interesses gerückt. Ohne Zweifel begegnen sich in diesem Raum Kräfte, die in den kommenden Jahrzehnten eine Rolle spielen werden. Das Gebiet zerfällt, wie schon der Name andeutet, in die seit 1919 unter französischer Mandatsverwaltung stehenden Staaten Syrien und Libanon. Syrien ist ein vorwiegend von Mohammedanern bewohnter Staat, während der Libanon seine Existenz den seit langem in starkem Gegensatz zu den Mohammedanern lebenden christlichen Maroniten und anderen Sekten verdankt. Die Bevölkerung des Mandatsgebietes ist aus verschiedenen Völkern und Stämmen zusammengesetzt. Fast alle Völker des Morgen- und Abendlandes haben bei dem syrisch-libanesischen Volk Pate gestanden. Den Urbewohnern, Aramäern, Hebräern, Phöniziern, die semitischen Ursprungs waren, haben sich im Laufe der Geschichte Ägypter, Babylonier, Perser, Venezianer, Römer, Griechen, Araber, Türken, Kurden und Armenier hinzugesellt. Zu dem Syrien der Vergangenheit gehörten außerdem Palästina und Transjordanien, über die heute England das Mandat innehat, während die östlich des Euphrat liegenden Gebiete des alten Mesopotamien — die heutige Djesire — nach dem Zusammenbruch des Ottomanischen Kaiserreiches durch eine Vereinbarung zwischen England und Frankreich zu Syrien gekommen sind.

Aus ruhmreicher Vorzeit

Bauten und Denkmäler aus fast allen Epochen der Geschichte der Menschheit künden davon, daß Syrien ältester Kulturboden ist. Aus zahlreichen Funden ist festgestellt worden, daß das Land schon etwa 4000 bis 5000 Jahre vor unserer Zeitrechnung bewohnt war. In dem weiten Gebiet zwischen Taurus und arabischer Wüste, der Völkerbrücke zwischen Europa, Asien und Afrika, herrschte ein ständiges Kommen und Gehen, Entstehen und Vergehen von Völkern, Staaten und Kulturen. In das geschichtliche Bewußtsein tritt Syrien durch seine große Blütezeit im Zeitalter der Phönizier, die die Küste des heutigen Libanon bis hinauf nach Lattaquie bewohnten. Ihre Spuren finden sich fast überall am Mittelländischen Meer. Sie waren die unbestritten besten Seeleute des Altertums und u. a. die Gründer des alten Karthago. Von ihrer hohen Kultur sprechen die im Museum von Beirut befindlichen Goldarbeiten. Im Jahre 606 vor unserer Zeitrechnung nahm Nebukadnezar, der Herrscher von Babylon, das Land in Besitz, beseitigte alle kleinen Teilherrschaften und machte aus Syrien einen straff geleiteten Verwaltungsbezirk seines Reiches. Es folgten die Perser, die im Jahre 333 vor unserer Zeitrechnung von Alexander dem Großen abgelöst wurden, dessen Nachfolger schon 312 Seleucus, einer seiner Generale, als Begründer der Seleuciden-Dynastie wurde. Hauptstadt dieses Reiches wurde das heutige Sueidie im Gebiet des Sandschak Alexandrette. Das von den Nachfolgern Seleucus' gut verwaltete Land wurde durch Pompejus im Jahre 64 zu einem Teil des Römischen Weltreiches gemacht, in dessen Verband es zuletzt unter byzantinischer Herrschaft bis zur Mitte des 7. Jahrhunderts verblieben ist. Die Römerherrschaft brachte dem Land wieder größte Blüte. Die Reste mächtiger Heerstraßen, zahlreiche Brücken, die in den Himmel strebenden Säulen des Jupitertempels in Baalbeck und die Labyrinte der ungezählten toten Städte Nordsyriens sind ein Beweis für den Stand der hohen Entwicklung des Landes zur Zeit Roms und später Byzanz'. Das Land, das heute 2 500 000 Einwohner zählt, soll Ende des 6. Jahrhunderts, als die Herrschaft Ostroms in Syrien unter den Schlägen der Perser und der mohammedanischen Araber zur Neige ging, über 7 Millionen Einwohner gezählt haben. Jahrhundertelang war Syrien die Kornkammer Roms ge-

Digitized by Google

wesen, häufig waren Syrer in der Hauptstadt des Weltreiches zu einflußreichen Stellen gelangt, 4 Syrer waren Kaiser Roms geworden (Septimius Severus, Caracalla, Heliogabalus, Alexander Severus).

Nach dem Einfall der Araber in Damaskus wurde 656 das erbliche Kalifat unter dem Kalifen Omar begründet, das jedoch schon in der Mitte des 8. Jahrhunderts wieder unter den Angriffen der in Mesopotamien residierenden Abassiden zerbrach. Zu dieser Zeit wurde die mächtige Omayadenmoschee in Damaskus, die ursprünglich ein Bau der Byzantiner war, zu einer der wichtigsten Kulturstätten des Islams. Im 11. Jahrhundert wurde das verfallene Reich eine leichte Beute der Seldjouken.

Ohne tiefer ins Land eindringen zu können, erschienen dann Ende des 11. Jahrhunderts die Kreuzfahrer aus West- und Mitteleuropa, um das Heilige Land von den Arabern zurückzuerobern. Sie gründeten die Grafschaft Tripoli und das Königreich Jerusalem. Eine Menge starker Burgruinen, deren berühmteste der nördlich von Tripoli im Alaouitengebiet gelegene Craque des Chevaliers ist, künden von einer der unerhörtesten und letzten Endes nutzlosesten Kraftanstrengungen des Abendlandes.

Das Christentum hatte frühzeitig in Syrien eine große Blüte erlebt. Städte wie Antiochien und Damaskus waren zu Zentren des Frühchristentums geworden. Unter dem Ansturm der glaubensbesessenen Anhänger Mohammeds waren jedoch zahlreiche Positionen verlorengegangen. Ihr Hauptkontingent hatte sich in das unzugängliche Gebiet des heutigen Libanon zurückgezogen. Die Christen des Mandatsgebietes zählen etwa 650 000 Köpfe, d. h. ein Viertel der Bevölkerung. Sie zerfallen in Unionisten und nichtkatholische Christen. Der weitaus größte Teil der christlichen Bevölkerung wohnt in der Republik Libanon, wo die Maroniten (Unionisten) mit 250 000 Köpfen das politisch einflußreichste Element des Landes bilden. Als nächststärkste Gruppe folgen die nichtkatholischen Griechisch-Orthodoxen mit 150 000 Köpfen. Diese erfreuten sich vor dem Kriege des besonderen Schutzes Rußlands. Die restlichen Christen zerfallen in etwa 12 Sekten, von denen die stärkste Gruppe die gregorianischen Armenier mit 100 000 Köpfen sind.

Die zahlreichen inneren und äußeren Zwistigkeiten seit dem Untergang der oströmischen Herrschaft hatten dem blühenden Lande bereits viel geschadet. Das Unglück wurde vollkommen, als um die Mitte des 13. Jahrhunderts die in Ägypten sitzenden Mameluken die Kalifendynastie Saladins des Großen ablösten und die Herrschaft in Syrien an sich rissen. Sie hausten besonders in dem Gebiet der Kreuzritterreiche und zerstörten von Antiochien bis Jaffa alles, was zu zerstören war.

Unter der Herrschaft des Sultans

Im Jahre 1516 zerschlug der Türke Ottoman Selim I. das Mameluckenreich und übernahm das Kalifat, dessen Sitz bis 1920 in der Türkei verblieb. Die 400 Jahre dauernde Herrschaft des Ottomanischen Kaiserreiches hat dem Lande wenig Nutzen gebracht. Von einer eigentlichen Herrschaft der Pforte konnte nicht die Rede sein. Man beschränkte sich in Konstantinopel darauf, die Provinzen des weiten Reiches als eine Art Lehen an den zu vergeben, der bereit war, die höchste „Pachtsumme" zu zahlen. Der Lehensmann hatte den Titel Gouverneur und herrschte bei dem Mangel an Verbindungen mit der Hauptstadt fast als unbeschränkter Herrscher. Kleinere Strafexpeditionen, Überfälle, Mord und Totschlag waren an der Tagesordnung. Die einst blühende Landwirtschaft war praktisch vernichtet, die Obstkulturen und Weingärten vielerorts abgeholzt, und auf den weiten Flächen, auf denen einst Roms Weizen gebaut wurde, fanden auf niedriger Kulturstufe stehende Nomaden ein geringes Auskommen durch Schaf- und Ziegenzucht.

Während der ottomanischen Herrschaft prägte sich der schon lange bemerkbare Gegensatz zwischen dem christlichen Libanon und dem mohammedanischen Syrien stärker aus. Das Land hatte zwar durch die Araber das einigende Band einer gemeinsamen Sprache bekommen, war jedoch durch die Einführung des mohammedanischen Glaubens stärker in sich gespalten worden als zuvor. Der Libanon genoß immer mehr eine Sonderstellung im Rahmen der Provinz Syrien. Die im Jahre 1842 durchgeführte Schaffung eines rein maronitischen Caimacan (entspricht einem Kreis) und eines gemischten Caimacan im Südlibanon hatte insbesondere die in diesem wohnenden und sich beeinträchtigt fühlenden Drusen empört. Im Jahre 1860 kam es zu Christenverfolgungen im Südlibanon, daneben auch in Damaskus und im Hermongebiet, die ein Eingreifen der Pforte und Frankreichs, das seit den Zeiten der Kreuzzüge dem Libanon

Digitized by Google

immer wieder materielle Unterstützung hatte zuteil werden lassen, auslöste.

Nach Ausbruch des Weltkrieges erhielt der Libanon eine militärische Besatzung, deren Generalkommando in Aley lag. Nach dem Zusammenbruch der Mittelmächte kamen Anfang Oktober 1918 die Engländer auf dem Landwege und die Franzosen auf dem Seewege an, um vom Libanon Besitz zu nehmen. Bis zur Einrichtung der Mandatsverwaltung, die seit 1920 ebenso wie in Syrien Frankreich mit wechselndem Erfolg im Orient vertritt, sollte noch einige Zeit vergehen.

Hatte sich der Libanon eine Sonderstellung zu verschaffen gewußt, so war die Verwaltungseinteilung Syriens unter ottomanischer Herrschaft häufig Veränderungen unterworfen worden. Selbst nach der großen türkischen Verwaltungsreform von 1864, die die Einteilung in Villayettes (Provinzen) und Sandschaks (Kreise) brachte, waren mehrfach innere Grenzveränderungen vorgenommen worden. Im Jahre 1880 wurde der Sandschak Jerusalem endgültig von dem Villayette Damaskus, dem die Sandschaks Damaskus, Hauran, Jerusalem, Akkon, Beirut, Hama, Tripoli und Lattaquie unterstanden, abgetrennt, um fortan den Grundstein für das kommende englische Mandatsgebiet Palästina zu bilden. 1888 wurden einige neue Villayettes geschaffen. Bei Ausbruch des Weltkrieges bestanden in Syrien außer dem autonomen Gebiet Berg-Libanon und dem ebenfalls autonomen Sandschak von Jerusalem die Villayettes von Aleppo, Damaskus, dem u. a. auch das heutige Transjordanien mit der Bezeichnung Sandschak von Kerak unterstand, und Beirut, zu dem das heutige Nordpalästina gehörte. Damaskus war Sitz des Generalkommandos des 8., Aleppo seit 1913 Sitz des 6. türkischen Armeekorps.

Diplomaten bestimmen Syriens Schicksal

Das französische Interesse nahm im 19. Jahrhundert an diesem Gebiet sichtlich zu. Man denke nur an den Zug Napoleons an die Levanteküste, der ihn bis vor Akkon führte, wo sein Unternehmen im Jahre 1799 ein Ende fand, und die Entsendung französischer Truppenteile zur Befriedung des Libanon nach den Christenmetzeleien des Jahres 1860. Es war daher nur die Wiederaufnahme des bonapartistischen Imperialismus, wenn die Franzosen eine Besitzergreifung der Levantestaaten als eines ihrer Kriegsziele ansahen, das sie sich bereits im Mai 1916, als Frankreichs Stern tief gesunken war, durch ein Abkommen mit den Engländern, das sogenannte Sykes-Picot-Abkommen, sicherten. Frankreich zielte nach Mossul. Auch wollte es sein zukünftiges Reich in der Levante nach Norden hin um das türkische Kilikien erweitern, beides Absichten, die angesichts des zähen Widerstandes englischer Diplomaten und andererseits türkischer Soldaten scheiterten. England arbeitete damals seinem Verbündeten bei der Durchführung seiner Ziele vor, indem es bereits im Jahre 1915 — wenn auch mit Schwierigkeiten — in Verhandlungen mit dem Großscherif Hussein von Mekka erreichte, daß die Bezirke Mersina und Alexandrette sowie der westlich der Strecke Aleppo, Hama, Damaskus liegende Teil Syriens als nicht rein arabisch nicht in das nach Kriegsschluß zu gründende Großarabische Reich einzubeziehen sei. Für den Libanon war von vornherein eine Sonderstellung vorgesehen.

Die geheimen Kriegsverträge der Alliierten sind zwar nicht in der Frankreich ursprünglich zugesicherten Form verwirklicht worden — die Franzosen erhielten infolge des Widerstandes der englischen Ölinteressenten das Mossulgebiet im nördlichen Irak nicht —, brachten ihm jedoch in der Konferenz von San Remo vom 25. April 1920 das Mandat über Syrien-Libanon ein. Der Völkerbund hat im Jahre 1922 die Beschlüsse von San Remo bestätigt. — An der Spitze der Mandatsverwaltung steht ein französischer Oberkommissar, zur Zeit der frühere Botschafter Frankreichs in China, Graf de Martel. Unter seinen Vorgängern befinden sich berühmte Franzosen wie Weygand und de Jouvenel. Bei den Regierungen der Staaten des Mandatsgebietes ist der Oberkommissar durch sogenannte délégués vertreten.

Ärger für den neuen Herrn

Bis zur endgültigen Befriedung des Mandatsgebietes sollte noch geraume Zeit vergehen. Da das Mandatsrecht im Verhältnis zur Türkei mangels Bestätigung des Diktats von Sèvres vom 10. August 1920 unwirksam geblieben war, erkannte die Türkei ihre Grenzen mit dem Mandatsgebiet nicht an, sondern zog gegen Frankreich zu Felde. Die militärischen Operationen, das sogenannte kilikische Abenteuer, die unverhältnismäßige Opfer forderten, machten Frankreich verständigungsbereit. Im März 1921 erklärte es sich in London mit der jetzigen Grenze des

Digitized by Google

Mandatsgebietes, die Kilikien ungeteilt bei der Türkei beläßt, jedoch den Sandschak von Alexandrette zu Syrien schlägt, einverstanden. Schon im Jahre 1919 hatte Atatürk das ganze Gebiet zwischen Taurus und Antiochien, d. h. auch den Sandschak von Alexandrette, zurückverlangt. Die Türkei war dann infolge des griechischen Krieges trotz anfänglicher Weigerung der großen Nationalversammlung in den Verhandlungen mit Franklin-Bouillon in Ankara im Herbst 1921 gezwungen, die in dem Londoner Vertrag vom März desselben Jahres festgelegte neue Grenze anzuerkennen und die im Sandschak von Alexandrette wohnende türkische Minderheit (etwa 35 bis 40 Prozent der Gesamtbevölkerung) unter französischer Oberherrschaft zu belassen. Sie erreichte aber eine Erweiterung der Rechte der vom Mutterlande abgetrennten Bevölkerung. Seit 1921 gibt es die sogenannte Sandschakfrage, die immer wieder die Interessen der Weltöffentlichkeit auf sich gezogen hat und erst in diesen Tagen durch Frankreich und die Türkei gegen den Protest Syriens durch ein Freundschafts- und Militärbündnis einer neuen Lösung zugeführt worden ist.

Am 1. September 1920 hatte General Gouraud, der erste französische Oberkommissar, eine Zivilverwaltung verkündet, nach der die folgenden vier voneinander unabhängigen Staaten, die sich an die alte ottomanische Einteilung anlehnten, gebildet wurden: Großlibanon, Alaouitengebiet, Damaskus und Aleppo. Der Sandschak von Alexandrette wurde Aleppo zugeteilt, erhielt jedoch bereits im August 1921 vor Abschluß der Verhandlungen Franklin-Bouillons in Ankara ein besonderes Verwaltungssystem.

Auch im Innern waren einige Schwierigkeiten zu überwinden gewesen. In Damaskus war im Herbst 1918 Feisal, der älteste Sohn des Großscherifs von Mekka, mit dem zusammen Oberst Lawrence seinen berühmten, wenn auch in der Wirkung bescheidenen Aufstand in der Wüste organisiert hatte, eingezogen, um für seinen Vater von den nördlichen Gebieten Arabiens Besitz zu ergreifen. Anfang 1920 war er zum König ausgerufen worden. Feisal wollte von den Franzosen nichts wissen und beantwortete ein an ihn ergangenes Ultimatum nicht. Am 24. Juli 1920 kam es zu einem Gefecht zwischen den Truppen Feisals und Gourauds bei Meisaloun auf der Strecke zwischen Beirut und Damaskus. Feisal wurde geschlagen. Einige Grabmäler schmücken heute die Stätte, an der Araber einem überlegenen Feind gegenüber versuchten, ihre ihnen feierlich von England zugesicherte Freiheit in einem großarabischen Reich zu sichern. Feisal mußte fliehen und wurde später von England, das in den ersten Nachkriegsjahren im Vorderen Orient im scharfen Wettbewerb mit Frankreich stand, mit dem Thron des Irak entschädigt, den heute sein Sohn Ghazi I. innehat. Im Jahre 1921 mußte die Mandatsverwaltung dann einen Aufstand im Alaouitengebiet unterdrücken. Sehr viel ernster war eine Aufstandsbewegung der nach Autonomie verlangenden Drusen im Süden des Landes. Die Bewegung wurde um so gefährlicher, weil offenbar Verbindungen zwischen den Arabern Nordafrikas, die unter Abd el Krim einen Verzweiflungskampf gegen Frankreich fochten, und den aufständischen Syrern bestanden. Die Franzosen wurden der Lage daher erst Herr nach der Niederlage der Afrikaner und dem Freiwerden von Truppen. Damaskus hat damals durch eine Beschießung durch General Sarrail schwer gelitten.

Die Mandatsverwaltung lebt jetzt mit den Drusen in leidlichen Beziehungen. Die Drusen haben die ihnen zugestandene Autonomie im Jahre 1936 wieder aufgegeben und sich Damaskus unterstellt. In den vergangenen Monaten und Wochen waren jedoch ebenso wie in anderen Gebieten Syriens (Alaouiten, Djésiré) Autonomiebestrebungen zu spüren, die der jetzigen Regierung des Nationalen Blocks, die ohnehin durch die sehr schlechten Beziehungen zur Türkei schwer zu kämpfen hat, Sorgen bereiten.

Syriens Kampf um Souveränität

Die Entwicklung Syriens zu einem geordneten Staatswesen vollzog sich, nachdem der nationale Aufstand im Jahre 1926 niedergeschlagen war, keineswegs normal. Der im Jahre 1925 verhängte Belagerungszustand wurde erst im Februar 1928, nach der Bildung einer Regierung unter dem Scheich Tage-Edine, dem bisherigen Bürgermeister von Damaskus, aufgehoben. Dieses Kabinett stellte eine vorläufige Lösung ohne verfassungsmäßige Grundlage dar. Es hatte die Aufgabe, die Wahlen zur Nationalversammlung vorzubereiten und die Einbringung der neuen Verfassung vorzunehmen. Die von der im Sommer 1928 gewählten Nationalversammlung eingereichten Verfassungsvorschläge hätten bei

Digitized by Google

Verwirklichung die Aufhebung des Mandats bedeutet. Eine der Hauptforderungen der syrischen Nationalisten war der syrische Einheitsstaat, ein Ziel, dessen Verwirklichung 1936/37 nach der Machtergreifung durch den Nationalen Block und nach der Aufhebung der Selbständigkeit des Alaouitengebietes und des Djebel Druse fast gekommen zu sein schien. Frankreich nahm jedoch im Jahre 1928/29 als Mandatar die hochgespannten Forderungen der syrischen Nationalisten nicht hin. Der damalige französische Oberkommissar, Ponsot, jetzt Frankreichs Botschafter in Ankara, sah sich mit Rücksicht auf die unnachgiebige Haltung der Nationalversammlung genötigt, die Sitzungen zweimal auf drei Monate auszusetzen und schließlich zur Auflösung der Versammlung zu schreiten. Da eine Verständigung nicht zu erzielen war, erließ das Oberkommissariat nach Absetzung von Tage-Edine im Mai 1930 Verfassungen für die einzelnen Gebiete des Mandats (mit Ausnahme des Libanon, der bereits seit 1926 seine eigene Verfassung hatte). Der bisherige Ministerpräsident, der sich übrigens auch als Thronkandidat für geeignet hielt, hatte während seiner Ministerpräsidentschaft gleichzeitig de facto die Stellung eines Präsidenten der Republik. Tage-Edine kehrte im Herbst 1934 noch einmal, durch den Oberkommissar Graf de Martel gerufen, auf seinen früheren Posten zurück, nachdem die Nationalisten, die sich zu einem immer fester gewordenen „Block" zusammengeschlossen hatten, sich mit dem Oberkommissar über einen seit 1932 immer greifbarer werdenden franko-syrischen Vertrag nicht hatten einigen können. Der erste Entwurf dieses Vertrages kam in Damaskus am 16. Dezember 1933 gegen die bessere Überzeugung der Nationalisten zustande. Die neuerliche Ernennung Tage-Edines hatte zur Folge, daß sich der „Nationale Block", wie er heute allgemein heißt, entschloß, unter allen Umständen die Macht zu ergreifen. Gewaltmaßnahmen der Mandatsverwaltung, Verurteilungen und Verbannungen angesehener Mitglieder des Blocks anläßlich der syrischen Aufstandsbewegung um die Jahreswende 1935/36 konnten der Bewegung keinen Abbruch mehr tun. Im Februar 1936 lenkte Graf de Martel ein. Tage-Edine trat ab und lebt seitdem ohne Aussicht, in seine Heimat zurückkehren zu können, in Paris.

Im September 1936 kam es dann nach Verhandlungen zwischen der französischen Regierung, die durch die verständigungsbereite Volksfront gebildet wurde, und einer syrischen Delegation unter dem Vorsitz des jetzigen Präsidenten der syrischen Kammer, Fares el Khouri, zum Abschluß des französisch-syrischen Freundschaftsvertrages. Im Dezember 1936 errangen die Nationalisten einen Wahlsieg, der ihnen am 21. Dezember 1936 die Präsidentschaft der Republik und die Bildung einer neuen Regierung unter dem Vorsitz von Mardam Bey eintrug. Die Ratifikation des Freundschafts- und Bündnisvertrages mit Frankreich durch das syrische Parlament folgte alsbald. Der Vertrag sieht als wichtigsten Punkt vor, daß drei Jahre nach der Ratifikation die Aufnahme Syriens in den Völkerbund und damit automatisch der Übergang aller Verpflichtungen Frankreichs aus der Mandatsakte und aus internationalen Abkommen auf Syrien erfolgen soll.

Hindernisse vor dem Ziel

Die aus dem Vertrag hinsichtlich des Sandschak mit der Türkei entstandenen Schwierigkeiten waren für die neue Regierung angesichts ihrer in Aussicht stehenden Souveränität ebenso unangenehm wie die zusätzlichen Forderungen der Mandatsmacht, die u. a. auf eine Verlängerung des Emissionsrechts der in französischen Händen befindlichen Banque de Syrie et du Liban und die Garantie einer Ölkonzession für die Iraq Petroleum Company hinauslaufen. Es heißt sogar, daß Frankreich eine Erweiterung der ursprünglich nur schwachen Militärklauseln wünscht. Trotzdem die Nationale Regierung Schritt für Schritt, nur um die Ratifikation des Vertrages durch die französische Kammer sicherzustellen, zurückgewichen ist, kann mit einer Ratifikation des Vertrages, die unter Umständen von einem weiteren Nachgeben Syriens in der Frage des Sandschak von Alexandrette abhängig gemacht wird, nicht vor Herbst d. J. gerechnet werden. Zur Zeit kämpft die Regierung außer um den Sandschak von Alexandrette um die Einigkeit des Landes, die durch autonome Bestrebungen des Djebel Druse, des Alaouitengebiets und der Djésiré bedroht ist. Frankreich hofft, sich durch das

Digitized by Google

Zugeständnis besonderer Garantien für die christlichen Bevölkerungsteile des syrischen Obermesopotamiens seinen Einfluß in dem wegen seines Ölvorkommens wichtigen Gebietsteil sichern zu können. Es wird abzuwarten sein, ob sich die Regierung gegenüber den schweren Belastungsproben durchsetzen wird, zumal die ganze Kraft des Landes durch die Bedrohung der Nordgrenze festgelegt wird.

Eine Wendung zu panarabischen Ideen

Damaskus gilt heute mehr als die anderen Hauptstädte der arabischen Staaten als Zentrum des panarabischen Gedankens. In Syrien ist daher auch die Anteilnahme an dem Geschick Palästinas sehr rege. Häufig haben sich auf Anregung der syrischen Regierung Vertreter Arabiens in Syrien zusammengefunden, um gemeinsame Fragen zu besprechen. Die Bemühungen der syrischen Politiker, die panarabische Frage vorwärtszubringen, müssen jedoch so lange erfolglos bleiben, als nicht die Regierungen der übrigen arabischen Staaten sich dazu verstehen, eine Außenpolitik unter größeren Gesichtspunkten und nicht nur unter den Gesichtspunkten der Bedürfnisse des eigenen Landes zu führen.

Deutschland begegnet in Syrien freundschaftlichen Gefühlen. Die Zahl der an deutschen Bildungsstätten studierenden Syrer wächst ständig. Die Handelsbeziehungen zwischen Syrien, Libanon und dem Reich sind durch ein Zahlungsabkommen vom 30. Januar 1937 geregelt, welches beiden Ländern ermöglicht, die schon bestehenden Verbindungen zu erweitern.

Karikatur der Demokratie

Die Republik Libanon ist am 23. Mai 1926 ausgerufen worden. Ebenso wie Syrien hat sie eine demokratische Verfassung. An ihrer Spitze steht ein Präsident. Das Ministerium wird zur Zeit aus 7 Ministern gebildet. Das Parlament besteht aus 63 Abgeordneten. Bisher kann von einem reibungslosen Arbeiten dieses für das kleine Land (etwa 10 000 Quadratkilometer) viel zu umfangreichen Regierungsapparates nicht gesprochen werden. Ein Kabinett folgt dem andern, bevor es Gelegenheit gehabt hat, zur Arbeit zu gelangen. Regionale Gegensätze zwischen Nord- und Südlibanon wirken sich ebenso wie Eifersüchteleien zwischen Christen und Mohammedanern hemmend aus. Die Finanzen des Staates sind durch einen ebenso wie Regierung und Parlament aufgeblähten Beamtenstab schwer belastet. Über 85 Prozent des gesamten Budgets werden für Personalausgaben verwendet. Die Einnahmequellen des Staates sind nicht erheblich. Man beginnt jedoch, aus dem jedes Jahr stärker werdenden Zustrom an Sommer- und Wintergästen bemerkenswerte Erträge zu erzielen. Der Libanon mit seinen herrlichen Luftkurorten ist im ganzen Orient berühmt.

Die christlichen Libanesen neigen politisch stark zu Frankreich, dem sie politische Existenz und Sicherheit verdanken. Hieran ändert auch die Tatsache nichts, daß die in ihren Maßnahmen nicht immer glückliche Mandatsverwaltung zur Zeit fast ebenso unbeliebt geworden ist wie in Syrien. Der Libanon hat von der immer mehr nach Selbständigkeit verlangenden Stimmung der arabischen Nationalisten insofern profitiert, als die Regierung des Front Populaire im gleichen Augenblick wie mit Syrien zum vorläufigen Abschluß eines Freundschaftsvertrages mit dem Libanon geschritten ist, der mit Ausnahme einiger Militärklauseln, die den Libanon auch in Zukunft fest an Frankreich binden, dem französisch-syrischen Vertrage gleicht. Nach der bereits im März 1936 erfolgten Ratifizierung dieses Vertrages durch das Libanesische Parlament steht die Ratifizierung durch die französische Kammer immer noch aus. Die Libanesen, unter denen sich übrigens viele befinden, die den Segen der Selbständigkeit bezweifeln, werden immer wieder vertröstet.

Mangels gemeinsamer Grenzen stehen die Libanesen dem Machtstreben der Türkei im Norden Syriens mit einer gewissen Indifferenz gegenüber. Man ist jedoch auch hier gelegentlich über Sympathiekundgebungen zugunsten der Türkei in Beirut, Saida und Tripoli unangenehm überrascht gewesen. Mit Palästina unterhält der Libanon ebenso wie Syrien rege Handelsbeziehungen. Welcher Art diese sind, ergibt sich auch daraus, daß ein großer Teil der für die arabischen Aufständischen in Palästina bestimmten Waffen über die libanesisch-palästinensische Grenze geht. Ch.

Digitized by Google

...) ...
... Ent-
...kriegs-
... ein genialer
... mit der wirt-
... Osens für den
... del. Die Bag-
... dung des direkten
... Europas bis nach
... Weg, der bedeutend
... zu bewältigen war als
... Wie unerwünscht Eng-
... das deutsche Bahnprojekt
... die vielen Störungsversuche
... Schwierigkeiten, die briti-
...rend der Verhandlungen mit
...diesem Landweg interessierten
...gemacht wurden. Trotz aller an-
... Ablehnungen stimmte England
... Endes zu, und das große Werk
... in Angriff genommen.

Kurz vor Ausbruch des Deutsch-Französ...chen Krieges von 1870/71 war bereits von einem österreichischen Konsortium mit dem Bau des Landweges in Europa begonnen. Die erste Etappe war der Bau der „Transbalkanbahn" auf europäischem Gebiet, die Mitteleuropa mit Konstantinopel verbinden sollte. 1888 war diese Strecke bereits fertiggestellt, der Anschluß Europa—Konstantinopel auf dem Schienenwege Tatsache geworden. Als zweiten Abschnitt baute zur selben Zeit die türkische Regierung die „Transanatolische Bahn", die von Konstantinopel bis Aleppo führen sollte. (Bei Ausbruch des Weltkrieges war auch diese Linie bereits fast betriebsfähig, nur das Meisterstück dieses Baues, der 3795 Meter lange Taurustunnel wurde erst im Laufe des Krieges betriebsfertig.)

Die Bagdadbahn, die von einem deutschen Konsortium unter Führung der Deutschen Bank (auch französisches Kapital war daran interessiert) gebaut werden sollte, hätte die restliche Verbindung, den dritten Abschnitt bis zum Persischen Golf, herstellen sollen. Mit dem Bau wurde im Jahre 1899 begonnen. Die Linienführung war so vorgesehen, daß die Bahn in Aleppo an die „Transanatolische Bahn" angeschlossen werden sollte, von dort in nordöstlicher Richtung nach Nisibin weitergeführt, um dann in einem Knick nach Süden über Mosul nach Bagdad und Basra am Persischen Golf zu gelangen.

Krieg zerstört den Schienenstrang

An zwei Stellen gleichzeitig wurde mit dem Bahnbau begonnen. Man baute von Bagdad einen Strang in nördlicher Richtung nach Mosul und von Aleppo her auf Nisibin zu. Die sich entgegenkommenden Schienenstränge sollten sich ungefähr bei Mosul vereinigen. Im August 1914 war die Bagdadbahn von Aleppo herkommend fast bis Nisibin fertiggestellt. Auch die andere Strecke von Bagdad nach Mosul war bereits bis Samarra (135 Kilometer nördlich von Bagdad) gelegt und wurde befahren. Der Krieg machte der Fertigstellung der Bahn ein plötzliches Ende. Das gesamte Material für den Bau, ferner Lokomotiven und rollendes Material, waren von Deutschland eingeführt und auf dem Seewege nach Basra verladen worden. Durch die Kriegshandlungen war die weitere Zufuhr jeglichen Materials auf dem Seewege unterbunden. Trotz dieser Umstände wurde im ersten Kriegsjahr an dem Abschnitt Bagdad—Mosul die Strecke bis Beiji über Samarra hinaus weitergebaut. Der Bahnkörper war bester Unterbau, geschottert und mit Eisenschwellen belegt. Die Stationsgebäude und Wohnhäuser der Beamten errichtete man aus festem Material. Sie wurden mit Steinmauern, die mit Schießscharten versehen waren, umgeben, um gegen eventuelle räuberische Überfälle nomadisierender Beduinen gesichert zu sein. Diese bauliche Vorsichtsmaßnahme erwies sich allerdings als unnötig, denn diese Bahnstrecke wurde weder von Beduinen noch von englischen Truppen in späterer Zeit angegriffen. Während des Krieges verwandte man die Bahn ausschließlich für Heerestransporte. Die Verbindung mit Europa wurde durch Lastkraftwagen-Pendelverkehr zwischen den beiden Eisenbahnenden Nisibin und Beiji aufrechterhalten.

Drei Jahre widerstand die türkische Armee in Mesopotamien allen feindlichen Angriffen. Erst im Frühjahr 1918 mußte sie der starken englischen Landungsarmee weichen. Beim Rückzug wurden fast alle Stationen der Bagdadbahn von den Türken gesprengt, die Lokomotiven, ausschließlich deutsches Fabrikat, unbrauchbar gemacht. Die Schienenstränge und der Unterbau, soweit als möglich, ebenfalls zerstört. 1918

Digitized by Google

schien das Schicksal der Bagdadbahn endgültig besiegelt zu sein. Aber bald nach der Eroberung Mesopotamiens durch die Engländer begannen diese die zerstörten Stellen der Bahn wiederherzustellen. England glaubte nun doch, die Notwendigkeit und Existenzberechtigung der Bagdadbahn erkannt zu haben. Die Linie von Bagdad von Norden über Beiji, die bereits bis Shergat vortrassiert war, wurde weitergeführt. So entstand eine Verlängerung der Strecke um weitere zirka 175 Kilometer, so daß rund 300 Kilometer Bagdadbahn in nördlicher Richtung nach und nach fertig wurden.

Frankreich und England als Rivalen

Von Basra, der Lande- und Operationsbasis des englischen Mesopotamienheeres, wurde ebenfalls eine Bahn in Richtung auf Bagdad in Angriff genommen. Die Linienführung war die gleiche, wie die des deutschen Projekts. Die noch in Basra lagernden deutschen Materialbestände wurden zum Bahnbau benutzt und später aus Indien ergänzt. Überraschenderweise bauten die Engländer diese Bahn nur einmeterspurig. Welche Gründe dafür vorhanden waren, die Bahn nur auf Ein-Meter-Spur zu bauen, ist heute schwer festzustellen; wahrscheinlich konnten der für Normalspur übliche solide Unterbau und die dazugehörigen schweren Brücken nicht so schnell hergestellt werden, wie die Bahn fertig werden sollte. Außerdem spielte vielleicht auch die schwierige Materialbeschaffung aus Europa wegen des Krieges eine Rolle. Auf diese Weise kam der Bau der Bagdadbahn, wenn auch unter gänzlich veränderten Umständen, wieder in Fluß. Er schien erneut der Vollendung entgegenzusehen, denn — zur Überraschung Englands, begann auch Frankreich, das sich inzwischen in Syrien festgesetzt hatte, auf syrischem Gebiet ein Verlängerungsstück der Bagdadbahn von Nisibin nach Tel Kotschek (heute irakisch-syrische Grenze) zu bauen. Durch die Weiterführung der Bahn betonte ebenfalls Frankreich ihre Wichtigkeit und deutete seine Wünsche an, die sich auf den Besitz der Ölfelder von Mosul richteten. (Damals bestanden noch große Differenzen zwischen England und Frankreich um die Ölgebiete von Mosul und die Gebietsverteilung der eroberten türkischen Provinzen.) Das sich durch Englands Vorgehen in Mesopotamien betrogen fühlende Frankreich vollzog durch die Wiederaufnahme des Bahnbaues auf syrischem Gebiet einen politischen Schachzug, der die englischen Pläne in Mesopotamien außerordentlich stören konnte. Der französische Bahnbau war kaum voll in Fluß, da ließ auch der englische Gegenzug nicht lange auf sich warten. Um den Bahnbau der Franzosen illusorisch zu machen, rissen die Engländer nun ihrerseits einfach 100 Kilometer Bahnstrang von Norden in Richtung auf Bagdad bis Beiji wieder ab. Der französische Bahnbau mußte daraufhin wieder eingestellt werden. Die Bagdadbahn blieb wieder unvollendet. Mit dem abgetragenen Material bauten die Engländer die von ihnen neugeschaffene einmeterspurige Bahn Bagdad — Kirkuk gegen die persische Grenze hin aus.

Der Anteil des Irak

Bis 1924 verwaltete die englische Mandatsregierung alle Bahnen Mesopotamiens selbst und übergab sie dann verwaltungsgemäß der inzwischen entstandenen arabischen-irakischen Regierung. Das Eigentumsrecht an den Bahnen hatte England sich jedoch vorbehalten. Das Bestreben der irakischen Regierung, als der eines selbständigen Staates, ging aber bald dahin, das gesamte Eisenbahnwesen auch eigentumsmäßig zu erhalten. Schwierige Verhandlungen wurden zwischen den beteiligten Regierungen geführt, England wollte anscheinend aus strategischen Gründen das Eigentumsrecht an den Bahnen nicht aufgeben. Die irakische Regierung vertrat den Standpunkt, daß durch den inzwischen abgeschlossenen britisch-irakischen Bündnisvertrag (der England Aufmarschrecht im Irak zubilligt) im Kriegsfall die Bahnen sowieso England zur Verfügung ständen. Jahrelang wurde erfolglos verhandelt. Erst 1936 (durch den englisch-irakischen Eisenbahnvertrag vom 31. März) ging die Bahn einschließlich des zugehörigen Landbesitzes endgültig gegen Zahlung von 400 000 Pfund Sterling in den Besitz des irakischen Staates über. Da bei der Besitzübergabe aber auch die Finanzreserve der Eisenbahn von etwa 350 000 Pfund Sterling mit übergeben wurde, betrug die effektive Kaufsumme, die der irakische Staat zahlte, 50 000 Pfund Sterling. Ein billiger Preis für das gesamte Eisenbahnnetz des heutigen Iraks, einschließlich allen rollenden Materials.

Zu diesem Zeitpunkt waren von der alten, einst durch Deutsche erbauten Bagdadbahn vorhanden: die Strecke Aleppo—Nisibin

Digitized by Google

(heute Eigentum der türkischen Regierung), die entlang der türkisch-syrischen Grenze auf türkischem Gebiet liegt, mit Ausnahme eines kleinen Winkels nach Aleppo. Um nicht syrisches Gebiet befahren zu müssen, haben die Türken vor Jahren ein kurzes Umgehungs-Verbindungsstück von der Station Fevzi Pascha auf eigenem Gebiet gebaut (siehe Karte). Außerdem war das von den Franzosen auf syrischem Gebiet gebaute Verlängerungsstück von Nisibin nach Tel Kotschek und auf irakischem Gebiet die nach Norden führende Strecke des Südarmes der ursprünglichen Bagdadbahn von Bagdad nach Beiji vorhanden.

Die Gesamtlänge der Schienenstränge auf irakischem Gebiet beträgt heute 1211 Kilometer. Hiervon in Normalspur der Abschnitt Bagdad—Beiji, und ferner 998 Kilometer einmeterspurige Bahn der von den Engländern gelegten Strecken Basra—Bagdad und Bagdad—Kirkuk mit einigen Abzweigungen. Nach Vollendung der Zwischenstrecke Beiji—Mosul—Tel Kotschek wird der Irak dann über mehr als etwa 600 Kilometer Normalspurbahn verfügen. (Während der Besatzungszeit und Mandatszeit hatten die Engländer fast 1200 Kilometer einmeterspurige Bahnen gebaut, einen Teil davon aber wieder abgerissen.)

Der gegenwärtige Stand des Bahnbaus

Seit Übernahme der Bahn durch die irakische Regierung ist diese aus wirtschaftspolitischen Erwägungen heraus bestrebt, das ursprüngliche deutsche Bagdadbahn-Projekt nun zu verwirklichen. Im vergangenen Jahr wurde von der irakischen Regierung eine Anleihe von 1 Million Pfund Sterling in England aufgenommen, deren Mittel fast ausschließlich für den Ausbau der Bahn Verwendung finden sollen, um so bald als möglich Bagdad an das Bahnnetz der Türkei und somit auch Europas anzuschließen. Auch heute wird wieder wie damals von zwei Seiten aus am Bahndamm gearbeitet. Von Beiji, dem letzten nördlichen Endpunkt der Bagdadbahn, wird in Richtung auf Mosul zur

Digitized by Google

Zeit die etwa 100 Kilometer lange Strecke bis Shergat, die 1921 von den Engländern wieder abgerissen worden war, wiederhergestellt. Auch von Tel Kotschek aus in Richtung auf Mosul ist der Bahnbau jetzt in vollem Gange, ausgehend von der Stelle, wo die Franzosen 1921 ihren Bahnbau eingestellt hatten. Als Arbeitskräfte werden fast ausschließlich die in der dortigen Gegend ansässigen Shammar-Beduinen unter Leitung ausländischer Ingenieure beschäftigt. Nach einer kürzlich im irakischen Parlament abgegebenen Erklärung des Verkehrsministers soll noch im Laufe dieses Jahres die Strecke Mosul—Tel Kotschek fertig und dem Verkehr übergeben werden. Falls nicht besondere Umstände eintreten, besteht auch die Möglichkeit, daß das restliche Verbindungsstück Shergat—Mosul bald dem Verkehr übergeben werden kann. Jedenfalls kann man heute schon damit rechnen, daß im Laufe eines Jahres Bagdad mit sämtlichen Ländern Europas durch die Türkei auf der Normalspurbahn verbunden sein wird. Damit wäre der deutsche Vorkriegsgedanke, der Landweg von Europa bis zum Persischen Golf, dann Tatsache geworden.

Der wirtschaftliche Erfolg

Das vorhandene rollende Material der irakischen Eisenbahnen ist für den augenblicklichen Verkehr innerhalb des Iraks völlig ausreichend. Auf der Normalspur-Strecke versehen heute noch 11 deutsche Henschel-Lokomotiven ihren Dienst. (Zu Beginn des Bahnbaues waren es 15, von denen vier im Laufe der Jahre unbrauchbar wurden, sieben ständig im Dienst sind und vier in Reserve.) Um die Einheitlichkeit des Lokomotivparkes der Bagdadbahn für den zukünftigen Verkehr vorsorglich zu sichern, hat die „Iraqi State Railways", wie die Staatsbahn heute heißt, sich bereits entschlossen, vier neue Henschel-Lokomotiven in Auftrag zu geben. An rollendem Material sind ferner ein Salonwagen, neun Wagen 1. und 2. Klasse sowie 52 Wagen 3. Klasse und 14 Gepäckwagen vorhanden. Darunter sechs Großwagen mit Drehgestell. Etwa 600 offene und geschlossene Güterwagen, zwölf Wassertank-, acht Heizöl- und einige Petroleumtankwagen, sowie Kranwagen für Reparaturzwecke.

Die irakische Staatseisenbahn ist ein blühendes und gut geführtes Unternehmen. Sie beschäftigt heute 6500 Angestellte, darunter 60 leitende englische Beamte und Ingenieure. (Die irakischen Staatsbahnen sind nach dem Bahnvertrag mit England verpflichtet, für eine gewisse Anzahl von Jahren Engländer als leitendes Personal anzustellen.) Das Geschäftsergebnis der Irak-Bahnen zeigt steigende Tendenz. Bei einer Betriebsausgabe von 512 000 Pfund Sterling schloß das Verkehrsjahr 1936/37 mit einem Überschuß von 94 000 Pfund Sterling ab. Die fast 1 Million RM. betragende Mehreinnahme bei fast gleichgebliebenem Passagierverkehr erklärt sich durch die großen Getreidetransporte, die um 200 000 Tonnen gestiegen sind. 1935/36 wurden nur 40 000 Tonnen Getreide verfrachtet, 1936/37 waren es bereits rund 240 000 Tonnen. Die Einnahmen aus dem Personenverkehr ergaben 188 000 Pfund Sterling, aus Frachtverkehr inklusive Paketpost 418 000 Pfund Sterling. Wenn der Anschluß der Irakbahnen durch die „Bagdadbahn" an das türkisch-europäische Bahnnetz vollzogen sein wird, wird der Inlands- und Transitverkehr eine ganz bedeutende Steigerung erfahren.

Die Nachbarländer des Iraks, die Türkei und Iran, bauen ebenfalls in aller Eile ihr Eisenbahnnetz aus. Die im Bau befindliche iranische Bahn vom Persischen Golf bis zum Kaspischen Meer und auch die türkischen, im Bau befindlichen ostanatolischen Bahnen streben nach einer zukünftigen Vereinigung mit dem Bahnnetz des Iraks. Es ist auch nicht ausgeschlossen, daß sich die irakische Regierung nach Fertigstellung der Eisenbahnen der Nachbarländer entschließt, die von Bagdad nach Kirkuk und Kharniquin an die iranische Grenze führende einmeterspurige Bahn zwecks späterer Vereinigung mit dem iranischen Bahnnetz auf Normalspur umzulegen. Durch eine solche Änderung der Spurweite würde ein durchgehender Verkehr von Europa via Türkei und Irak nach dem Iran möglich. Im Interesse einer schnelleren Abwicklung des Transitverkehrs von Indien nach Europa und umgekehrt dürfte ebenfalls in Erwägung gezogen werden, später einmal die Linie Bagdad—Basra auf Normalspur umzulegen, dadurch würden die heute notwendigen Umladungen in Bagdad, die außerordentlich zeitraubend sind, vermieden. Der augenblickliche Transitverkehr ist jedoch noch nicht so groß, daß er heute einen solchen Umbau rechtfertigen würde, wird sich später aber sicher bezahlt machen. F. A. Schuster.

Digitized by Google

Kleine Beiträge

A. von Gabain:

Türkische Studenten — deutsche Professoren

Wir baten Fräulein Dr. von Gabain (Universität Berlin), die noch vor wenigen Monaten als Professorin der Sinologie an der „Fakultät für Sprache, Geschichte und Geographie" in Ankara tätig war, über ihre Lehrtätigkeit zu berichten. Die Schriftleitung.

Vor mehr als einem Jahr wurde durch die türkische Presse der Plan Atatürks bekanntgegeben, im äußersten Osten Anatoliens, am Van-See, eine dritte Reichs-Universität zu gründen. Bevor man aber im bisher schwer zugänglichen, wenn auch durch seine Naturschönheit berühmten Osten diesen Plan ausführen wird, ist zu erwarten, daß die — bisher verschiedenen Ministerien unterstehenden — fünf „Fakultäten" in Ankara zu einer Universität zusammengeschlossen werden, so daß neben der alten Hochschule in Stambul eine erste, ebenbürtige Schwester entsteht. Schon heute kann man sagen, daß eine geistige Tendenz von besonderer Kraft die Gründung in der Hauptstadt herbeiführt: Sie soll der Bildung der türkischen Jugend dienen mit dem Ziel einer vertieften Begeisterung für das Türkentum, dessen Verherrlichung oberstes Gesetz ist.

Seitdem Atatürk, unter energischer Lösung der bevölkerungspolitischen Probleme, seit Jahrhunderten zum erstenmal wieder einen türkischen Nationalstaat schuf, entstand in Deutschland ein lebhaftes Interesse für Wesen und Ziele der jungen Türkei. Als für die unvorstellbar raschen Reformen Atatürks die einheimischen Lehrkräfte nicht genügten, nahm daher mancher deutsche Hochschullehrer mit Freuden eine Berufung von seiten des türkischen Unterrichtsministeriums an.

Türkische Studenten und deutsche Professoren, das sind ungleiche Temperamente, Menschen ungleicher Traditionen. Sollten sie nutzbringend zusammen arbeiten, dann mußte jeder der beiden Partner den anderen zu verstehen suchen. Der Lerneifer bei den einen und das menschliche Interesse bei den anderen brachten oft nach kurzer Zeit den nötigen Kontakt zustande. Sehr gern erinnere ich mich der Jahre, die ich in der Türkei lehren durfte, und mit großer Freude berichte ich von dem Zusammenwirken der fremden Lehrer mit den einheimischen Schülern.

Was erhofften die türkischen Studenten — was wollten wir geben? Sachlich haben sich Erwartung und Erfüllung wohl gedeckt, aber methodisch keineswegs. Hier mußten beide Teile lernen, sich anzupassen. Die Vorbildung und die Führung in der Schulzeit ist in der Türkei eine andere als bei uns. Es herrscht Schulpflicht, die nach Maßgabe der vorhandenen Lehrkräfte verwirklicht wird. Lehrkräfte können nur durch Aufbau der Lehrerseminare und Universitäten herangebildet werden, welche ihrerseits wieder von der Gründlichkeit des Schulunterrichts abhängen. Es ist also eine gegenseitige Verflechtung von Ursache und Wirkung, die erst nach und nach aufgehoben werden kann, und für deren Überwindung die Regierung keine Kosten und keine Mühe scheut. — Die Grundschule ist, sogar auf dem Land, oft sehr modern in ihrer Methode; man wendet in den untersten Klassen Fröbel-Beschäftigungsspiele an und legt Wert auf tadellose Gebäude. — Die Mittelschule hat, wie die Grundschule, noch gemeinsamen Unterricht für beide Geschlechter; das darauf folgende Lyzeum (das unseren „höheren Schulen" entspricht) hat bei ausreichendem Zuspruch getrennte Anstalten für Knaben und Mädchen. Der Lehrstoff ist, verglichen mit dem der deutschen Schulen, äußerst umfangreich. Die Schulbücher sind in übersichtlicher Anordnung gedruckt und mit vielen Zeichnungen und Bildern ausgestattet. Man fragt sich betroffen, wie die Lehrer ein solches Pensum bewältigen wollen. Nun, darin liegt eben der große Unterschied unseren Schulen gegenüber: Es bleibt nicht viel Zeit zum Fragen und Auslegen; der Lehrer trägt vor und hört das Auswendiggelernte ab.

Daher kamen dann die Studenten, in ihrem ersten Semester zu uns und erwarteten, daß wir ihnen schnell und klar die „Wahrheit" mitteilen sollten; sie hatten dabei durchaus die Absicht, uns alles zu

Digitized by Google

glauben, sich nicht zu wundern und beim Lernen dessen, was dann unabänderlich richtig sei, nicht müde zu werden. Wir waren ratlos, wenn wir von fremdartigen Dingen gesprochen hatten und dann die Studenten keine Fragen stellten. Wie sollte man die türkischen Studenten lehren, sich zu wundern, zu fragen, mit dem Forschen zu beginnen? Vor allem auch: Vertrauen zu setzen in ihre eigene Urteilskraft? Wir sagten ihnen: „Zweifeln Sie doch an unseren Worten! Fragen Sie nach Beweisen, denn wir wissen nicht, wie weit Sie von diesem Thema schon Vorkenntnisse besitzen, und ob Sie uns verstanden haben." Dann sahen wir verlegene Gesichter vor uns: Das sei doch zu unhöflich! Dem ausländischen Lehrer schulde man zwar nicht Dank, denn die Regierung bezahle ihn ja. Aber der eigenen Selbstachtung schulde man es, ihnen gegenüber höflich zu sein. „Wie dürften wir Beweise fordern!" Oder aber — kennt der Professor etwa sein Fach selbst nicht recht? Warum drückt er sich so zweifelerregend aus? Dergestalt redeten wir zunächst aneinander vorbei. Ohne diese Einstellung wegräumen zu können, begannen beide Teile, Studenten und ausländische Lehrer, zunächst mit fleißigem Arbeiten. Die sprachlichen Schwierigkeiten verringerten sich nach und nach ein wenig. Man lernte sich kennen, und so verloren die Studenten die Scheu im Umgang, und die ausländischen Lehrer — die Ungeduld. Endlich kam wohl einmal ein Tag, an dem wirklich ein besonders fähiger Student seinem Lehrer in ausreichender Logik eine eigene Meinung vortrug, oder an dem wirklich die erste Diskussion zwischen zwei Studenten entstand. Das war ein Festtag für den Lehrer, und er sah im Geist bereits seinen Hörer selber auf dem Katheder sitzen und dozieren, und zwar lehren, nicht in herkömmlicher Weise durch die „Vermittlung von Kenntnissen", sondern *lehren, zu forschen*. Was allerdings das türkische Ministerium zu solchen Fortschritten gesagt haben mag, ist mir nicht bekanntgeworden.

Für uns war der Aufenthalt in der Türkei in *einer* Hinsicht ein Opfer: Obwohl zur Beschaffung der notwendigsten Bibliotheken viel Geld ausgegeben wurde, kamen die Bücherbestände nur langsam zusammen. Uns fehlten zum fruchtbaren Forschen die fundierten Bibliotheken, mit denen uns Berlin so unvergleichlich beglückt, und die auch an anderen Universitäten so reichlich vorhanden sind; und ebenso mangelte es an dem stets fruchtbaren Gedankenaustausch, den eine bereits ausgebaute Universität zu spenden pflegt. Wie aber kann man lehren, wenn man nicht zugleich die Möglichkeit hat, weiterzuforschen! Was dies Opfer ausglich, war einzig das Vertrauen und der Eifer der Studenten. Den türkischen Hörern sind weniger Möglichkeiten gegeben als den deutschen, sich aus eigenem Antrieb, noch neben dem Schulpensum, vorzubilden. Dem Deutschen steht in seiner Muttersprache eine umfangreiche wissenschaftliche Literatur zur Verfügung; im Türkischen ist sie, mit modernen Methoden, noch spärlich, und die Wissenschaft der „alten" Türkei ist heute nur wenig Gegenstand des Interesses. Auch fehlt dem heranwachsenden Türken z. B. die Anregung durch die bei uns viel reichlicheren Geschäfte und Unternehmungen, durch deren Auslagen und Arbeitsweise wir, wenn auch nur im Vorbeigehen, täglich allerlei Anregungen gewinnen. Aus solchen Gründen hängen die türkischen Studenten viel stärker von ihren Lehrern ab als die deutschen. Das war uns anfangs eine etwas bedrückende Erkenntnis. Wir überlegten: Was müssen wir unseren Studenten zusätzlich bieten, was Hörer deutscher Universitäten von selbst finden können? Wir wurden gezwungen, uns mehr in die Wünsche, Fähigkeiten und überhaupt in den geistigen Raum unserer Hörer zu vertiefen, um zu versuchen, ihnen gegenüber *die* Sprache zu finden, die wirklich bis an ihr geistiges Ohr vordringt.

Nie habe ich in meinem Leben eine solche Wechselwirkung im Umgang mit Menschen beobachtet als gerade mit Türken. Sobald ich mich „entgegenkommend" bemühte, empfand ich sogleich auch von seiten der Studenten, daß sie ihrerseits versuchten, in „meiner" Art zu reden, daß sie anfingen, die Voraussetzungen meiner Lebenshaltung ein wenig zu erfassen und sich demgemäß zu verhalten und zu äußern. Allerdings ist es immer eine große Erschwerung für die Studenten, wenn ihre Lehrer die türkische Sprache nur unvollständig beherrschen oder sie gar nur durch einen Dolmetscher sprechen, der seinerseits nicht vom Fach ist und daher die letzten Feinheiten der Vorlesung kaum zu übersetzen imstande ist.

Wir sind also, um es zusammenzufassen, zu einer viel stärkeren Führung unserer Hörer gezwungen. Sie folgen gern und wollen, mehr als die deutsche Jugend, sich die Richtung weisen lassen. Angesichts

Digitized by Google

dieser Voraussetzungen ist es anzuerkennen, daß manche Seminare für ihre besonderen wissenschaftlichen Zwecke bereits regelmäßig wochenlange Exkursionen in schwierigstem Gelände ausführen. Nur eine wirkliche Hingebung an die Studien überwand die Bedenken der Türken vor einer so ungewohnten Zumutung. Trotz des gemeinsamen Unterrichtes von Student und Studentin hatte man anfangs gegen diese gemeinsamen Exkursionen eine lebhafte Abneigung. Als das Ministerium schließlich dieser Neuerung zustimmte, schuf das Vertrauen bei der Jugend ein äußerst fruchtbares Verantwortungsgefühl. Man hörte danach stets von gutem Verlauf der Unternehmungen; alle widmeten sich voll Begeisterung ihren Arbeiten, und auch die Studentinnen überstanden die teilweise erheblichen Strapazen recht gut.

Die türkische Sprache hat eine Eigentümlichkeit; will man sagen: „Ich schenke dir jetzt diese Melone", dann sagt man wörtlich: „Ich habe sie dir schon geschenkt." Das ist bezeichnend für die türkische Mentalität: sie greift gern voraus. In der Aussicht auf etwas Angenehmes kann ein Türke sich so freuen, als habe er es bereits genossen. Dazu kann man zweierlei Erwägungen anstellen: Entweder *genügt* manchem Türken diese Vorfreude, so daß er sich um die Verwirklichung seiner Hoffnung nicht mehr bemüht. So nachteilig diese Charaktereigentümlichkeit für manche sein kann, so gibt sie doch wiederum anderen dagegen den *Schwung*, über Härten und Hindernisse bis zur Vollendung hinwegzukommen. Die Freude, die schon heute die junge Türkei erfüllt, nimmt *nicht* Zukünftiges vorweg. Die Türken haben unerhört viel im Rahmen des großzügigen Aufbauprogramms bereits geleistet. Daher sind sie durchaus berechtigt, heute die Hilfe der Fremden noch in Anspruch zu nehmen und doch die *spätere Vollendung* als ihr *eigenes Werk* zu erhoffen. Denn auch das hingebendste Lehren ist ja nur dann von Wirkung, wenn es von *seelisch starken Menschen* aufgenommen wird.

Von Land und Leuten aus der Türkei

Wer heute über das Reformwerk Atatürks, über politische oder wirtschaftliche Richtlinien des neuen türkischen Staates schreiben will, der gehe in die Städte, in die Handels- und Industriezentren an der Küste, in die Residenz Ankara. „Und schwebte ich verbundenen Auges im Flugzeug über dem Land, ich würde die Luft von Ankara sofort erkennen", sagt der Anatolier; Tatkraft und Unternehmungsgeist schlägt ihm entgegen, Freude an der errungenen Zivilisation, ein übersteigertes Selbstgefühl, jäh aufflammendes Mißtrauen gegen Kritik, — wie es bei einer so sprunghaft schnellen Vorwärtsentwicklung nur zu natürlich ist.

Wer aber das Volk der Türken, Menschen und Gewohnheiten des Landes beschreiben will, der freue sich, wenn mit dem letzten Betonhaus auch die Asphaltstraße aufhört und die Einsamkeit der Steppe ihn umfängt.

Bunt ist das Hochland im Frühjahr, blaue Tümpel von Hyazinthen und Schwertlilien, Blutlachen roter Anemonen, goldgelb die Hecken der Schwefelröschen und silbern die Reihen duftender Ölweiden, die die Flußläufe säumen. Wo vor Zeiten menschliche Siedlungen waren, wuchert das dunkle Kraut der Hamelastaude, den Archäologen ein Wegweiser zu den Hüjüks und Hünengräbern, die zum großen Teil noch unerschlossen sind. Die Nähe eines Dorfes verkünden die Störche, noch ehe die Herden weidender Ziegen, Schafe und Büffel sichtbar werden, lange bevor die grauen Lehmhütten sich vom grauen Felsgrund abheben. Schweifende Hunde, durch gestutzte Ohren und Stachelhalsband gegen den Biß der Wölfe gesichert, Geier, die grämlich über dem Gerippe eines Esels kreisen, schillernde Mandelkrähen, die Gecken der Vogelwelt.

Das Dorf liegt fast immer an einem Hügel, damit die Abwässer talwärts laufen und die kurzen Platzregen die Gassen säubern können. Flache Dächer, auf denen Mais und Früchte an der Sonne dörren; an der Hauswand klebt in runden Scheiben der Dünger, der zum Heizen benutzt wird, weil Holz und Kohle fehlen — Das Geräusch klappernder Tenekes weist uns zum Brunnen, an dem hockende Frauen die Wäsche schlagen. Teneke (Blechbehälter) und Ip (Bindfaden) sind auf dem Lande vielbegehrt. Das Benzinteneke wird zum Blumentopf, zur Gießkanne, zum Sitz und winters zum Schlitten, aus Teneke sind die Schuppen, die Zäune; Teneke verkleidet die Wetterwand, während die Strippe als Gürtel, als Schuhband, fürs Zaumzeug, an elektrischen Drähten und bei Autopannen zur Reparatur des Motors unersetzlich ist. — Unter Bäumen liegt die weißgetünchte Moschee mit spitzem Minarett, daneben Volkshaus und Schule, in der jetzt drei Generationen Lesen und Schreiben lernen.

Digitized by Google

Überall Kinder in grellfarbenen Baumwollröckchen, kleine Mädchen, die das noch jüngere Geschwisterchen auf den Rücken gebunden tragen. In diesen dünnbesiedelten Landstrichen wird jeder Zuwachs an Menschenleben als ein Glück betrachtet, und das Ansehen einer Familie steigt mit ihrer Kinderzahl. Noch ist der Bauer arm nach der Last der Kriegsjahre; aber Wohnungsnot und Landmangel, die — wie in Istanbul — zum Geburtenrückgang führen könnten, gibt es nicht; die Mütter stillen ein ganzes Jahr; auch enthält die ländliche Kost (Joghurt, Weißkäse, Fladenbrot und rohes Obst) reichlich Vitamine. Nur an Fleisch fehlt es, da Schweinezucht noch unbekannt ist. Der Bauer, der hinter dem Hakenpflug ein schweres Tagewerk vollbracht hat, ist unterernährt, wenn ihm abends nur Hülsenfrüchte vorgesetzt werden. Bei festlichen Anlässen — Grundsteinlegung einer Brücke, Verkauf eines Ackers, an den Bairamtagen — wird ein Hammel geschlachtet und, mit Reis gefüllt, am Spieß gebraten; die Männer hocken auf Matten ums Feuer, die Rakiflasche geht von Hand zu Hand. Nach dem Mahl tanzen die Jungen den wilden Seybek, die andern begleiten auf dem Lieblingsinstrument, der Ut, schießen wohl auch — knall! — zwischen die Beine der Tanzenden.

Ein Kennzeichen des anatolischen Dorfes sind die runden Dreschplätze, die etwas außerhalb der Häusergruppe auf ebenem Felde liegen. Nach der Ernte geht auf diesen Tennen der flache mit Steinchen besetzte Schlitten im Kreise; der Bauer wirft die Garben auf die Fläche; die Bäuerin führt die Zugtiere, die knochigen schwarzen Büffel oder zierlichen Pferde; die kleinen Kinder sitzen auf dem Schlitten und fahren Tag für Tag Karussell, während ihre älteren Brüder das gedroschene Getreide werfeln, die Körner in Säcke füllen und den Häcksel rund um die Tenne zu goldenen Haufen schichten. Für jung und alt ist die Zeit des Dreschens ein Fest, und der Bauer will von der Dreschmaschine nichts wissen, weil sie seine kärgliche Ernte zu schnell verarbeitet und ihm anstatt des gemeinsamen frohen Schaffens eine wochenlange Arbeitslosigkeit beschert, die er noch nicht zu nutzen weiß.

Die türkischen Frauen, besonders auch die älteren, sind sehr schön. Einen ausgesprochenen Typ gibt es nicht, zu oft wurde wohl einst durch Tscherkessinnen oder sonstige Haremsschöne das Blut gemischt. Die Hände sind lang und schmal mit feinen Gelenken, das reiche Haar trägt auch die unverschleierte Türkin immer mit dem Kopftuch verdeckt. „Woher kommen die Runzeln an deinen Händen?“ fragte Atatürk eine Bäuerin, die ihm ein Glas Airan (Buttermilch) reichte. „Von der Frohnarbeit unter dem Sultan“, war die Antwort. „Und ist es jetzt besser seit der Abschaffung des Zehnten und den neuen Regierungsmaßnahmen?“ — „Was fragst du, da du selbst die Reformen schufst!“ Atatürk hat diese Bäuerin Hati Cirpan als erste Abgeordnete in den Kamutay gerufen; mit ihr kam Schekibe Insel, die im Krieg verwitwet, ihr großes Gut bei Brussa ganz allein verwaltet und durch alle Wirren hindurch für ihren Sohn gerettet hat. Den Mädchen vom Lande, die oft ein unverbrauchtes Gedächtnis und stärkere geistige Fähigkeiten mitbringen als die Männer, stehen alle Schulen Ankaras und fast sämtliche Berufe offen.

Ich sitze gern bei den Frauen in der peinlich sauberen Stube auf der mit Kissen belegten Holzbank, die an den vier Wänden entlangläuft, kleine Tischchen mit Photographien in Samtalbums, ein Mangal, eine Wasserpfeife und, merkwürdig, immer schlechte Teppiche, grob geknüpft in unechten Farben. Wir trinken den süßen Tee aus geblümten Gläsern oder schaumigen Kaffee aus henkellosen Tassen; tropfenweise beginnt die Unterhaltung. Sie sind dankbar, wenn man ihre Sprache auch noch so unvollkommen beherrscht; nur Gleichgültigkeit verletzt. Fühlen sie, daß man ihr Land und ihre Leute kennenlernen möchte, bringt man ihnen illustrierte Zeitschriften und erzählt selbst von Heimat und Familie, so sind sie überraschend aufgeschlossen. Man lernt ja im Orient, den Sinn zu verstehen, der hinter und unter den Worten liegt. Unsere Frauen auf Auslandsposten sollten sich darüber klar sein, daß die wirksamsten und unauffälligsten Mittel zum Verständnis für deutsche Art gerade in unsere Hand gelegt sind.

Luise Schmidt-Dumont.

Hauptschriftleiter und verantwortlich für den Gesamtinhalt: Günter Kaufmann.

Stellvertreter: Friedr. W. Hymmen. Anschrift der Schriftleitung: Reichsjugendführung, Berlin NW 40, Kronprinzenufer 10. Fernsprecher: 12 74 91. — Verlag: Franz Eher Nachf. G. m. b. H., Zentralverlag der NSDAP., Berlin SW 68, Zimmerstraße 87—91. Postscheckkonto: Berlin 4451. Verantwortlich für den Anzeigenteil: Ulrich Herold, Berlin. — DA. II. Vj. 1938: über 50 000. Pl. Nr. 8. — Druck: M. Müller & Sohn KG., München; Zweigniederlassung Berlin SW 68, Dresdener Str. 43. — „Wille und Macht“ erscheint am 1. und 15. jedes Monats und ist zu beziehen durch den Verlag sowie durch die Post und alle Buchhandlungen. Bezugspreis vierteljährlich 1,80 RM. zuzüglich Bestellgeld. Bei Bestellung von 1 bis 3 einzelnen Nummern bitte den Betrag in Briefmarken beizulegen, da Nachnahmesendung zu teuer ist und diese Bestellung sonst nicht erledigt werden kann.

Digitized by Google

Wille und Macht

Führerorgan der nationalsozialistischen Jugend

HERAUSGEBER: BALDUR VON SCHIRACH

Jahrgang 6 | Berlin, 1. Oktober 1938 | Heft 19

Der Lügenstaat von St. Germain †

Die tschechische Uhr ist abgelaufen. An den Lügen, durch die dieser Staat von Eduard Benesch während des Weltkrieges und nach dem Zusammenbruch in Paris geschaffen worden war, ist er auch zugrunde gegangen. Eine höhere Vorsehung der Geschichte hat den Emporkömmlingen im Hradschin jenes Maß an Vernunft verwehrt, das notwendig gewesen wäre, um mit der Annahme der Karlsbader Forderungen wenigstens die Form dieses Staates für die Zukunft zu retten. Eine wahnwitzige Großmannssucht, die verwegene Anmaßung von 7½ Millionen Tschechen, zu glauben, 3½ Millionen deutsche Volksgenossen vor den Toren Großdeutschlands unterdrücken zu können, hat selbst diesem Treiben das Ende gesetzt. Ihre Fehler haben sie gerichtet. An ihrer Hybris mußten sie scheitern. Blut erwies sich eben doch stärker als die Lüge von 11 Denkschriften zu einer „Friedenskonferenz". Was sie dem Habsburgerstaat bereitet hatten, das mußte sich nun an ihnen selbst vollziehen. Und um so verblendeter sie die Lehre ihrer eigenen Geschichte in der Donaumonarchie in den Wind schlugen und um so unbeirrbarer von ihnen die Fehler Habsburgs wiederholt, ja um ein Vielfaches verstärkt begangen wurden, um so eher mußte die ewige Gerechtigkeit der Geschichte eine Wiederherstellung des von Gott gegebenen Daseinsrechtes eines Volkes herbeiführen. Der Lügenstaat von St. Germain ist tot. In den nächsten Wochen muß man ihn begraben!

Die Tschechen haben ihre rigorose Unterdrückungspolitik Zug um Zug verschärft im blinden Vertrauen auf ihre Geburtshelfer. Ihr Staat war in Frankreich gezimmert, seine erste Regierung in Paris gebildet und seine Souveränität in St. Germain bestätigt worden. So verließen sie sich auf ihre Mutter Marianne, auf ihre Mittellage zwischen den westlichen und östlichen Verbündeten, ohne zu überlegen, daß die Unfähigkeit zu einer maßvollen Staatsführung und die Politik unerträglicher Provokationen gegenüber einer starken Volksgruppe mit ihrem Rückhalt am wehrtüchtigen Reich eines Tages niemandem erlauben würde, für

Digitized by Google

ein derartig entartetes Staatswesen in die Bresche zu springen. Herr Benesch baute seine Staatspolitik auf einem machtpolitischen, diplomatischen Kräftespiel in Europa auf, und da er selbst, einer der ewig Gestrigen, überzeugt war, in Versailles hätten nun Jahrhunderte bewegter Weltgeschichte ihre gerechte Lösung gefunden, spürte er nicht, wie unter neuen Ideen sich Europa zu verjüngen begann.

Für die Integrität der Tschecho-Slowakei Krieg zu führen, ist außerhalb der tschechischen Volksgrenzen eine unpopuläre Sache geworden. In Prag hatte man einst geglaubt, der Führer werde seine Armeen im tiefsten Frieden über die Kämme von Erzgebirge, Böhmer Wald und Riesengebirge in dunkler Nacht entsenden und die am andern Morgen erwachende Welt würde empört zu den Waffen greifen. Sicherlich wäre es unter der abgenutzten, mißbrauchten Devise von der internationalen Moral so möglich gewesen, Europa von neuem in Brand zu stecken. Aber man mochte nicht lernen, den Führer, der erklärt hatte, die Zeit der Überraschungen sei vorbei, beim Wort zu nehmen. Ja, Adolf Hitler hat diesmal unsagbar lange Geduld an den Tag gelegt. Zwischen dem 21. Mai und der zweiten Septemberhälfte, dem Steckbrief gegen Henlein, der Entfesselung des Bürgerkrieges und der von neuem eingeleiteten Mobilisierung haben sich Ereignisse abgespielt, unter denen eine ganze Anzahl einen casus belli abgegeben hätten, wäre es dem Führer nicht um den Frieden zu tun gewesen. Was aber die Tschechen in diesen Wochen verloren haben, ist ihr mit List und Ränke vorher erworbenes „moralisches Recht" der Unterstützung. So oft nämlich der Führer warnte oder warnen ließ, so oft die SdP. annehmbare Ausgleichsvorschläge einbrachte, war auf tschechischer Seite nur eine neue Provokation die Antwort. Und während dieser Handel zwischen immer brutaler werdendem Chauvinismus und immer stärker werdendem Drang nach Selbstbestimmung hin- und herwogte, begann die Welt sich auf die 1918 proklamierten Grundsätze vom Selbstbestimmungsrecht der Völker zu besinnen, begann sie die Geschichte der Tschechen im Habsburgerstaat nachzublättern und in den Wählermassen der Demokratien wurde die Frage laut, warum man jetzt gegen die in Versailles heilig gesprochene These vom Selbstbestimmungsrecht in den Krieg ziehen sollte.

Die Selbstbestimmung eines Volkes zu verhindern, mag vielleicht für eine die Herrschaft ausübende Nation allenfalls noch ein Kriegsziel sein, für den direkt unbeteiligten Dritten ist ein solches Ziel aber selbst mit moralischen Argumenten auf die Dauer schlecht vertretbar. Wo aber hätte es in der Geschichte ein Volk gegeben, das in einer Stärke wie das unsrige Unterdrückung und Vernichtung der Lebensexistenz von 3½ Millionen abgetrennten Schicksals- und Volksgenossen in Gelassenheit und Gleichgültigkeit hingenommen hätte? Nein! Wir haben nun bald 20 Jahre einen gewaltigen Freiheitskampf im Innern und nach außen siegreich geführt. Wir werden ihn nicht aufgeben, solange nicht die sudetendeutsche Sehnsucht nach der Heimkehr ins Reich seine Erfüllung gefunden hat. Völker aber, die um ihre letzten Freiheitsrechte kämpfen, sind um ein Vielfaches stärker, als das die Bündnispolitiker

Digitized by Google

alten Stils berechnen können. Aus den Freiheitskämpfen der Türken hat Europa lernen können. So ist auch Neville Chamberlain allem Anschein nach bemüht, das Empire vor jenen unglücklichen Entschlüssen zu bewahren, die ihm einst durch Lloyd George so großen Schaden brachten, als dieser das venizelistische Griechenland zu dem anatolischen Abenteuer gegen die ihre Freiheit mutig verteidigenden Türken ermunterte. Mit dem Erwachen der Völker und der Wiederbesinnung auf ihre Werte sind überall in Europa alte erstarrte Grenzen dem Druck des Blutes gewichen. Nirgends hat man aus Gründen wie „Gleichgewicht" oder „Bündnisverpflichtung" mit Erfolg diese geschichtliche Korrektur aufhalten können! Wenn jetzt das deutsche Volk nach namenlosem Leid und erschöpfter Geduld nachholt, was andere Völker im Osten, Südosten oder Süden für sich längst in Anspruch genommen haben, dann sollten diejenigen leichten Herzens zustimmen, die alle anderen, auf diesem Weg vorangegangenen Völker hierzu ermutigt haben!

Zur Stunde, da diese Zeilen geschrieben werden, steht das Sudetendeutschtum im schwersten Abwehrkampf persönlicher Selbstbehauptung. Freikorps sind wohl an den Grenzen gebildet, aber weit im Innern des Landes, dort wo die Sprachinseln liegen oder in den Kasernen des Militärs sind sudetendeutsche Volksgenossen jedem Terror preisgegeben. Mehr als 100 000 Flüchtlinge sind seit Verkündung des Standrechts und der Auflösung der SdP. ins Reich geeilt. Die Greuel der spanischen Halbinsel haben auf Mitteleuropa übergegriffen. Zuchthäusler, Kommunisten und Volksverräter sind die bewaffnete Avantgarde tschechischer Soldateska. Nur die Rücksicht auf die Bemühungen der europäischen Großmächte in Bad Godesberg um den Frieden verbietet, aus dem blutigen Vorgehen der Tschechen gegen das Sudetendeutschtum die von Prag heraufbeschworene Folgerung zu ziehen.

Die Vermittlungsversuche Runcimans zwischen tschechischer Herrschsucht und deutschem Blut sind ergebnislos geblieben. Nach dem Blutbad von Eger und der erneuten Mobilisierung Prags war ein Verbleiben im Staatsverband, zu dem sich an dieser Stelle Konrad Henlein noch am 15. August ausdrücklich bekannt hatte, unmöglich geworden. Die Forderung „heim ins Reich" schaffte letzte Klarheit und zwang zu einer sofortigen Operation.

Neville Chamberlain hat durch seinen Flug nach Berchtesgaden eine Entspannung der Großmächte vorbereitet. Das zweite Zusammentreffen ist ein weiterer Schritt zu einer konstruktiveren Politik. Seit langem hat man in politischen Kreisen des Reiches eine solche Zusammenkunft erhofft. Fast war vorauszusehen, daß sie nur in einer Schicksalsstunde Europas durch kühne Entschlußfreudigkeit zuwege gebracht werden konnte.

Wenn diese Zeilen den Leser erreichen, wird sich die Lösung, die zu einer Rückkehr Sudetendeutschlands in den Schutz des Reiches führt, abzeichnen. Da diese

Digitized by Google

Zeilen aber geschrieben werden, sind es noch offene Fragen! Ob eine Volksabstimmung überhaupt stattfindet und ob ihre ehrliche Überwachung garantiert werden kann? Zwingen die Tschechen, in letzter Stunde völlig kopflos geworden, zum Schutze der als Freiwild erklärten Sudetendeutschen das Reich, doch noch einzugreifen? Wird das Selbstbestimmungsrecht von den Westmächten respektiert und werden staatsrechtliche Lösungen gefunden, die auch das Leben der vielen deutschen Sprachinseln schützen? Wird es in Frieden möglich sein, die Prager tschechischen Kreise zur Aufgabe ihrer bolschewistischen Umtriebe im Herzen Europas zu zwingen?

Schon heute liegen auf Grund des unerschütterlichen Willens der Sudetendeutschen die Grenzen nicht mehr auf den Kämmen der Randgebirge. Sie werden dort errichtet, wo das deutsche Wort aufhört verstanden zu werden. Der Antrag der Sudetendeutschen Abgeordneten vom 12. November 1918 im Wiener Parlament „Deutsch-Österreich ist ein Bestandteil der deutschen Republik" — damals schon einstimmig angenommen — und von Konrad Henlein heute im Namen seiner tapferen Landsleute erneuert, wird durch kein Diktat mehr von der Umsetzung in die Wirklichkeit aufzuhalten sein. Vor 20 Jahren, am 23. Oktober 1918, wurde schon einmal die gebietsmäßige Hoheit sudetendeutscher Provinzen ausgerufen. Der Wille zur Selbstbestimmung ist also ebenso alt wie die ganze Republik und absolut keine nationalsozialistische Infektion! Im Jubiläumsjahr der Republik 1938 wird zwar auch das zwanzigjährige Jubiläum rücksichtsloser Unterdrückung auf grausige Weise gefeiert, kommt aber gleichzeitig auch zu seinem Ende.

Die Stimmen der Jahrhunderte, die wir in unseren Heften wieder aus der Vergessenheit hervorgehoben haben, fallen in die Waagschale, die das Geschick dieser Landschaft in der Gegenwart bestimmt. Sie zeugen von der deutschen Kultur dieses Raumes, und so tritt zu dem bittenden Ruf der Lebenden die mahnende Stimme der Ahnen, ihr Erbe wieder unter die Schätze des Reiches einzureihen.

Bankettsaal der Kaiserpfalz, Eger

Glücklich werden wir sein, wenn aus den Wirren und Verfolgungen der Gegenwart und Vergangenheit endlich auch den böhmischen Landen der Frieden geschenkt wird und eine durch entsetzliche Not hart gewordene und entschlossene Jugend unserer Sudetendeutschen heimkehrt und froh und befreit dann bekennt, Jugend Adolf Hitlers zu sein. **G. K.**

Digitized by Google

Abgeordneter Dr. Gustav Peters, Prag:

Geschichte unseres Leidensweges im Tschechenstaat

Ein politisches Eigenleben der Sudetendeutschen ist erst 1918 durch den Untergang der Donaumonarchie möglich geworden. Wohl haben die sudetenländischen Deutschen Österreichs — wie die Sudetendeutschen bis dahin genannt wurden — mit ihrer national betonten und wirtschaftlich bedingten Politik einen sichtbaren Gegensatz zu jenen damals leidenschaftsloseren alpenländischen Deutschen Österreichs gebildet. Beide Gruppen aber waren einig, was die Sicherung und Erhaltung des nationalen Kräfteverhältnisses anbetraf, den die Verfassung von 1867 geschaffen hatte und mit dem allein der Vielvölkerstaat zusammenzuhalten war. Diese Verfassung hatte den Dualismus Österreich-Ungarn hergestellt, durch den unseren Deutschen mit 35,8 Prozent eine staatserhaltende Aufgabe — gegenüber auf die einzelnen Kronländer verteilten 60 Prozent Slawen und 3,9 Prozent anderen Völkern — im österreichischen und den Madjaren mit 45,4 Prozent — gegenüber 26,9 Prozent Slawen, 16,4 Prozent Rumänen und 11,1 Prozent Deutschen — im ungarischen Teil zugewiesen worden war.

Diese auf den Staat gerichtete Aufgabe war letzten Endes eine Hemmung für eine allgemein bewußt völkische Linie der deutsch-österreichischen Politik: einerseits erforderte sie von den Deutschen als dem Bindeglied zwischen Ländern und Völkern, aber auch in der Armee und Verwaltung, schwere Opfer ihres völkischen Eigenlebens, andererseits konnte in den Ländern, in denen mehrere Nationen zusammen lebten — Böhmen, Mähren, Schlesien, Polen, Tirol —, keine nationale Regelung erfolgen, ohne daß das Verfassungswerk von 1867 und damit das Gleichgewicht des Staates zerstört worden wäre. In diesem unvermeidlichen Zwiespalt der deutschösterreichischen Politik konnte das alte Reich nicht bestehen bleiben, sobald sich einzelne Gruppen von ihm trennten. Sein Ende wurde zum harten Schicksal jener Völker, die ihm bis zum Ende die Treue hielten.

Obgleich die Sudetenländer als die klassischen Länder des Nationalitätenkampfes gelten und es auch sind, traf die Sudetendeutschen der Zusammenbruch von 1918 dennoch politisch und organisatorisch unvorbereitet. Denn in ihrer Hingabe für Österreich und die Dynastie hatten sie trotz größter nationaler Regsamkeit dennoch keine Eigenwilligkeit zu politischen Handlungen und keine natürliche, selbstbewußte Widerstandskraft den neuen Verhältnissen gegenüber gewonnen. Sie waren viel stärker Staats- als Volksbürger; als Deutschösterreicher waren sie die eigentlichen und am Ende des Weltkrieges mit den Madjaren die einzigen Träger der Staatsidee. Ihre bürgerlichen Schichten waren daher geneigt, sich mit dem Wechsel der Staatlichkeit irgendwie abzufinden, wenn die Tschecho-Slowakei von vornherein eine kluge psychologische Anpassung bekundet und eine gerechte Politik betrieben hätte.

Digitized by Google

Die Gründung und Organisierung der Provinzen Deutschböhmens (alle deutschen Gebiete Böhmens ohne den Böhmer-Wald-Gau) und Sudetenland (alle deutschen Gebiete Mährens und Schlesiens ohne den Kreis Südmähren) waren trotz allem staatsschöpferische Handlungen der sudetendeutschen Politik, die aber zu spät — nach dem Manifest Kaiser Karls vom 16. Oktober 1918 — eingeleitet und durch den Umsturz in Prag vom 28. Oktober 1918 zunichte gemacht worden sind.

Das erste Ringen um die Selbstbestimmung.

Die Gründung der beiden sudetenländischen Provinzen vollzog sich im Chaos der heimkehrenden, sich auflösenden k. u. k. Armee und in voller Ungewißheit des kommenden Friedensschlusses, von dem man nach dem Waffenstillstandsabschluß nur wußte, daß ihn die Wilsonschen Grundsätze bestimmen sollten. Zu diesen gehörte auch die Selbstbestimmung aller Völker, die nicht mehr „wie Schachfiguren verschoben werden sollten". Die bei den Landesregierungen maßgebenden Politiker — Lodgmann, Seliger, Freißler — machten für die Sudetendeutschen das Selbstbestimmungsrecht geltend, veranlaßten Kundgebungen der Bevölkerung und wollten die Realität der von Prag unabhängigen Verwaltung der deutschen Gebiete der Sudetenländer raschest zustande bringen, wobei sich sehr bald zeigte, daß hierfür nur geringe psychologische und sozusagen keine technischen Vorbereitungen getroffen waren. Post, Telegraph, Telephon und Verkehr mit Wien mußten über Prag geleitet werden, das von Anfang an keinen Hehl daraus machte, daß es Anspruch auf die historischen Grenzen Böhmens, Mährens und Schlesiens erhebe, also Gegner der sudetendeutschen Selbständigkeit und Selbstbestimmung sei. Die Versorgung der deutschen Gebiete mit Lebensmitteln war sehr gering und brauchte Zuschüsse, die das darbende Deutschland nicht geben konnte und auch nicht mochte und die aus den tschechischen Nachbargegenden, die an Agrarprodukten reicher waren und einen Lieferungsstreik am Ende des Weltkrieges organisiert hatten, beschafft werden mußten. Durch bolschewisierte Soldatenräte und die nicht einsatzbereite und doktrinäre Sozialdemokratie wurden selbst geschlossen heimkehrende sudetendeutsche Kampfeinheiten demoralisiert und liefen auseinander, gerade als sie die Heimat am meisten gebraucht hätte. So war es keine militärische Heldentat, als tschechische Truppen, im Auftrage der Westmächte, das sudetendeutsche Gebiet besetzten und die Landesregierungen in Reichenberg und Troppau zwangen, das Land zu verlassen.

Damit war aber keineswegs das sudetendeutsche Recht der Selbstbestimmung verwirkt. Noch hoffte man auf eine günstige Entscheidung der Friedenskonferenz. Die Landesregierungen versuchten einerseits von Wien aus, den Widerstand im Lande wach zu halten, andererseits errichteten sie in der Schweiz und in Holland Propagandazentren, durch die sie die Weltmeinung beeinflussen wollten. Als am 4. März 1919 die Wahlen in die österreichische Nationalversammlung stattfanden, wollten die Sudetendeutschen an ihnen teilnehmen und als ihnen dies von

Digitized by Google

Prag aus verwehrt wurde, kam es am Wahltag vielerorts zu mächtigen Kundgebungen, die aber unterdrückt wurden. 54 Deutsche starben für Recht und Freiheit. Auf den Friedenskonferenzen selbst konnte kein Einsatz für das höhere Recht des Volkes stattfinden; dort und überall wäre er auf die tschechische Gegenwirkung gestoßen, die leicht in den Hauptstädten der Westmächte arbeiten konnte. Was wog damals deutsches Recht! Wer von uns wußte andererseits von den beschwörenden Versprechungen und Denkschriften des Ministers Benesch an die Friedensmacher? Wie spät erfuhr man von den Schwierigkeiten, die die amerikanische Abordnung im Ausschuß für die neuen Staaten den Ansprüchen der Tschechei machte! Und erst jetzt sind die neuerlichen Versprechungen bekannt, die in der Benesch-Note vom 20. Mai 1919 enthalten sind. Wie verschlossen sich aber selbst die Blätter und Diplomaten der Neutralen den Vorstellungen und Bitten jener, die ihr Recht verteidigten! Unter den machtgeschwellten „Siegern" fand sich überhaupt niemand, der bereit gewesen wäre, der Wahrheit zu dienen. So lief das Drama ab und endigte beim Versailler Diktat vom 28. Juni 1919.

Wenn schon vor diesem schwarzen Tag der Geschichte die Gemeindewahlen ausgeschrieben wurden, also noch bevor die Würfel gegen alle Deutschen gefallen waren, so bedeutet die Beteiligung der Sudetendeutschen an den Gemeindewahlen vom 16. Juni 1919 — drei Monate vor dem St. Germainer Vertrag — eine große Leichtfertigkeit. Hier äußerte sich der eingangs dargestellte staatsbürgerliche Sinn mächtiger als die politische und nationale Selbstbeherrschung einheitlichen Wollens. Die Beteiligung an den Wahlen bedeutete Anerkennung der tschecho-slowakischen Staatshoheit, konnte zumindest so ausgedeutet werden. Und ob diese unüberlegte Handlung mißdeutet wurde! Freilich hätte sie in Paris davon überzeugen können, daß es ein geschlossenes deutsches Gebiet in der Tschecho-Slowakei gibt, dessen Bestand in den Denkschriften geleugnet worden war. Aber wer wollte in Paris gerecht und sachlich entscheiden?

Als die österreichische Friedensdelegation hinter dem Stacheldraht von St. Germain nochmals versuchte, dem Sudetendeutschtum den Anspruch auf die Selbstbestimmung zu retten, war auch dies vergebens. Mit dem kargen, in keiner Weise ausreichenden Minderheitenschutz wollte man die böse Tat wiedergutmachen! Die heutigen Verhältnisse zeigen den schweren Irrtum, der weder den Frieden gesichert noch den „Siegern von St. Germain" geholfen hat. Mit der Unterfertigung des Vertrages war für das erste der sudetendeutsche Traum von Freiheit und Recht erloschen. Es war eine traurig-ernste Feier, als am 21. September 1919 die Österreicher von den Sudetendeutschen im Sitzungssaal des Wiener Reichstages Abschied nahmen und sie aus dem von beiden Teilen einmütig gewünschten Staatsverband Deutschösterreichs entließen.

In einer Kundgebung aller Parteien der Sudetendeutschen wandten sich die gleichzeitig aufgelösten Landesregierungen an die Bevölkerung und forderten sie auf, nach dem ungerechten Schiedsspruch von St. Germain sich der Gewalt zu beugen, aber eingedenk des unveräußerlichen Rechts auf Selbstbestimmung sich im

Digitized by Google

Lande alle Rechte auf Eigenbestimmung des völkischen Lebens zu erkämpfen, auf das ein freies, gesittetes und gleichberechtigtes Volk Anspruch hat und zur Erhaltung seines Bestandes benötigt. Diese Kundgebung war die erste und beinahe letzte, welche vom Willen des gesamten Sudetendeutschtums getragen war. Es war erst Konrad Henlein 14 Jahre später vorbehalten, das so lange zerklüftete und uneinige Sudetendeutschtum in eine politische Front zu bringen und für seine Rechte und Bedürfnisse verantwortlich zu sprechen und zu handeln.

Der Kampf um politische Geltung.

Nachdem auf internationalem Boden die sudetendeutsche Frage entschieden und zur innerstaatlichen Angelegenheit der Tschecho-Slowakei geworden war, waren die Arbeiten des sogenannten Revolutionsparlaments noch lange nicht beendigt. Dieses war nicht gewählt, sondern bestand aus den früheren tschechischen Reichsratsabgeordneten und zugezogenen Tschechen und Slowaken. Ihm gehörte kein Deutscher, kein Ungar, kein Karpathenrusse, kein Pole und auch kein Slowake aus der auf völkischer slowakischer Grundlage stehenden Partei Pater Hlinkas an. Es ist klar, daß dieses Parlament sich nach den nationalpolitischen Bedürfnissen der Tschechen richtete und die Fundamente für eine Entwicklung legte, die den Nationalstaat der Tschechen und Slowaken — trotz der 36 Prozent von Staatsbürgern, die sich zu anderen Volksgruppen bekannten — verwirklichen sollte. Aber diese Tendenz stieß ebenso auch auf den Widerstand der Slowaken, die keinen tschecho-slowakischen Nationalstaat wollten, sondern einen Staat der Tschechen und Slowaken, allerdings in den Grenzen von St. Germain.

Alle Gesetze, die das Revolutionsparlament beschloß, zeigen das Bestreben, ein Übergewicht der Tschechen auf den Gebieten des öffentlichen Lebens sicherzustellen. Es sei nur auf einige hingewiesen:

Das Bodenreformgesetz brachte 4 Millionen ha Boden in Bewegung, von denen 1,57 Millionen ha in anderen Besitz übertragen worden sind. Der Staat erwarb zu den von ihm schon aus kaiserlichen Besitz übernommenen Grund und Boden aus der Bodenreform 418 000 ha, so daß er heute 1,3 Millionen ha neben vielen industriellen Betrieben der Urproduktion verwaltet. Im sudetendeutschen Gebiet war die Bodenreform eine Tschechisierungsaktion großen Stils, war aber auch im tschechischen keine — wie behauptet wurde — soziale Tat. Von der enteigneten Fläche waren rund 30 Prozent deutscher Boden, der aber zu 96 Prozent in tschechische Hände übergeführt worden ist.

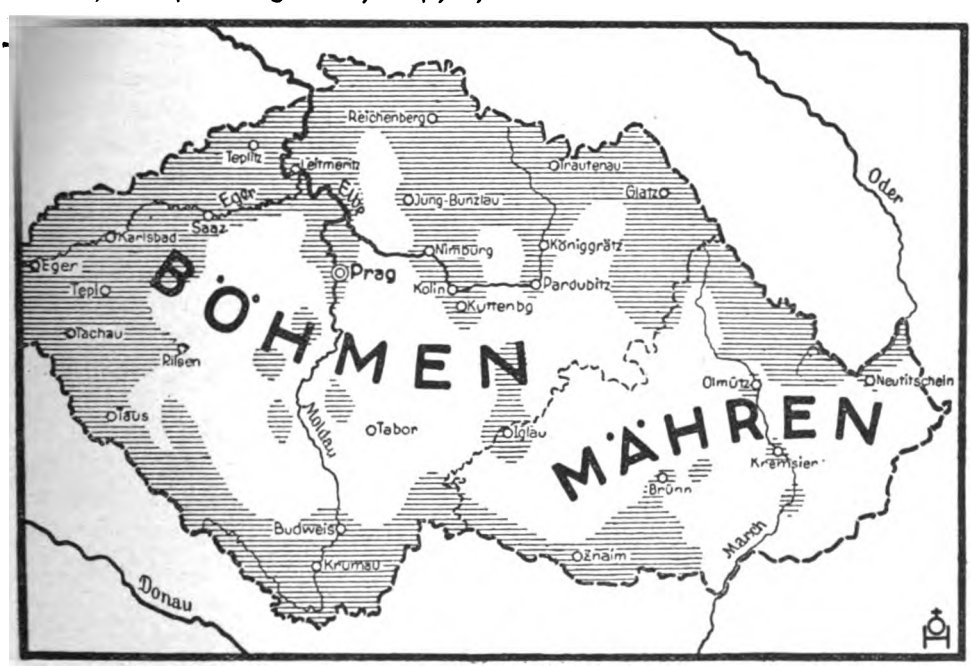
Die Einteilung des Staatsgebietes nach Ländern — Böhmen, Mähren, Schlesien, Slowakei und Karpathenrußland — wurde zwar als unhaltbar angesehen und daher ein Gaugesetz geschaffen, das aber nie durchgeführt wurde, vor allem deshalb nicht, weil zwei rein deutsche Gaue — Karlsbad und Böhmisch Leipa — entstanden wären. Da dieses Gesetz auf dem Papier blieb, war es möglich, einen unsinnig bürokratischen Zentralismus auszubauen, der in erster Linie dem nationalstaatlichen Ziel diente. 1927 waren die Fortschritte dieses Zentralismus und der unbehinderten tschechischen Vorherrschaft so weit, daß eine „Verwaltungs-

Digitized by Google

...nte, die die Selbstverwaltung der Gemeinden,
...ürokratie gänzlich opferte. Das Gaugesetz

...aments diente der Verabschiedung der
... war „demokratisch", wobei die französische
...nt hatten. Schon das war ein Wagnis, weil
...uptproblem, an dem nationalen Problem, das
...nt, vorbeigehen mußte. Ein weiterer Fehler war,
...nationalitätenrechtliche Tradition Österreichs abbrach
...jede Eigenberechtigung und Eigenbestimmung entzog.
...en, die leicht durch die Verwaltung mißachtet werden
...t anzufangen, wenn kein rechtlicher Anspruch der volklichen
...stschutz bestand. Schließlich übernahm die Verfassung nicht
... des Staatsvertrages von St. Germain.

...gesetz gab den „Tschecho-Slowaken" das allgemeine Recht, die
...prache überall zu verwenden, während die anderen Völker und
...n nicht das Recht auf Gebrauch ihrer Sprache hatten, wenn sie in
...chtsbezirk nicht 20 Prozent erreichten. Es galt nicht für die staatlichen
...mungen und zwang auch die sogenannten Organe zum Gebrauch der
...prache. Die erst 1926 erschienene Sprachenverordnung hat die sprachen-
...chen Bestimmungen noch verschlechtert.



Die Wachstumsspitzen der deutschen Besiedlung und Städtegründung des Mittelalters in Böhmen und Mähren

Digitized by Google

Die Schulfrage wurde durch ein neues Schulverwaltungs- und Schulorganisationsgesetz sowie durch die lex Metelka außerordentlich verschlechtert. Wie Pilze schossen die tschechischen Minderheitenschulen aus dem Boden, die aus Staatsmitteln errichtet und erhalten wurden, so daß die Volksgruppen auch noch zu ihren Kosten beitragen mußten, obgleich sie ihnen ihre Kinder entzogen und national entfremdeten.

Was Wunder, daß alle sudetendeutschen Parteien, als am 18. und 25. April 1920 die Wahlen stattfanden und das Revolutionsparlament seine Tätigkeit einstellen mußte, in ihren sogenannten staatsrechtlichen Erklärungen die Gültigkeit der von ihm beschlossenen Gesetze ablehnten und eine neue Verfassung forderten, die den nationalen Verhältnissen Rechnung tragen müßte. Diese Erklärungen — es gab im ganzen drei — waren nicht einheitlich im Wortlaut, wohl aber nationalpolitisch ein einmütiger Protest gegen die Verweigerung des Selbstbestimmungsrechtes.

Im neuen Parlament gab es keine einheitliche Führung der sudetendeutschen Politik. Wohl bestand der deutsche parlamentarische Verband, aber neben ihm noch zwei andere Gruppen. Da er öfters den Vorsitz wechselte, änderte sich auch seine Sprache und Linie. Währenddessen hatte der junge Staat schon seine Schwierigkeiten auch neben den nationalpolitischen Auseinandersetzungen mit den völkischen Slowaken, den Sudetendeutschen, Polen, Madjaren und Karpathenrussen. Schon 1921 mußte eine Beamtenregierung eingesetzt werden; die Kommunisten sprengten die Sozialdemokratie; mit Polen mußte eine Teilung des Teschener Gebietes vereinbart werden; die Währungsfrage und die Staatsfinanzen, deren Tragfähigkeit vom ersten Augenblick an überschätzt wurde, bereiteten große Sorgen, die Lösung der Kriegsanleihefrage öffnete eine tiefe Kluft zwischen dem Staat und den Geschädigten, unter denen sich vor allem Sudetendeutsche befanden; der Rückschlag in der ursprünglichen Konjunktur war sehr empfindlich u. a. m.

Der überdimensionierte Verwaltungsapparat gab 1924 Anlaß zu einem Abbaugesetz, dem mindestens 20 000 sudetendeutsche Staatsangestellte zum Opfer fielen. Wie ernst aber die Ersparnisse in der Verwaltung angestrebt worden sind, geht daraus hervor, daß einige Jahre später offiziell festgestellt werden mußte, daß die Zahl der staatlichen Angestellten seit 1924 um 38 000 — natürlich Tschechen — gestiegen sei. Dazu kamen noch Verstaatlichungen von Bahnen, in deren Folge ein neuer gewaltiger Abbau der Deutschen einsetzte.

Daß damals der Kampf um die politische Geltung des Sudetendeutschtums nur dann erfolgreich zu führen gewesen wäre, wenn sich die sieben sudetendeutschen Parteien auf einer Linie geeinigt hätten, ist klar. Daß dies trotz des sichtbaren Entmachtungsprozesses nicht geschehen ist, bedeutet eine Anklage gegen die politischen Wortführer von damals, aus der bei den Wahlen 1925 nur Dr. Lodgmann die Folgerungen zog und aus dem politischen Leben schied.

Aber auch die tschechische Politik ist in dieser Epoche (1920—1926) als erfolglos anzusehen, denn sie hat es weder verstanden, die Staatsraison den Bedürfnissen

Digitized by Google

der Gesamtheit anzupassen, noch vermocht, die politische Verantwortung über parteipolitische Kompromisse und Geschäfte zu stellen. Sie ist reich an Affären geworden. Sie schuf das Instrument der verfassungsmäßig illegalen „Pětka", mit dem sie die parlamentarische Demokratie Lügen strafte. Indem sich die tschechische Politik durch die Kleine Entente (1921) und den Vertrag mit Frankreich (1924) Sicherheiten schuf und sich damit über die Dauer der Versailler Ordnung hinwegtäuschte, unterschätzte sie die innerpolitischen Probleme und hoffte dabei auf ein allmähliches Versickern der fremdvölkischen Kräfte.

Versuche einer sudetendeutschen Erfüllungspolitik.

Schon 1924 und 1926 sind zwischen der tschechischen und sudetendeutschen Rechten wie Linken intime Fäden gesponnen worden, die auf tschechischer Seite die Hoffnungen auf Aufgabe des nationalen Widerstandes und auf eine „Symbiose" bei stillschweigender Duldung der nationalstaatlichen Tendenz in der Staatspolitik hervorrufen konnten.

Es mag, wenn die Persönlichkeit Anton Svehlas voll gewürdigt wird, nicht von vornherein der Versuch der Erfüllungspolitik als aussichtslos erschienen sein. Als Svehla ernstliche Verhandlungen mit dem „Bund der Landwirte" und den „Deutschen Christlichsozialen" eröffnete, vertraute er am meisten sich selbst, da er annahm, durch praktische Arbeit viele Beschwerden beheben zu können, die auch von diesen Parteien vorgebracht wurden. Andererseits war innerpolitisch die Situation festgefahren und ohne eine Entscheidung zwischen Links und Rechts überhaupt nicht mehr aus ihr herauszukommen. Neue Voraussetzungen für die Entwicklung waren jedoch ohne sudetendeutsche Parteien gar nicht zu schaffen. Es waren somit auch starke parteipolitische Gründe für den Agrarier Svehla gegeben, es mit den Deutschen zu versuchen.

Außenpolitisch war die Etappe Locarno und das Zwischenspiel von Thoiry und Genf vorbei, so daß auch in dieser Richtung keine Veranlassung gegeben zu sein schien, eine innerpolitische Änderung vorzunehmen. Die beiden genannten Parteien entschlossen sich, am 12. Oktober 1926 in die Regierung einzutreten und damit durch Erfüllungspolitik zu versuchen, die nationalen Interessen zu verfechten.

Das sollte sich aber bald beiderseits als ein Irrtum erweisen. Die geltende politische Auffassung von Staat und Verantwortung war bereits zu weit eine reine Machtfrage geworden und, da der Staat Besitz der Parteien geworden war, wurde ein Faustkampf um die Macht aufgeführt, der letzten Endes auf dem Rücken der Sudetendeutschen ausgetragen werden mußte. Die Regierung Svehla wurde keine nationale Befriedungsregierung, sondern eine parteipolitische Rechtsregierung, gegen die sowohl eine Linksopposition als auch die nationale Opposition — allerdings erst nach einer gewissen, loyal eingehaltenen Probezeit — mit allen Härten des Parteikampfes aufstand.

Es war die menschliche Tragik Svehlas, daß er bald darauf zu kränkeln begann und sich 1927 durch den nationalistischen Pater Sramek vertreten lassen mußte,

Digitized by Google

der weder Geschick zum Unterhandeln noch guten Willen besaß. So wäre es schon 1928 höchste Zeit gewesen, diesen Versuch abzubrechen, der trotz größtem Entgegenkommen von seiten der Deutschen doch nur eine Steigerung der nationalstaatlichen Entwicklung im tschechischen Sinne brachte.

Was den deutschen Regierungsparteien an Zugeständnissen ohne Gegenwert zugemutet worden ist und was sie zugestanden haben, überstieg alle Befürchtungen, die an den Versuch der deutschen Regierungsbeteiligung geknüpft wurden. In diese Zeit fällt die schon erwähnte Neuorganisation der politischen Verwaltung, deren nationalpolitische Rückwirkungen sehr bald kraß zum Ausdruck kamen. Die Selbstverwaltung der Gemeinden hörte seit 1927 praktisch auf. Die Bürokratie waltete jetzt sehr selbstherrlich und regierte wie es ihr beliebte. Das „freie Ermessen", das ohne Sicherung gegen Beamtenwillkür zur Höchstblüte gebracht wurde, die ungeheure Macht der Bezirks- und Landeschefs und das Ernennungsrecht der Regierung in die Bezirks- und Landesvertretungen schaltete vom Zeitpunkt dieser „Reform" Objektivität und Gleichberechtigung aus der Verwaltung aus. Ebenso unglücklich war die Steuerreform von 1927 und vor allem das Gemeindefinanzgesetz, mit dem die freie Gestaltung der Selbstverwaltung schlechthin verlorenging.

Daneben versuchte die offizielle Außenpolitik die deutsche Regierungsbeteiligung als Lösung des nationalen Problems für die internationale Öffentlichkeit zu benutzen. Es gelang ihr auch zweifellos, Genf und das Ausland für diese Auslegung zu gewinnen. Das dadurch geschaffene falsche Bild veranlaßte die beiden deutschen Minister — Dr. Spina und Dr. Mayr-Harting — sogar in einer Erklärung vom 15. Mai 1929 öffentlich festzustellen, daß das Sudetendeutschtum nicht befriedigt sei und seine Forderungen nach gerechter und gleichberechtigter Behandlung unverändert fortbestänben.

So wurde keine der Voraussetzungen erreicht, die die deutsche Regierungsbeteiligung bringen sollte. Es wurde weder die Durchdringung des deutschen Gebietes durch das tschechische Element, vor allem durch tschechische staatliche Angestellte, abgestoppt, noch wurde die wirtschaftlich traurige Verarmung des Sudetendeutschtums durch behördliche Maßnahmen und illegale Einflußnahme der tschechisch-nationalistischen Verbände aufgehalten, noch der Zurücksetzung der Deutschen auf allen Gebieten Einhalt geboten. Im Gegenteil, in dieser Zeit ist eine Verstärkung der Schädigungen aller Art festzustellen.

Das deutsche Prachatitz

Digitized by Google

Die Regierung hatte aber auch ihre Widerstandskraft gegen die soziale Opposition verloren. Den vereinigten Angriffen der nationalen und sozialen Opposition mußte sie im Herbst 1929 erliegen. Als sie die Wahlen ausschrieb, geriet sie in die Minderheit und trat ab.

Damit hätte die sudetendeutsche Erfüllungspolitik ebenfalls ihr Ende finden müssen. Das geschah aber nicht, einerseits, weil die tschechische Politik mit Hilfe sudetendeutscher Parteien die Tarnung ihrer nationalstaatlichen Tendenz fortsetzen wollte, andererseits, weil die Links-Rechts-Regierung den deutschen Marxisten Gelegenheit zu bieten schien, es besser zu machen als ihre deutschen Vorgänger in der Regierung. Obgleich zum Ausgleich des Kräfteverhältnisses zwischen der Linken und der Rechten auch der ebenso willige „Bund der Landwirte" in die Regierung genommen wurde, hat auch diese deutsche Regierungsbeteiligung kaum etwas an den nationalpolitischen Verhältnissen geändert.

Die schwerste Belastungsprobe für die Regierungsdeutschen oder, wie sie genannt wurden, die Aktivisten (!) brachten die Jahre 1932 bis 1934. Parteipolitische Gesichtspunkte verführten sie dazu, der Verfolgung und Auflösung der „Sudetendeutschen nationalsozialistischen Arbeiterpartei" sowie der „Deutschen Nationalpartei" in der Form des sogenannten Parteiauflösungsgesetzes zuzustimmen. Eine ungeheure Verfolgungswelle setzte ein. Allein mit diesem Gesetz ist auf der einen Seite wohl Gewalt gebraucht worden, um die Gesinnung zu brechen, auf der anderen Seite wurde aber die Bahn frei für eine ganz neue Kräftegruppierung des Sudetendeutschtums.

Am 1. Oktober 1933 fing Konrad Henlein den Schlag gegen das völkische Sudetendeutschtum auf, indem er zur Sammlung über alle Parteien hinweg aufrief und aus allen Parteilagern einen solchen Zulauf erhielt, daß schon damals deutlich wurde, die schwerste Zeit der Erniedrigung des Sudetendeutschtums stehe vor dem Ende.

Umbruch zur Willenseinheit.

Mit dem Auftreten Konrad Henleins bricht die Erfüllungspolitik sudetendeutscher Parteien nicht sofort ab. Sie wird unter dem Spott der Bevölkerung bis 1937 fortgesetzt. Trotzdem beginnt 1933 der erfreulichste Abschnitt sudetendeutscher Politik: der Umbruch zur Willenseinheit. Die Bevölkerung läßt die Aktivisten ruhig den „Anteil an der Macht" genießen und läßt sich auch durch den Regierungsbeschluß vom 18. Februar 1937 nicht beirren. Um so fester schließt sie die Reihen der „Sudetendeutschen Heimatfront", wie Konrad Henlein seine Bewegung nennt. Ängstlich werden alle Wahlen verschoben, damit sie ja nicht ihre Kraft erweisen kann. Darauf kommt es ihr aber zunächst gar nicht an, denn sie kämpft um Gefolgschaft für eine geistig-politische Erneuerung, nicht um jene Wählerschaft, die sich von ihr materiellen Nutzen verspricht. So sind die 1½ Jahre alter Parteienwirtschaft dem inneren Aufbau und der Gesinnungsbildung vorbehalten, um dann am 19. Mai 1935 die mit größtem Elan vorbereiteten Wahlen für die Bewegung durchschlagend zu gewinnen. Die „Sudetendeutsche

Digitized by Google

Digitized by Google

Partei" — eine behördlich erzwungene Umtaufe der Heimatfront — erreicht sofort die Zweidrittel-Mehrheit der deutschen Stimmen und Mandate und wird zu einem Faktor politischer Geltung, den bisher die sudetendeutsche Politik noch niemals besessen hat.

Der Gegenangriff ist vor, während und nach den Wahlen ungeheuerlich. Den Gegnern auf tschechischer wie deutscher Seite ist jedes Mittel recht. Sie wünschen die Wiederholung des Experimentes von 1933, das das noch geltende Parteiauflösungsgesetz ermöglichen würde, aber das gestattet weder die Stoßkraft der Bewegung noch die neue Machtstellung des Deutschen Reiches. Deshalb versucht man die Sudetendeutsche Partei politisch zu isolieren, ihre Mitglieder zu kompromittieren und in den Augen des Sudetendeutschtums die Bewegung als bedeutungslos hinzustellen. Man verteilt und verschenkt Ministerposten, wiederholt Versprechungen und Zusagen. Man bevorzugt sichtlich „Aktivisten", aber immer nur den einzelnen, um ihn auf der falschen Bahn der Erfüllungspolitik zu halten. Man macht gegen das Dritte Reich scharf und sagt ihm das nahe Ende voraus, damit desto herrlicher die demokratische Freiheit erscheine, an der man sich berauscht, um ihr gleichzeitig immer offensichtlicher zum Hohne zu handeln. Man begibt sich in die Achse Paris—Prag—Moskau, die bekanntlich keine durchgehende Linie ist, und ergreift damit Partei in der Blockbildung Europas, was nicht allein bei den Sudetendeutschen, sondern auch bei den völkischen Slowaken, Madjaren, Polen und Karpathenrussen auf Widerstand stößt.

Als Prag einsieht, daß die neue starke Bewegung von ihrer politischen Eigenwilligkeit und organischen Geschlossenheit nicht abzubringen ist, versucht man es „im Bösen", wie es einmal im Parlament genannt wurde. Man verschärft das Republik-Schutzgesetz, führt das geheime Verfahren bei Hochverratsprozessen und die Todesstrafe ein und fällt ungeheuer harte Urteile. Die Zensur greift scharf in die öffentliche Meinungsbildung ein und läßt auch die Kritik des wirtschaftlichen und sozialen Lebens nicht zu. Vor allem der kleine Amtswalter wird gepackt und muß hohe Verwaltungs- und Freiheitsstrafen auf sich nehmen. Der Polizeiapparat wird im deutschen Gebiet vom Staat aus den Händen der Gemeinden genommen und zu einem dichten Netz ausgebaut. Das Staatsverteidigungsgesetz verwandelt das sudetendeutsche Gebiet in ein Gebiet

Prag, An der Karlsbrücke

Digitized by Google

minderen Rechtes (Grenzzone) und legalisiert die bisherigen Versuche der Verwaltung, mit den Begriffen „illoyal" und „staatsunverläßlich" die soziale und wirtschaftliche Existenz zu zerstören. Die tschechische Öffentlichkeit — aufgepeitscht von einer chauvinistischen Presse — beteiligt sich an diesen Einschüchterungsplänen der Staatsmacht und übersteigert sie, indem sie handgreiflich wird. Weder Regierung noch politische Führung erkennen, daß diese völkische Opposition der Sudetendeutschen die natürliche Folge einer zwanzigjährigen Entmachtung und Enteignung ist. So gerät die Staatspolitik der Tschecho-Slowakei in einen Irrkreis, weil sie weder die geistige Bewegung noch die soziologische Rückwirkung ihres eigenen Tuns erfaßt. Sie erkennt auch heute nicht, daß aus dem Sudetendeutschtum eine innerlich geschlossene Kraft und eine Volksgemeinschaft im besten Sinne des Wortes geworden ist.

Die Sudetendeutsche Partei erwies ihre mächtige Stellung im Volkstum, als sie im Frühjahr 1938 nach dem endlichen Anschluß Österreichs den „Aktivismus" liquidierte, selbst die Sozialdemokraten moralisch „zur Preisgabe der Regierungsbeteiligung" zwang und die Reste des „Bundes der Landwirte" und der „Deutschen Christlichsozialen" in ihre Reihen einbezog. Die politische Reife des Sudetendeutschtums überwand damit seine Vergangenheit und wurde eine Einheit. Unbekümmert vor Auflösungsordern oder Haftbefehlen gegen seine Führung wurde die Volksgemeinschaft geboren, die sich als ein Teil des großen deutschen Volkes den Weg heim ins Reich zu bahnen wissen wird. Konrad Henlein ist in wenigen Jahren der berufene Sprecher und Gestalter der sudetendeutschen Politik geworden. Fünf Sechstel des Sudetendeutschtums stehen nach den schon zurückliegenden Wahlergebnissen hinter ihm, wenn man die Mandate im letzten Prager Abgeordnetenhaus rechnet, — 91 Prozent aber sind es, wenn man die Ergebnisse der Gemeindewahlen (Mai—Juni 1938) zugrunde legt. Die mächtige Stellung der Sudetendeutschen Partei in diesem Staat kam schon durch ihre Gleichrangigkeit als Partner in den Auseinandersetzungen mit der Regierung eindeutig zum Ausdruck, auch international, wie die Mission Lord Runcimans beweist.

Als Konrad Henlein am 24. April 1938 in Karlsbad das Bekenntnis zur nationalsozialistischen Weltanschauung ablegte, ist ihm das ganze Sudetendeutschtum dankbar zugeströmt, bereit, alle Opfer dieses Bekenntnisses auf sich zu nehmen, und in dem Bewußtsein, daß nur auf dem Wege freier, stolzer und entschlossener Gesinnung seine Zukunft zu sichern ist. Der große Umbruch eines Volkstums war dann vollendet. Die Tschechen haben alles dazu getan, was an Terror, Morden, Haß und Brutalität notwendig war, um die ursprünglich loyale Bereitschaft, im tschechischen Staatsverband auf autonomer Grundlage weiterzuleben, für ewig zu vernichten. In der Proklamation von Eger am 15. September 1938 setzte der Führer der Sudetendeutschen, Konrad Henlein, einen beispiellosen Weg des Jammers und der seelischen Not ein Ende, da 3½ Millionen ihre Ketten sprengten und durch seinen Mund der Welt verkündeten: „Wir wollen heim ins Reich!"

Digitized by Google

Prag — Der Veitsdom des Deutschen Peter Parler und die Burg, deren jetzige Gestalt Maria Theresia zu verdanken ist

Dr. Erich Gierach stellt fest:

„Nicht freiwillig kamen die Tschechen ins Land, sondern als Knechte der Awaren, die nach der Mitte des sechsten Jahrhunderts in Böhmen eindrangen. Von der rohen Gewaltherrschaft, die das Nomadenvolk über sie ausübte, befreite sie endlich 623 ein fränkischer Kaufmann namens Samo, den sie aus Dankbarkeit zum Herrscher wählten und der ihr erster König war."

*

„Was die Sache auch von Libussa und Przemysl erzählen mag, so viel steht sicher, daß es einen einheitlichen und unabhängigen, ganz Böhmen umfassenden Tschechenstaat nie gegeben hat. Seit Karl dem Großen gehört Böhmen zum Reiche, und wenn sich nachmals die Bande der Zugehörigkeit lockerten, so war dies nur vorübergehend. Ja, nach einer kurzen Unterbrechung kamen 895 die böhmischen Fürsten unter der Führung zweier przemyslidischen Brüder, deren Geschlecht damit zum ersten Male aus dem Halbdunkel der Sage ins helle Licht der Geschichte tritt, freiwillig auf dem Reichstage zu Regensburg vor König Arnulf und baten um Wiederaufnahme in das Deutsche Reich, die ihnen gewährt wurde."

*

„Böhmen ist die Wiege der neuhochdeutschen Schriftsprache. Dort hat sich unter dem Einfluß der Kanzleien der deutschen Städte des Landes, in denen oberdeutsche und mitteldeutsche sprachliche Einflüsse zusammenströmten, eine Urkundensprache entwickelt, welche von der königlichen Kanzlei der Luxemburger in Prag aufgenommen, weiterentwickelt und vorbildlich festgelegt wurde. Die benachbarte kursächsische Kanzlei übernahm sie. Ihre Sprache legte Luther seiner meisterhaften Bibelübersetzung zugrunde."

Und Bertold Bretholz:

„Es ist nicht zu verwundern, daß unter solchen Verhältnissen die weitaus größere Zahl der Städte es gar nicht auf einen Kampf mit den Hussiten oder Taboriten ankommen ließ, sondern lieber mit ihnen Verträge abschloß und Abkommen traf, die sie wenigstens vor Zerstörung und Niedermetzelung sicherten. Zu ihnen gehörte von vielen anderen abgesehen, die geschlossene Reihe ehedem deutscher Städte in Ostböhmen: Kaurim, Kolin, Tschaslau, Nimburg, Kuttenberg, Chrudim, Hohenmaut, Trautenau, Königinhof, Leitomischl usw. ...Der Charakter der Stadt wandelte sich allerdings um: die deutschen Katholiken mußten sich unter eine tschechisch-hussitische Herrschaft beugen, stumm gehorchend einem politischen Schicksal, das unerwartet und fast unbewußt über Nacht über sie hereingebrochen war...

Dieser langsame innere Tschechisierungsprozeß der sich dem Hussitentum anschließenden Städte, im Gegensatz zu dem gewaltsamen in den eroberten, machte aus vielen Deutschen Tschechen, aus Katholiken Hussiten; die neue Generation wuchs in einer überwiegend tschechisch-hussitischen Umgebung auf, Städte, die die Väter noch als ganz oder vorwiegend deutsch und katholisch gekannt hatten, lernten die Kinder als tschechisch und hussitisch kennen. Auch tschechische Historiker erklären ausdrücklich, daß es damals zu einer massenhaften Tsche-

Digitized by Google

chisierung der Deutschen in Böhmen gekommen ist. Also nicht Untergang des Deutschtums durch Auswanderung oder völlige Vernichtung, sondern gewaltsame Umbildung des nationalen Besitzstandes im größten Maßstabe, vor allem in den Landstädten."

(„Geschichte Böhmens und Mährens")

Gleich und Recht theil mit menniglich,
Und nicht nach Gunst das Urtheil bieg,
Den Armen hör, sein notdurfft betracht,
So wirst Du von Gott und der Welt geacht,
Denn wo Du helst unrecht Gericht,
Wirdt Dirs Gott wiederumb schenken nicht.

(Alter deutscher Rechtsspruch aus dem Jahre 1582, entdeckt zu Eger)

Das Prager Landestheater:

„Sollten wir Böhmen allein eine Ausnahme machen und weniger deutsches Blut in unseren Adern fühlen? Diesen Vorwurf zu vermeiden, wird das Nationalspektakel in unserer Muttersprache mein Hauptaugenmerk sein."

(Aus der Ansprache des Grafen Anton Nostitz-Rhinek, des Gründers des Landestheaters in Prag, bei der Eröffnungsfeier im Jahre 1780)

Deutscher Lehrbrief der Stadt Prag (1769)

Digitized by Google

Ermahnung an die Deutschen

Hol, Teutscher, wie du tust, und liebe fremde Sitten.
Die Freude gönn ich dir. Nur dies will ich euch bitten,
holt nicht nur Laster her, nicht fremde Tracht und Pracht.
Lern doch von Latien, laß Galien dich lehren,
wie man das Vaterland und seine Sprach soll ehren.
Wo ist doch ein Wallon, der sich im Deutschen übt,
und wo ist ein Franzos, der unsre Zunge liebt?
Wie daß dann du so hast nur fremden Mund und Ohren?
Ist dann unsre Sprache dort hinterm Zaun geboren?
Ist sie von Babal nicht mit andern ausgereist,
die unter vieren auch der ältesten eine heißt?
Der Franz- und Wälschmann mit Eifer ist beflissen,
wie man mög seine Sprach in hohem Wohlstand wissen,
die doch ist jung und nur verkrüppeltes Latein.
Und unsre Heldensprach soll nicht so würdig sein?
Pfui, Teutscher, schäm dich doch! Und willst du dich nicht schämen,
so wird dir Gott die Ehr und deine Freiheit nehmen.
Machst du die Sprach zur Magd, so wirst du werden Knecht
der Fremden, weil dir ist dein Vaterland zu schlecht.
Nicht also, Patriot, ach nein! Bedenk dich besser!
Wird deine Nation, so wirst du selber größer
an Ehren und an Ruhm.

Von dem 1626 in Wildenstein bei Eger geborenen Dichter Siegmund von Birken nach dem Dreißigjährigen Kriege in Nürnberg

Goethe über Böhmen:

„Das Böhmen ist ein eigenes Land. Ich bin dort immer gern gewesen."

*

„Obgleich manche Reize und Lockungen mich nach dem Rhein ziehen, so wünsche ich doch das gute alte Böhmen wiederzusehn, das mir durch Ihre Darstellung sowie durch die Sagen wieder aufs neue interessant geworden ist. Vor der Einbildungskraft und der Erinnerung steigt Böhmen wirklich als der Gegensatz von den Rheingegenden hervor."

Über Karlsbad urteilt Goethe:

„Was ich dort gelebt, genossen,
Was mir all dorther entsprossen,
Welche Freude, welche Kenntnis,
Wär ein allzu lang Geständnis!
Mög es jeden so erfreuen,
Die Erfahrenen, die Neuen!"

*

„So sehr man auch die Gegend kennt, wird man doch immer durch ihre bedeutende Mannigfaltigkeit überrascht. Sie kommt mir vor, wie ein höchst interessantes Märchen, das man oft gehört hat und nun wieder vernimmt. Die Verwunderung ist abgestumpft, aber man fährt fort zu bewundern, und man weiß nicht recht, wie einem zumute ist."

Digitized by Google

Heinrich von Kleist:

„Von Dresden aus machten wir auch noch eine große Streiferei nach Töplitz, 8 Meilen, eine herrliche Gegend, besonders von dem naheliegenden Schloßberg aus, wo das ganze Land aussieht, wie ein bewegtes Meer von Erde, die Berge wie colossalische Pyramiden, in den schönsten Linien geformt, als hätten Engel im Sande gespielt. Von Töplitz fahren wir tiefer in Böhmen nach Loboſitz, das am südlichen Ende des Erzgebirges (Mittelgebirges) liegt, da, wo die Elbe hineintritt. Wie eine Jungfrau unter Männern erscheint, so tritt sie schlank und klar unter die Felsen — leise mit schüchternem Wanken naht sie sich — das rohe Geschlecht drängt sich, den Weg ihr sperrend, um sie herum, der glänzend Reinen ins Antlitz zu schauen, sie aber windet sich, flüchtig, errötend, hindurch."

(An Wilhelmine von Zenge, 1801)

Theodor Körner:

Der Karlsbader Sprudel

Dampfe nur immer empor und brause herauf aus der Tiefe,
Wie es dich dränget und treibt, wunderbar glühender Quell!
Nicht nach der Brüder Art ist dein wildes Wogen und Wallen;
Denn der höhere Mut bricht sich die eigene Bahn.
So des Jünglings Gemüt, das über die Schranken hinausfliegt
und gegen irdische Kraft rühmlich im Kampfe besteht.

Hans Heilings Felsen

Wie sich die Felsenwand dort, die klippengepanzerte, auftürmt!
Schon in Säulen gereiht, fügt sich zum Steine der Stein.
Stolz und edel erhebt sich die Riesenpflanze des Tales,
Und das Felsengewächs ragt aus den Wellen empor.
Mancherlei Sagen erzählt sich das Volk, und mancherlei Kunde
Ward mir, wie sich der Berg öffne in himmlischer Nacht.
Aber mich gemahnt's, wie Geisterruf aus der Ferne,
Wie ein edleres Bild früher vergangener Zeit:
So hat Deutschland geprangt, so standen germanische Helden,
Groß und edel und fest, wie dieser heilige Fels.
Mag der brausende Fluß die Felsenritzen umschäumen,
Ruhig steht der Fels, seht! und es bricht sich die Flut.
Mag es dämmern im Tal, aus der Tiefe die Nacht sich erheben,
Aber den Gipfel des Berges küßt noch der himmlische Strahl.

(Hans Heilings Felsen ist eine Felsengruppe im Tal der Eger zwischen Elbogen und Karlsbad.)

Der Freiherr vom Stein über die Sudetendeutschen:

Troppau, den 6. August 1809

„In diesem Lande herrscht Gutmütigkeit, gesunder Menschenverstand, Frömmigkeit; dieses nebst Wohlstand, Reichtum an Naturprodukten und ein mildes Klima macht den Aufenthalt angenehm. Die Menschen *wollen immerfort und beharrlich die Fortdauer des Kampfes um Selbständigkeit* und Unabhängigkeit, und ihre Anstrengungen sind sehr groß und kräftig. Es ist eine Freude, die edlen und guten Gesinnungen, die Bereitwilligkeit, die unter diesem Volke herrscht, alles zu dulden und aufzubieten, um sich vorm Untergang zu retten, zu sehen."

Digitized by Google

Ein Deutschland, groß und mächtig,
Ein Deutschland stark und frei,
Einmütig und einträchtig,
Deutschösterreich mit dabei —
Ein Reich in Kraft und Ehren,
Das ist's, was wir begehren
In Sehnsucht, ungestillt,
Und denken's zu erleben,
Daß sich die Schleier heben
Von diesem Riesenbild.

Alfred Meißner, geb. 1822 zu Teplitz

Preußen nicht, noch Östreich mehr, Baiern nicht, noch Sachsen,
Deutschland über alles hehr, sprossen soll's und wachsen,
Nord und Süden, Hand in Hand, frei zum Himmel schall es:
Ungepreßt und unverwandt: Deutschland über alles!

Robert Zimmermann, geb. 1824 in Prag.

Kein Preußen und kein Österreich,
Kein Schwaben und kein Hessen,
Das Recht, der Stolz allüb'rall gleich,
Nie demüthig, nie vermessen,
Ein Gott, ein Land, ein Sonnenglanz,
Kein Schranzen, keine Geisteszwerge,
Ein Banner nur, ein Ruhmeskranz,
So weit die deutschen Berge.

Karl Herlossohn, geb. 1804 zu Prag

Ich lobe mir mein deutsches Land;
Es wird sich hoch und groß erhalten
In wilder Stürme rauhem Walten,
Der wüthendste ist abgewandt
Durch deinen Muth, mein deutsches Land!

Gott segne dich, mein deutsches Land!
Hier unter deinen treuen Eichen
Wir fröhlich uns die Hände reichen,
Und jubelnd wirst du frey genannt,
Du liebes, deutsches Vaterland.

Wilhelm Marsano (1797—1871), Deutschböhme, österreichischer Feldmarschall-Leutnant.

Uffo Horn:

„Ich glaube, daß der Zeitpunkt gekommen ist, wo wir (Deutschböhmen) die Scheide des Schwertes wegwerfen müssen, unsere (tschechischen) Gegner haben dieses schon längst gethan. Gott bewahre, daß das Schwert entscheide, aber bereit zum Kampfe müssen wir sein und entschieden auftreten, damit nicht, wie bisher, unsere Unentschlossenheit den feurigen entschlossenen Gegner zum Angriff verleite. Die faulen Unterhandlungen und Friedensschlüsse haben zu nichts geführt, als zu Brüchen und neuen Zwisten. Es muß dieses halbe Verhältnis ein Ende nehmen."

(28. August 1848 in Teplitz)

Uffo Horn sagte über seine Heimatstadt Trautenau:

„Es ist eine deutsche Gegend, ein deutsches Gebirge, das mich sendet. Dort ist das deutsche Element unvermischt bis heute geblieben, wir sind nicht erst germanisiert worden, wir sind deutsch seit den Zeiten Otakars, der unsere Städte durch deutsche Einwanderer gründete."

Digitized by Google

Teplitzer Lied

Zu Teplitz in der Gartenhalle
Da reichten, die wir hingesandt,
Die Männer des Vertrauens alle
Zum neuen Bunde sich die Hand. —
Mit Flammenzügen laßt uns schreiben
In unsre Herzen ihren Eid:
„Wir wollen Deutsche sein und bleiben
So heute bis in Ewigkeit!"

Zum erstenmal seit grauen Jahren
Konnt' aller Bande frei und frank,
Der deutsche Sinn sich offenbaren
In lauter stolzer Worte Klang.
Kein fremder Donner konnt' betäuben
Den Losungsruf für alle Zeit:
„Wir wollen Deutsche sein und bleiben
So heute bis in Ewigkeit!"

Sei uns gegrüßt mit Mund und Degen
Uraltes deutsches Reichspanier;
Begeistert schwillt das Herz entgegen
Du schwarzrotgold'ne Fahne dir!
Frei darfst du mit den Winden treiben,
So frei wie unser Jubel schreit:
„Wir wollen Deutsche sein und bleiben
So heute bis in Ewigkeit!"

Seid uns gegrüßt, ihr deutschen Brüder,
Wahrhaft und freudig tritt zu euch
Das lang getrennte Österreich wieder,
An Siegen und an Ehren reich!
Und mit der Donau soll beweiben
Sich Vater Rhein auf's neue heut:
„Wir wollen Deutsche sein und bleiben
So heute bis in Ewigkeit!"

Uffo Horn schrieb dieses Lied als Sekretär des Teplitzer Kongresses 1848, wo deutsch-böhmische Gemeinden und konstitutionelle Vereine zusammenkamen.

Der 29. August 1848 ist der Geburtstag des Kampfes um die nationale Selbstverwaltung

Die Revolution des Jahres 1848 hatte auch die politischen Kräfte der Deutschböhmen in Bewegung gesetzt, als deren Organisation die „Deutschen Vereine" betrachtet werden müssen. In der Zeit vom 28. bis 31. August 1848 hatten die „Deutschen Vereine" in dem fürstlich Clarysschen Garten zu Teplitz-Schönau einen Delegiertentag einberufen. Die deutschböhmischen Abgeordneten, die im österreichischen Reichsrate zu Wien und in der deutschen Nationalversammlung zu Frankfurt a. M. weilten, begrüßten die Tagung mit begeisterten Begrüßungsschreiben. Der Vorsitzende war der Bürgermeister von Tetschen, Eduard Strache, der bald nach der Tagung in einer Ersatzwahl zum Abgeordneten des Wahlkreises Tetschen in das Frankfurter Parlament gewählt wurde. Einstimmig wurde der Anschluß Österreichs an den deutschen Zollverein, also die wirtschaftliche Angliederung an das Deutsche Reich, gebilligt. Strache erstattete in dieser Tagung das Referat über den Gegenstand: „Entwurf einer Staatseinrichtung Österreichs, um diesem Kraft und Einheit zu verleihen und dem Nationalitätenstreit ein für alle Teile befriedigendes Ende zu setzen." Am Schlusse seiner Ausführungen, die überaus lesenswert sind, beantragte er folgende Entschließung, die geradezu historischen Wert besitzt:

„1. Die Deutschböhmen lehnen unbedingt jede Verschmelzung mit den Tschechen in der Provinzialvertretung und Verwaltung ab.
2. Sie verlangen für die im Reichsrate vertretenen Provinzen die Aufhebung der Provinzialgrenzen, Provinzialgubernien und der Provinziallandtage.
3. Sie verlangen eine möglichst freie, auf Selbstverwaltung gegründete Gemeindeverfassung mit Gemeinderäten aus direkten Wahlen.
4. Sie verlangen die Einteilung der auf dem Reichstage vertretenen Provinzen in Reichskreise auf Grundlage der Sprachgrenzen, mit dem Ministerium unmittelbar unterstehenden Kreishauptleuten, an deren Spitze von den Gemeinden gewählte Kreisräte stehen."

Petition des Zentralvereins der Deutschen in Böhmen (Reichenberg) an das Justizministerium (30. September 1848):

Daß 1. die Bestimmungen der Gerichtsbezirke dahin gesehen werden, daß sie nach der Sprache genau geschieden und dem deutschen Bezirke keine tschechischen

Digitized by Google

Parzellen, ebenso dem tschechischen Bezirke keine deutschen Anteile zugewiesen werden;

2. daß in deutschen Bezirken nur deutsche Richter und Beamte vorzugsweise angestellt werden und nur bei Abgang befähigter deutscher Individuen tschechische Kandidaten aufgenommen werden;

3. daß umgekehrt dieser Modus auch in tschechischen Bezirken gehandhabt werde.

Unverwirklichte Vorschläge

„Im Sommer 1848 schlug Ludwig von Löhner, einer der hervorragendsten Führer der Deutschböhmen, vor, Österreich unter Aufhebung der Provinziallandtage in national abgetrennte Reichskreise einzuteilen, die unmittelbar der Zentralregierung in Wien unterstehen und ein großes Maß von nationaler Autonomie erhalten sollen. Der Wiener Verein der „Deutschen in Österreich" und der Kongreß von Vertrauensmännern deutscher Gemeinden und Vereine in Teplitz (August 1848) hat diesen Plan gebilligt. Später führte Löhner diesen Plan des „nationalen Föderalismus" noch näher aus. Allen Volksstämmen sei innerhalb ihrer Wohnsitze die volle Autonomie einzuräumen, da nur auf diese Weise das gleiche Recht verwirklicht und die Herrschaft des einen über den andern beseitigt werden könnte. Die historisch gewordenen Ländergrenzen dürfen kein Hindernis auf diesem Wege sein. Es seien daher neue Kronländer oder Nationsgebiete nach den Sprachgrenzen zu bilden, und innerhalb dieser wäre die betreffende Sprache als ausschließliche Geschäfts- und Unterrichtssprache einzuführen. Österreich sollte ein Nationalitäten-Bundesstaat oder Föderativstaat werden, der aus folgenden fünf Nationalstaaten bestünde:

1. Deutschösterreich: aus Niederösterreich und Oberösterreich, Salzburg, Nordtirol, Vorarlberg, dem Villacher und Klagenfurter Kreis, Kärnten (bis zur Drau), dem Troppauer Kreis Schlesiens und den deutschen Teilen von Steiermark, Böhmen und Mähren; Verwaltungssprache deutsch.
2. Tschechischösterreich: aus den tschechischen Teilen Böhmens und Mährens und dem Teschener Kreis Schlesiens; Verwaltungssprache tschechisch.
3. Polnischösterreich.
4. Slawonischösterreich.
5. Italienischösterreich."

(Hans Krebs in seinem Buch „Der Kampf um die sudetendeutsche Autonomie")

Aus einer Eingabe des deutschen Bürgerausschusses von Eger an Kaiser Ferdinand vom 15. April 1848:

„. . . Die zweite Bitte betrifft die Aufrechterhaltung der deutschen Nationalität im Egerer Bezirke. Dieselbe ist zwar in dem a.h. Kabinettsschreiben Eurer k. k. Majestät vom 8. April 1848 gewährleistet, allein der 9. Punkt dieses a.h. Reskriptes ist geeignet, das Bedenken laut werden zu lassen, daß schon itzt die deutsche Nationalität gegenüber der czechischen im großen Nachteile sich befindet. Ein großer Theil der deutschen Bewohner Böhmens, ja weitaus der größte, ist der czechischen Sprache nicht kundig, weil ihnen bisher keine Gelegenheit geboten war, sich diese Sprache eigen zu machen. Die Verdrängung aller Deutschen von Amt und Würde selbst in jenen Landesteilen, wo nur deutsch gesprochen wird, liegt am Tage. Ferner widerspricht der zwangsweise Volksunterricht in einer fremden Sprache den humanen und volkstümlichen Tendenzen unserer Zeit. Die Petitionen der Prager enthalten nicht den Gesamtwillen aller Bewohner Böhmens, die Deutschen sind darin nicht vertreten und es ist daher die Pflicht der gehorsamst Gefertigten, gegen jede Beeinträchtigung der deutschen Nationalität, die für sie aus den Petitionen der Prager entstehen könnte, zu protestieren, und Euere k. k. Majestät zu bitten, die hierwegen erlassenen Verordnungen in einer Art zu erläutern, die geeignet ist, jeden Zweifel an der Unantastbarkeit ihres deutschen Lebens zu zerstreuen."

Digitized by Google

Artikel 19 der österreichischen Staatsverfassung von 1867:

„Alle Volksstämme des Staates sind gleichberechtigt, und jeder Volksstamm hat ein unverletzliches Recht auf Wahrung seiner Nationalität und Sprache. Die Gleichberechtigung aller landesüblichen Sprachen in Schule, Amt und öffentlichem Leben wird vom Staate anerkannt.

In den Ländern, in welchen mehrere Volksstämme wohnen, sollen die öffentlichen Unterrichtsanstalten derartig eingerichtet sein, daß ohne Anwendung eines Zwanges zur Erlernung einer zweiten Landessprache jeder dieser Volksstämme die erforderlichen Mittel zur Ausbildung in seiner Sprache erhält."

Die Not der Deutschen im Österreich von 1889:

„Wir wohnen gleichsam in dem Hotel „Austria" nur so zur Miete. Das Hotel „Austria" ist die große Herberge für die unterstandslosen mitteleuropäischen Nationalitäten, und unter diesen in dem Hotel „Austria" einlogierten Nationalitäten müssen wir Deutschen die teuerste Miete zahlen und bekommen die schlechtesten, die ungesunden, feuchten und zugigen Zimmer und die schlechteste Verpflegung. Nimmt man uns Deutschen das Recht der Selbstbestimmung, gefährdet man unsere nationale Sicherheit, dann hat man kein Recht, über eine Irredenta germanica sich zu beklagen. Man weist uns freilich immer mit großer Phrase auf das Bündnis mit Deutschland... Was hat denn das deutsche Volk in Österreich von diesem Bündnisse? Gerade seitdem dieses Bündnis mit Deutschland besteht, hat unsere nationale Not und Bedrängnis von Jahr zu Jahr zugenommen, und es ist mir oft vorgekommen, als ob dieses Bündnis die spanische Wand wäre, hinter der wir Deutsche ganz ruhig abgetan werden sollen. Man mute uns nicht zu, daß wir aus bloßem österreichischen Staatsbewußtsein, aus bloßem, ich möchte sagen, hirnlosen Patriotismus alle unsere nationalen Pflichten preisgeben, alle unsere nationalen Aspirationen auf den Altar des Vaterlandes legen und mit dem Weihrauche des Byzantinismus verbrennen lassen, damit der Rauch wohlgefällig, ich weiß nicht für wen, in die Luft emporsteige und mit diesem Rauch unsere eigene nationale Existenz. Nein, das werden wir nicht tun. Der Begriff der Nation ist ein höherer und edlerer als der Begriff des Staatswesens. Man möge uns verdächtigen, beschimpfen und mit den Vorwürfen des Hoch- und Staatsverrates, der Preußenseuchelei bewerfen, wir werden im Bewußtsein unserer Pflichten und unseres guten Rechtes uns daraus gar nichts machen."

(Karl Türk, Reichsratsabgeordneter des Landwahlkreises Troppau, am 8. März 1889 im Wiener Reichsrat)

Felix Dahn:

Das höchste Gut des Mannes ist sein Volk,
Das höchste Gut des Volkes ist sein Recht,
Des Volkes Seele lebt in seiner Sprache,
Dem Volk, dem Recht und seiner Sprache treu
Fand uns der Tag, wird jeder Tag uns finden.

(Zum Deutschen Volkstag in Eger, 1897.)

„Dem Kaiser haben sie gesagt,
Er soll die Zügel schärfen,
Wir würden still uns und verzagt
Der Willkür unterwerfen.
Drum schreit's in seine Burg hinein,
Daß zittern alle Scheiben:
Wir wollen keine Tschechen sein,
Wir wollen Deutsche bleiben."

(Spruch aus dem Egerland zur Zeit der Sprachenverordnung Badenis, 1897)

Digitized by Google

Georg Ritter von Schönerer:

„Den Deutschen in Österreich, die bekanntlich stets bestrebt waren, den österreichischen Staat als ein einheitliches Gebilde zu erhalten, und für denselben als solches eingetreten sind, muß es aber fürderhin gestattet sein, offen den geistigen Zusammenhang mit den anderen deutschen Landen jederzeit zu betonen und sich als Glieder der großen germanischen Völkerfamilie öffentlich zu bekennen, ohne dabei von Amts wegen stets den ärgsten Verdächtigungen ausgesetzt zu werden."

(Im Wiener Reichsrat am 6. April 1880)

„Dem Rufe aus dem deutschen Egerlande Folge leistend, bin ich bereit, im Abgeordnetenhause den vor neun Jahren unfreiwillig dort unterbrochenen Kampf mit aller Entschiedenheit gegen die gelbe, rote und schwarze Internationale fortzuführen und besonders auch gegen die jüdische und christlichsozial-klerikale Pressekorruption anzukämpfen. Für unverfälschtes Deutschtum und für soziale Reform auf deutschvolklicher Grundlage! soll unsere Losung sein und bleiben!"

(Schönerer an seine Wähler im Egerlande nach der Reichsratswahl am 17. März 1897)

„Als ehemaliger Abgeordneter des Egerlandes und als ehemaliger Ehrenbürger der Stadt Eger glaube ich doch immer noch das Recht zu haben, sagen zu dürfen: ‚Wenn alles sinkt, das Egerland wird stehen!'..."

(Schönerer bei der „Leipziger Feier" in Wien, 18. Oktober 1913)

Eine Autonomie-Erklärung im Kriege

Schon vor dem Kriege wurden die Nationalsozialisten, die damals „Deutsche Arbeiterpartei" hießen, von bürgerlichen Kreisen deshalb heftig angegriffen, weil sie für die Durchsetzung des Grundsatzes der nationalen Selbstverwaltung eintraten.

Die Partei ließ sich übrigens durch Angriffe in ihrer Haltung nicht beirren und vertrat folgerichtig ihren Standpunkt weiter. So behandelte auf dem Landesparteitag von Böhmen (25. November 1917) auch Pg. Krebs die Frage der Selbstverwaltung. Er führte hierbei unter anderem folgendes aus:

„Wie soll Österreich nach dem Kriege aussehen? Die Grundlagen des Staates werden die Nationen sein. Ihnen allen gemeinsam ist der Reichsrat. Er berät und beschließt die Fragen, die allen gemeinsam sind und bleiben müssen. Jede Nation wählt aus sich heraus einen National- oder Volksrat, der ähnlich den Landtagen die autonome Körperschaft der Nation sein wird. Jede Nation aber gliedert sich in Kreise, als deren Unterorgane die Gemeinden zu betrachten sind.

Jede Nation führt also in Gemeinde-, Kreis- und National- oder Volksrat ihr eigenes Leben unbehindert vom Nachbarvolk. Aber alle zusammen müssen beschließen und beraten im Reichsrat.

Und deshalb fassen wir unsere Kraft zusammen im Bestreben, mit starker Hand und ohne Rücksicht auf andere Dinge für unser Volk das zu erreichen, was das Ziel jedes Deutschen in diesem Lande ist: Die völkische Selbstverwaltung!"

Im Namen des Deutschen parlamentarischen Verbandes erklärte Abg. Dr. Lodgmann in der ersten Sitzung des erstmalig gewählten Prager Parlaments am 1. Juni 1920:

„Die Deutschen Böhmens, Mährens, Schlesiens und der Slowakei hatten niemals den Willen, sich mit den Tschechen zu vereinigen. Die Tschecho-Slowakische Republik ist das Ergebnis eines einseitigen tschechischen Willensaktes.... Die gesamte tschecho-slowakische Gesetzgebung einschließlich der oktroyierten Verfassung stellt eine Verletzung des Minderheitenschutzvertrages dar. Wir verwerfen die Fabel vom rein tschechischen Staat, von der tschecho-slowakischen Nation und Sprache und werden niemals die Tschechen als Herren anerkennen. Wir verkünden feierlich, daß wir nie aufhören werden, das Selbstbestimmungsrecht unseres Volkes zu fordern."

Digitized by Google

Hans Knirsch, der Führer der sudetendeutschen Nationalsozialisten, geb. 14. 9. 1877, gest. 6. 12. 1933:

„Wir nationalen Sozialisten lehnen den Gedanken an eine Wiedervereinigung Deutsch-Österreichs zu einem Staatenbunde mit den aus dem alten Österreich erstehenden slawischen Staaten von vornherein ab. Im nationalen, sozialen und kulturellen Interesse fordern wir den staatsrechtlichen Anschluß Deutsch-Österreichs als Bundesstaat an das Deutsche Reich. Die Regelung der außenpolitischen und der Handelsbeziehungen kann nur unter dem Gesichtspunkte der Interessen des Gesamtdeutschtums erfolgen, muß also Sache aller im Deutschen Reiche vereinigten Bundesstaaten sein. Nur im Deutschen Einheitsstaate können die Ostmark-Deutschen die Verwirklichung jener staatspolitischen Grundsätze erhoffen, welche die Wunden des Weltkrieges heilen und unser 80-Millionen-Volk der Arbeit und Tätigkeit einer glücklichen Zukunft entgegenführen können."

(Am 21. Oktober 1918)

*

„Das eine ist klar, daß die Friedensverträge keine endgültigen Tatsachen geschaffen haben, daß es heute schon im Gebälk knistert und kracht und daß die Welt in einigen Jahren ein anderes Bild haben wird als heute. Auch darauf müssen wir uns vorbereiten. Auch dann, wenn die anderen Parteien den entschlossenen Willen und den Mut nicht haben sollten, dann muß unsere Partei — das ist unsere geschichtliche Aufgabe — diesen Kampf allein führen."

(1920)

*

„Der Weg, den wir weisen und gehen, ist der Weg zur wirklichen Liquidierung des Krieges, der Weg zu wirklichem Frieden und zur wirtschaftlichen Konsolidierung Europas. Er führt zur freien Entwicklung und zur Zusammenarbeit der Nationen und ermöglicht die Erfüllung der sozialen Aufgaben unserer Zeit. Unsere Aufgabe ist es, unser Volk so vorzubereiten, daß seine Zukunft gesichert erscheint, komme was immer!"

(1927)

Der Volksdichter Anton Günther, der „Sänger des Erzgebirges", gest. 29. April 1927:

Heil eich, ihr deitschn Brüder!
Grüß Gott viel tausendmohl!
Auf, auf, fengt deitsche Lieder,
Des rauscht ve Berch ze Tol.
Denn 's gilt ja onnrer Hamit
En alter deitscher Trei,
Loßt's weit en Land nei klenga,
Deß mr Arzgebercher sei.
Deitsch on frei wolln mr sei,
On do bleibn mr aa drbei,
Weil mr Arzgebercher sei!

*

Vergaß dei Hamit net, so singt jede Vögela,
Vergaß dei Hamit net, so rauscht dr Wald.
Es heilt der Storm ons zu in kalter Winterszeit!
Vergaß dei Hamit net, dort is dei Halt!

*

„Erst kommt mein Vaterhaus und alles, was in ihm lebt und webt, und dann komme ich, so habe ich es treulich gehalten."

*

Digitized by Google

Of da Barch, do is halt lustig,
Of da Barch, do is halt schü,
Do kömmt da Sonn am allererschtn,
Scheint sa aa am längsten hie.
Wu da Wälder hamlich rauschn,
Wu da Had su rötlich blüht,
Mit kan Kenich mächt ich tauschn,
Weil dort drubn mei Heisl stieht.

*

„Unser Sudetenschrifttum ist das deutsche Auge in die Schicksalsräume des Ostens und Südostens. — Nach West und Ost hilft es die Reichweite des deutschen Sehens, Hörens, Fühlens abstecken."

(Dr. Herbert Cysarz, „Lebensfragen des sudetendeutschen Schrifttums")

Eine tschecho-slowakische Statistik:

„Das deutsche Gebiet in der Tschecho-Slowakei hat ein Gesamtausmaß von 27 797 Quadratkilometer. Die Gesamtfläche ist größer als die des ganzen Landes Mähren-Schlesien oder die ganz Albaniens. Die Gesamtzahl der deutschen Bevölkerung im Staate beträgt 3 231 688. Die einheimischen Deutschen der Tschecho-Slowakischen Republik siedeln in 3466 Ortsgemeinden mit absoluter deutscher Mehrheit. Von 1918 bis 1938 haben die Tschechen im deutschen Gebiet um rund 200 000 zugenommen.

Die Zahl der Deutschen in der Tschecho-Slowakischen Republik ist etwa der Einwohnerzahl des irischen Freistaates gleich, ist größer als die Bevölkerung Litauens, Lettlands und Norwegens und größer als die Zahl der Deutschen in der Schweiz. Die Staatsgrenze der Tschecho-Slowakei ist 4120 Kilometer lang. Davon entfallen 51 Prozent auf das Deutsche Reich, 23,9 auf Polen, 20,2 auf Ungarn und nur 4,9 auf Rumänien."

Staatsrechtliche Erklärung der Sudetendeutschen im Prager Abgeordnetenhaus vom 18. Dezember 1925:

„Als gewählte Vertreter des sudetendeutschen Volkes erneuern wir im Namen des Bundes der Landwirte, der Deutschen christlichsozialen Volkspartei, der Deutschen Nationalsozialistischen Arbeiterpartei und der Deutschen Gewerbepartei bei Beginn der zweiten Session in feierlicher Weise die Erklärung, die wir am 1. und 4. Juni 1920 im Parlament abgegeben haben. Gleichzeitig erstrecken wir den Protest gegen die Verletzung des Selbstbestimmungsrechtes des deutschen Volkes auf das Hultschiner Land, Ostschlesien und die ehemals niederösterreichischen Gebiete. Wir entbieten den Volksgenossen dieser Gebiete unsere brüderlichen Grüße. Wir erklären neuerlich, die Friedensverträge von Versailles, St. Germain und Trianon als Rechtsquelle nicht anzuerkennen.

Eger, Marktplatz

Digitized by Google

Die während des siebenjährigen Bestandes des tschecho-slowakischen Staates gemachten Erfahrungen haben gezeigt, daß sein nationalstaatlicher Aufbau und sein einseitiges nationalistisches Regierungssystem für die ihm einverleibten Völker unerträglich sind. Wir klagen dieses System an, seinem Wesen und seiner Absicht nach unserem Volke schweres Unrecht und unermeßlichen Schaden zugefügt zu haben. Wir erblicken in der inneren Unwahrheit dieses Regierungssystems die Wurzel aller Übel, an denen dieses Staatswesen krankt. Wir sehen darin vor allem ein mit der Sicherheit und Wohlfahrt des sudetendeutschen Volkes unvereinbarliches Prinzip. Fest auf dem Boden unserer angestammten Heimat stehend, erklären wir, dieses System und seine Auswirkung rücksichtslos gemeinsam bekämpfen zu wollen. Diesen gemeinsamen Kampf werden wir führen, bis das erlittene Unrecht wieder gutgemacht und in allen staatlichen Einrichtungen der Tatsache Rechnung getragen ist, daß die Grenzen dieses Staates mehrere gleich zu wertende und gleichberechtigte Völker umfassen."

Die sudetendeutsche Volksorganisation

„Wir sudetendeutschen Nationalsozialisten verfechten seit 1919 den Gedanken der Volksorganisation, d. h. der Zusammenfassung aller geistigen, seelischen, wirtschaftlichen und politischen Kräfte der Sudetendeutschen zum Zwecke der Erhaltung von Sprache, Schule, Scholle und Arbeitsplatz. Wir predigen den Kampf um die Erhaltung dieser ideellen und materiellen Güter, weil darin die Lebensmöglichkeit unseres Volkes überhaupt beruht. Wir sind nach wie vor bereit, der Verwirklichung dieses Gedankens unsere besten Kräfte zu widmen, ohne dabei unsere größeren, aus der Weltanschauung des Nationalsozialismus fließenden Ziele aufzugeben!"

Abg. Ing. Rudolf Jung (1928)

Die Freiwaldauer Autonomiekundgebung von 1930

Der Parteitag der NSDAP. zu Freiwaldau, 28. Oktober 1930, beschloß nach einem Berichte des Abg. Krebs über die Autonomiebewegung der europäischen Völker nachstehende Autonomiekundgebung:

„Die sudetendeutschen Nationalsozialisten sagen dem zentralistischen Regierungssystem der Tschecho-Slowakischen Republik entschlossensten Kampf an.

Sie fordern die Beseitigung der zentralistischen Verwaltung des tschecho-slowakischen Staates und ihre Ersetzung durch ein System der territorialen nationalen Selbstverwaltung, die den Sudetendeutschen das Recht bringt, alle Fragen der Verwaltung, der Schule und sozialen Aufgaben, die heute den tschechischen Landesvertretungen und Landesbehörden übertragen sind, in Zukunft vom sudetendeutschen Landtag und von der sudetendeutschen Landesbehörde erfüllen zu lassen.

Der Parteitag verweist darauf, daß nach dem Friedensvertrag und dem § 3 der Verfassung dem karpathorussischen Volke ein eigenes gesetzgebendes Parlament, mit eigenem Landespräsidenten und eigener Verwaltung garantiert wurde. Dieses autonome Parlament ist zur Beschlußfassung über Gesetze in der Angelegenheit der Sprache, des Unterrichts, der Religion und der lokalen Verwaltung ausdrücklich berufen. Die Tschecho-Slowakei wird die Bestimmungen des Friedensvertrages und der Staatsverfassung, die sie bisher verletzte und ignorierte, erfüllen müssen.

Das kaiserliche Universitätssiegel der deutschen Prager Universität

Digitized by Google

Die Sudetendeutschen fordern für sich das gleiche Recht auf nationale und soziale Selbstverwaltung. Sie fordern daher:

ihren sudetendeutschen Landtag,
ihren sudetendeutschen Landespräsidenten,
ihre sudetendeutsche Hauptstadt,
ihr sudetendeutsches Landesgebiet, kurz:
das sudetendeutsche Gebiet für die Sudetendeutschen!

Gestützt auf das klare Recht der Gleichheit aller Staatsbürger, wie sie der § 128 der Staatsverfassung sichert, erheben sie ihre Forderungen nach gleicher Behandlung aller Völker dieses Staates.

Sie sagen Kampf an allen Regierungen, die ihnen ihr Recht auf volle nationale Selbstverwaltung verweigern.

Sie sagen Kampf an allen Parteien, die Verfälscher des Autonomiegedankens oder Ablenker von dem Wege der nationalen Selbstverwaltung sind.

Sie sagen Kampf an den Gleichgültigen, den Lauen und Faulen. Sie rufen alle ihrer Verpflichtung vor Volk und Zukunft bewußten Volksgenossen auf.

Es gilt den Endkampf um unsere Heimat, um Schule, Scholle, Sprache und Arbeitsplatz."

Die Proklamation von Eger:

Meine Volksgenossen!

Als Träger Eures Vertrauens und im Bewußtsein meiner Verantwortung stelle ich vor der gesamten Weltöffentlichkeit fest, daß mit dem Einsatz von Maschinengewehren, Panzerwagen und Tanks gegen das wehrlose Sudetendeutschtum das Unterdrückungssystem des tschechischen Volkes seinen Höhepunkt erreicht. Dadurch hat das tschechische Volk aller Welt vor Augen geführt, daß ein Zusammenleben mit ihm in einem Staate endgültig unmöglich geworden ist. Die Erfahrungen einer zwanzigjährigen Gewaltherrschaft und vor allem die schweren Blutopfer der letzten Tage verpflichten mich, zu erklären:

1. Im Jahre 1919 wurden wir bei Vorenthaltung des uns feierlichst zugesicherten Rechtes auf Selbstbestimmung gegen unseren Willen in den tschechischen Staat gezwungen.
2. Ohne jemals auf das Selbstbestimmungsrecht verzichtet zu haben, haben wir unter schwersten Opfern alles versucht, im tschechischen Staat unser Dasein zu sichern.
3. Alle Bemühungen, das tschechische Volk und seine Verantwortungsträger zu einem ehrlichen und gerechten Ausgleich zu bewegen, sind an ihrem unversöhnlichen Vernichtungswillen gescheitert.

In dieser Stunde sudetendeutscher Not trete ich vor Euch, das deutsche Volk und die gesamte zivilisierte Welt und erkläre:

Wir wollen als freie deutsche Menschen leben! Wir wollen wieder Friede und Arbeit in unserer Heimat! Wir wollen heim ins Reich!

Gott segne uns und unseren gerechten Kampf!

Eger, 15. September 1938. Konrad Henlein.

Digitized by Google

Sudetendeutsche Dichtung

Der Dichter und die Heimat

Meiner Heimat Berge tragen
nicht den Glanz von ewigen Firnen.
Aber um die grünen Stirnen
rauscht der Wald seit Vätertagen,
wandern Wolken sanft und still.

Drunten, wo die Hütten stehen,
weint das Korn im Sommerwinde,
kommt der liebe Gott auf Zehen,
wie zu einem kleinen Kinde,
das er lächelnd trösten will.

Heimat, der ich oft begegnet
in des Alltags Weltenmühle,
tausendmal bin ich gesegnet,
wenn ich deinen Atem fühle,
fühl ich tausendfachen Lohn.

Die um dieses Glück nicht wissen,
laß sie wandern in die Weite:
Herz und Schuh und Rock zerrissen,
geh' ich zärtlich dir zur Seite
als dein vielgeliebter Sohn.

Bruno Hanns Witteh (+ 1935)

Böhmer Wald

Nun brennt der Mond so geruhig
Über die Wälder hinaus
Und legt die funkelnde Heimat
Wie einen Kronschatz aus.

Des Dorfes weiße Mauern,
Die Firste silbergesäumt,
Und silbrige Ährenwipfel
Gedämpft der Brunnen träumt.

Ein letztes Einödglöcklein
Zagt fernwo und verhallt.
Vergessene Schwedenschanzen
Umschlummert der schwarze Wald.

Heimat, du meine Erde,
Du muttereinziger Ort!
Heimat, du wundervolles,
Du starkes, gutes Wort.

Hans Watzlik

Digitized by Google

Der deutsche Genius aller Jahrhunderte

Die deutsche Kulturleistung auf dem Boden der Tschecho-Slowakei

Eine liberale Geschichtsauffassung hat einmal sudetendeutsche Geschichte als eine Geschichte der Vorhöfe der tschechischen Herzöge und Könige darzustellen versucht. Wer ein Geschichtsbild nur aus der Herrschergeschichte entwickeln will, wird das Volksdeutschtum des Südostens in seiner Entwicklungsgeschichte niemals begreifen. Sudetendeutsche Geschichte ist die Kulturgeschichte der alten Länder Böhmen, Mähren und Schlesien. Das Sudetendeutschtum war also in der politischen Geschichte der historischen Länder immer das schöpferische Element.

Wo zwei Völker um eine gemeinsame Heimat kämpfen, wird immer das Recht dessen, der zuerst den Boden innegehabt hat und das Recht dessen, der die größere Leistung vollbracht hat, stärker sein. So auch auf dem Boden der heutigen Tschecho-Slowakei, auf dem vor allem Deutsche und Tschechen neben dem machtpolitischen einen harten seelischen Kampf seit Jahrhunderten führen. Noch ehe die Slawen den Boden der heutigen Republik betraten, waren germanische Stämme in das von den keltischen Bojern bewohnte „Bojehaemum" eingedrungen. Um das Jahr 9 v. Ch. besetzten die Markomannen unter Marbod große Teile Böhmens. Als im 6. Jahrhundert die Slawen als Sklaven der Awaren in den böhmischen Raum kamen, fanden sie immer noch Reste der indessen abgezogenen germanischen Stämme vor. Unsere Spatenforschung und unsere Fluß- und Flurnamenforschung haben heute viele eindeutige Beweise geliefert, daß das Sudetendeutschtum als Urvolk im böhmischen Raum anzusehen ist, das freilich durch die Kolonisation des 13. und 14. Jahrhunderts wesentlichen Zuzug erhielt. Die ersten im Lande waren sie jedenfalls. Aber sie wurden auch die Kulturbringer für die später ins Land rückenden Slawen. Aus einer Wildnis wurden die böhmischen Länder zur Kulturlandschaft gebildet. Alle mittelalterlichen Städtegründungen auf dem Boden der böhmischen Länder stammen ausnahmslos von Deutschen. Die erste tschechische Städtegründung fällt ins 16. Jahrhundert. Damals entstand aus einem hussitischen Lager das tschechische Tabor.

Das erste Slawenreich hatte der fränkische Kaufmann Samo begründet, das nach seinem Tode wiederum zerfiel. Karl der Große hatte die Tschechen endgültig von den Awaren befreit. Als 973 das Prager Bistum gegründet wurde, berief man als Bischof den Niedersachsen Dietmar. In den Adern der tschechischen Herzöge und Könige floß beinahe mehr deutsches als tschechisches Blut, da immer wieder deutsche Fürstinnen in die Prager Königsburg einzogen. Deutsche Sitte bestimmte das Hofleben. Es ist daher nicht verwunderlich, daß unter den deutschen Minnesängern ein tschechischer König als deutscher Dichter auftritt. Im 14. Jahrhundert wurde Prag unter Karl IV. Mittelpunkt des Reiches und Herzland Germaniens. Die älteste deutsche Universität wurde 1348 zu Prag gegründet. Wohl mußten die deutschen Studenten zu Beginn der Hussitenkriege Prag verlassen, aber das Recht

Digitized by Google

Digitized by Google

Veitsdom, Prag (Wladislaw'sches Oratorium) aus dem Deutschen Benedikt R... 3

Digitized by Google

auf diese alte deutsche Hochschule konnte uns auch durch den widerrechtlichen Universitätserlaß der damaligen Regierung nicht genommen werden. Das 14. Jahrhundert wird das goldene Zeitalter Böhmens genannt. Auf dem Prager Hradschin wird der St.-Veits-Dom erbaut. Er ersteht aus der Bauhütte eines deutschen Künstlers, der zu Schwäbisch-Gmünd geboren und in Köln gelernt hat und dessen Baukunst und Plastik im 14. Jahrhundert den gesamten böhmischen Raum bestimmten: es ist Peter Parler. Ebenfalls von ihm stammt die Karlsbrücke, die mit Recht als eine der schönsten der Welt gilt, mit der im 14. Jahrhundert der Meister dem französischen Brückenbau ein erstes deutsches Werk von gleichem Rang, wenn nicht sogar größerer Meisterschaft entgegensetzte. Auf der Burg Karlsstein, die mit deutscher Malerei jener Zeit ausgestattet wurde, lagen die Reichskleinodien verwahrt. Das Buch der Malergenossenschaft von Prag, das sogenannte „Buch der Malerzeche", wurde im 14. Jahrhundert in deutscher Sprache geschrieben, ein Beweis dafür, daß die Angehörigen der Gewerkschaft Deutsche waren. Prag darf aber auch in dieser Zeit als die Wiege der deutschen Schriftsprache gelten. Denn jene Kanzleisprache am Hofe Karls IV. galt Martin Luther als Vorbild für seine Bibelübersetzung. Das goldne Zeitalter Böhmens im 14. Jahrhundert erstrahlte in der Sonne deutscher Kunst. Ein herrliches Zeugnis jener Blütezeit ist aber das einzigartige dichterische Streitgespräch zwischen dem Ackermann und dem Tod, das zu Saaz entstanden ist: „Der Ackermann aus Böhmen" des Stadtschreibers Johannes von Saaz. — Diese reiche kulturelle Entwicklung fand dann mit dem Ausbruch der Hussitenkriege ein jähes Ende. —

Die Erschließung der reichen Erzlager der Sudetenländer geht ebenfalls auf deutsche Bergleute zurück. Im 16. Jahrhundert nahmen die Bergstädte des Erzgebirges einen wirtschaftlichen Aufschwung, der eine kulturelle Blüte nach sich zog. Die klassische Zeit sudetendeutscher Dichtung ist daher das 16. Jahrhundert, in dem die Joachimstaler Liederdichter gesamtdeutsche Bedeutung erhielten. Der Name Mathesius möge für viele hier stehen. Im 17. Jahrhundert wurde Böhmen zum Kriegsland Europas. Die deutschen Festungsbaumeister sind die ersten Künstler des Landes. Erst am Ende des Dreißigjährigen Krieges beginnt eine neue Aufbauzeit, die auf der einen Seite ein politisches Verhängnis mit sich brachte, das sich für den böhmischen Raum bis in die Gegenwart auswirkt, aber wiederum auch eine Kunstentwicklung hervorrief, die Böhmen das Gesicht des Barocks verlieh. Das Sudetendeutschtum hat in Balthasar Neumann, der 1687 zu Eger geboren wurde, unserem Volke einen der genialsten Architekten geschenkt. Unter seinen vielen Bauten möge nur die Würzburger Residenz genannt werden. Wiederum sind es deutsche Namen, die die Kunst des Barocks auf dem Boden der heutigen Tschecho-Slowakei bestimmen. Auf dem Gebiete der Architektur ist es die Familie Dienzenhofer, deren bekanntester jener Kilian Ignaz ist, der die Prager Niklaskirche schuf. Der bedeutendste Freskomaler, dessen Wandbilder und Kuppelfresken in fast jeder Kirche Prags zu finden sind, heißt Wenzel Lorenz

Digitized by Google

Rainer. Der Meister der Tafelmalerei ist der Egerländer Peter Brandl, dessen Altarbilder den böhmischen Barockbauten ihren besonderen Reiz schenkten. Verkünden in der Malerei Rainer und Brandl die Blüte deutscher Kultur, so in der Plastik der ältere und jüngere Brokoff und der geniale Mathias Braun, der die Sprachgrenzlandschaft von Kukus geradezu zu einem Paradies barocker Plastik umwandelte. Kein einziger tschechischer Name ist unter den bedeutenden Künstlern des Barocks zu finden.

Gotik und Barock haben das Antlitz der Hauptstadt Prag gezeichnet. Immer waren es Deutsche, die das Antlitz dieser Stadt schufen, ihr die deutsche Seele und den deutschen Geist gaben. So ist es tragisch, heute aus dem verzerrten Mund eines widerlichen Chauvinismus' den Ruf zu hören: „Nemci ven!" („Deutsche raus!") Mitten in einer uralten deutschen Stadt klingen diese Schreie einer tiefer stehenden Bevölkerung mehr als grotesk. Gerade in solchen Tagen, in denen das deutsche Wort im Flüsterton ohne Gefahr zu sprechen ist, scheinen uns die Steine der Bauwerke dieser Stadt ihre ewige deutsche Stimme lauter und vernehmlicher der Welt zu verkünden, als es den Chauvinisten und Usurpatoren der Gegenwart lieb ist. Wer immer das Geschichtsbild dieses Raumes betrachten will, der darf eines nicht vergessen: Der deutsche Kulturboden in der Tschecho-Slowakei ist größer als das heutige Siedlungsgebiet der Sudetendeutschen. Mitten im tschechischen Gebiet stehen einzelne Bauwerke, Schlösser und Burgen, aber auch ganze Städte, die einst von Deutschen geschaffen wurden. Deutsche Bergleute bauten Kuttenberg auf, ein Kleinod unter den Städten deutscher Kunst, aber die Menschen von heute haben die deutsche Sprache verloren. In dem ebenfalls von Deutschen gegründeten Kolin steht ein Meisterwerk Peter Parlers und redet seine deutsche Sprache in einer fremdsprachigen Umgebung. Böhmen ist deutsches Kulturland auch dort, wo nicht mehr Deutsche siedeln.

Selbstbildnis des Prager Baumeisters Peter Parler am Veitsdom

Im 19. Jahrhundert schenkt das Sudetendeutschtum in dem Südmähren Karl Postl-Sealsfield dem deutschen Volk einen literarischen Vorfahren Hans Grimms. Der Böhmerwälder Adalbert Stifter wird immer zu den Meistern deutscher Prosa gezählt werden.

Digitized by Google

Der Entdecker der Vererbungsgesetze, die die Grundlagen unserer neuen Rassenforschung sind, ist der Deutschmähre Gregor Mendel. Dem Seefahrervolke der Deutschen schenkte der Sudetendeutsche Ressel die Erfindung der Schiffsschraube.

Deutsche Kulturleistung auf dem Boden der Tschecho-Slowakei muß heute überall dort ins Treffen geführt werden, wo der Rechtskampf zwischen Deutschen und Tschechen zur Entscheidung drängt. Das Sudetendeutschtum hat durch Arbeit und Leistung Böhmen, Mähren und Schlesien zu seinem Heimatboden gemacht. Nicht mit Feuer und Schwert sind die Deutschen in dies Land gekommen, sondern als Schaffende und Kulturträger, die im friedlichen Wettstreit der Leistung ihren unabstreitbaren Rang in der Weltgeschichte errungen haben. **Kulturdenkmäler sind Rechtszeugnisse. Man merze alle deutschen Kulturdenkmäler auf dem Boden der heutigen Tschecho-Slowakei aus, und das, was zurückbleibt, wird eine Wüste sein. Das aber mögen die Kulturnationen des Westens einmal erkennen: Kulturleistung ist die Rechtfertigung jeder politischen Forderung.**

Außenpolitische Notizen

Dr. Walter F. Kühnel:

Die nichtdeutschen Volksgruppen in der „Tschecho-Slowakei"

Neben den 3½ Millionen Sudetendeutschen leben in der „Tschecho-Slowakei", wie sie Versailles gebar, noch fünf andere nichttschechische Volksgruppen. Die Slowaken stehen mit 2 282 277 an dritter Stelle unter den Völkern des tschechischen Staates, es folgen die Ungarn mit 691 923, dann die Russen (Ruthenen und Kleinrussen) mit 549 169, die Jüdisch-Nationalen mit 186 642 (die in dieser Betrachtung nicht berücksichtigt werden) und schließlich die Polen mit 81 737 Seelen. Die kleinen Splittergruppen erreichen zusammen eine Zahl von 49 636 Menschen.

Um den Bruch dieser verschiedenen Volksgruppen mit dem alten tschecho-slowakischen Staat zu verstehen, muß man sich immer wieder vergegenwärtigen, unter welchen Umständen sie ihm 1918 durch die Friedensdiktate einverleibt wurden. Außer den Slowaken und den Karpathorussen, die sich freiwillig dem neugebildeten tschechischen Staate anschlossen, wurden die übrigen Volksgruppen entgegen allem proklamierten Selbstbestimmungsrecht der Völker, ohne jede Rücksicht auf ihre Belange und Wünsche in den neuen Staat zwangsweise überführt. Prag hat aber alles getan, um auch die Slowaken und Karpathorussen mit der heutigen Staatsführung zu verfeinden, da alle 1918 abgegebenen Versprechungen nicht gehalten wurden.

Der Betrug an den Slowaken.

Die Slowaken schlossen durch ihre Vertreter in Amerika mit Masaryk am 30. Mai 1918 den sogenannten „Pittsburger Vertrag" ab, in welchem die „Vereinigung der Tschechen und Slowaken in einem unabhängigen Staate, bestehend aus den böhmischen Ländern und der Slowakei" als Programm festgelegt wurde. Die Slowakei sollte nach diesem Vertrage im Rahmen des tschecho-slowakischen Staates ihre eigene Verwaltung, ihren Landtag und ihre Gerichte erhalten. Nach dem revolutionären Umsturz in Prag traten die Vertreter aller slowakischen Parteien am 30. Oktober 1918 in Turz St. Martin zusammen und veröffentlichten eine Deklaration, durch die sich die slowakische Nation

Digitized by Google

für den gemeinsamen tschecho-slowakischen Staat aussprach und auf Grund des Selbstbestimmungsrechts die volle Unabhängigkeit forderte. Die weiteren Verhandlungen mit dem tschecho-slowakischen Nationalausschuß in Prag, dem nunmehr auch Vertreter der Slowaken angehörten, führten zur Besetzung der Slowakei durch tschechische Truppen und zur Einrichtung einer tschechischen Verwaltung. Diese offenbare Verletzung der klaren Abmachungen des Pittsburger Vertrages führte schon im Anfang dieses staatspolitischen Experiments zu Gegensätzen zwischen den Slowaken und den Tschechen, die sich im Laufe der Zeit immer mehr zugespitzt haben. Die Unzufriedenheit und der Widerstand des slowakischen Volkes gegen die tschechische „Invasion" fand schließlich darin seinen Ausdruck, daß sich eine ganze Reihe hervorragender Slowaken zusammenfand, um mit aller Entschlossenheit die Selbstverwaltung ihrer Heimat zu erkämpfen. Die Tschechen waren aber nicht gewillt, diesem „hochverräterischen Treiben" zuzusehen und griffen mit aller Schärfe durch. Es kam zum bekannten Tuka-Prozeß, in welchem die Führer der Autonomiebewegung zu vielen Jahren Kerker verurteilt wurden. Für eine gewisse Zeit konnte man mit solchen Maßnahmen die slowakischen Autonomiebestrebungen zwar unterdrücken, das Problem selbst aber blieb ungelöst. Bald fanden sich neue Männer, die den Slowaken ihre Rechte erkämpfen wollten. Wer heute von den Slowaken und ihrem Kampf um die Anerkennung des Pittsburger Vertrages hört, denkt dabei unwillkürlich an den am Vorabend der Erfüllung seiner Wünsche verschiedenen Pater Hlinka und seine Slowakische Volkspartei. Diese Partei ist die einzige, welche eine betont nationale und slowakische Politik vertritt. Bei den letzten Wahlen erhielt sie 30,1 Prozent aller in der Slowakei abgegebenen Stimmen, und ist somit die weitaus stärkste Partei dieses Landes. Die slowakische Volkspartei lehnte jede Vermischung mit den Tschechen ab und wendete sich insbesondere gegen die Fiktion eines „tschecho-slowakischen Volkes". Seit ihrer Gründung trat sie mit allem Nachdruck für eine territoriale Autonomie der Slowakei auf Grund des Pittsburger Vertrages ein. Der Gefahr, die hier der tschecho-slowakischen Nationalstaatsidee drohte, versuchte der tschechische Nationalismus dadurch zu begegnen, daß er die Slowakische Volkspartei zum Eintritt in die Regierung aufforderte. Aber selbst Ministerpräsident Dr. Hodscha, der bekanntlich selbst Slowake ist, vermochte keine Einigung mit Hlinka herbeizuführen. So wechselten die Bemühungen miteinander ab, diese Partei in die Regierung einzubeziehen oder sie auf das schärfste zu bekämpfen. Mit welchen Mitteln man gearbeitet hatte, illustriert das eine Beispiel, daß sogar Masaryk selbst — also der Unterzeichner des Pittsburger Vertrages — im Jahre 1929 seine Unterschrift unter diesem Vertrag als Fälschung bezeichnete.

Die versprochene Autonomie für Karpathenrußland

Ähnlich wie das der Slowakei war auch das Verhältnis von Karpathenrußland zum tschecho-slowakischen Staate. Das Jahr 1919 fand hier ein politisch willenloses und unerwecktes Volk vor, was durch die Geschichte dieses Landes bedingt war. Wie wenig selbst die an der Spitze des Volkes stehenden Männer über die politischen Ereignisse orientiert waren, zeigt die Tatsache, daß die in Budapest mit der ungarischen Regierung verhandelnden Vertreter des ruthenischen Nationalrates erst dort von dem damaligen tschecho-slowakischen Gesandten Dr. Hodscha erfuhren, daß die starke ruthenische Volksgruppe in Amerika den Anschluß an die neugegründete tschecho-slowakische Republik unter der Zusicherung weitestgehender Autonomie beschlossen habe. Als schließlich die tschecho-slowakische Republik dieses Land endgültig in ihren Besitz nahm, stand sie vor einer schweren Aufgabe. Karpathenrußland war Jahre hindurch Kriegsschauplatz und Etappe gewesen, Seuchen hatten einen Großteil der bodenständigen Bevölkerung hinweggerafft, ostgalizische Juden waren zu Tausenden eingewandert, die Bevölkerung selbst war entweder bolschewistisch oder madjarenfreundlich eingestellt. Es gab kein ruthenisches Schulwesen, keine ruthenischen Beamten, überhaupt keine ruthenische Intelligenz, und die wenigen griechisch-katholischen Popen waren fast ausschließlich madjarisch orientiert. Daß unter solchen Umständen die von der tschecho-slowakischen Republik zugesicherte und in der Ver-

Digitized by Google

fassungsurkunde verankerte Autonomie Karpathenrußlands nicht so ohne weiteres durchgeführt werden konnte, war für Prag ausgemachte Sache. Nach zwanzigjähriger politischer Schulung der Bevölkerung, nach ausreichender Möglichkeit für die Heranbildung eines bodenständigen Beamtentums usw. aber haben die Tschechen noch immer nicht daran gedacht, die dem Lande zugesicherten Rechte endlich einzuräumen. Die Tschechen in ihrem Dünkel vergaßen, daß sie in Karpathenrußland nur die Stellung eines Treuhänders übernommen hatten, und daß sie nach Erfüllung ihrer Aufgabe, nämlich Schulung und Heranziehung der bodenständigen Bevölkerung zu staatlichem und eigenwirtschaftlichem Denken, abzutreten hatten, um den nationalen Kräften Platz zu machen. Aus diesem Fehler der Tschechen heraus entwickelte sich die immer stärker werdende Bewegung der „Ukrainischen Nationalen Bauernpartei", und so entwickelte sich auch vom äußersten Osten des tschechischen Staates ein so starker Druck, der es einer moralpredigenden Welt vollends schwer machte, den entarteten Sprößling von Versailles vor der dringend gebotenen Sterilisierung zu bewahren.

Die Lage der polnischen Minderheit

Anders als in der Slowakei und in Karpathenrußland ist die Lage in den Siedlungsgebieten der polnischen und ungarischen Volksgruppe. Wie schon erwähnt, wurde über ihr Schicksal entschieden, ohne sie selbst zu befragen. Die Polen, welche geschlossen im Gebiete von Schlesisch-Teschen und in der Gegend von Mährisch-Ostrau siedeln, gründeten nach dem Umsturz im Jahre 1918 einen Nationalrat des Teschener Fürstentums und sprachen sich für eine Einverleibung in den polnischen Staat aus. Mit Rücksicht auf die tschechischen Ansprüche kam es am 5. November 1918 in Ostrau zu einer Vereinbarung, nach welcher eine provisorische Abgrenzung des strittigen Gebietes durchgeführt wurde, die im wesentlichen dem tatsächlichen nationalen Kräfteverhältnis zwischen polnischer und tschechischer Bevölkerung in diesem Gebiete entsprach. Diese Grenzlinie aber wurde trotzdem nicht respektiert, und am 23. Januar 1919 überschritt tschechisches Militär diese Linie, um den größten Teil dieses unter polnischer Verwaltung stehenden Gebietes zu annektieren. Auf Grund des notwendig gewordenen Eingreifens der Alliierten wurde eine militärische Demarkationslinie festgelegt und die nun in das Blickfeld des internationalen Interesses gerückte „Teschener Frage" sollte durch eine Volksabstimmung gelöst werden. Zu dieser Volksabstimmung kam es aber nicht, und die Botschafterkonferenz in Paris bestimmte diese Demarkationslinie ohne weitere Befragung als endgültige Staatsgrenze. Nun begann die tschechische Entnationalisierungspolitik auf allen Gebieten. Im Schulwesen wurde die Lage der Polen besonders ungünstig. Nach amtlichen Prager Statistiken besuchten nicht weniger als 60,1 Prozent aller polnischen Kinder tschechische Schulen. Die polnische Bevölkerung, die sich fast ausschließlich aus Arbeitern und Kleinbauern zusammensetzt, litt auch auf das schwerste unter der wirtschaftlichen Entrechtung, durch die man die Entnationalisierung vortrieb. Die Bodenreform ging z. B. wie im sudetendeutschen Gebiet vollkommen unter Ausschaltung der polnischen Bevölkerung vor sich. Die Berg- und Hüttenwerke im Ostrau-Karwiner Kohlenrevier beschäftigen nicht einen einzigen polnischen Ingenieur, ebenso gab es in diesem Gebiet keinen einzigen Polen als Notar. Die Beschwerden hatten auch zwangsläufig die zwischenstaatliche Entfremdung und die Lösung Polens von dem Block der Kleinen Entente zur Folge. So tat man in Prag auch dieser kleinen Minderheit gegenüber alles, um der Welt keinen einzigen Beweis für die Unfähigkeit, einen Staat zu regieren, schuldig zu bleiben.

Militärdiktatur und Standrecht in den ungarischen Siedlungsgebieten

Auch die Gastlichkeit, mit der man die Ungarn in diesem Staat aufnahm, ist bezeichnend: In der „Tschecho-Slowakei" leben nach den Angaben der Volkszählung von 1930 691 923 Madjaren. Diese Ungarn leben in der Südgrenzzone der Republik, und zwar in größeren einheitlichen Gruppen auf der Schüttinsel, in den ehemaligen Komitaten Gömör, Nograd und Abauj-Torna und schließlich in Karpathenrußland. Sie wurden bei Errichtung der Tschecho-Slowakischen Republik ohne ihre Zustimmung in den Staat eingegliedert. Noch vor

Digitized by Google

Unterzeichnung bzw. Ratifizierung des Friedensvertrages von Trianon zwischen den alliierten und assoziierten Mächten und Ungarn, also zu einer Zeit, als die tschecho-slowakische Republik ihre von Madjaren bewohnten Gebiete völkerrechtlich noch nicht erworben hatte, da sie von Ungarn noch nicht abgetreten waren, wurde in diesen Gebieten tschechische Militärdiktatur und das Standrecht eingeführt. Dieser Zustand nahm im Frühjahr 1922 sein Ende. In dieser Zeit haben die Kugeln der tschechischen Soldaten das Leben vieler unschuldiger Ungarn, darunter auch von Kindern, vernichtet, eine große Anzahl wurde zum Tode verurteilt und Hunderte allein wegen ihrer Zugehörigkeit zum ungarischen Volk in den Zuchthäusern von Spielberg, Theresienstadt, Illava usw. eingekerkert. Nach Aufhebung der Militärdiktatur und des Standrechtes blieb der gegen das Ungartum gerichtete Terror unter neuen Formen bestehen. Das im März 1923 erschienene Gesetz zum Schutz der Republik und das neue Pressegesetz vom Jahre 1924 richteten sich scharf gegen die ungarische Minderheit; insbesondere das Schutzgesetz sollte die ungarische Minderheit gänzlich zum Schweigen bringen, und auf Grund desselben wurden viele hunderte Ungarn auf die Angeklagtenbank und dann in den Kerker geschleppt, die nichts gegen den Staat unternommen hatten, deren einzige „Sünde" darin bestand, daß sie als Ungarn geboren wurden, ungarisch dachten oder ungarische Lieder sangen.

„Die Politik der starken Hand"

Die von der Prager Regierung unter dem Losungswort der „Politik der starken Hand" (!) angewendeten Gewaltmaßnahmen richten sich nicht zuletzt gegen die ungarische Minderheit. Es ist zu betonen, daß der Grund dieser Prager Regierungspraxis darin zu finden war, daß der Nationalismus vor allem in den sudetendeutschen Gebieten immer mehr an Boden gewann.

Gleichzeitig mit der Besetzung des ehemals ungarischen Gebietes wurde auch die Selbstverwaltung aufgehoben. Mit Gesetz vom 29. Februar 1920 wurde ein neues Gausystem eingeführt, das jegliche Behandlung der politischen Fragen aus den Verhandlungen der Gauvertretungen ausschloß. Die Einteilung der Gaue wurde in der Art vorgenommen, daß die Ungarn in keinem der 6 Gaue der Slowakei ein Drittel der Gesamtzahl der Bevölkerung erreichten, d. h. keinen entsprechenden Einfluß auf die Selbstverwaltungseinrichtungen ausüben konnten, und als Ende 1923 das neue Gausystem eingeführt wurde, überging die Regierung, wie nicht anders zu erwarten, die ungarische Minderheit bei den Ernennungen im vollsten Maße. Das durch Gesetz von 1927 eingeführte Ländersystem hat die Grundlagen des Gausystems zuungunsten der Ungarn noch weiterhin verschlechtert.

Auch hier rücksichtslose Tschechisierung

Wie in den anderen nichttschechischen Siedlungsgebieten setzte auch im ungarischen gleich nach Errichtung der tschecho-slowakischen Republik die Tschechisierung ein. Die wichtigsten Methoden waren die Überschwemmung des ungarischen Siedlungsgebietes und der ungarischen Städte mit tschechischen und slowakischen Beamten, die Errichtung überflüssiger „tschecho-slowakischer" Schulen in den ungarischen Städten und Gemeinden und die Ansiedlung tschechischer und slowakischer „Grenzler" im rein ungarischen Gebiet. Der größte Teil der ungarischen Beamten wurde gleich nach der Besetzung der Slowakei und Karpathenrußlands entlassen. Ein großer Teil der entlassenen Beamten unterlag der Landesverweisung, und die Rückwanderung nach Ungarn nahm ihren Anfang. In Schulwesen und Wirtschaftspolitik gab es dieselben Methoden wie im Sudetenland.

So wurde von den dummen Tschechen alles getan, um die Lage aller nichttschechischen Volksgruppen in der Tschecho-Slowakei denkbar jämmerlich und elend zu gestalten und damit ihrem Staat sein Grab zu schaufeln. Alle Volksgruppen waren gleichermaßen dem tschechischen Imperialismus und damit den Entnationalisierungsbestrebungen der Tschechen ausgesetzt, die dem Wahn verfallen waren, aus Ungarn oder Polen nun brave Tschechen zu machen und somit Opfer des Fluches ihrer bösen Tat in Versailles werden mußten. Das Gottesurteil, daß über diese Tschechennation und ihren Staat gefällt wird, haben sie an sich selbst vollstreckt!

Digitized by Google

Kleine Beiträge

Schätze umstrittener Erde

Der Tschecho-Slowakei fiel beim Zerfall der österreichisch-ungarischen Monarchie ein reiches industrielles Erbe zu: drei Viertel der gesamten Industrie Österreich-Ungarns. Zugleich schließt aber auch das Staatsgebiet der Tschecho-Slowakei sehr fruchtbare Landstriche ein. Die ausgedehnten Wälder — ein Drittel des Landes ist mit Wald bedeckt — stellen ebenfalls einen natürlichen Reichtum dar. Und nicht minder wertvoll war das Erbteil der Tschecho-Slowakei auf dem Gebiete des Bergbaues, waren doch allein in den Sudetenländern zwei Drittel der gesamten Bergbauproduktion Österreichs beheimatet. Die Tschechen kamen bei der Auflösung der alten Monarchie wohl am besten weg. Sie hätten damit die wirtschaftlichen Güter als Voraussetzung zum Aufbau eines Staatswesens gehabt, wobei nicht vergessen werden darf, daß es Deutsche waren, die in den vergangenen Jahrhunderten, von den Fürsten des Landes herbeigerufen, den Reichtum der Sudeten- und Karpathenländer aufgeschlossen und den Wohlstand des Landes begründet haben.

Das Mittelalter hindurch stand der Silber- und Goldbergbau im Vordergrund. Die alten Fundstätten sind heute in ihrer Ergiebigkeit zurückgegangen, und im 18. Jahrhundert gewann der Kohlenbergbau an Bedeutung. In der Slowakei behielt der Erzabbau seinen Vorrang bis heute, und die Kohle spielt hier noch eine untergeordnete Rolle. Immerhin ist auch in den Sudetenländern und besonders in Böhmen der Erzbergbau ein wichtiges Element geblieben.

Der einst bedeutende Edelmetallbergbau hat in seiner Ergiebigkeit stark eingebüßt. Zu erwähnen wäre heute nur noch das Goldvorkommen des Roudnyberges in Mittelböhmen und des Kremnitz-Schemnitzer Gebietes in der Slowakei, wo sich auch Silber findet. In Kremnitz ist das staatliche Münzamt untergebracht. Für Mittelböhmen wird von berufenen Fachleuten die Wiederaufnahme des Goldbergbaues als nicht aussichtslos bezeichnet. Die Goldgewinnung der Tschecho-Slowakei betrug im Jahre 1936 671 kg. An die Stelle der altberühmten Silbergruben von Kuttenberg, Iglau und St. Joachimsthal ist heute Pribram-Birkenberg getreten, wo silberhaltiges Blei gewonnen wird. In der Silbergewinnung steht die Tschechoslowakei in Europa mit an vorderster Stelle.

Was die übrigen Erzvorkommen anbelangt, läßt sich sagen, daß sie in ihrer Zusammensetzung zwar äußerst mannigfaltig sind, daß aber der Abbau mit einigen Ausnahmen keine große Bedeutung mehr hat. Das gilt für Zinn, Zink, Nickel, Wismut, Kobalt und andere. Ins Gewicht hingegen fällt der Abbau von Manganerzen, Blei, Antimon und Quecksilber. Die Förderung an Manganerz stieg von 13563 t im Jahre 1913 auf 93000 t im Jahre 1936. Noch größer ist der Anstieg im Kupferbergbau, der einst in Böhmen von Bedeutung war, dann aber stark zurückfiel und erst nach dem Weltkriege neu belebt wurde, wobei sich allerdings die Slowakei in den Vordergrund schob. Die Förderziffern waren: 1913 964 t, 1928 52912 t.

Die alte deutsche Bergstadt St. Joachimsthal im Erzgebirge gelangte zu neuer Bedeutung durch die Radiumgewinnung aus der dort geförderten Uranpechblende. Sie hat jedoch die auf diesem Gebiet innegehabte Monopolstellung durch die Entdeckung neuer Lager in Amerika und im Kongo verloren. — Im Erzbergbau der Tschecho-Slowakei nimmt heute den ersten Rang das Eisenerz ein. Im Jahre 1936 stand die Eisenerzförderung auf der beachtlichen Höhe von etwas über einer Million t, die sich fast zu gleichen Teilen auf die Sudeten- und Karpathenländer aufteilte. Doch reicht diese Menge nicht zur Deckung des Bedarfs der eisenschaffenden Industrie, und es werden deshalb besonders schwedische Erze auf dem Oderwege in das Witkowitz-Ostrauer Industriegebiet eingeführt. Die Einfuhr von Eisenkiesen und Eisenerzen belief sich 1936 auf 823000 t gegenüber einer Ausfuhr von nur 82000 t. Der Vorrat an Eisenerzen wird auf 63,8 Millionen t aufgeschlossener und 341,5 Millionen t wahrscheinlicher Lager geschätzt, wovon 35,1 bzw. 291,5 Millio-

Digitized by Google

nen t in der böhmischen Silurmulde liegen. Die Vorräte sind nicht allzu groß und werden in absehbarer Zeit erschöpft sein. Wertvoll und sehr mannigfaltig sind die Vorkommen an nichtmetallischen Mineralien. Reich ist die Tschecho-Slowakei insbesondere an Graphitlagern, doch müssen bessere Qualitäten in zunehmendem Maße eingeführt werden. Die Produktion verteilt sich auf Südböhmen und Nordmähren und beliefert die weitverbreitete Bleistift- und die Hüttenindustrie.

Dichter Magnesit, der sich für die chemische und Papierindustrie eignet, wird in Südböhmen gefunden, während sich die Förderung kristallinischen Magnesits im südöstlichen Teile der Slowakei gut entwickelt. Dieses zur Herstellung feuerfester Baustoffe für die Hüttenwerke benötigte Mineral wurde früher aus den Alpenländern (Veitsch) bezogen. Inzwischen ist die heimische Förderung sehr gestiegen.

Steinsalz fehlt in den Sudetenländern vollkommen, dafür genügen die Vorkommen der Karpathenländer zur Deckung des heimischen Bedarfes.

Die Kaolinvorkommen bei Karlsbad und Pilsen

Ausgezeichnete Qualitäten liefern die Kaolinerden, die in großen Mengen in der Umgebung von Karlsbad und Pilsen vorkommen und die neben der heimischen Industrie auch noch das Ausland beliefern können. Eine ähnliche Bedeutung für die Ausfuhr besitzen die in Süd- und Westböhmen sowie in Südmähren und der Slowakei vorkommenden feuerfesten und Töpfertone, die eine lebhafte keramische Industrie hervorgerufen haben. Die westböhmischen Kalkmergel, die zusammen mit Tonschiefer vorkommen, ergeben mit diesem einen vorzüglichen Portlandzement. Ausgedehnte Löß- und Lehmlager sind die Grundlagen einer weitverbreiteten Ziegelfabrikation. Granit-, Basalt-, Phonolit- und Schieferbrüche liefern in den verschiedensten Teilen des Landes dem heimischen Baugewerbe sowie dem Straßenbau wertvollstes Material an Kunst-, Werk- und Bausteinen sowie Dachschiefer, endlich Pflastersteine und Schotter. Weltruf genießen die Halbedelsteine, wie die Edelopale von Dubnik in der Slowakei und die böhmischen Granaten sowie viele andere. Die böhmische Glasindustrie verdankt ihren Ursprung dem Vorkommen an Quarzsand, der freilich weder nach Menge noch Qualität dem Lausitzer Glassand gleichkommt, so daß sich eine Einfuhr von Quarz- und Glassand aus der Lausitz notwendig macht. Der von verschiedenen Zweigen der keramischen Industrie benötigte Feldspat wird in guten Qualiäten in Westböhmen gewonnen und zu einem erheblichen Teile auch ausgeführt.

Weltbekannt sind ebenfalls die Mineralquellen, die dem Fremdenverkehr ein Ansporn sind, die aber auch durch den Versand von Mineralwässern und Sprudelsalz (Karlsbad) von großer Bedeutung sind.

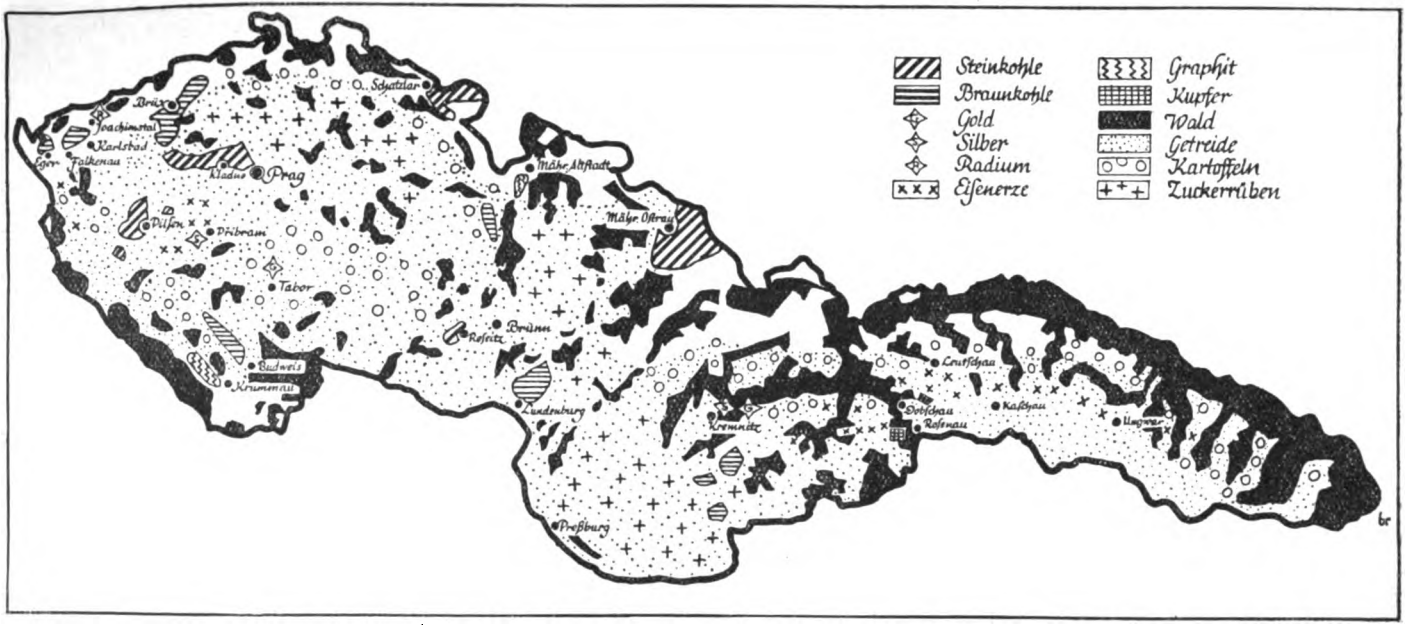
Die Erdölgewinnung wurde in den letzten Jahren sehr gefördert, doch liefert sie bis jetzt nur einen Bruchteil des Treibstoffbedarfes: 1936 stand eine Förderung von 18700 t einer Einfuhr von 423000 t an Mineralölen und deren Derivaten gegenüber.

Die Bedeutung der Kohlenförderung

Wie wichtig und wertvoll auch alle bisher genannten Bodenschätze sein mögen, so wird ihre Bedeutung insgesamt noch weit von der Kohle übertroffen. Der Kohlenbergbau nimmt sowohl nach dem Wert (1936 etwa 200 Millionen RM.) als auch nach der Zahl der beschäftigten Arbeiter die erste Stelle im Bergbau der Tschecho-Slowakei ein. 1936 waren im ganzen Bergbau 80300 Arbeiter tätig, davon entfielen auf Steinkohle 41400 und auf Braunkohle 29000. Die Lagerstätten befinden sich vorwiegend in den Sudetenländern, die Slowakei liefert nur geringe Mengen von Braunkohle. Die Gesamtförderung der Tschecho-Slowakei an Steinkohle belief sich 1936 auf 12,2 Millionen t, dabei hat die führende Stellung das Ostrau-Karwiner Revier mit 8,9 Millionen t, es folgen das Kladno-Schlaner Revier mit 1,5, das Pilsner Revier mit 0,8, das Schatzlager mit 0,5 und das mittelmährische Revier mit 0,4 Millionen t. Im Braunkohlenbergbau, der 1936 eine Gesamtförderung von 15,9 Millionen t aufweist, führt bei weitem das nordböhmische Braunkohlenrevier (Komotau-Brüx-Teplitz), das zusammen mit dem Falkenau-Elbogener Becken (2,8 Millionen t) 93,4 Prozent der Gesamtförderung an Braunkohle liefert. Alle anderen Braunkohlenreviere fallen weniger ins Gewicht.

Beträchtlich sind die Vorräte an Kohlen. Die Schätzungen auf sichere und wahrscheinliche Vorräte in Tiefen bis 2000 Meter lauten: Steinkohle 28,0, Braunkohle 12,5 Milliarden t. Von den 28 Milliarden t Steinkohlenvorräten entfallen über 27 Milliarden t auf das Ostrau-Karwiner Revier. Eine ähnliche Vorrangstellung nehmen das

Digitized by Google



Die Rohstoffe der „Tschecho-Slowakei"

Die Karte zeigt den Reichtum dieses Landes, den die Prager Politiker nicht zu nutzen verstanden. Außer vielerlei Erzen ist vor allem Steinkohle und Holz die Rohstoffbasis

Digitized by Google

Komotau-Brüx-Teplitzer und das Falkenau-Elbogener Revier für Braunkohle ein, denn von den 12,5 Milliarden t beträgt ihr Anteil über 11 Milliarden t. Aus handelspolitischen Erwägungen führte die Tschecho-Slowakei noch Kohle (Steinkohle) ein, doch ist die Gesamtbilanz des Kohlenaußenhandels für die Tschecho-Slowakei aktiv: die Einfuhr von Kohle, Koks und Briketts betrug im Jahre 1936 1,37 Millionen t, die Ausfuhr 3,51 Millionen t.

Die Kohlenförderung war in der Weltwirtschaftskrise stark gesunken. Heute liegen aber bei der Steinkohle die Förderziffern schon wieder über denen von 1929, nicht so bei Braunkohle, was seinen Grund nicht zuletzt in der Wirtschaftspolitik der Regierung hat, da die Braunkohlenreviere überwiegend im deutschen Siedlungsgebiet liegen und deshalb nicht die Förderung der Regierung genießen wie die Steinkohlenreviere.

Der Kohlenreichtum der Sudetenländer war die Ursache, daß hier fast die gesamte Industrie Österreichs aufgebaut wurde. Daneben wurde der Ausbau der Wasserkräfte stark vorwärtsgetrieben, besonders in den Nachkriegsjahren. Die Versorgungslage der tschecho-slowakischen Industrie mit Brennstoffen und Antriebskraft ist abgesehen vom Erdölmangel als günstig zu bezeichnen.

Die Versorgung mit Rohstoffen

Sehr verschiedenartig ist die Inlandsversorgung mit Rohstoffen in den einzelnen Industriezweigen, was mit einigen Beispielen ersichtlich gemacht werden soll.

Die Zucker- und Brauindustrie, die Mälzereien und Spiritusbrennereien haben ihre Rohstoffbasis vollkommen im Inland. Die Müllerei ist teilweise auf Einfuhr angewiesen. Die wichtigsten Rohstoffe der Nahrungsmittelindustrien finden sich im Lande im Überfluß, wie Zucker, Alkohol, Früchte, Zichorie usw. Eingeführt wird hauptsächlich Kakao.

Die Tabakindustrie: Die Ernten der heimischen Pflanzen (südliche Karpathenländer) belaufen sich durchschnittlich auf 13000 t jährlich. Sie liefern nur billige Sorten. Eine starke Einfuhr an besseren Sorten ist daher immer notwendig, die mengenmäßig ungefähr der Inlandserzeugung gleichkommt, wertmäßig aber bedeutend höher liegt.

Die keramische Industrie: Sie hat zur Verfügung Kaolin, Tonerden, Töpfererde, Feldspat, Kalkstein, Mergel, Magnesit, Quarz und andere Rohstoffe bester Qualität. Nur sehr wenige sind nicht vorhanden und werden aus Deutschland bezogen, wie Gips, einige chemische Erzeugnisse und ähnliches. Auf der anderen Seite ist aber eine Ausfuhr vorhanden, besonders an gewaschenem Kaolin für die Porzellan- und Papierindustrie.

Die Glasindustrie: Die notwendigen Hauptrohstoffe mit Ausnahme des Miniums und einiger Hilfsstoffe werden durch die inländische Produktion geliefert. Sand zur Erzeugung gewöhnlichen Glases ist genügend vorhanden, für Kristallglas wird Sand aus Sachsen eingeführt.

Die Textilindustrie: Diese wichtigste Industrie der Tschecho-Slowakei ist fast gänzlich auf die Einfuhr von Rohstoffen angewiesen, außer einer gewissen Menge von Wolle, Flachs und Hanf. Obwohl die Schafzucht, der Flachs- und Hanfbau weitest von der Regierung gefördert werden, betrug doch die Einfuhr an Textilrohstoffen im Jahre 1936 190000 t gegenüber einer Ausfuhr von 7000 t.

Die Lederindustrie hat eine wesentlich günstigere natürliche Grundlage, doch bestand auch hier im Jahre 1936 ein Einfuhrüberschuß von etwa 30000 t Rohhäuten.

Die Holz-, Papier- und andere holzverarbeitende Industrien: Der Waldreichtum des Landes deckt vollkommen den Bedarf dieser Industrien und gewährt darüber hinaus große Ausfuhrüberschüsse. In den Sudetenländern herrscht der Nadelwald vor, in den Karpathenländern der Laubwald. Man schätzt den jährlichen Holzertrag auf 15 bis 16 Millionen Kubikmeter (80 Prozent Weichholz und 20 Prozent Hartholz), wovon ungefähr zwei Fünftel verheizt werden. Die Einfuhr an Holz betrug 1936 88000 t, die Ausfuhr 1323000 t.

Die chemische Industrie: Infolge der Vielgestaltigkeit dieser Industrie ist es schwierig, ein allgemeines Urteil über die Rohstoffversorgungslage abzugeben. Brennstoff ist in Form von Braun- und Steinkohle ausreichend vorhanden, nur eine gewisse Menge Anthrazit wird aus Deutschland eingeführt. Die Kohle selbst liefert eine Menge von Rohstoffen, wie Steinkohlen- und Braunkohlenteer und den Ammoniak aus den Kokereien und Gaswerken. Ausgeführt wird Kohlen- und Holzteer. Pyrite müssen eingeführt werden. Ebenso werden verschiedene Salze, besonders aus Deutschland, eingeführt.

Die Rohstoffbilanz des Außenhandels insgesamt zeigt folgendes Bild: Ein-

Digitized by Google

fuhr an Rohstoffen im Jahre 1936 insgesamt 4391 Millionen Kronen, Ausfuhr 1464 Millionen Kronen; das Passivum betrug demnach 2 927 Millionen Kronen. Es ist angesichts seines außergewöhnlichen Reichtums der inländischen Rohstoffbasis nur durch die auch anderweitig zutage getretene wirtschaftspolitische Unfähigkeit der Prager Politiker erklärlich.

Sudetendeutsche Vernichtung durch tschechische Wirtschaftspolitik

„Wir Tschechen müssen trachten, daß wir die Industrie (in den deutschen Gebieten) an uns reißen. Solange nicht der letzte Kamin der deutschen Fabriken verschwindet und das deutsche Kapital in unseren Händen ist, solange müssen wir kämpfen. Die Deutschen haben hier kein Recht. Man soll bei ihnen nicht kaufen, damit sie auswandern, die Grenze ist ja offen, und sie können nach ihrem großen Deutschen Reich oder nach Deutschösterreich auswandern."

Ein tschechischer Redner bei der Zborovfeier im Juli 1923 in Postelberg. Laut „Bohemia" vom 7. Juli 1923.

Schon während der Friedenskonferenz gab es Stunden, in denen sich die Politiker der Siegerstaaten bewußt wurden, was es für Europa in wirtschaftlicher Hinsicht bedeuten könnte, wenn das fast völlig autarke Wirtschaftsgebiet, wie es der Länderkomplex der österreichisch-ungarischen Monarchie darstellte, zerschlagen sein würde. Man ahnte sehr wohl die Stabilität, die in diesem großen Wirtschaftsgebiet für die ökonomische Bedeutung Europas lag. Letzten Endes siegte dann aber doch der politische Einfluß der kleinen Völker, die in jeder Hinsicht, sowohl politisch als auch strategisch und wirtschaftlich ihre eigenen Staaten durch die Alliierten gesichert sehen wollten.

Die tschechische Vertretung versuchte auf den Friedenskonferenzen nachzuweisen, daß es aus strategischen und wirtschaftlichen Gründen unmöglich wäre, den Sudetendeutschen auch das Selbstbestimmungsrecht einzuräumen. In den verschiedenen Memoiren, die von den tschechischen Delegierten der Friedenskonferenz vorgelegt wurden, kommt deutlich die Verschleierung des sudetendeutschen Problems zum Ausdruck. Im berüchtigten Memoire III wird außerdem aus angeblich rein wirtschaftlichen Gründen das Verbleiben der sudetendeutschen Gebiete bei der Tschecho-Slowakei gefordert, es heißt dort wörtlich:

„Würden diese Gebiete von Böhmen abgelöst, so sähe sich nicht nur das industrielle und wirtschaftliche Leben Böhmens dadurch verstümmelt, sondern es würden auch diese Gebiete selber dem Ruin verfallen, die benachbarte tschechische Bevölkerung wäre schwer betroffen und die wirtschaftliche Kraft, ja die Lebenskraft des tschecho-slowakischen Staates wäre ungemein getroffen."

Festzuhalten ist, daß das Memoire III die Angliederung der sudetendeutschen Industriegebiete forderte, damit diese nicht durch die Angliederung an das Deutsche Reich wirtschaftlich geschädigt würden. Wie weit es heute mit der sudetendeutschen Industrie gekommen ist, erhellen die fortlaufenden Berichte über die sudetendeutschen Notstandsgebiete und die Arbeitslosenziffern. Nur ihr Aufgehen im Reich kann ihnen eine neue Blüte sichern, und das Beispiel Österreich lehrt, wie schnell und ungeheuer die heimgekehrten Gebiete von der Konjunktur des Reiches erfaßt werden.

Die Tschecho-Slowakei ging als Kronerbin bei der Verteilung der Erbmasse der österreichisch-ungarischen Monarchie hervor, sowohl in bezug auf den Besitz an Naturschätzen, als auch für das Produktionsvolumen der Industrie.

Es ist wohl selbstverständlich, daß durch den Verlust der großen Gebiete der Monarchie als Binnenabsatzmarkt die handelspolitischen Voraussetzungen für die Prosperität des großen industriellen Produktionsapparates wegfielen. Denn jeder dieser neu entstandenen Kleinstaaten war bemüht, sofort eine eigene Industrie, vor allem eine Verbrauchsgüterindustrie, z. B. die Textilindustrie, selbst aufzubauen und diese nun mit allen dem Staate zu Gebote stehenden Machtmitteln zu verteidigen. Und das war falsch! Im Zuge dieser Entwicklung umgaben sich nämlich diese Staaten mit unübersteigbaren Zollmauern, und damit waren für die hauptsächlich auf den Export ausgerichteten sudetendeutschen Industrien diese einstigen Absatzgebiete zum Ausland geworden. Die Wirtschaftseinheit des alten Donaureiches war zerstört.

Digitized by Google

Vom handelspolitischen Standpunkt aus bestand die Schwierigkeit für die tschechoslowakische Republik in der Hauptsache darin, unbedingt ihre Marktpositionen in dem ehemaligen Habsburgerreich zu behaupten. Dieses Ziel wurde nicht erreicht, vielleicht hatte man auch nicht einmal die Absicht, es zu erreichen. Die Hintergründe für die handelspolitische Lethargie des neuen Staates bestanden darin, sich nicht durch außerordentlich rege handelspolitische Exporttätigkeit die neuen zarten Bande politischer Freundschaften mit den neu entstandenen Staaten zu verscherzen. Diese politischen Freundschaften wurden auf Kosten der Industrie, des Handels und Gewerbes geschlossen. Die Politik wurde generell auf Kosten der Wirtschaft geführt. Wäre das Gegenteil der Fall gewesen, hätte man vom ersten Tag an die Anlehnung an Deutschland gesucht.

Der tschechische Volkskörper, dessen Schwergewicht in Innerböhmen liegt, und dessen soziologische Struktur vornehmlich vom agrarischen Sektor bestimmt wird, hatte unter dieser außerordentlich großen Exportschrumpfung weniger zu leiden, dafür traf diese die sudetendeutschen Gebiete um so mehr, als sie fast ausschließlich industriell beschäftigt sind. Das große industrielle Erbe der tschecho-slowakischen Republik wird durch folgende Übersicht offenbar, wobei beachtet werden muß, daß der größte Teil der Industrie auf das sudetendeutsche Gebiet entfällt.

Lebensmittelindustrie und Roheisenerzeugung	50 %
Rohstahlerzeugung	55 %
Brauindustrie	57 %
Maschinenindustrie	60 %
Braunkohlenförderung	64 %
Drahtindustrie	65 %
Papierindustrie	65 %
Emailindustrie, Lederindustrie	70 %
Baumwolle, Schuhwaren und chemische Industrie	75 %
Wollindustrie	80 %
Steinkohlenförderung	80 %
Jute und Handschuhe	90 %
Eisen- und Stahlgießereien	90 %
Glas und Zucker	92 %
Porzellan	100 %

Das industrielle Erbe sah nach Dr. Peters („Der neue Herr von Böhmen") folgendermaßen aus:

Zahl der Betriebe (1918):

Industrie	Alt-Österreich	Deutsche Gebiete	Davon sudetendeutsche Gebiete	Tschech. Gebiete
Ziegel, Zement, Kalk	1453	710	248	21
Baukeramik	19	13	9	6
Steingut	35	19	12	2
Ofen	7	6	1	1
Porzellan	59	55	55	4
Hohlglas	96	59	17	21
Tafelglas	16	10	10	4
Flaschenglas	8	7	6	1
Baumwolle	1524	1184	819	399
Wolle	333	239	201	80
Leinen	267	195	167	20
Hanf und Jute	55	32	27	72
Seide	65	54	44	11
Öle und Fette	1131	640	188	214
Haare und Wollhüte	15	14	3	1
Klaviere	50	47	5	3
Tabak	30	17	8	5
Waggonbau	7	3	1	3
Lokomotiven	5	4	—	1
Ldw. Maschinen	173	59	26	109
Automobile	13	9	—	4

usw.

Der Standort ist natürlich nicht allein ausschlaggebend, ob ein Industrieunternehmen als deutsch oder tschechisch zu betrachten ist. Dies kann heute nur im konkreten Fall entschieden werden. Die Besitzverhältnisse sind nicht immer entscheidend, denn wie oft ist es der Fall, daß gerade die größten Unternehmungen Aktiengesellschaften sind, und es ist dann äußerst schwierig, festzustellen, in welchen Händen sich die Aktien befinden. Die Frage ist also auf Grund der Nationalität der Beamten- und Arbeiterschaft zu beantworten.

So schwierig es auch ist, die Besitzverhältnisse in der Industrie einwandfrei zu bestimmen, so unterliegt es aber doch keinem Zweifel, daß damals der größte Teil der Industrie sich in deutschen Händen befand.

Im Jahre 1927 hat der tschechische Volkswirtschaftler G. Heyda in der tschechischen Zeitschrift „Pritomnost" den Versuch unternommen, die Industrien in der tschecho-slowakischen Republik auf den deutschen und tschechischen Anteil hin zu untersuchen. Nach der Aufstellung Heydas findet auch das ausländische Kapital Berücksichtigung. Er bucht französisches Kapital auf

Digitized by Google

tschechisches, das damalige österreichische und reichsdeutsche Kapital auf deutsches Konto. Aus Heydas Aufstellung ergab sich ein propagandistisch frisiertes Bild, das einen überwiegenden deutschen Einfluß nachweisen wollte. Das hatte dann auch zur Folge, daß er dort, wo noch vorhanden, durch den aufgebrachten tschechischen Chauvinismus ausgebootet wurde.

Im Sommer 1938 gab es keine Staats- oder Landeslieferung, die an eine deutsche Firma vergeben wurde, und daß bei allen durch den Staat vergebenen Bauarbeiten, auch im rein deutschen Gebiet nur tschechische Firmen und tschechische Arbeiter Beschäftigung finden, ist eine bekannte Tatsache.

Wie unendlich groß der Verlust an den deutschen Besitz- und Wirtschaftspositionen ist, erkennt man am deutlichsten, wenn man die Arbeitslosenziffern betrachtet.

Die Zahl der Arbeitslosen in der Tschecho-Slowakei betrug

im Dezember 1932 ..... 746 311,
im Dezember 1933 ..... 779 987,
im Dezember 1934 ..... 755 000.

Die traurige Rekordziffer von 977 955 Arbeitslosen erreichte die tschecho-slowakische Republik im März 1933. Daß die Arbeitslosigkeit sich besonders auf die sudetendeutsche Gebiete erstreckt, braucht nach dem Vorerwähnten nicht besonders betont zu werden. In den sudetendeutschen Gebieten waren im Dezember 1933 soviel Arbeitslose wie in ganz Frankreich. Dem Einwand, daß es sich in diesen Jahren um Weltkrisenerscheinungen handelte, kann mit Zahlen aus den Jahren 1936, 1937 begegnet werden, denn in diesen Jahren kann von einer akuten Weltwirtschaftskrise kaum mehr gesprochen werden. Eine kleine Tabelle soll die Arbeitslosigkeit in den Jahren 1935, 1936, 1937 in der Tschecho-Slowakei erhellen:

	Gesamtgebiet der Republik		Davon im deutschen Gebiet			Im nichtdeutschen Gebiet	
	Arbeitslose absolut	von 1000 Berufstätigen	Arbeitslose absolut	in % der Gesamtzahl der Arbeitslosen	von 1000 Berufstätigen	Arbeitslose absolut	von 1000 Berufstätigen
1935 Januar	818 005	125,1	289 099	35,3	187,2	528 906	105,9
1936 Januar	850 010	130,1	297 251	35,0	192,5	552 759	110,7
1937 Januar	667 486	102,1	236 650	35,5	153,3	430 836	86,5

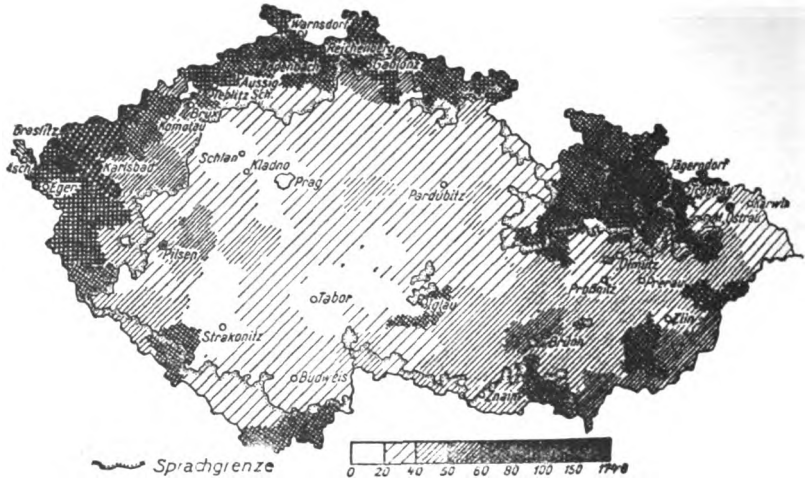
(Unter „deutsches Gebiet" ist die Summe aller politischen Bezirke mit deutscher Mehrheit zu verstehen. Als nichtdeutsches Gebiet bezeichnen wir alle übrigen Räume des Staates. Quelle: Mitteilungen des Hauptverbandes der Industrie.)

Aus dieser Tabelle ist zu ersehen, daß die Intensität der Arbeitslosigkeit im deutschen Gebiet weitaus größer ist als im tschechischen. Auf die ungeheuer große Notlage der Sudetendeutschen einzugehen erübrigt sich, da sie aus den laufenden Notstandsberichten aus der Tagespresse zu ersehen ist. Obwohl die Notlage des deutschen Volkes vor der Machtübernahme unendlich groß war, so gestattet sie in keiner Weise, als Vergleich zu der ungeheueren Notlage des Sudetendeutschtums herangezogen zu werden. Wie trostlos die Arbeitslosigkeit und die damit bedingte Notlage auch auf die seelische Haltung der sudetendeutschen Volksgruppe einwirkt, lehren die tschechischen „staatlichen" Statistiken über Selbstmordfälle. Das an Selbstmorden damals an der Spitze stehende Hamburg hatte 5,3 Selbstmorde auf 10 000 Einwohner im Jahr, dagegen gibt es sudetendeutsche Bezirke, welche auf 10 000 Einwohner 11,5 Selbstmorde verzeichnen. Im Zeitraum von 1921 bis 1930 haben 20000 Sudetendeutsche durch Selbstmord geendet. (Zählung nach dem tschechischen statistischen Staatsamt.)

Dabei wird kein Gesetz, das die wirtschaftlichen Belange regelt, im tschechischen Parlament verabschiedet, welches nicht bestrebt ist, wieder ein Stück deutschen Besitzes auf „legalem Wege" zu untergraben. In diesem Zusammenhang sei nur auf den berühmten Machnik-Erlaß hingewiesen. Dieser Erlaß wurde zwar zurückgezogen, sein Tenor aber erstand im neuen Gewand des Staatsverteidigungsgesetzes, in der polizeilichen Maßnahme der Unzuverlässigkeitserklärung der Staatspolizei wieder.

So sehen heute im 20. Jahre des Bestehens der Tschecho-Slowakischen Republik die Minderheitenschutzbestimmungen aus, die feierlich in die Verfassungsurkunde bei

Digitized by Google



Die Arbeitslosigkeit in Böhmen am 31. Januar 1937, nach politischen Bezirken auf 1000 Einwohner berechnet

ihrer Gründung aufgenommen wurden. Außer den Gesetzen und Verordnungen versucht auch die chauvinistische Führung der Verwaltung andauernd, über die wirtschaftliche und sozialökonomische Entrechtung der Sudetendeutschen ihre eigenen wirtschaftlichen Besitz- und Machtpositionen zu stärken und auszubauen. Die tschechische Wirtschaftspolitik bemühte sich, die Wirtschaftskräfte im sudetendeutschen Gebiet in jeder Hinsicht zu schwächen oder völlig zu vernichten. Alle Gesetze und Verordnungen werden unter dem Aspekt der Schädigung der sudetendeutschen Wirtschaftspositionen diktiert. Es ist dann natürlich kein Wunder, wenn sich diese Vernichtung einzelner Teile der Wirtschaft auch im Gesamtbild der Wirtschaftsbilanz des Staates ausprägt.

Entente-Politik auf Kosten sudetendeutscher Wirtschaft

Es fehlt jede Planmäßigkeit im Wirtschaftsprogramm. Diese liegt wiederum in der außenpolitischen Konzeption der Tschecho-Slowakei begründet. Die sudetendeutsche Wirtschaft wird durch den Etatismus gerade dort ununterbrochen durch bürokratische Maßnahmen behelligt, wo sie nur in verhältnismäßiger Freiheit gedeihen könnte. Durch diese Fesseln werden oft wettbewerbsfähige Wirtschaftszweige der sudetendeutschen Industrie infolge der Schwerfälligkeit der tschechischen Wirtschaftsbürokratie von ihren angestammten Märkten verdrängt. Ein weiterer sehr wichtiger Punkt ist das System, sich die politischen Freundschaften mit der Kleinen Entente durch die Unterbindung der sudetendeutschen Industrieausfuhr bezahlen zu lassen. Oder aber man fördert eine Politik der übergroßen Warenlieferungen an Rumänien, obwohl man von vornherein weiß, daß diese Warenlieferungen nach Rumänien, die zum überwiegenden Teil von der sudetendeutschen Industrie gestellt werden, in absehbarer Zeit von rumänischer Seite nicht abgedeckt werden können. Aber aus außenpolitischen Gründen ist die Handlungsweise gerechtfertigt, und so wurde Rumänien über diese Warenlieferungen zu einem ständigen Anleiheempfänger von seiten der tschecho-slowakischen Republik, und die Zeche wird von der sudetendeutschen Industrie bezahlt. Die Lebensexistenz einer Volksgruppe war zum Tauschgeschäft einer rigorosen Diplomatie geworden. Mit dem wirtschaftlichen Ruin der Sudetenländer verband man die aufgestellte Konzeption der Entnationalisierung im Innern und die Stärkung der

Digitized by Google

Machtposition nach außen. Es war das Trugbild von Versailles, das hier zur „Staatsraison" erhoben worden war.

Dr. Bachner.

Die Landwirtschaft in der „Tschecho-Slowakei"

Der Tschecho-Slowakei fielen bei der Zerschlagung der Monarchie Österreich-Ungarn weite fruchtbare Ländereien zu. Als überaus fruchtbar bekannt die Elbniederung, die sogenannte Goldene Rute, die Hanna-Ebene und ein Stück der Ungarischen Tiefebene. Während hier ein ertragreicher Zuckerrübenbau getätigt wird, wird in der Slowakei Mais und im ganzen Tiefland bis an die Randgebirge Getreide gebaut. In den Randgebirgen, die diesen Raum einschließen und in denen bis tief hinein in Böhmens Herz die Deutschen siedeln, gedeihen vorwiegend nur Futterpflanzen für die Viehzucht.

Weite Teile dieser den Tschechen zugefallenen Gebiete gehörten dem Großgrundbesitz. In den Sudetenländern besaß er 16 Prozent des gesamten landwirtschaftlichen Bodens, in den Karpathenländern sogar 28 Prozent. Die neue Regierung entschloß sich alsbald zu einer Bodenreform und beschlagnahmte durch das Gesetz vom 16. April 1919 allen Besitz von landwirtschaftlichem Boden über 150 Hektar und jeden Bodenbesitz über 250 Hektar. Dieser Boden wurde dem Staatlichen Bodenamte übergeben und von ihm zur Neuverteilung gebracht. Das Bodenamt hat außer einigen dürren Zahlen über die Größe des verteilten Bodens, der Bewerber und Beteiligten niemals über seine Tätigkeit öffentlich Rechenschaft abgelegt. In dieser Institution hat sich der tschechische Imperialismus hemmungslos ausgetobt. Das Bodenamt wurde am 1. Mai 1935 nach vollendeter Tätigkeit in das Landwirtschaftsministerium zurückgegliedert. In diesen 15 Jahren seiner Tätigkeit hat es 28,9 Prozent des gesamten Bodens überhaupt, das sind etwas über vier Millionen Hektar, neu verteilt. Von dieser riesigen Fläche erhielten deutsche Bewerber rund 40 000 Hektar, also noch nicht einmal ein Prozent! Von den eine Million Hektar, die in diesem Raum beschlagnahmt wurden, liegen 750 000 Hektar im deutschen Gebiet. Es ist dies ein Viertel des gesamten deutschen Siedlungsgebietes. Auf dem beschlagnahmten Boden wurden Kolonistenstellen errichtet, die fast ausschließlich mit Tschechen besetzt wurden. Bei der Verteilung achtete das Bodenamt nicht darauf, ob ein Bewerber die notwendigen Fähigkeiten mitbrachte, sondern begnügte sich ausschließlich mit dessen chauvinistischer Gesinnung. Durch diese gewaltsame Einbürgerung wurden in manchen Bezirken drei bis vier Gemeinden tschechisiert. Die ersichtliche Tendenz, durch diese Maßnahmen das deutsche Siedlungsgebiet zu durchsetzen und zu zersprengen, haben tschechische Politiker oftmals unumwunden zugegeben.

Im Ausland plakatierten sie diese Bodenreform allerdings als eine Sozialreform, durch die sie angeblich die Landarbeiter zu selbständigen Bauern machen und der Landflucht steuern wollten. Mögen gewisse Tschechen diese Absicht anfänglich wirklich gehabt haben, so wurde sie doch durch den schrankenlosen Chauvinismus für seine Zwecke skrupellos ausgenutzt. Die Bodenreform endete jedenfalls auch in dieser Hinsicht mit einem gänzlichen Mißerfolg. Ein Vergleich der amtlichen Volkszählungen von 1921 und 1930 ergibt, daß in dem Jahrzehnt, in dem die Bodenreform hauptsächlich durchgeführt wurde, die Zahl der in der Land- und Forstwirtschaft Tätigen um 426 383 zurückging.

Die Auswirkungen der Bodenreform wurden durch die tschechische Agrarpolitik verschlimmert. Nach dem Motto: „Wir werden uns in unserem Staate so einrichten, als ob keine anderen Nationalitäten vorhanden wären", haben die Tschechen redlich gehandelt und ausschließlich ihrer Habgier gefrönt. Während die Tschechen überwiegend im Innern des Landes, in den fruchtbaren Niederungen wohnen, wo sie einen ertragreichen Ackerbau treiben können, sitzen die Deutschen größtenteils in den Randgebirgen des Landes, wodurch sie hauptsächlich auf Viehzucht angewiesen sind. Die Tschechen haben es nun zum Beispiel in der Außenhandelspolitik geschafft, seit dem Jahre 1936 einen Ausfuhrüberschuß an Weizen und Weizenmehl zu erzielen; demgegenüber wurde aber die Viehzucht nicht nur nicht gefördert, sondern sogar durch gesetzliche Bestimmungen eingeschränkt.

Doch selbst die fast ausschließlich auf Getreidebau eingestellte Politik konnte die Krise nicht abwenden. Die Preise für landwirtschaftliche Produkte sanken stetig, so daß die Bauernhöfe immer weiter verschuldeten. Nach vorsichtigen Schätzungen betrug die gesamte Verschuldung der Landwirtschaft 1932 22 und 1934 gar 24 Milliarden Kronen; dabei war die Landwirtschaft im Jahre 1919 nur mit vier Milliarden verschuldet gewesen.

Digitized by Google

Die Verschuldung stieg schließlich soweit, daß die Ernte eines Jahres nicht mehr genügte, um die Zinsen aus diesen Verschuldungen zu decken.

Bei dieser Schuldenlast war es dem einzelnen Bauern kaum noch möglich zu existieren, Aufwendungen für seinen Hof oder für die Verbesserung des Bodens konnte er keinesfalls vornehmen. Es liegt auf der Hand, daß die Ertragsfähigkeit des Bodens auf diese Weise nicht gesteigert werden konnte.

Obwohl die Bemühungen der Regierung sehr intensiv waren, erhält man einen sehr schlechten Gesamteindruck von der Ernährungswirtschaft der Republik. Nur in Brotgetreide gelang es der Tschecho-Slowakei in den letzten Jahren, ihren eigenen Verbrauch zu decken. Im Jahre 1932 ergab sich erstmalig für Roggenmehl ein Ausfuhrüberschuß, für Weizen und Weizenmehl ein solcher erst seit 1936! Was Fleisch und Fett anbetrifft, sieht es wesentlich schlechter aus. Es konnte zwar in den Jahren 1933 und 1934 die Einfuhr ziemlich gesenkt werden, doch ist sie in den Jahren 1935 und 1936 wiederum sprunghaft gestiegen. Zum Gesamtverbrauch an Fleisch mußte die Einfuhr im Jahre 1929 16,72 Prozent beisteuern. 1934 erreichte diese Quote ihren Tiefpunkt mit 1,79 Prozent und stieg 1935 auf 4,01 Prozent und 1936 auf 6,25 Prozent wieder an. Am meisten muß Schweinefleisch eingeführt werden. 1929 mußten 29,49 Prozent des Gesamtverbrauches an Schweinefleisch durch Einfuhr gedeckt werden. Die Zahl sank 1934 auf 3,41 Prozent und stieg 1935 auf 8,36 Prozent und 1936 weiter auf 12,69 Prozent.

Ganz trostlos sind die entsprechenden Zahlen für Fette. Für den Gesamtverbrauch mußten 58,29 Prozent, also über die Hälfte, eingeführt werden! Die Zahl sank 1934, im besten Jahr, auf 24,58 Prozent, und stieg im Jahre 1936 wieder auf 40,74 Prozent. Diese Zahlen beweisen, daß *für den Kriegsfall die Tschecho-Slowakei selbst nicht in der Lage ist, die Ernährung der eigenen Bevölkerung sicherzustellen.* Ob und wieweit für einen solchen Fall eine Einschränkung im Verbrauch möglich ist, ersehen wir aus der folgenden Übersicht. Sie vergleicht den Verbrauch in Kilogramm pro Kopf der Bevölkerung der Tschecho-Slowakei und der des Deutschen Reiches, das ja gern von ausländischen Zeitungen als Land des Hungers hingestellt wurde:

	Tschecho-Slow. 1935	Deutsch. Reich 1935
Weizenmehl	56,1	51,1
Roggenmehl	44,1	53,5
Rindfleisch	11,4	14,0
Schweinefleisch . .	12,7	26,3
Schweinefett	4,4	7,7
Zucker	21,4	21,7

Die Verbrauchszahlen sind im Deutschen Reich durchgehend höher und fallen bei Schweinefleisch und -fett besonders auf.

Es hätte durchaus in der Macht der Regierung gelegen, die Republik von der Einfuhr von Nahrungsmitteln unabhängig zu machen. Unter den Landwirtschafts- und Fischereiprodukten werden z. B. viele eingeführt, die im Inland selbst erzeugt werden könnten. Im Jahre 1929 bestand die Einfuhr zu 47,9 Prozent aus diesen Erzeugnissen, 1936 immer noch zu 38,2 Prozent. Man bedenke, wieviel Arbeitsfähige eine Beschäftigung gefunden und nicht jahrelangem Darben anheimgefallen wären, hätte dieser Staat es vermocht, die Erzeugungskraft seiner Gesamtbevölkerung auszuwerten.

Bessere Aussichten der Landwirtschaft in der Tschecho-Slowakei und insbesondere im Raum von Böhmen, Mähren und Schlesien hängen vor allem von der Bodenbeschaffenheit ab. Eine amtliche Kommission hat im Jahre 1928 festgestellt, daß 75 Prozent allen landwirtschaftlichen Bodens reformbedürftig sind. Bisher wurde nichts Wesentliches für eine solche Bodenverbesserung getan. Es mochte dies an dem Unvermögen eines kleinen und kurzsichtigen chauvinistischen Staates liegen, großzügige Bodenverbesserungsentwürfe in Angriff zu nehmen. Sicher ist aber, daß gerade das deutsche Sudetenland wieder einmal eine wirkliche Kornkammer werden wird. C. Fell.

Hauptschriftleiter und verantwortlich für den Gesamtinhalt: Günter Kaufmann.

Stellvertreter: Friedr. W. Hymmen. Anschrift der Schriftleitung: Reichsjugendführung, Berlin NW 40, Kronprinzenufer 10. Fernsprecher: 12 74 91. — Verlag: Franz Eher Nachf. G. m. b. H., Zentralverlag der NSDAP., Berlin SW 68, Zimmerstraße 87—91. Postscheckkonto: Berlin 4454. Verantwortlich für den Anzeigenteil: Ulrich Herold, Berlin. — DA. II. Vj. 1938: über 50 000. Pl. Nr. 8. — Druck: M. Müller & Sohn KG. München; Zweigniederlassung Berlin SW 68, Dresdener Str. 43. — „Wille und Macht" erscheint am 1. und 15. jedes Monats und ist zu beziehen durch den Verlag sowie durch die Post und alle Buchhandlungen. Bezugspreis vierteljährlich 1,80 RM. zuzüglich Bestellgeld. Bei Bestellung von 1 bis 3 einzelnen Nummern bitte den Betrag in Briefmarken beizulegen, da Nachnahmesendung zu teuer ist und diese Bestellung sonst nicht erledigt werden kann.

Digitized by Google

Wille und Macht

Führerorgan der nationalsozialistischen Jugend

HERAUSGEBER: BALDUR VON SCHIRACH

Jahrgang 6 | Berlin, 15. Oktober 1938 | Heft 20

Zeitenwende

Wenn man früher vom „Anschluß" sprach, dachte man an Österreich. Er war seit Versailles ein akutes europäisches Problem gewesen. Im Diktat war er ausdrücklich verboten, Militärallianzen, Völkerbundsbeschlüsse, politische Anleihen für ein volksfremdes Wiener Regime sollten ihn seit 1918 schon verhindern. Aber wer verstand wohl unter dem „Anschluß" auch die unmittelbar folgende Heimkehr des Sudetenlandes ins Reich? Gewiß, die Hoffnung auf die Erlösung der 3½ Millionen Sudetendeutschen von tschechischer Unterdrückung lebte überall im Volk. Aber der Gedanke an ihre Befreiung war vordem nur mit der Vorstellung eines allgemeinen europäischen Krieges, der automatischen Auslösung all der vielen Pakt-, Garantie- und Sanktionsverpflichtungen verbunden, die sich wie ein Netz zur Niederhaltung des Deutschen Reiches über Europa erstreckten.

Nun hat sich das große, kaum faßliche Wunder erfüllt. Waren es noch unwillige Kundgebungen aus dem Munde verantwortlicher Staatsmänner Westeuropas und eine unerträgliche Hetzkampagne in der Presse gegen Deutschland, die man nach dem Anschluß Österreichs vernahm, so folgte — unvorstellbar, hätten wir es nicht erlebt — wenige Monate später der Anschluß des Sudetenlandes *auf Initiative der Westmächte selbst*; und der „Frieden von München", der die Abtretung des deutschen Volksbodens der Tschecho-Slowakei an das Reich besiegelte, löste unter den Völkern Europas einmütigen Jubel über den friedlich gewonnenen Frieden aus und brachte den handelnden Staatsmännern einen überwältigenden Erfolg. Es ist nicht zu viel gesagt, wenn man feststellt, daß noch an keinem Tage dieses Jahrhunderts eine so einmütige und herzliche Stimmung unter den vier größten Völkern Europas geherrscht hat wie am Tage, an dem die Welt von dem Münchner Abkommen erfuhr. Was keiner von uns im kühnsten Traum erdacht hätte, das schuf Adolf Hitler nun zur Wirklichkeit. Die Zeitenwende Europas war angebrochen.

Digitized by Google

Wie konnte das alles geschehen? War nicht alles auf dem Kontinent und in Übersee zum Kriege gegen uns gerüstet? Waren nicht alle Garantien einer Hilfeleistung für das tschecho-slowakische Monstrum gegeben? Schien nicht der Wille, das Diktat von Versailles zu verewigen, ungebeugt? Hatte man nicht unsere „Vertragsverletzungen" nur dort hingenommen, wo sie im eigenen Lebensbereich des deutschen Volkes und nicht des gesamten europäischen Status quo lagen? War es da nicht Vermessenheit an einen friedlichen Anschluß des Sudetenlandes und an einen Zusammenbruch dieses Status quo zu glauben? Und wer doch daran geglaubt hatte, den schien die Mobilmachung Beneschs vom 21. Mai mit der moralischen Unterstützung des Westens eines Besseren belehren zu wollen.

Und dennoch! Das Sudetenland ist angeschlossen. Dreieinhalb Millionen sind aus der Knechtschaft befreit. Niemals wäre dieses Wunder möglich gewesen, wenn nicht das Genie eines Adolf Hitler am Bau des Reiches gewirkt hätte, und wenn mit ihm nicht das ganze Volk fest entschlossen gewesen wäre, auch um den Preis eines größeren Krieges, das Lebensrecht der Sudetendeutschen von seinen Widersachern einzulösen. Weil es aber ernst wurde, weil es um den vollen Einsatz ging, besann sich die Welt von Versailles darauf, daß inzwischen 20 Jahre ins Land gegangen waren, daß ein neuer Krieg, in seinem Ausgang ungewiß, entsetzliches Leid ausgelöst hätte, daß der Wunsch nach Heimkehr der Sudetendeutschen ins Reich, die klare Korrektur eines Unrechts, nicht des Einsatzes einer einzigen Division wert gewesen wäre. Und so stellten sich London und Paris endlich auf den Boden der neuen Wirklichkeit. In den Reisen der ausländischen Staatsmänner nach Berchtesgaden, Godesberg und München fand diese Wandlung ihren sichtbaren Ausdruck. Und da man in den freundschaftlichen Aussprachen feststellte, daß die Kluft eigentlich gar nicht so tief sei und alsbald die Einigung der großen Vier sich abzeichnete, versank die antideutsche Kollektivitätsidee in das Dunkel einer bösen Geschichte, verblaßten der Genfer Bund und die Sowjetsterne zu wesenlosen Schatten, wurde man sich des gefährlichen Spiels eines Eden, Barthou, Delbos, Titulescu und Benesch bewußt. Nicht nur 10 Millionen Deutsche sind wieder Reichsbürger geworden. Auch des Reiches Stellung ist eine andere als vordem. Die Gleichberechtigung ist jetzt auch psychologisch, d. h. im Bewußtsein der anderen Völker errungen. Im Frieden von München ging die Nachkriegszeit zu Ende und begann ein neues Zeitalter, dessen glückliche Vorzeichen wir in den beiden wunderbaren Schicksalsfügungen des Jahres 1938 erkennen.

Wir wissen: niemals hätte Europa diesen Frieden gewonnen, wenn nicht der Krieg schon unmittelbar vor dem Tore eines jeden gestanden hätte. Nicht etwa leichtfertig von Deutschland heraufbeschworen! Nein, ausgelöst durch den Befreiungsdrang der Sudetendeutschen und den unklugen Gegendruck der Prager Machthaber und ihrer Bundesgenossen. Daladier nämlich hat in seinem Kammerbericht von dem „Brodeln der Leidenschaften" gesprochen und Chamberlain hat im Unterhaus das Versäumnis in der Anwendung des Revisionsparagraphen 19

Digitized by Google

der Genfer Satzung beklagt. Er warf der übrigen Welt vor, sie habe gewartet, „bis die Leidenschaft so erbittert wurde, daß eine Revision mittels Vereinbarung unmöglich wurde". Und Lord Runciman berichtete dem aus Berchtesgaden zurückkehrenden Premierminister, daß eine Einigung zwischen den Parteien unmöglich erzielt werden könne.

So vollzog sich unter ungeheuer dramatischen Umständen in der Zeit zwischen der Auflösung der SdP. und dem Einrücken der ersten deutschen Truppenteile, also den ganzen Monat September über, der Wandel zu dem neuen politischen Bewußtsein Europas. Es war ein schwerer Weg. Weniger weitschauende Politiker in Paris und London wären wahrscheinlich über die ersten Klippen gestolpert, wären hängengeblieben an ihren alten Vorurteilen und Hegemoniegedanken. Selbst Chamberlain sprach von der Möglichkeit einer Kritik, durch seine Reisen „die Würde eines britischen Premierministers außer acht zu lassen". Er sprach von der „letzten Zuflucht", die er mit einer solchen Reise im Interesse des Friedens ins Auge gefaßt habe. Auch Daladier besaß die Größe zugunsten einer konstruktiven Lösung und eines wirklichen Friedens zu opfern, was an alten Ressentiments seinen Vorgängern noch heilig gewesen war. „Habe ich nötig", erklärte er, „hier unsere Erregung zu betonen, als wir erfuhren, daß im Grunde seiner Seele und seines Gewissens der britische Beobachter die Unmöglichkeit schlußfolgerte, länger Sudetendeutsche und Tschechen zusammen wohnen zu lassen?" Und da entschied sich in London Westeuropa für eine gesunde Ordnung. Daladier führte den Frieden von München darauf zurück, daß man „nicht zu den Kombinationen der Geheimdiplomatie geschritten" sei und er erklärte Anfang Oktober vor der Kammer: „Es handelte sich nicht darum, in Prozedur zu machen, oder Gegenvorschläge zu formulieren, sondern es handelte sich darum, den Frieden zu retten."

Der Weg bis zu diesem Ergebnis war eine Nervenprobe der ganzen Welt. Die Tschechen machten am 24. September mobil, in den Straßen von Paris war die Mobilmachungsorder plakatiert, die Pariser Autobusse beförderten Reservisten gen Westen, Duff Coopers Flotte lag fahrtbereit unter Dampf, bolschewistische Militärtransporte rollten in den Tschechenstaat, und Herr Litwinow drohte, einen Nichtangriffspakt zu kündigen. Aber auch die Neutralen suchten durch Einberufung der Reservisten ihre Neutralität zu schützen — und Deutschland blieb nichts anderes angesichts solcher Bedrohung übrig, als die Mobilmachung für den 28. September, 14 Uhr, vorzusehen. Parallel mit den Verhandlungen hatten sich die Kriegsvorbereitungen zugespitzt — und da trat, dank der Vermittlung von Chamberlain und Mussolini, wenige Stunden bevor Deutschland das Volk zu den Waffen rufen wollte, der letzte Vermittlungsversuch in Aktion: Die Einladung des Führers nach München. Die Zeit eilte. Der 1. Oktober stand als unwiderruflicher Termin vor der Tür. Da vollzog sich die Wandlung, der Frieden der Sieger und Besiegten wurde begraben und ein neuer Friede der Gleichberechtigten eingeläutet. Das Selbstbestimmungsrecht Woodr

Digitized by Google

Wilsons wurde in letzter Stunde allen Nationen der Tschechoslowakei gewährt, die Heimkehr der Sudetendeutschen ohne einen Weltkrieg beschlossen und in dem Abkommen der großen Vier eine neue Methode europäischer Zusammenarbeit gewonnen. Daladier aber sprach ein souveränes Wort, das die Achtung und Sympathie für den Nachbarn im Westen, von dem uns keine europäische Streitfrage mehr trennt, bei uns Deutschen nur erhöht hat: „Ich habe ‚Ja' gesagt und bedauere nichts."

Es wäre Unfug, wollte man bei diesem diplomatischen Tauziehen von Siegern und Besiegten sprechen. Ohne Zweifel hat das Reich an Ansehen außerordentlich gewonnen, gewiß ist die Einkreisung zusammengebrochen, unleugbar ist die Zeit europäischer Vorherrschaft irgendeiner Macht zu Ende. Viele Bündnisse und Pakte werden in die Aktenarchive der Nachkriegszeit wandern und die Diplomaten werden auf neue Freundschaften sinnen müssen. Aber die französische Politik, deren alte Richtung nun in der Tschecho-Slowakei ihre letzte Versailler Position verloren hat und deren sowjetrussischer Bundesgenosse sich als aktionsunfähig erwies, wird vor weiteren Enttäuschungen und Illusionen bewahrt bleiben, nachdem sie nun auf der Grundlage ehrlicher Gleichberechtigung den Realitäten Rechnung trägt und gewiß in Zukunft nicht um fremder Interessen oder Ideologien willen Frankreich in Konflikte zieht. Man spürt einen modernen Zug in der Staatsführung unseres westlichen Nachbarn. Daladier sprach von einem „Zustand der ständigen Mobilisierung für den Dienst am Frieden und am Vaterland", forderte energisch eine „moralische Umformung". Das läßt alles darauf schließen, daß eine starke Persönlichkeit den Mut zu neuer Aktivität in der Außenpolitik gerade auch bei einem innerpolitischen Aufbau seines Vaterlandes einsetzen wird.

Die Engländer haben ihr durch den abessinischen Krieg geschwächtes europäisches Prestige dank ihrer Schiedsrichter- und Vermittlerrolle in der Tschechenfrage stärken und die Normalisierung ihres Verhältnisses zu Italien einleiten können. Die Anerkennung der neuen Kraft in der Mitte Europas haben sie mit der naheliegenden Zusicherung des neuen Reiches verbunden, durch die ein gegenseitiger Verzicht auf kriegerische Auseinandersetzungen zwischen ihren beiden Ländern ausgesprochen wird. Sie haben ihren Empirestaaten gegenüber die Autorität ihres Frieden stiftenden Mutterlandes aufs neue gefestigt. Nun ist es für sie auch keine Schwierigkeit mehr, ohne Prestigeverlust das Genfer System seiner Liquidation zuzuführen. Sie wissen sich frei in ihrem europäischen Rücken, wenn sie in nächster Zeit an schadhaften Stellen ihres Empire eine neue Ordnung setzen müssen. Die Zeit ihres Aufrüstungsprogramms wird ohne vorzeitige Verwicklungen ablaufen und damit das gesteckte Ziel erreicht werden.

Mit der Stärkung der Autorität des Reiches ist unmittelbar das Gewicht des Achsenpartners von neuem erhöht worden. Die außerordentliche diplomatische Kunst des Duce hat am Ende der Krise auch Italien sichtbare

Digitized by Google

Erfolge eingebracht. Die Anerkennung des Imperiums durch die Westmächte wird im Zuge einer Lösung des spanischen Problems auch die Position des Faschismus im Mittelmeerraum im selben Maße wie die des Reiches in Mitteleuropa stärken. Daß eine Entspannung auch hier sich ankündigt, deuten wir als den Beginn einer Zeit der gesünderen Ordnung und des beständigeren Friedens in Europa.

Unmittelbare Teilhaber am Aufbruch der deutschen Volkserhebung im Sudetenraum sind neben den Slowaken und Karpatenrussen, deren Autonomiewünsche sicherlich in einem eigenen Staat Erfüllung finden, Madjaren und Polen. Mit aufrichtiger Freude haben wir die Heimkehr dieser Nationalitäten in ihre Mutterstaaten gefördert und begrüßt. Die enge Freundschaft mit dem ungarischen und polnischen Nachbarn bewährte sich praktisch bei der Lösung einer so kritischen und schweren Frage. Nachdem Adolf Hitler sowohl dem Ministerpräsidenten Imredy die Unabänderlichkeit der Grenze zwischen Ungarn und dem Reich versichert, wie in seiner Sportpalastrede von der letzten territorialen Forderung in Europa gesprochen hat, dürfen wir wohl die berechtigte Hoffnung hegen, daß die Hunderttausende deutscher Volksgenossen, die in Siedlungen in Polen und Ungarn leben, ein Leben führen können, das ihnen erlaubt als treue Staatsbürger dieser Staaten deutsch zu sprechen und zu singen, deutsch zu fühlen und deutsch ihre Kinder zu erziehen. Deutsche, Polen und Ungarn haben am tiefsten das Leid der Minderheiten in der Nachkriegszeit empfunden. Sie standen Schulter an Schulter, als es galt den Staat aufzulösen, dessen unerträgliche Entnationalisierungspolitik den Lebensnerv einer jeden Nation verletzte. Nun wird gemeinsame Erfahrung das Gefühl für wirkliche Gerechtigkeit und die Klugheit den Bund dieser Nationen auch für die Zukunft sichern.

Verheißungsvoll für die kommende Ordnung werden die Abkommen von München sein, wenn man den Grundsatz bewahrt, die europäischen Angelegenheiten unter sich abzumachen. Die alten Nutznießer europäischer Streitigkeiten, der geschäftliche jenseits des Ozeans und der ideologisch zersetzende am Rande Asiens blieben diesmal außerhalb des Spiels! Sie sind an der Bahre des Beneschstaates die eigentlich Leidtragenden. In ihren Ländern war die Bereitschaft für einen Kreuzzug gegen die Diktaturen am weitesten vorgeschritten und gefördert. Nun ist das entfachte Feuer umsonst entzündet worden. Europa aber konnte nur ohne sie, aus sich selbst heraus gesund werden.

Dafür zu sorgen, daß der Frieden von München nicht nur eine negative Bedeutung gehabt hat, d. h. die drohende Kriegsgefahr auszuschließen, vielmehr auch eine positive Seite enthält, nämlich die Grundlage für ein normales und freundschaftliches Verhältnis der Achse Rom—Berlin mit den Westmächten, das wird die große Aufgabe aller Kräfte sein, die in diesen Wochen dem Frieden den Sieg über den Krieg erkämpften. G.

Digitized by Google

Der Dämon

Nicht von außen
Mit leichter Hand
Rühren Götter
Im Spiele dich.
Nicht zur Willkür
Den Schicksalslosen
Überließ dich
Das graue Los.
Schicksal ist innen.

Der Dämon drängt
Unerbittlich,
Der Ewige dich.
Was dir nicht eignet,
Stößt dir nicht zu.

Denn es redet,
Ein Rätsel dir,
Doch sich selber
Zu Qual und zu Lust,
Stumme Maske,
Durch dich ein Gott!

Helmut Willprecht

Wenn wir nur brannten!

Wenn wir nur brannten!
Dann ward kleiner das Dunkel der Welt.
Wenn wir nur brannten!
Dann hat unsere Glut doch erhellt.

Wenn wir nur brennen!
Dann sind wir schon dem Ewigen gesellt.
Alles Lebendige leuchtet,
Und nur die Asche zerfällt.

Herybert Menzel

Digitized by Google

* * *

Wer bezahlt denn einen Krieg?

Wir haben eine hohe Meinung von dem Friedenswunsch aller Völker. Wir wissen, daß jene Generation, die schon einen Krieg durchgemacht hat, überall in der Welt einen neuen Krieg verhindern möchte. So sehr wir also die gefühlsmäßigen Kräfte kennen, die zu der friedlichen Wendung Ende September beigetragen haben, so sehr möchten wir auch die vernunftmäßige Seite betrachten. Die hier behandelte Frage ist davon nur ein Teilproblem, das aber in den letzten Wochen verantwortliche Kreise, vor allem in Westeuropa, sehr bewegt haben soll.

Die Vernunft von 1914 und von 1938

Im Januar 1914, d. h. fast acht Monate vor dem Ausbruch des Weltkrieges, erging an eine Reihe von französischen Banken die geheime Anweisung, kein Goldgeld an das französische Publikum auszuzahlen und statt dessen alle Auszahlungen in Papiergeld durchzuführen. Was sollte diese Anordnung mitten im tiefsten Frieden, als noch kein Mord von Sarajevo die Gemüter erregte, und niemand an einen Krieg dachte? Das Herausziehen der umlaufenden Goldmünzen aus dem Verkehr konnte nach Ansicht der damaligen Geldpolitik nur den Sinn haben, bei einem möglichen Kriegsausbruch über jene Goldvorräte zu verfügen, die den Kauf von Kriegsmaterial und kriegswichtigen Rohstoffen im Auslande gestatteten. Wenn also bereits im Januar 1914 eine geheime Anweisung an eine Reihe von französischen Banken gegeben wurde, Gold zu horten, so kann diese Anweisung nur von jenen Kreisen ausgegangen sein, die in bestimmter Erwartung eines Krieges sich für das Kriegsgeschäft vorbereiteten. Darüber hinaus aber liegt die Vermutung nicht fern, daß von diesen Kreisen aus die Fäden gesponnen wurden, die nach Serbien, Sarajevo und Petersburg führten.

Die französische Presse brachte am 29. und 30. September 1938 verschiedene Stimmen, die gegen die methodischen Panikausstreuer und Kriegshetzer Front machten und eine Reihe von Falschmeldungen, z. B. über eine allgemeine deutsche Mobilmachung, verurteilten. Im „Jour" wandte sich Senator Lémery gegen die methodischen Panikmacher, und der frühere Minister Flandin ließ einen Aufruf an die Mauern schlagen, in dem der Satz stand, „daß man das französische Volk täusche und okkulte Kräfte seit Wochen und Monaten ein raffiniertes Spiel trieben, um den Krieg unvermeidlich zu machen". Waren es dieselben okkulten Kräfte, die 1914 jene geheime Anweisung zur Goldhortung an französische Banken gaben, und die auch jetzt ein großes Kriegsgeschäft machen wollten? Waren es dieselben Kreise, die im Kriege ein großes Geschäft erblicken und sonst nichts? Doch Frankreichs Ministerpräsident Edouard Daladier und sein Außenminister Bonnet waren wachsam, und Flandin, Lémery und andere französische Politiker sekundierten ihnen; denn aus den Erfahrungen des Weltkrieges wußten sie, was auf dem Spiele stand. Der Weltkrieg hat es ihnen nur zu deutlich gezeigt,

Digitized by Google

die Opfer, die ein Krieg erfordert, in keinem Verhältnis zu den Gewinnen stehen. Frankreichs Bevölkerung, die im Jahre 1910 39,6 Millionen betragen hatte, war trotz des Gewinnes von Elsaß-Lothringen mit seinen 1,8 Millionen Einwohnern im Jahre 1920 auf 39,2 Millionen zurückgegangen, und die Auswirkungen der Weltwirtschaftskrise haben die französische Geburtenziffer von 18,2 auf 1000 Einwohner im Jahre 1928 auf 15,0 im Jahre 1936 gesenkt. War aber die Wirtschaftskrise, die 1930 einsetzte, nicht auch eine Folge des Weltkrieges? Mußten nicht die Kriegsgewinne, die die Kriegsgewinnler von 1914 bis 1918 machten, mit den Verlusten der Weltwirtschaftskrise wieder bezahlt werden? So sei zunächst einmal die Frage aufgeworfen, wer denn eigentlich einen so großen Krieg wie den Weltkrieg bezahlte, um dann die Situation zu erläutern, vor der die Welt in der jüngst vergangenen Krise, welche die Frage nach der Bezahlung eines Krieges wieder aufgeworfen hat, stand.

„Le boche payera tout"

Als vor nunmehr 19 Jahren in Versailles die Frage nach der Bezahlung des Weltkrieges gestellt wurde, beantwortete sie der damalige französische Finanzminister Louis Lucien Klotz, der im Dezember 1928 wegen Wechselfälschung zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt wurde, mit dem zum Schlagwort gewordenen Ausspruch: „Le boche payera tout!" Das war sehr einfach. Der Deutsche sollte alles bezahlen! Und er zahlte und zahlte. Aber sehr bald stellte es sich heraus, daß die Waren, mit denen Deutschland zu zahlen begann, als es nicht mehr über Gold verfügte, in den Ländern, welche die deutschen Waren erhielten, als ein höchst lästiger und unangenehmer Wettbewerb von der heimischen Industrie empfunden wurden, und daß sie eine überdies noch viel unangenehmere Arbeitslosigkeit hervorriefen. Mit Waren ging es also nicht. Das merkte man sich. Auf der Londoner Konferenz vom Juli und August 1924 entwarf man deshalb die Bestimmungen des Dawesplanes, der den Tributgläubigern die Möglichkeit gab, an Stelle von Sachlieferungen Barzahlungen zu verlangen, der aber auch gleichzeitig die deutsche Regierung von der Verpflichtung entband, die Barzahlungen in fremden Devisen zu transferieren. Der sogenannte „Transfer", d. h. die Umwandlung der geleisteten deutschen Zahlungen in fremde Devisen, wurde dem „Generalagenten für Reparationszahlungen", Parker Gilbert, und dem „Transferkomitee" übertragen. Zunächst gelang der Transfer, da sich ein gewaltiger Strom von Auslandsanleihen nach Deutschland ergoß. Bis 1927 waren es bereits neun Milliarden Goldmark, die in das verarmte Deutsche Reich hineingeströmt waren, von denen aber fünf Milliarden wieder als Tribute ins Ausland transferiert wurden. Doch die Transferschwierigkeiten machten bereits 1929 eine neue Konferenz notwendig, die am 7. Juni 1929 zur Unterzeichnung des Youngplanes in Paris führten. Eine lange Lebensdauer war aber auch dem Youngplan nicht beschieden. Die Transferschwierigkeiten wuchsen ins Ungemessene, und das Hoovermoratorium vom 20. Juli 1931

Digitized by Google

trug den Youngplan vorzeitig zu Grabe. „Le boche payera tout!" Der Deutsche bezahlt alles! Aber am Transfer ging die deutsche Zahlung zugrunde.

Immerhin erbrachten die Dawes- und Youngplan-Transferierungen die nette runde Summe von 11 Milliarden Goldmark; und 30 Milliarden Vermögenswerte der deutschen Auslandsvermögen hatte man obendrein eingezogen. Die abgelieferte Flotte, Lieferungen an Kohlen, Koks, Eisenbahnmaterial, Farbstoffe, Patente — das alles ergab nach deutscher Rechnung immerhin die stattliche Summe von 67,67 Milliarden Goldmark. Nach den Gutschriften der „Reparationskommission" waren es allerdings nur 20,78 Milliarden Goldmark, denn höher waren wohl die Erlöse für das verschleuderte deutsche Riesenvermögen nicht, die man zur Bezahlung der eigenen Kriegsschulden einsetzen konnte. Und was hatte der Krieg nicht alles gekostet?

Wir wollen hier nicht die innere Verschuldung der einzelnen Staaten, die durch den Krieg hervorgerufen wurde, aufzuzählen. Es genügt, wenn man weiß, daß England auch heute noch für diese innere Kriegsverschuldung 240 Millionen Pfund an jährlichen Verzinsungs- und Amortisationskosten aufzubringen gezwungen ist, was vor der Pfundabwertung immerhin einer Summe von etwa fünf Milliarden Goldmark entsprach. Viel interessanter ist dagegen die aus dem Kriege stammende Auslandsverschuldung der „Siegermächte", die zu den ursprünglichen Goldparitäten umgerechnet den recht erheblichen Betrag von rund 108 Milliarden Goldmark ausmacht, und nach allen Valutaabwertungen der letzten sieben Jahre immerhin noch etwa 65 Milliarden Goldmark entspricht. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika allein schon trauern um 83,7 Milliarden Goldmarkguthaben aus ihren Kriegslieferungen, die durch die Dollarabwertung indessen auf etwa 50 Milliarden Goldmark zusammengeschrumpft sind. Aber auch England muß 22,8 Milliarden Goldmarkguthaben aus seinem Kriegsgeschäft abbuchen, die durch die Pfundabwertung allerdings auf nur noch 13,7 Milliarden Goldmark abgewertet wurden. Und immer noch wartet man in den USA. auf eine bessere Zeit, die die Wiederaufnahme der Kriegsschuldenzahlungen bringen soll. Nur ein einziges Land ist bisher allen Zahlungsverpflichtungen aus dem Weltkriege nachgekommen — Finnland. Es zahlte an die USA. an Zinsen bis Ende 1937 4,6 Millionen Dollar und an Kapitalrückzahlungen 0,8 Millionen Dollar. Doch das sind innerhalb des Rahmens der „notleidenden Kriegsschulden" mit ihren vielfachen Milliardenbeträgen derart verschwindende Summen, daß über sie zu sprechen nicht lohnt. Die USA. aber sind immer noch verärgert, daß England immer noch nicht seinen Schuldendienst nach Amerika aufgenommen hat.

Ja, der Deutsche zahlt alles, verehrter Herr Finanzminister Klotz! Doch war diese Milchmädchenrechnung ebenso falsch wie Ihre Wechsel, Herr Minister! Doch Klotz ist tot, und de mortuis nil nisi bene!

Arbeit für bereits geleistete Arbeit?

Angesichts dieser Zahlenmisere, die uns das Bild der Kriegsverschuldungen aus dem Weltkriege liefert, sollte man eigentlich den Mut verlieren, wenn man vor die Frage gestellt wird: „Wer bezahlt denn einen Krieg?" Hatte nicht schon der

Digitized by Google

weltweise Historiker Jakob Burckhardt sich über die Kriegsschulden geäußert? Im vierten Kapitel über „Die geschichtlichen Krisen" seiner „Weltgeschichtlichen Betrachtungen" schreibt er hierzu folgendes:

„Ganz besonders aber sind die heutigen Kriege zwar wohl Teile einer großen allgemeinen Krisis, aber einzeln für sich und ohne die Bedeutung und Wirkung echter Krisen; das bürgerliche Leben bleibt dabei in seinem Geleise, und gerade die jämmerlichen Notexistenzen bleiben alle am Leben; diese Kriege hinterlassen aber enorme Schulden, d. h. sie sparen die Hauptkrisis für die Zukunft zusammen."

Hat es sich nicht mit den Schulden des Weltkrieges ebenso verhalten? Waren nicht die Verluste der Börsenderoute an der Stock Exchange in New York im Oktober und im Dezember 1929 um vieles größer als die gesamten Kriegsgewinne, die die USA. im Weltkriege zuvor heimbringen konnten? Folgte nicht den Börsenderouten eine Wirtschaftskrise von Ausmaßen, wie sie die Weltgeschichte zuvor nie erlebt hatte? Wuchs nicht das Heer der Arbeitslosen in den Vereinigten Staaten auf über 16 Millionen in den nachfolgenden Jahren an? Schrumpfte das amerikanische Volkseinkommen in den darauffolgenden Jahren nicht auf die Hälfte zusammen? Und war es in anderen Staaten nicht ähnlich?

Um diese Zusammenhänge vor allem geht es, wenn wir die Frage beleuchten, wer wohl einen Krieg bezahlen muß.

Wir überlegen: Kanonen und Granaten, die im Weltkriege hergestellt wurden, kosteten damals Arbeit. Die Arbeit wurde geleistet oft unter Entbehrung und Hunger, doch an der Tatsache, daß diese Arbeit geleistet, daß sie beendet wurde, läßt sich nicht zweifeln. Heute können die Geschütze und Geschosse, die längst verschrottet oder verschossen wurden, logischerweise keine Arbeit mehr kosten! Und dennoch schuftet das Volk, um jene Steuergroschen aufzubringen, mit denen die Kanonen und Granaten nachträglich bezahlt werden sollen, d. h. es leistet noch einmal Arbeit für seine Arbeit, die es bereits vor zwei Jahrzehnten geleistet hat. Hier steckt doch ein Widersinn, der nicht so ohne weiteres in den gesunden Menschenverstand eingehen will! Wie, fragt man sich, ist es denn möglich, daß für eine vor 20 Jahren abgeschlossene Arbeit heute noch Arbeit aufgewandt werden muß? Wie aber, wenn die Wirtschaft in eine Krise gerät, wenn nicht genügend Arbeit vorhanden, daß alle Arbeitskräfte des Volkes die Arbeit leisten, die zur Steueraufbringung erforderlich ist, um die Bezahlung für die Geschütze und anderes Kriegsmaterial aus vergangener Zeit zu leisten? Dann sinkt das Volkseinkommen und mit ihm das Aufkommen an Steuern. Dennoch müssen die gleichen Summen aus dem verminderten Steueraufkommen für die vor 20 Jahren geleistete Arbeit aufgebracht werden, und zwar auch dann, wenn trotz des Preissturzes der Wirtschaftskrise die doppelte Menge von Gütern für diese Summen gekauft werden kann. Und noch einmal: die Arbeiten wurden doch geleistet, die Kohlen wurden gefördert und ebenso die Erze. In den Hochöfen wurde das Roheisen geschmolzen und in den Martinöfen zu Stahl verwandelt. Die Granaten wurden doch gegossen

Digitized by Google

und ebenso die Geschützrohre, Panzerplatten, Schiffsschrauben, Minenwerfer und vieles andere Kriegsmaterial. Wie ist es da möglich, daß 20 Jahre später nochmals Arbeit geleistet werden muß für Arbeiten, die volkswirtschaftlich schon längst geleistet wurden? Doch halt! Hier fällt uns ein, daß beim Drehen der Granaten die Drehbänke verschleißen, daß also ein Teil des volkswirtschaftlichen Anlagevermögens in der Form des Maschinen- und Werkzeugverschleißes in das Fertigerzeugnis der Granaten überging und über den feindlichen Schützengräben zerplatzte. Aber wenn der Maschinenpark einer Volkswirtschaft gegen Ende des Krieges zum Teil verschlissen war, so war das doch nur ein Grund, durch erneute Arbeit den Verschleiß zu ersetzen, und dazu bedurfte es höchstens der Arbeit von zwei bis drei Jahren, in keinem Falle aber einer Arbeit, die 20 Jahre später für die Bezahlung verschossener Granaten geleistet werden muß.

Wo also steckt hier denn der Denkfehler?

So schwierig die Beantwortung dieser Frage zunächst auch scheinen mag, so ist sie es im Grunde doch nicht. Eins nämlich wurde von der liberalistischen Wissenschaft übersehen, daß, um es kraß zu sagen, der Wirtschaftsvorgang der Herstellung der Geschütze und Geschosse einerseits und der rechtliche Vorgang der Bezahlung dieser Geschosse andererseits zwei grundverschiedene Vorgänge sind, die deshalb auch eine gesonderte Betrachtung erfordern. Unter keinen Umständen ist es wissenschaftlich gestattet, diese grundverschiedenen Sachverhalte des Wirtschaftsvorgangs der Produktion und des Rechtsvorgangs der Bezahlung und Verschuldung durcheinanderzumengen und sie dauernd miteinander zu verwechseln, wie das die Herren liberalistischen Nationalökonomen uns bisher vorzuexerzieren gewohnt waren, ohne es allerdings selbst zu merken. Erst dann, wenn man die verschiedenen Sachverhalte des Wirtschaftsvorgangs einerseits und des Rechtsvorgangs andererseits auseinanderzuhalten vermag, wird man auch die Frage beantworten können, wer eigentlich einen Krieg bezahlt, denn die Bezahlung des Krieges ist ein reiner Rechtsvorgang und sonst nichts. Wohl aber löst dieser Rechtsvorgang wirtschaftliche Folgen aus, was indessen den Volkswirtschaftler nicht dazu berechtigt, die Ursache des Rechtsvorganges mit den Folgen in der Wirtschaft durcheinanderzumengen und zu verwechseln, wie das z. B. der Münsterische Professor Berkenkopf in seinen auf den Lohnthesen der marxistischen Gewerkschaften aufgebauten krisentheoretischen Überlegungen getan hat.

Grundfragen der Eigentumsverteilung

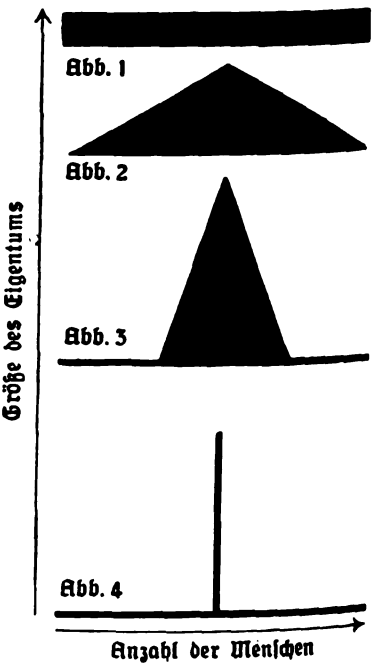
Gleich nach Kriegsbeginn im Jahre 1914 erhöhte das Comité des Forges, die Vereinigung der französischen Stahlindustriellen, den französischen Stahlpreis auf das Fünffache. Der französische Staat mußte für die Granaten, die er geliefert bekam, den fünffachen Preis bezahlen. Daß hierbei ungeheure Kriegsgewinne von den französischen Rüstungsindustriellen eingesteckt wurden, liegt auf der Hand. Andererseits aber mußten Millionen Familien der zum Heeresdienst eingezogenen Arbeiter auf die Spargroschen aus früherer Zeit zurückgreifen, da sie mit den Groschen, die ihnen der Staat als Unterstützung zuwies, nicht existieren konnten. Wir sehen also, wie sich im Kriege eine Umschichtung in der volkswirtschaftlichen Eigentumsverteilung vollzieht, indem die breiten Massen des Volkes verarmen, während sich bei einer kleinen Schicht von Kriegsgewinnlern die Reichtümer

Digitized by Google

häufen. Diesen Vorgang der Eigentumsverlagerung in der Volkswirtschaft müssen wir deshalb einmal genauer betrachten und wählen hierzu das Schema der möglichen Arten der Eigentumsverteilung, das von Pg. Kurt Seesemann im Juniheft der Zeitschrift „Volk und Raum, Nationalsozialistische Blätter für Zeit- und Zukunftsfragen" im Jahre 1931 veröffentlicht wurde.

Denkt man sich in der Waagerechten alle einer Volkswirtschaft zugehörigen Menschen nebeneinander aufgestellt und in der Senkrechten die Größe des Eigentums jedes einzelnen dieser Menschen aufgetragen, so würde sich bei völlig gleicher Eigentumsverteilung ein Rechteck ergeben, wie Abb. 1 es zeigt. Diese Form der Eigentumsverteilung, die etwa dem symbiotischen Lebensformen der vorgeschichtlichen Frühzeit entsprechen würde — sofern man überhaupt berechtigt ist, von persönlichem Eigentum in jener Zeit des Sippen- und Stammeseigentums zu sprechen — ist allerdings in dem Augenblick bereits eine Utopie, in welchem es in einer Volkswirtschaft zur Entstehung von persönlichem Eigentum kommt. Aus der Form des Rechtecks der Eigentumsverteilung der Abb. 1 bildet sich dann die Form der Pyramide, wie sie die Abb. 2 uns zeigt, und zwar deshalb, weil sich das Erwachen des Egoismus im Volke durchaus nicht gleichzeitig vollzieht und deshalb einzelne aus dem Volke sich mehr Eigentum erwerben und aneignen als andere. Stellt man nun nach Art der Gaussschen Kurvenbildung die Wohlhabendsten in der Volkswirtschaft in die Mitte und reiht rechts und links von ihnen die übrige Bevölkerung nach dem Grade ihrer Wohlhabenheit an, so ergibt sich, wie gesagt, die Form der Pyramide der Abb. 2.

Der Krieg aber bringt, wie wir bereits sahen, eine Zusammenballung von Kriegsgewinnen in der Hand einer zahlenmäßig kleinen Schicht von Kriegsgewinnlern und eine Verarmung der breiten Massen des Volkes, d. h. in der Eigentumsverteilung der Volkswirtschaft tritt eine Verlagerung derart ein, daß infolge der großen Kriegsgewinne die Vermögen der zahlenmäßig kleinen Schicht der Kriegsgewinnler in der Mitte der Pyramide wachsen, während durch die Verarmung der breiten Massen der mittleren Besitzschichten und der Arbeiter das Eigentum zu beiden Seiten der Pyramide abbröckelt. Je länger aber der Krieg dauert, desto steiler wird die Eigentumspyramide, desto größer werden die Riesenreichtümer der Kriegsgewinnler, und desto mehr bröckeln die mittleren und kleinen Vermögen an beiden Seiten der Pyramide ab. Auf diese Weise bildet sich aus der Eigentumsverteilung der Abb. 2 die Eigentumsverteilung der Abb. 3. Da mit der zunehmenden Dauer des Krieges die Eigentumspyramide immer steiler, die Basis der Pyramide aber immer schmaler wird, muß schließlich ein Zeitpunkt kommen, in dem die Zahl der kleinen Vermögensbesitzer in der Volkswirt-



Digitized by Google

schaft so gering wird, daß nur noch ganz wenige Menschen in der Volkswirtschaft ein Interesse daran haben, für das persönliche bzw. „private" Eigentum überhaupt einzutreten, während der Neid der breiten Massen des Volkes sich gegen die Kapitalanhäufung der kleinen Schicht der Kriegsgewinnler richtet. Dann aber läßt sich die Enteignung der wenigen Großkapitalisten nicht mehr verhindern, und die Enteignung erfolgt erfahrungsgemäß wohl meist zugunsten des Staates, wie wir das im Oktober 1917 in Rußland erlebten.

An Stelle des sich immer mehr überspannenden Privatkapitalismus tritt alsdann der Staatskapitalismus der Bolschewiken, in dem die Massen des Volkes nichts mehr besitzen und alles Eigentum in der Hand des Staates konzentriert ist, wie es die Abb. 4 der graphischen Darstellung von Seesemann zeigt. Die Kriegsgewinnler und Kapitalisten, die auch in Rußland an ihren Kriegslieferungen enorme Summen verdienten, hätten, wenn der Krieg bereits 1916 beendet gewesen wäre, über Jahrzehnte hinaus vom russischen Staate Schuldzinsen und Amortisationsquoten erhalten, denn an sie hatte sich ja der russische Staat verschuldet. Dadurch, daß die Bolschewiken ans Ruder kamen und diese Kapitalisten enteigneten, verschwanden auch die Schulden des russischen Staates an sie, d. h. in Rußland wurde der Weltkrieg von den Kapitalisten und Kriegsgewinnlern selbst bezahlt. Alle Kriegsschulden waren gestrichen!

Die Eigentumsverlagerung in den Demokratien

Wie aber war die Entwicklung in England, Frankreich und den Vereinigten Staaten? Die mittleren Besitzschichten waren in Frankreich, England und auch den USA. sehr viel breiter gelagert als in Rußland. Auch dort wurden die mittleren Besitzschichten weitgehendst durch den Krieg dezimiert, doch immerhin nicht in dem Ausmaße wie in Rußland. Den Kriegsgewinnlern gelang es also, ihre Kriegsbeute wenigstens zum größten Teil zunächst heimzubringen. Einen großen Teil der Kriegskosten hatten die Schichten des mittleren und kleinen Besitzes durch den Verlust ihres Vermögens bereits während des Krieges und zum Teil in der Inflation der Nachkriegsjahre bezahlt. Das Vermögen, das sie früher in Händen hielten, konzentrierte sich in der Hand einer kleinen Schicht von Kriegsgewinnlern. Aber die Schichten des mittleren und kleinen Besitzes bezahlten durchaus nicht alle Schulden des Weltkrieges. Ein großer unbezahlter Rest blieb noch nach. Und den sollte Deutschland bezahlen. „Le boche payera tout!" Und Deutschland zahlte.

Im Ablauf der Weltwirtschaft aber traten an die Stelle der Kriegs- nunmehr die Tributgewinnler. Was bedeutet denn eigentlich dieser Rechtsvorgang (vielmehr Unrechtsvorgang!) der deutschen Tributzahlungen in der Eigentumsverteilung der Völker und Staaten?

Die deutschen Tributzahlungen mußten aus den Steuergroschen der breiten Massen des deutschen Volkes aufgebracht werden, d. h. sie wurden bei 60 Millionen deutscher Menschen kollektiert. Alsdann wurden sie transferiert, d. h. der deutsche Staat oder später der Reparationsagent überwiesen die kollektierten Tributgelder an die Gläubigerstaaten, die sie ihrerseits dazu benutzten, um ihre Kriegsschulden bei ihren Kriegsgläubigern zu verzinsen und abzudecken. Wer aber waren denn

Digitized by Google

die Kriegsgläubiger? Im großen und ganzen gesehen waren es jene Kriegsgewinnler, die ihren Staat bevorschußt hatten und die nun mit Hilfe der kollektierten deutschen Tributgelder bezahlt wurden. Durch die Tributzahlungen wurden also Vermögenswerte den breiten Massen des deutschen Volkes entzogen und in der Hand einer kleinen Tributgewinnlerschicht in den Gläubigerstaaten konzentriert. Und was waren die Folgen dieser erneuten internationalen Eigentumsverlagerung?

In Deutschland wurden die Schichten des mittleren und kleinen Besitzes noch mehr dezimiert, d. h. die deutsche Eigentumsverteilung entwickelte sich von der Form der Abb. 2 noch stärker in Richtung der Pyramide der Abb. 3. Wie aber war es in den Ländern, welche die Tribute empfingen?

Die Kriegs- und Tributgewinnler mußten die enormen Summen, die ihnen aus Kriegsgewinnen und Tributzahlungen zuflossen, irgendwie in der Wirtschaft anlegen und ließen sie selbstverständlich nicht ungenutzt liegen. Sie bauten also Fabriken, gründeten neue Bergwerke, errichteten neue Bohrtürme, förderten Öl usw. Aber die mit ungeheueren Mitteln neu errichteten Schuhfabriken, Margarinefabriken, Textilfabriken usw. brauchten, nachdem sie einmal fertiggestellt waren, einen Absatzmarkt, um ihre Schuhe, Magarine, Stoffe usw. absetzen zu können. Nun gab es aber bereits eine Menge kleiner Schuh-, Margarine- und Textilfabriken, die den Bedarf der Bevölkerung normalerweise bereits zu decken in der Lage waren und auch deckten. Diese kleinen Fabrikanten kamen nunmehr unter das kapitalistische Kreuzfeuer der Konkurrenz. Sie wurden von den kapitalkräftigen, neu und auf das modernste eingerichteten und deshalb auch billigst produzierenden Werken rücksichtslos unterboten und gerieten eine nach der anderen in Konkurs. Die großen und kapitalstarken Konzerne der Kriegs- und Tributgewinnler aber eroberten den Markt und waren dann in der Lage, enorme Gewinne einzustreichen. Durch den Wettbewerb der ungeheueren Kapitalmacht der Kriegs- und Tributgewinnler wurden also auch in den Gläubigerländern die mittleren und kleinen Besitzschichten dezimiert, und noch ungehemmter ballten sich die Riesengewinne in der Hand einer kleinen Schicht von Multimillionären und Milliardären.

So verlief die Entwicklung in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, deren Folgen wohl am besten durch eine Mitteilung des Staatssekretärs Davis vom amerikanischen Arbeitsamt beleuchtet werden: Im Jahre 1929 besaßen in den USA. 86 Prozent der Bevölkerung nichts. Nur 14 Prozent der Bevölkerung verfügte über Besitz, aber nur 1 Prozent der gesamten amerikanischen Bevölkerung wurde von Davis als wohlhabend bezeichnet. Dagegen ballte sich der ungeheure Reichtum des Landes in der Hand einer zahlenmäßig kleinen Schicht zusammen, die im Jahre 1919 mit einem Einkommen von über 300 000 Dollar 679 Personen umfaßte, im Jahre 1929 jedoch bereits auf 3130 Personen angewachsen war, d. h. um 460 Prozent zugenommen hatte. Noch stärker war indessen im gleichen Zeitraum die Zunahme der Einkommensmillionäre mit einem Jahreseinkommen von einer Million Dollar und darüber, denn ihre Zahl stieg von 65 im Jahre 1919 auf 513 im Jahre 1929, nahm also um rund

Digitized by Google

790 Prozent zu. In der gleichen Zeit aber ging die Zahl der Einkommensbezieher mit einem Jahreseinkommen zwischen 3000 und 5000 Dollar von 1,18 Millionen Menschen auf 1,17 Millionen Menschen zurück, obgleich die Einwohnerzahl der Vereinigten Staaten in diesen 10 Jahren um 17 Millionen Menschen zugenommen hatte. Diese wenigen Zahlen beleuchten immerhin die ungeheuren Ausmaße, die sich in der Eigentumsverlagerung der Vereinigten Staaten als Folge der deutschen Tributzahlungen vollzogen hatten.

Auch in Frankreich vollzog sich ein ähnlicher Prozeß. Die Rüstungsindustriellen, wie Eugen Schneider von den Schneider-Creuzot-Werken oder die Familie de Wendel, und die Spitzen der Hochfinanz, allen voran der aus Ungarn gebürtige Jude Horace Finaly von der Banque de Paris et des Pays Bas, der größten französischen Finanzierungsbank, der während des Krieges den französischen Chemie- und Giftgas-Konzern Etablissement Kuhlmann aufgebaut hatte, häuften Gewinne über Gewinne aus dem Kriegs- und Tributgeschäft bei sich auf, bauten indessen nach dem Kriege keine neuen Fabriken, sondern kauften die bereits bestehenden Fabriken in Polen, der Tschecho-Slowakei, Rumänien, Jugoslawien, Österreich und anderen Ländern auf. So dehnte z. B. Finaly seinen Herrschaftsbereich über die Banken Marmorsch Blank u. Co. in Rumänien und die Länderbank in Wien, Banque de Pays de l'Europe Centrale, Banque Franco-Polonaise, Banque de Syrie, Banque generale de Commerce Bulgarie, Banque Française et Espagnole und Banque Franco-Italienne pour l'Amérique du Sud aus. Schneider, der vor dem Kriege über Rüstungswerke mit einer Belegschaft von 20 000 Mann verfügt hatte, erwarb Interessen bei einer Reihe von Kohlengruben in England, Deutschland, Holland, Belgien und im polnischen Teil von Oberschlesien. In der Tschecho-Slowakei kontrollierte er die Erzgruben und Stahlhütten Kradek-Kralove und Pancrac und in Polen die Huta Bankowa und Mcraska Ostrawa. Seiner Kontrolle unterstanden ferner an Waffenfabriken die Skodawerke in der Tschecho-Slowakei sowie die Ruston-Bromowski-Ringhofer Fabriken. Elf weitere Konzerne und dreizehn Banken unterstanden überdies seinem Machtbereich, die einzeln aufzuzählen hier zu weit führen würde. Und das alles erwarb er mit Hilfe jener Kriegs- und Tributgewinne, die ihm die Kriegsmaterialproduktion seiner 20 000 Arbeiter gebracht hatte. Es liegt auf der Hand, daß eine so ungeheuerliche Kapitalkonzentration in wenigen Händen in der Wirtschaft auch nicht ohne sehr erhebliche Folgen für den Wirtschaftsablauf selbst bleiben konnte.

Nur die Kaufkraft entscheidet

Es sollte sich eigentlich von selbst verstehen, ist aber von der liberalistischen Nationalökonomie immer wieder übersehen worden, daß die Verschiebungen in der Eigentumsverteilung und die sich daraus ergebenden Verschiebungen in der Einkommensverteilung auch erhebliche Verschiebungen in der Produktion der Volkswirtschaft hervorrufen. Der Grund hierfür war der, daß der Liberalismus sich erstens nicht klar darüber wurde, daß Eigentums- und Einkommensverschiebungen stets Kaufkraftverschiebungen bedeuten und daß von der Kaufkraft und ihrer Entwicklung auch die Entwicklung des gesamten volkswirtschaftlichen Produktionsprozesses abhängt. Die gesamte Wirtschaft besteht ja, von der rechtlichen Seite her gesehen, aus einer endlosen Kette von Käufen und Verkäufen, die die produktionswirtschaftliche Seite der Erzeugung und des Verbrauchs von A bis Z bestimmt. Wenn aber die liberalistische Nationalökonomie diese höchst simpeln Zusammenhänge nicht erkannte, so lag das daran, daß sie mit dem Begriff der Kaufkraft nicht fertig wurde. Sie sprach von der Kaufkraft des Geldes und von der Kaufkraft eines Doppelzentners Roggen, anstatt hierfür den richtigen Begriff vom Kaufwerte des Geldes und Roggens zu verwenden. Sie

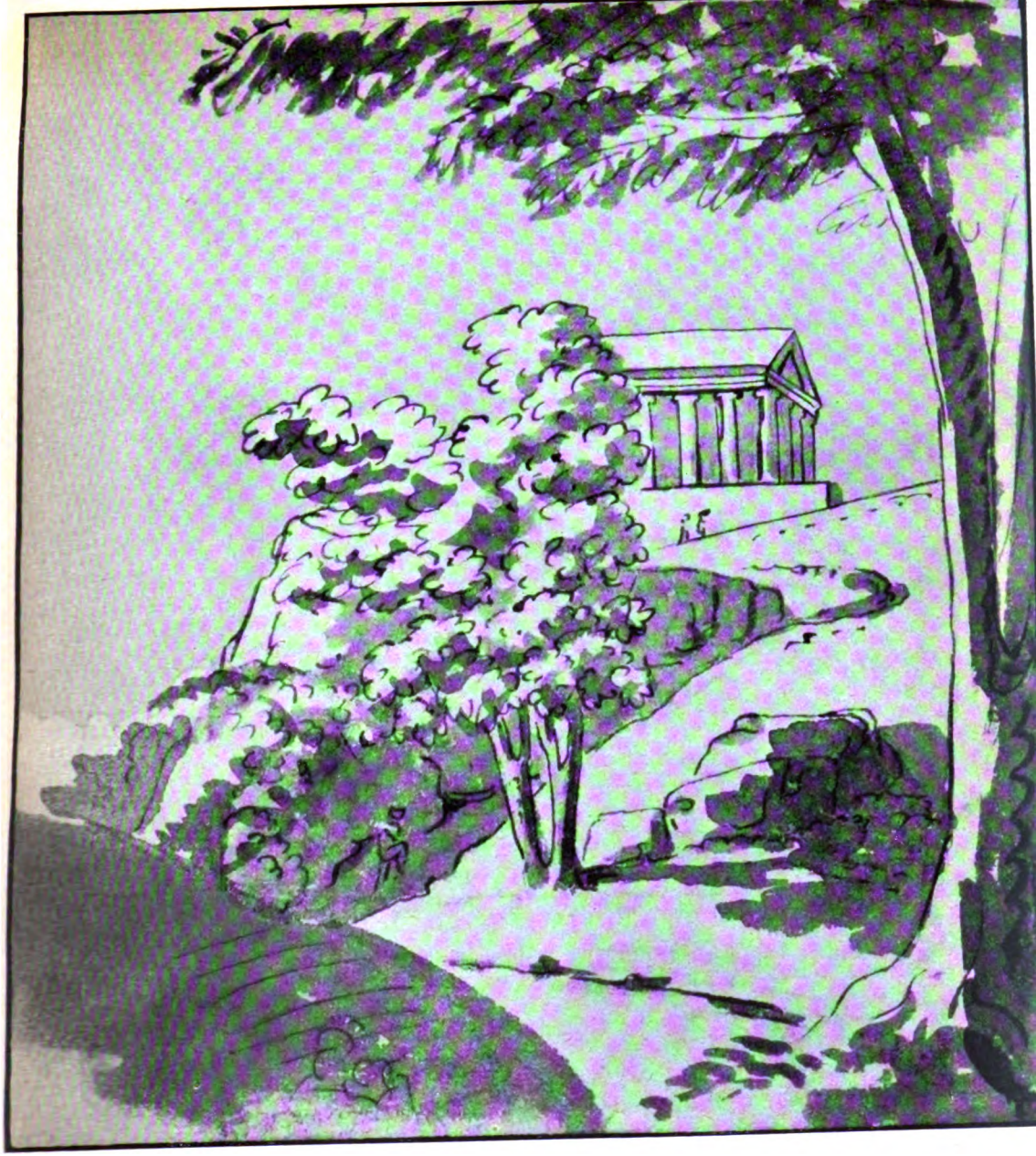
Digitized by Google

bedachte nicht, daß nur der Mensch eine Kraft und Tätigkeit des Kaufens entwickeln kann, nicht jedoch lebloses Geld oder die Ware „Roggen". Die Kraft zum Kaufen erhält aber der Mensch aus dem Wert seines Einkommens und Vermögens. Deshalb bedeuten auch die Wertverlagerungen in der Eigentums- und Einkommensverteilung eine Änderung der Kaufkraft aller jener Menschen, denen das geänderte Vermögen und Einkommen gehört.

Hier erhebt sich natürlich sofort die Frage, was man unter Vermögen zu verstehen habe. Offensichtlich wird man das Sparguthaben des Arbeiters in Höhe von 50 oder 100 RM. nicht aus dem Vermögensbegriff ausschließen dürfen, da der Arbeiter auf Grund dieses, wenn auch recht kleinen Vermögens immerhin eine gewisse Kaufkraft auszuüben vermag. Hierbei ist zu bedenken, daß die Sparguthaben von 10 Millionen Arbeitern in Höhe von je 100 RM. immerhin die stattliche Kaufkraftsumme von einer Milliarde RM. ergeben, die für den Ablauf der Wirtschaftsentwicklung jedenfalls nicht völlig belanglos sein kann. Es fragt sich z. B., ob diese Kaufkraftsumme zum Kaufe von Kapital- bzw. Produktionsgütern (Fabrikgebäuden, Maschinen usw.) oder von Konsumgütern (Brot, Fleisch, Kaffee, Hausgerät, Fahrrädern, Radioapparaten usw.), d. h. von Gütern, die mehr oder weniger schnell verbraucht oder verzehrt werden, Verwendung findet. Und ebenso fragt es sich, ob die Zinseinnahmen aus diesem Vermögen von einer Milliarde RM., die im Jahre immerhin etwa 30 bis 40 Millionen RM. ausmachen, dem Kapitalgütermarkte als Kaufkraft zufließen oder als Kaufkraft auf dem Konsumgütermarkte Verwendung finden. Sind 30 bis 40 Millionen RM. Zinseinnahmen auf eine einzige Person konzentriert, so spricht die Wahrscheinlichkeit dafür, daß der weitaus größere Teil dieser Summe dem Kapitalgütermarkte zufließen wird und nur ein geringerer Teil dem Verbrauchsgütermarkte zugute kommt, denn ein Multimillionär wird es selbst beim besten Willen nicht fertig bringen, für 30 oder 40 Millionen RM. Bananen oder Tomaten zu verzehren. Fließen aber 30 bis 40 Millionen RM. Zinsen einer breiten Masse von 10 Millionen Menschen zu, so besteht die weitaus größere Wahrscheinlichkeit dafür, daß der größere Teil dieser Zinszahlungen, der ja letzten Endes aus den Gewinnen der Fabriken und Unternehmungen stammt, dem Verbrauchsgütermarkte zufließen wird, denn für 3 bis 4 RM. jährlich werden wohl in jedem Arbeiterhaushalte Bananen und Tomaten verzehrt. In diesem Falle wird sicherlich ein sehr viel kleinerer Teil der Zinszahlungen als Kaufkraft dem Kapitalgütermarkte zufließen.

Als Ergebnis halten wir hier fest, daß sich auf dem Konsumgütermarkte ein sehr erheblicher Unterschied daraus ergeben muß, ob 10 Millionen Arbeiter oder ein einziger Multimillionär 30 oder 40 Millionen RM. zur Befriedigung seiner Bedürfnisse ausgibt. Und dieser Unterschied wird nicht ohne Rückwirkungen auf die Pro-

Digitized by Google



Doppelbegabungen

J. W. von Goethe: „Italienische Landschaf

Digitized by Google

Adalbert Stifter: Windbruch im Böhmer Wald (1845)

duktionsgestaltung der Volkswirtschaft bleiben können, denn der Milliardär hat gänzlich andere Bedürfnisse als 10 Millionen Arbeiter.

Hat man diese höchst einfachen Kaufkraftvorgänge in der Volkswirtschaft begriffen, so wird man nunmehr auch jene volkswirtschaftlichen Zusammenhänge begreifen, die sich aus der durch Kriegs- und Tributgewinne hervorgerufenen Eigentumsverlagerung und Kaufkraftverlagerung ergeben mußten.

Die Folgen der ungesunden Kapitalverlagerung

Als nach Beendigung des Weltkrieges im Winter 1918/19 die staatlichen Bestellungen von Kriegsmaterial bei den Rüstungswerken eingestellt wurden, hätte man eigentlich eine große Arbeitslosigkeit erwarten müssen, denn dadurch fielen in einer Reihe von Volkswirtschaften Milliardenaufträge aus. Überdies kehrten Millionenarmeen von den Schlachtfeldern heim, um in der heimischen Volkswirtschaft Arbeit und Verdienst zu suchen. Sehr viele Volkswirtschaftler glaubten deshalb, daß nunmehr eine Massenarbeitslosigkeit von bisher unbekannten Ausmaßen einsetzen würde. Nichts dergleichen geschah. Die Nationalökonomen hatten sich, wie üblich, verrechnet, denn sie hatten es ja übersehen, daß die Kriegsgewinnler mit ihren Kriegsgewinnen eine ungeheure Kaufkraft repräsentierten, die zunächst einmal zur Geltung kommen mußte. Jeder Kriegsgewinnler wollte nunmehr seine Kriegsgewinne auch für den Frieden sichern und stellte sich deshalb auf die Friedensproduktion um. Außerdem wirkte zunächst auf dem Konsumgütermarkte der aufgestaute Friedensbedarf, da doch z. B. sich jeder heimgekehrte Soldat wieder Zivilkleidung anzuschaffen bemüht war. Diese gute Absatzlage für Verbrauchsgüter des Friedensbedarfs mußte den Kapitalisten dazu verlocken, die Produktionskapazität seiner Erzeugungsstätten zu vergrößern oder neue Fabriken zu bauen. Und das Geld zum Bau dieser neuen Fabriken war ja überreichlich vorhanden, denn die Kriegsgewinnler schwammen ja förmlich in Geld. Ja, dieses Geld oder diese Kaufkraft drängte geradezu in die Investition. So kam es, daß die aus dem Felde heimkehrenden Armeen dank einer außerordentlichen Steigerung der Investitionstätigkeit in der Wirtschaft Arbeit und Brot fanden.

Dadurch aber, daß mehr Arbeiter in den volkswirtschaftlichen Produktionsprozeß eingeschaltet wurden, wuchsen die insgesamt zur Ausschüttung gelangenden Lohnsummen, d. h. die Kaufkraft der breiten Massen der Völker stieg, und mit ihr nahmen auch die Absatzmöglichkeiten auf den Konsumgütermärkten schnell zu. Doch auch die neugegründeten Fabriken wurden nach und nach fertig und nahmen die Produktion auf. Je mehr neue Fabriken aber in den Produktionsprozeß eingeschaltet wurden, desto größer wurde auch die Verbrauchsgütermenge, die auf den Märkten Absatz zu finden suchte. Und sehr bald erwies es sich, daß infolge der ausgeweiteten Produktionskapazität des volkswirtschaftlichen Produktionsapparates sehr viel mehr Güter erzeugt wurden, als die in der Hauptsache aus Löhnen bestehende Kaufkraft der breiten Massen des Volkes aufzunehmen oder zu kaufen vermochte. Niemals kann nämlich die gesamte volkswirtschaftliche Pro-

Digitized by Google

duktion von dem gesamten Lohneinkommen, das in der Volkswirtschaft zur Auszahlung gelangt, gekauft werden, da der Kaufpreis der gesamten volkswirtschaftlichen Produktion ja außer den Lohnsummen auch noch die Unternehmergewinne enthält. Solange allerdings die Unternehmergewinne als Kaufkraft für neue Investitionen verwandt werden, scheint die Rechnung volkswirtschaftlich aufzugehen. Doch diese neuen Unternehmungen produzieren schließlich doch auch nur für den Verbrauch, für den die Kaufkraftsummen der breiten Massen des Volkes, die aus den Lohnsummen stammen, alleine nicht ausreichen. Die Folge ist zunächst, daß die Warenläger der Kaufleute überfüllt sind und nicht mehr in ausreichendem Maße abgesetzt werden können. Die Kaufleute ziehen dann ihre Aufträge bei der Industrie zurück. Die Fabrikanten aber müssen mangels ausreichender Aufträge ihre Erzeugung einschränken und schreiten deshalb zur Entlassung von Arbeitskräften mit dem Erfolge, daß die insgesamt in der Volkswirtschaft zur Auszahlung gelangenden Lohnsummen geringer werden, so daß die Kaufkraft der breiten Massen des Volkes zu schrumpfen beginnt. Die Kaufkraftschrumpfung aber wirkt auf den Verbrauchsgüterabsatz wieder zurück, der nun seinerseits wieder schrumpft und in der Erzeugung zu weiteren Einschränkungen und Arbeiterentlassungen führt.

Dieser Prozeß setzte sich bereits im Jahre 1920 in den Vereinigten Staaten von Nordamerika durch, d. h. die Wirtschaft der USA. erlebte bereits 1920 eine heftige Krise, die allerdings von den Nationalökonomen deswegen nur wenig beachtet wurde, weil sie sich ohne einen großen Börsenkrach vollzog. Der Börsenkrach erfolgte deshalb nicht, weil die Kriegsgewinnler immer noch in Geld schwammen und das Geld in der Wirtschaft anzulegen bestrebt waren, so daß auch die Aktien von unrentablen Unternehmungen überbewertet wurden.

Etwas stellte sich jedoch für die amerikanischen Kriegsgewinnler sehr bald heraus: Auf dem amerikanischen Binnenmarkte gab es nach Ausbruch der Wirtschaftsstockung im Jahre 1920 bei weitem nicht mehr genügend Investitionsmöglichkeiten, jedenfalls sehr viel weniger, als bei den amerikanischen Millionären und Milliardären Kaufkraft für Investitionen (für den Bau neuer Fabriken, Bergwerke usw.) vorhanden war. Deshalb wandte sich diese Investitionskaufkraft der amerikanischen Geldmagnaten nunmehr dem Auslande zu, und zwar zuerst den südamerikanischen Ländern, denn dort schienen noch sehr viel rentable neue Investitionsmöglichkeiten vorzuliegen. Ein Strom amerikanischer Anleihen ergoß sich zunächst in die südamerikanischen Staaten, dann aber auch in andere Erdteile und Länder. Ab August 1924 richtete sich der Strom der amerikanischen Anleihen auch nach Deutschland und ermöglichte den Transfer der Tribute, der eingangs bereits geschildert wurde.

Der Aschermittwoch einer geliehenen Konjunktur

Die ganze Welt wurde von einer Pumpwirtschaft ergriffen. Die amerikanischen Börsengewaltigen verpumpten die amerikanischen Kriegs- und Tributgewinne, für die sie in den USA. selbst keine Verwendung hatten, an die ganze Welt. Dafür aber erhielten die amerikanischen Fabriken, die den Börsengewaltigen ja größtenteils selbst gehörten, in steigendem Maße Auslandsaufträge, so daß die Stockung auf dem amerikanischen Binnenmarkte verhältnismäßig schnell überwunden werden konnte und jedenfalls nicht die Ausmaße annahm, die sie sonst

Digitized by Google

beim Ausbleiben der vielen Auslandsaufträge angenommen hätte. Durch die Pumpwirtschaft wurde solcherweise die amerikanische Wirtschaftskrise von 1920 bis 1926 überdeckt und verschleiert, und die neue „prosperity", die Wirtschaftsblüte, die alsdann einsetzte und sich bis 1929 hinzog, befestigte den Glauben an einen ewig währenden Aufschwung der amerikanischen Wirtschaft. Warnende Stimmen, wie sie z. B. ein Aufsatz der „Rheinisch-Westfälischen Zeitung" vom 8. Oktober 1927 unter dem Titel „Der Aschermittwoch einer geliehenen Konjunktur" brachte, verhallten ungehört. Dann aber setzte im letzten Jahresviertel von 1929 tatsächlich jener Aschermittwoch der geliehenen Konjunktur ein, und zwar zuerst in dem Lande, in welchem sich die Kriegs- und Tributgewinne am stärksten in der Hand der kleinen Schicht von Kriegs- und Tributgewinnlern zur übersteigerten Investitionskaufkraft zusammengeballt hatten — in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Wie aber war das möglich?

Die Auslandsaufträge hatten, wie bereits gesagt, den amerikanischen Unternehmern über die Stockung der Jahre 1920 bis 1926 hinweggeholfen und einen ganz anständigen Beschäftigungsstand der amerikanischen Produktion bewirkt, der zunächst noch nicht als übertrieben bezeichnet werden konnte. In der Zeit von 1920 bis 1926 waren aber auch in der amerikanischen Wirtschaft eine ganze Reihe von neuen Erfindungen gemacht worden, durch die man Arbeitskräfte einsparen und mehr verdienen konnte. Seit 1926 wurden diese neuen Erfindungen in steigendem Maße in der amerikanischen Wirtschaft eingeführt, und das bedeutete für den amerikanischen Binnenmarkt zusätzliche Investierungen. Zwar wurden durch die Einführung arbeitsparender Maschinen Arbeitskräfte freigesetzt, doch wurden diese Arbeitskräfte durch die zusätzliche Investitionstätigkeit sehr schnell wieder absorbiert. Auch die durch die Einführung des Mähdreschers und anderer arbeitsparender Maschinen in der Landwirtschaft frei werdenden Arbeitskräfte der USA. fanden in den Neuinvestitionen des amerikanischen Binnenmarktes Arbeit und Brot. Darüber hinaus fanden sehr viele neu eingewanderte Arbeitskräfte in den Neuinvestitionen Beschäftigung. Die insgesamt zur Ausschüttung gelangenden Lohnsummen stiegen deshalb, doch der Anteil des Lohneinkommens am gesamten amerikanischen Volkseinkommen ging, wofür wir bereits hier den statistischen Zahlennachweis erbrachten, beträchtlich zurück. Um so größer aber waren die sich in der Hand der 513 amerikanischen Einkommensmillionäre konzentrierenden Riesseneinkommen, deren Zunahme gegenüber dem Jahre 1919 sogar über eine Milliarde Golddollar, also etwa 5 Milliarden RM., betrug.

Diese Riesengewinne waren in den Jahren 1927 bis 1929 zusätzlich in die Investition des amerikanischen Binnenmarktes geflossen, und zwar ohne Berücksichtigung des später überhaupt möglichen Verbrauchs, den sich jeder Quintaner bereits hätte an den Fingern abzählen können. So war z. B. die Produktionskapazität der amerikanischen Schuhindustrie auf eine Jahreserzeugung von 900 Millionen Paar Schuhe gesteigert worden, die von 120 Millionen Einwohnern der USA. bei voller Beschäftigung jährlich hätten verschlissen werden müssen, d. h. jeder Amerikaner hätte, damit die volle Schuhproduktion der USA. im eigenen Lande abgesetzt werden konnte, 7 bis 8 Paar Schuhe im Jahre verschleißen müssen. In der Textilwirtschaft und auf anderen Wirtschaftsgebieten war es ähnlich. Die Folge aber war eine ungeheure Überproduktion oder ein ungeheuerlicher Unterverbrauch. Die Kaufleute blieben auf ihren Waren sitzen, und im Einzelhandel jagte eine Pleite die andere. Die Fabriken erhielten keine

Digitized by Google

Bestellungen mehr und mußten ihre Belegschaften nach und nach entlassen. Die kleinen Werke, die nicht kapitalkräftig genug waren, mußten ihre Tore für immer schließen. Die großen Werke aber erlitten Verluste über Verluste, und ihre Vermögenssubstanz schmolz dahin wie Butter an der Sonne. Stimmen die amerikanischen Berechnungen über die Substanzverluste der amerikanischen Volkswirtschaft, so dürfte das amerikanische Volksvermögen, das 1929 noch mit 1000 Milliarden Dollar veranschlagt wurde, einige Jahre später, also etwa im Jahre 1933 oder 1934, auf 400 bis 500 Milliarden Dollar zusammengeschrumpft sein, d. h. **die Verluste, die die amerikanische Volkswirtschaft mit 500 bis 600 Milliarden Dollar erlitt, stellen alle Kriegs- und Tributgewinne weit in den Schatten, und der amerikanische Kriegs- und Tributgewinnler büßte weit mehr von seiner Vermögenssubstanz ein, als er jemals an Kriegs- und Tributgewinnen hereinzubringen vermochte!**

Doch die Riesenverluste erstreckten sich keineswegs nur auf die USA. Auch in Frankreich und England schrumpfte die Vermögenssubstanz unter den Auswirkungen der lang anhaltenden Krise zusammen. Die Kriegsgewinnler erhielten ihre Quittung dafür, daß sie durch eine rücksichtslose Anhäufung von Kriegs- und Tributgewinnen das Eigentum der mittleren und unteren Besitzschichten vernichtet hatten, denn die Kaufkraft dieser Schichten war und ist es, auf die auch die Besitzer der größten Vermögen nicht verzichten können, wenn ihre Betriebe nicht mit Unterbilanz arbeiten sollen. Ohne eine ausreichende Käuferschaft können auch die kapitalkräftigsten Unternehmungen auf die Dauer nicht bestehen.

Seit 1930 fehlt deshalb in der Wirtschaft eine ausreichende Investierungstätigkeit des privaten Unternehmertums. Wie sollen denn auch diese Unternehmer investieren, wenn die Produktionskapazität ihrer Werke ohnehin das Kaufvermögen der breiten Massen des Volkes, auf das ihr Absatz angewiesen ist, beträchtlich überschreitet? Da aber in den USA. die Wirtschaft völlig zu erliegen drohte, weil durch die fortschreitenden Arbeiterentlassungen die insgesamt zur Ausschüttung gelangenden Lohnsummen und damit die Kaufkraft der Massen auf ein volkswirtschaftlich nicht mehr tragbares Minimum zusammengeschrumpft waren, griff der Staat schließlich ein und stellte durch eine Valutaabwertung die völlig zerrütteten Preisverhältnisse wieder so weit her, daß ein Konkurs der gesamten amerikanischen Wirtschaft noch im letzten Augenblick verhindert werden konnte. Alsdann setzte der Staat an die Stelle der fehlenden Investierungstätigkeit der Privatwirtschaft seine allerdings unzureichenden staatlichen Investierungen, jedoch mit dem Ergebnis einer fortschreitenden Staatsverschuldung und zu geringen Steigerung des Steueraufkommens. Zwar staute sich in der langen Krisenzeit von 1929 bis 1936 wieder dank der vielen neuen Erfindungen ein gewisser Investitionsbedarf an. Doch war die Eigentumsverlagerung bereits so weit fortgeschritten, daß die kurze Spanne einer stark gedämpften Hochkonjunktur sich nur auf das erste Halbjahr des Jahres 1937 erstreckte. Dann aber setzte als Folge der Vermögens- und Kaufkraftvernichtung der breiten Massen des amerikanischen Volkes und auch anderer Völker erneut die Krise wieder ein, deren voraussichtliche Dauer mit fünf bis sechs Jahren nicht zu hoch bemessen sein dürfte. Die neue Krisenwelle, die von dem Lande mit den größten Kriegs- und Tributgewinnen, den USA., ausgehend, seit 1938 alle Staaten

Digitized by Google

der liberalistischen Wirtschaftsverfassung ergriffen hat, hat gleichfalls ihren Grund in der unzureichenden Kaufkraft der breiten Massen, die ihrerseits die Folge der Vermögensvernichtung dieser Massen durch Krieg und Tribute ist.

Die volkswirtschaftliche Antwort

Den Weltkrieg bezahlten, wie wir nunmehr sehen, in erster Linie und zunächst die breiten Massen der mittleren und unteren Besitzschichten, später und in zweiter Linie jedoch auch die Kriegs- und Tributgewinnler selbst, denn im liberalistischen Wirtschaftschaos fehlte die ordnende Hand des autoritären Staates und seiner Steuerorgane, die an Stelle der fehlenden Investitionen der Privatwirtschaft gemeinwirtschaftliche Investitionen hätte setzen und die Steuermittel hierzu aus einer rücksichtslosen Besteuerung der großen Vermögen und Einkommen hätte ziehen können. Es fehlte dort aber auch die Einsicht, durch ein Siedlungsprogramm, wie es z. B. im Mai 1932 von der NSDAP. aufgestellt wurde, neues Eigentum der breiten Massen des Volkes zu schaffen, um die Massenkaufkraft für eine dauerhafte Krisenüberwindung ausreichend zu stärken. Denn nur durch die Rückbildung in der Eigentumsverteilung von Abb. 3 nach Abb. 2 mit Hilfe der Neuschaffung von Kleineigentum auf dem Wege der Heimstättensiedlung läßt sich die vernichtete Kaufkraft der breiten Massen des Volkes in einer absehbaren Zeit so weit wiederherstellen, daß große Wirtschaftskrisen der liberalistischen Wirtschaft vermieden werden.

Wer hätte also den drohenden Krieg bezahlt?

Durch die vorstehende Analyse der weltgeschichtlichen und „weltwirtschaftlichen" Abläufe haben wir auch jene Kernpunkte herausgeschält, die nunmehr die Antwort auf die Frage gestatten: „Wer bezahlt denn eigentlich einen Krieg?"

In Amerika, Frankreich und zum Teil auch in England wurde der „Mittelstand", die mittleren Besitzschichten dieser Volkswirtschaften, weitgehendst dezimiert. Sie können deshalb heute einen künftigen Krieg, in den ihr Land verwickelt wird, nicht mehr bezahlen, und zwar aus dem sehr einfachen Grunde, weil sie nichts mehr besitzen oder weil ihr Besitz so gering geworden ist, daß er für eine Bezahlung eines künftigen Krieges nicht mehr nennenswert in Frage kommt. Wann immer von den demokratischen Staaten ein neuer Krieg in Szene gesetzt und finanziert werden würde, so ginge er zweifelsohne auf Kosten der Hochfinanz selbst, und wenn auch nicht sofort, so doch innerhalb einer kürzeren Zeitspanne. Ein künftiger Krieg muß darum die Reste der mittleren Besitzschichten in diesen Ländern vernichten. Sind sie aber vernichtet, so muß die einem größeren Kriege folgende Wirtschaftskrise noch viel katastrophalere Ausmaße annehmen als die Krise von 1930 bis 1936 und die Krise, die bei den anderen 1938 ihren Anfang genommen hat.

Digitized by Google

Anders ist es in den autoritär regierten Staaten, in denen die Steuerbewilligungen von keinem Parlament abhängig sind, wo also die heimlichen Vertreter der Hochfinanz, die ja bekanntlich in allen Parteien sitzen, ihren Einfluß auf die Gestaltung der Steuern nicht geltend machen können. Hier haben die autoritär regierten Staaten vor den parlamentarisch-demokratischen Staaten einen Vorsprung voraus, der von den letzteren deshalb nicht eingeholt werden kann, weil die Interessenbindungen des Parlaments die zur Kriegsführung erforderlichen steuerlichen Reglungen verhindern müssen. Man denke nur daran, daß England noch im Jahre 1938, also 20 Jahre nach Kriegsende, jährlich, wie bereits eingangs erwähnt, 240 Millionen Pfund zur Verzinsung und Tilgung seiner inneren Schulden aufzubringen gezwungen ist, also auch heute noch den eigentlichen Kriegsgewinnlern Tribute über Tribute bezahlt und die breiten Schichten seiner Steuerzahler mit diesen Kriegstributen belastet. Man wolle uns hier nicht einwenden, daß doch die breiten Schichten des englischen Volkes Kriegsanleihen gezeichnet haben und die Zinszahlungen an sie selbst wieder zurückfließen. Aus diesen Kriegsanleihen stammen doch gerade die Kriegsgewinne jener Kriegshyänen, für die der Krieg nichts weiter als ein einziges großes Geschäft bedeutete, und die steuerlich zu erfassen der Staat nicht vermochte. Ein breiter Mittelstand, der in Amerika, Frankreich und auch England in einem künftigen Kriege größeren Ausmaßes ausreichende Beträge an Kriegsanleihe zu zeichnen vermag, ist heute nicht mehr vorhanden. Hier müssen schon die Kriegsgewinnler selbst die Finanziers des Krieges spielen. Ob sie aber ihre Kriegsanleihen wiedersehen werden, ob hier nicht tatsächlich jene „Expropriation der Expropriateure" wie in Sowjetrußland folgen wird, ist zwar noch eine offene Frage, deren grundsätzliche Lösung indessen keinem Zweifel unterliegen kann, wobei die Form, in welcher die Hochfinanz dazu gezwungen werden wird, die Kosten des Krieges zu bezahlen, wirtschaftlich von untergeordneter Bedeutung ist, nicht dagegen politisch. Erfolgt nämlich, wie in Rußland, die Enteignung zugunsten des Staates, dann hat Moskau das Ziel seiner Wünsche erreicht, und zum sowjetrussischen Staatskapitalismus muß sich der amerikanische, französische und vielleicht auch englische Staatskapitalismus gesellen. Daß ein solches Ergebnis unmöglich das Ziel des Privatkapitalismus in den parlamentarisch-demokratischen Staaten sein kann, liegt auf der Hand. Hier lag also eine wesentliche Differenz zwischen den bolschewistischen und den westeuropäischen Interessen. Und im Frieden von München erlitt die bolschewistische Weltmission, der im Kriegsfall die wirtschaftliche Entwicklung alle Chancen zugespielt hätte, ihren vernichtendsten Schlag.

Wie die geschichtliche Entwicklung ablaufen mußte, darüber bestand, wie es die Entwicklung der Aktienkurse in Paris und London eindeutig zeigte, nirgends im Westen ein Zweifel, daß nämlich ein größerer Krieg, gerade

Digitized by Google

weil auch er bezahlt werden mußte, notwendigerweise das Ende des privaten Kapitalismus in seiner liberalistischen Form mit sich gebracht hätte, weil sich dieser private Kapitalismus, das ungehemmte Streben, Gewinne auf Gewinne zu häufen, einfach selbst überschlagen muß. Die Folge wäre in dem nun vermiedenen Krieg gegen die „Diktaturen" unabänderlich die bolschewistische Wirtschaft gewesen. Denn die Wirtschaftsformen der autoritären Staaten, die man zu bekämpfen vorhatte, hätte man gewiß nicht übernommen! So lag das, was in München erreicht wurde, nicht etwa nur im ureigensten Interesse des westeuropäischen Kapitalismus, sondern vor allen Dingen im Interesse dieser Nationen und ihrer Arbeiterschaft selbst. Welches Elend wäre nämlich über alle, Besitzende und Besitzlose, mit der bolschewistischen Katastrophe hereingebrochen! Das aber wäre vom wirtschaftlichen Gesichtspunkt aus die Antwort auf die Frage, wer wohl den noch vor kurzem so drohenden Krieg bezahlt hätte.

Die biologische Antwort

Daneben aber hat die Sache noch eine biologische Seite, die im Rahmen dieser Ausführungen nur noch ganz kurz gestreift werden kann. Wir sehen hier ab von dem Ausfall an Geburten während des Krieges, der, wenngleich auch er mit Millionenziffern zu rechnen hat, immerhin nur von begrenzter Dauer ist. Wir sehen hier ferner ab von den zahlenmäßigen Blutopfern des Krieges selbst, denn auch sie sind schließlich begrenzt. Wovon wir aber nicht absehen können, ist, daß einmal die biologisch besten Substanzen auf dem Schlachtfelde bleiben und für die Fortpflanzung ausfallen, und daß zum anderen die wirtschaftlich niederdrückenden Folgen der nach dem Kriege einsetzenden Krisen zu einer Geburtenminderung führen, die Völker wie England und Frankreich nicht mehr ertragen können, ohne daß der Bestand dieser Staatengebilde ernsthaft in Frage gestellt werden muß. Heute, 20 Jahre nach dem Weltkriege, findet England nicht mehr in ausreichender Zahl die jungen Leute, die willens sind, in der Verwaltung der außereuropäischen Gebiete des englischen Weltreiches tätig zu sein. Es fehlen die Söhne der im Weltkrieg gefallenen englischen Soldaten! Aber auch die Geburtenziffer des englischen und französischen Volkes erfuhr durch die wirtschaftlichen Auswirkungen des letzten Krieges einen Rückgang, den das englische Volk, noch weniger aber das französische Volk, auf die Dauer zu ertragen in der Lage sein wird. Man erwidere uns hier nicht, daß die Geburtenziffer eine psychologische Angelegenheit sei. Sicherlich ist sie eine psychologische Frage, ob nämlich der Wille zum Kinde vorhanden ist oder nicht! Aber gerade weil es sich um eine psychologische Frage handelt, darf man an den psychologischen Auswirkungen, die von einer Wirtschaftsdepression auch auf die Geburtenziffer ausstrahlen, nicht vorbeigehen. Warum sank z. B. in Österreich die Geburtenziffer unter die Sterbeziffer? Und warum stieg sie in Deutschland mit der Besserung der wirtschaftlichen Lage

Digitized by Google

wieder an? Die jetzige Wirtschaftskrise, die erneut über Amerika, England und Frankreich hereingebrochen ist, muß rein psychologisch den Willen zum Kinde weiter schwächen. Ein neuer Krieg mit nachfolgender, noch viel größerer Wirtschaftskrise und noch stärkerer Verarmung der breiten Massen dieser Völker wird den Willen zum Kinde in diesen Ländern in noch viel größerem Ausmaße schwächen müssen und damit den Bestand ihrer Staatengebilde noch viel entscheidender in Frage stellen. Das aber wäre die biologische Antwort auf die Frage: „Wer bezahlt denn einen Krieg?"

Und Deutschland? höre ich fragen. Deutschland hat es mit Hilfe der autoritären Staats- und Wirtschaftsführung verstanden, die den Kriegen folgenden Krisen und ihre Schrecken zu beseitigen. Die Durchführung des nationalsozialistischen Siedlungsprogramms wird zudem die Möglichkeiten der Krisenentstehung völlig ausschalten, so daß die deutsche Wirtschaft im Meere der Krisen eine sichere und dauerhafte Insel der Konjunktur bedeuten muß. Auch alles, was wir über die wirtschaftlichen Folgen eines Krieges bei den anderen festgestellt haben, trifft dank der autoritären Staatsführung weder für Italien noch für das Reich in der gleichen Weise zu. Sicherlich würden die Blutopfer eines neuen Krieges auch von Deutschland gebracht werden müssen. Verglichen aber mit England und Frankreich ist, um den Vergleich eines Franzosen zu gebrauchen, Deutschland noch ein jugendliches Land und jugendstark, so daß es von den Blutopfern eines etwaigen künftigen Krieges sehr viel weniger getroffen werden würde als Frankreich und England, und daß dank seiner autoritären Staats- und Wirtschaftsführung diese Blutopfer nach dem Kriege sehr viel schneller zu ersetzen in der Lage sind, zumal mit der Durchführung der Heimstättensiedlung der wiedererweckte Wille zum Kinde in Deutschland eine erhebliche Ausweitung und Festigung erfahren muß.

Le boche payera tout! Der Deutsche bezahlt alles! Auch auf biologischem Gebiete hat sich dieser Ausspruch nach dem Kriege als falsch erwiesen. Und ebenso würde er sich in einem künftigen Kriege als falsch erweisen. Das Steigen der deutschen Geburtenfrequenz seit 1933 spricht hierzu eine zu deutliche Sprache.

Ob und wieweit die Frage, wer denn eigentlich einen Krieg bezahlt, in den westlichen Demokratien in den vergangenen Wochen eine Rolle gespielt hat, kann und soll hier nicht entschieden werden. Sicherlich werden jene Menschen, für die ein Krieg nichts weiter als ein großes Geschäft bedeutet, nicht aussterben. Doch die Entwicklung der Börsenkurse an der Pariser und Londoner Börse in der zweiten Septemberhälfte hat eindeutig die Einsicht der führenden und verantwortlichen Kreise der englischen und französischen Wirtschaft gezeigt, daß man von einem künftigen Kriege nichts erwartet, wohl aber sehr viel zu verlieren fürchtet. Um so größer ist dort deshalb die Notwendigkeit, daß jenen unverantwortlichen Kreisen, die aus Gründen eines privaten Profits zum Kriege getrieben haben, nachdrücklich auf die Finger gesehen wird.

Digitized by Google

E. T. A. Hoffmann: Selbstbildni

Digitized by Google

Fritz Reuter: Landpartie

Digitized by Google

Außenpolitische Notizen

Frankreich in der europäischen Krise

(Von unserem Pariser Mitarbeiter)

Paris, Anfang Oktober.

Seit dem Anfang des Monats September war es deutlich, daß die sudetendeutsche Frage sich ihrem entscheidenden Punkte näherte. Die Berichte aus dem Lande, aus Prag, Berlin und London, die spärlichen Nachrichten über die Tätigkeit des Lord Runciman, die Übergriffe der tschechischen Polizei und Sokols in den deutschen Gebieten und die natürliche Abwehr ihrer Provokationen durch die deutsche Jugend des Sudetengebietes ließen allen Einsichtigen schon in diesen Tagen völlig klarwerden, daß lediglich noch eine klare Scheidung zwischen den Tschechen und den Deutschen größeres Unheil verhindern könne. Um diese Zeit aber war der Kreis der Politiker in Frankreich, die die Dinge unter solchen Gesichtspunkten sahen, noch sehr klein, und die Zahl derer, die solches öffentlich zu sagen wagten, war an den Fingern einer Hand abzuzählen. Die breite Masse des französischen Volkes, die im Monat August wie noch nie die Freuden der Ferien genossen hatte und zu Hunderttausenden Anfang September zu den heimatlichen Penaten zurückkehrte, begriff zunächst nur sehr schwer die Bedeutung der dunklen Wolken, die die Tagespresse täglich darzustellen nicht aufhörte. Die Tschecho-Slowakei, das war für den französischen Durchschnittsbürger bis dahin Herr Benesch. Die Kenntnis der geographischen Gegebenheiten oder gar die der geschichtlichen Entwicklung des Gebietes südlich des Erzgebirges war äußerst schlecht. Das konnte man besonders deutlich beobachten, als im Verlaufe der Krise in allen Zeitungen große Karten über die ethnographische Zusammensetzung der Tschecho-Slowakei erschienen, die in Verbindung mit der gerade dem französischen Volke eigenen Anschauung über das Recht eines Volkes zur Bestimmung seines eigenen Schicksals nicht unwesentlich dazu beigetragen haben, die orthodoxen Leitsätze der Diplomatie und Strategie von dem Werte Prags als Verbündeten Frankreichs bei der letzten Entscheidung in den Hintergrund zu drängen.

Ministerpräsident Daladier hat in seiner außenpolitischen Kammerrede seine Meinung über den politisch-moralischen Zustand der französischen Bevölkerung in diesen Wochen der europäischen Krise folgendermaßen dargelegt: „In diesen Tagen der Sorge", so führte er aus, „gab es in unserm Lande zwei große Strömungen. Man traf sie beide innerhalb jeder Partei, innerhalb jeder politischen Richtung, ja, man kann sagen, daß sie beide in dem Bewußtsein eines jeden Franzosen wirksam waren. Die einen setzten ihre Hoffnung auf die Verhandlung, die anderen auf eine unnachgiebige Festigkeit." Wer diese Wochen in Paris verbrachte oder irgendwo in der französischen Provinz und das Volk in allen seinen Reaktionen auf die Ereignisse beobachtete, wird dem Ministerpräsidenten völlig recht geben. Es gab in der Tat zwei Strömungen in der öffentlichen Meinung des Landes, und in dem Maße, wie sich Spannungen bildeten und lösten und sich das Drama seinem Münchener Höhepunkt näherte, wurde es klar, daß abgesehen von zwei festen Bezirken diesseits und jenseits der Barrikade, die den Krieg vom Frieden trennte, die breiten Massen des Volkes in ihren Gefühlen hin und her gerissen wurden und drei volle Wochen hindurch täglich zwischen Morgen und Mitternacht die schärfsten Attacken auf ihr Nervensystem erduldeten. Wenn sie zum Schluß Daladier nach seiner Rückkehr aus München begeistert begrüßten und ihn und den englischen Ministerpräsidenten heute als die Apostel des Friedens feiern, so soll das aber nicht vergessen lassen, daß es vor dem 1. Oktober Tage gegeben hat, an denen die Kriegsbereitschaft ihre Friedensliebe zu übersteigen schien.

Die beiden Thesen

Die beiden Bezirke, in denen bei Beginn der Krise feste Positionen bezogen worden waren, lassen sich schnell darstellen. Die „Friedenspartei", wenn man dieses Wort gebrauchen will, das heißt also, die Politiker, die von Anfang an für eine Verhandlung mit Deutschland eintraten, war auf der Rechten durch den ehemaligen Ministerpräsidenten Flandin verkörpert und

Digitized by Google

auf der Linken durch den Vorstand der Lehrergewerkschaften, der schon auf dem letzten Kongreß der Gewerkschaft die These eines Friedens um jeden Preis verteidigt hatte. Man sieht an dieser Zusammenstellung schon, wie richtig Daladier auch mit der Bemerkung hatte, daß die beiden Strömungen der öffentlichen Meinung des Landes durch alle Lager gingen. Während sich Flandins Tätigkeit äußerlich auf zwei Zeitungsartikel beschränken mußte — ein an den Mauern von Paris angeschlagener Aufruf von ihm wurde manu militari entfernt —, veranstalteten die Lehrer eine Unterschriftensammlung, die ein buntes Gemisch von Persönlichkeiten aus allen Lagern vereinigte. Selbst Romain Rolland, der sonst nicht allzuweit von den Kommunisten politisch zu Hause ist, setzte seinen Namen darunter. Auf der anderen Seite bildete sich die „Kriegspartei". Auch sie vereinigte die unterschiedlichsten Elemente von den Kommunisten bis zu Kerillis und Tardieu. Neben den Moskaujüngern drängte auch das ganze Gesindel auf der äußersten Linken, das parlamentarisch nicht vertreten ist, die Trotzkisten, die Anarchisten und wie immer sie sich nennen mögen, in den Krieg, während Kerillis in der „Epoque" zusammen mit dem zweiten Direktor des Blattes, Pirroneau, seine politische Linie von den strategischen Auffassungen beeinflussen ließ, die die Haltung des französischen Generalstabes bestimmten. Beide Parteien hatten ihre Anhänger nicht nur in allen Gruppen der Kammer und des öffentlichen Lebens, sondern der Riß ging sogar mitten durch das Kabinett. Man darf wohl sagen, daß Außenminister Bonnet — mit vielen Abstrichen natürlich — mehr zu der These Flandin neigte und daß zum mindesten die Minister Reynaud, Mandel, Zay, Queuille, Campinchi und der Vertreter der Frontkämpfer und Pensionsminister im Kabinett, Champetiers, zu der anderen Partei gehörten. An einem bestimmten Punkt der Krise, als auf den Druck von London und Paris Prag die Vorschläge von Berchtesgaden angenommen hatte, schien die Spannung im Kabinett so stark, daß eine offene Krise nicht mehr zu vermeiden wäre. Aber es gelang Daladier doch noch im letzten Augenblick, mit einem Appell an das Verantwortungsgefühl seiner Ministerkollegen Frankreich in diesem Moment eine verhandlungsfähige Regierung zu erhalten.

Man hat in allen bisherigen Betrachtungen über die Wirkungen der Krise in Frankreich und über die Beweggründe für die verschiedene Haltung der einzelnen Akteure viel zu wenig von den innerpolitischen Gesichtspunkten gesprochen, die, als die Entscheidung heranreifte, sie mindestens ebenso stark beeinflußten wie alle außenpolitischen und militärischen Argumente zusammen. Daß die Kommunisten eine Kriegsgelegenheit freudig begrüßen würden, um mit den vom Staate gelieferten Waffen und in der von einem Kriege nun einmal nicht zu trennenden Atmosphäre gereizter Nervenanspannung und getrübter Moral ihre Weltrevolutionspläne energisch zu verfolgen, war nach den Ereignissen in Spanien vorauszusehen. Daß die Generäle und Soldaten des Metiers vordringlich an die von ihnen gebaute tschechische Maginotlinie und die von ihnen instruierte und nach ihren Plänen ausgestattete tschechische Armee dachten, die nach ihren strategischen Plänen im Falle eines Krieges mindestens dreißig deutsche Divisionen auf längere Zeit binden sollten, konnte ebenfalls nicht überraschen. Diese These ist von Kerillis, Pertinax und Tardieu übrigens so breitgetreten worden, daß man heute ziemlich genau sagen kann: Das französische Volk läßt sich jetzt mit solchen aus der Ideenwelt der Vorkriegszeit übernommenen Argumenten nicht mehr in einen Krieg treiben.

Sorgen für den Kriegsfall

Ebenso kann man sagen, daß alles das, was man mit dem Sammelbegriff Antifaschismus bezeichnen kann und was in dem Spiel der Kommunisten eine starke Hilfstruppe war, im gegenwärtigen Frankreich nicht stark genug ist, um die tiefe Friedensliebe des Durchschnittsfranzosen in Haß und Kriegsleidenschaft zu verwandeln. Auf der anderen Seite mußten mit einer gewissen Zwangsläufigkeit alle die Kreise in Frankreich, die in irgendeiner Form an der Aufrechterhaltung des liberalen Staats- und Wirtschaftssystems interessiert sind, am Ende in das Lager der Friedenspartei übergehen. Das war von Mitte September an vorauszusagen. Denn von dem Augenblick an, als die Regierung begann, die Mobilisierungsmaßnahmen über den militärischen Bereich auszudehnen, und eine ganze Reihe von Vorbereitungen recht autoritärer Art in den einzelnen Ministerien getroffen wurde, begann man in diesen Kreisen eine für die weitere Entwicklung nicht zu überschätzende Überlegung anzustellen. Gesetzt den Fall, es kommt zum Kriege, so wird, sagte man sich, zumindest sofort einmal das

Digitized by Google

gesamte Banken- und Versicherungssystem in irgendeiner Form unter schärfste staatliche Kontrolle gesetzt werden. Das gleiche würde auch für große Teile der französischen Industrie und vielleicht sogar für wesentliche Teile der Landwirtschaft gegolten haben. Selbst wenn dann der Krieg gewonnen würde, so folgerte man weiter, so würde es mit höchster Wahrscheinlichkeit unmöglich sein, den alten Zustand wiederherzustellen. In manchen Gruppen beurteilte man die Möglichkeit einer Revolution im Zusammenhang mit einem Kriege als äußerst ernst, und die recht verdächtige Art, wie die Kommunisten den Brand zu schüren versuchten, machte solche Überlegungen verständlich.

Diese beiden Gruppen nun gerieten in dem Maße, wie sich die Krise verschärfte, in einer Weise aneinander, die für den Zuschauer nicht gerade ein schönes Schauspiel abgab. Es ist völlig unmöglich, hier im einzelnen aufzuführen, wieviel Lügen verbreitet worden sind, wieviel falsche oder halbwahre Darstellungen von bestimmten Vorgängen die öffentliche Meinung in diesem oder in jenem Sinne beeinflußt haben. Im ganzen gesehen muß man sagen, daß dieses Spiel wohl nur deshalb möglich gewesen ist, weil der sonst so viel gerühmte große Nachrichtendienst Frankreichs in den wichtigsten Stunden der Krise doch sehr erhebliche Lücken aufwies, und daß sowohl mit Bezug auf den Kern der ganzen umstrittenen Frage, wie im besonderen auf die Erkenntnisse Lord Runcimans und die Ereignisse in Berchtesgaden und in Godesberg Pausen zwischen den Vorgängen und der Berichterstattung lagen, die in einem politischen System wie dem französischen nun einmal die sicherste Garantie für das Aufkommen von Falschmeldungen sind. Sollte man es für möglich halten, daß Daladier und Bonnet erst in der Konferenz mit den englischen Ministern am Tage nach Berchtesgaden über die Ergebnisse der Tätigkeit Lord Runcimans Authentisches erfuhren? Aber es war in der Tat so.

Die Ereignisse im September

Alles dieses muß vorweg gesagt werden, wenn man die Septemberereignisse, soweit sie Frankreich als unmittelbar mithandelnde Macht gesehen haben, richtig beurteilen will. Schon in den ersten Septembertagen spürte man, daß sich Großes vorbereite, und als gegen den 8. September einiges von den bis dahin geheim durchgeführten militärischen Maßnahmen an die Öffentlichkeit drang, merkte auch diese, daß es sich nun nicht mehr allein um eine Streitfrage der Diplomaten handele. Am 15. September war Chamberlain in Berchtesgaden und am 19. trafen Daladier und Bonnet mit ihm in London zusammen. Der englisch-französische Plan, der aus diesen Unterhaltungen hervorging, sah grundsätzlich die Abtrennung des Sudetenlandes von der Tschecho-Slowakei vor, und dieser Plan wurde auch von dem französischen Ministerrat am 19. September gebilligt. Da diese Ereignisse und ihre allernächsten Folgen viel Tinte in Frankreich in Bewegung gesetzt haben, wollen wir hier ein wenig genauer auf sie eingehen. Die französischen Minister waren naturgemäß genau so wie Daladier und Bonnet bereits in London auf das tiefste von dem Ergebnis der Untersuchung beeindruckt, die Lord Runciman in der Tschecho-Slowakei angestellt hatte. Der Teilungsplan fand deshalb einstimmig die Billigung des Kabinetts; aber Mandel, Reynaud und noch vier oder fünf weitere Minister versuchten doch, dem Außenminister für die weitere diplomatische Aktion bestimmte Verhaltungsmaßnahmen aufzuzwingen, die sich auf die Form bezogen, wie man diesen Plan in Prag präsentieren sollte. Die virtuelle Regierungskrise, die in Frankreich zwischen Mittwoch, dem 21., und Sonnabend, dem 24. September, bestand, zeigte, daß die ministerielle Minderheit der Meinung war, Bonnet habe sich Dienstag und Mittwoch, den 20. bzw. 21. September, nicht an diese Beschlüsse gehalten. Hat er wirklich, wie seine Gegner behaupten, Benesch wissen lassen, daß Frankreich seine Vertragsverpflichtungen kündigen werde, wenn Prag den Londoner Plan ablehne? Sowohl Paris wie auch Prag haben für die nächsten Tage ein Weißbuch über die diplomatischen Vorgänge dieses Monats angekündigt, die naturgemäß gerade im Hinblick auf die äußerst dramatischen Umstände bei der Annahme des Londoner Plans durch Prag überall mit Spannung erwartet werden. Am 22. September war Chamberlain erneut in Deutschland, diesmal in Godesberg. Der Abend dieses Tages brachte in Frankreich die schwärzesten Stunden der ganzen Krise. Man sprach von einem Bruch der Verhandlungen. Glücklicherweise wurden solche Nachrichten aber nicht vom Rundfunk verbreitet, so daß der größte Teil des Volkes ruhig geschlafen hat und erst am nächsten Tage aus den Zeitungen erfuhr, daß die Godes-

Digitized by Google

berger Konferenz, wie das bei jeder Konferenz über so schwierige Probleme der Fall zu sein pflegt, eine Krise durchgemacht habe. Wie nach Berchtesgaden wurden Daladier und Bonnet erneut eingeladen, nach London zu kommen, um die neue Lage zu beraten. Aber bevor sie dieser Einladung folgten, machte Daladier ein Experiment, daß die wenig erfreulichen Ereignisse nach ihrem Besuch am 19. September verhindern sollte. Er berief vor der Reise am 25. September einen Ministerrat und ließ sich von allen Mitgliedern des Kabinetts schriftlich die Grenzen seiner Handlungsfreiheit bescheinigen. Es ist festzuhalten, daß dabei der sehr realistische Sinn Bonnets bereits erkannte, daß die in Godesberg aufgetretenen Schwierigkeiten den Kern der Streitfrage nicht mehr betrafen, der ja mit der grundsätzlichen Zustimmung Prags zu einer Abtrennung des Sudetenlandes erfaßt worden war, sondern sich lediglich auf die Prozedur der Durchführung bezogen. So ausgerüstet erschienen am Abend des 25. Daladier und Bonnet erneut in London, und am nächsten Morgen wurde auch noch General Gamelin in die englische Hauptstadt gerufen. Der Knoten schürzte sich also erneut, denn es war in Paris ein offenes Geheimnis, daß Gamelin in seiner Aktentasche das größte Geheimnis des französischen Generalstabes mit sich trug: den Operationsplan für den Ernstfall.

Das Zusammenspiel Paris—London

In seiner Kammerrede hat Daladier diese Phase der Krise eingehend geschildert und zur Beruhigung der Opposition darauf hingewiesen, daß er von den englischen Ministern die feste Zusage erhalten habe, daß England im Kriegsfalle an der Seite Frankreichs marschieren würde. Das ist um so bedeutungsvoller, als die vielumstrittene Erklärung des englischen Pressechefs vom 26. September in Frankreich auf sehr ernste Zweifel gestoßen war.

Am 26. September hielt der Führer im Berliner Sportpalast die Rede, die der Welt klarmachte, daß es nunmehr nur noch einen Weg gab. Man konnte diese Rede in ganz Paris hören. Die deutschen Sender wurden überall gesucht, wo es einen Radioapparat gab. Das Bewußtsein, daß es sich hier um einen geschichtlichen Vorgang handelt, ließ selbst diejenigen die Rede mithören, die kein Wort deutsch verstehen. Am Tage darauf gab es, weil das Volk hier irrtümlich durch eine Reihe von Falschmeldungen an den sofortigen Ausbruch der Feindseligkeiten geglaubt hatte, eine leichte Entspannung. Am 27. sprach Chamberlain über den Rundfunk, und seine Rede wurde von allen französischen Staatssendern in englisch, deutsch und französisch übertragen. Dabei passierte dem englischen Muttersender das Mißgeschick, daß ausgerechnet der wichtigste Teil dieser Rede, nämlich die Sätze, in denen Chamberlain klar sagte, wenn Krieg, dann nicht für den kleinen Staat der Tschechen, sondern für eine große und gerechte Sache, unterschlagen wurde. Daraus ergab sich eine erneute Pressekampagne in Frankreich, und immer stürmischer verlangte die Friedenspartei, daß die Verbreitung von Falschnachrichten endlich unterbunden werden solle, damit die schon zur Genüge gereizten Nerven des französischen Volkes nicht auch noch unnötig belastet würden. Am 26. September schien es übrigens auch einen Augenblick in Paris, als ob die im Zusammenspiel zwischen Paris und London bis dahin ausgeschalteten Russen in das Drama eintreten würden. Aber die feste Antwort der Polen und vielleicht noch mehr das völlige Schweigen von Paris und von London auf die Drohung Moskaus, den russisch-polnischen Nichtangriffsvertrag unter bestimmten Umständen kündigen zu wollen, haben diesen Zwischenfall eine Episode sein lassen.

Kriegspsychose

Am 27. September waren Daladier und Bonnet aus London zurückgekehrt, und ein Ministerrat bestätigte ihnen einstimmig, daß sie in der englischen Hauptstadt im Sinne der letzten Beschlüsse des Kabinetts gehandelt hatten. Wieder lief in Hangen und Bangen ein ganzer Tag ab. Die Mobilmachungsmaßnahmen, die der französische Generalstab in der Nacht vom 23. zum 24. September dem Ministerpräsidenten abgerungen hatte, waren in ihren ersten Wirkungen schon klar zu erkennen. Am Ostbahnhof sammelten sich die Reservisten, um zu den großen Sammellagern des Aufmarschgebietes, nach Chalons, Reims, Toul und Belfort transportiert zu werden. Ein Sturm auf die Banken und Sparkassen setzte ein. Tausende verließen die Stadt, Hunderttausende überlegten sich, wohin sie im Kriegsfalle flüchten könnten. Der Louvre, der schon seit Tagen geschlossen war, begann seine weltbekannten Kunstschätze einzupacken. An dem Dom in Chartres und der Notre Dame in Paris wurden die ersten Vorsichtsmaßnahmen durchgeführt, um die schönen Fenster

Digitized by Google

aus dem Mittelalter in Sicherheit zu bringen. Alles dieses wurde durch die Presse bekannt und brachte zusammen mit einer radikalen Verdunkelung der Stadt in den Nachtstunden und anderen Maßnahmen des zivilen Luftschutzes der Bevölkerung zum Bewußtsein, daß die Stunde ernst sei.

Da traf in den Mittagstunden des 28. September die Nachricht ein, daß François-Poncet, Frankreichs Botschafter in Berlin, eine einstündige Unterhaltung mit dem Führer gehabt habe und daß auch der englische Botschafter dem Führer eine neue Anregung unterbreitet habe. Wenige Stunden später schlug wie ein Donnerschlag die Nachricht von der Konferenz in München, der Einschaltung Italiens in die Besprechungen und der Reise Daladiers und Chamberlains in die Hauptstadt der Bewegung, in die gespannte öffentliche Meinung ein. Die Wirkung war radikal. Jedermann war von diesem Augenblick an überzeugt, daß der Schatten eines Krieges vorübergegangen sei, und ohne das Ergebnis von München abzuwarten, hatte sich das Pariser Volk sein Urteil schon gemacht: Wenn die vier europäischen Hauptmächte in dem gleichen Verantwortungsgefühl vor der Zukunft ihrer Völker, repräsentiert durch ihre höchsten Staatsmänner, Hitler, Mussolini, Daladier und Chamberlain, erst einmal am gemeinsamen Verhandlungstisch sitzen würden, dann war der Frieden gerettet. Und das war in diesem Augenblick höchster Spannung erst einmal das Wichtigste.

Die folgenden Ereignisse sind aus der Tagespresse bekannt und stehen noch in zu frischer Erinnerung, als daß sie hier im einzelnen wiederholt werden müßten. Daladier hat in seiner großen Kammerrede auseinandergesetzt, warum er die Münchener Beschlüsse unterschrieb, und 535 von 610 Abgeordneten der Kammer haben ihm die Richtigkeit dieser Handlungsweise bestätigt. Uralter deutscher Siedlungsboden ist mit dem Reiche vereinigt. Der Führer hat, jubelnd begrüßt, in Eger und Karlsbad seinen Einzug gehalten, und der Frieden ist trotzdem nicht gestört. Für Frankreich, dessen ganze Außenpolitik nach der Erledigung der wichtigsten moralischen und militärischen Bestimmungen des Versailler Vertrags in früheren Jahren ganz auf die Erhaltung der geographischen Klauseln des Vertrags abgestellt war, hat eingesehen und einsehen müssen, daß das Selbstbestimmungsrecht der Völker das große Geheimnis der völkischen Bewegungen des 20. Jahrhunderts darstellt und auch dann wirksam ist, wenn seine Diplomatie und Strategie sich dagegen stemmen. Das ist das Gesetz der Stunde. Wie es sich auf die zukünftige französische Außenpolitik auswirkt, ist noch nicht bekannt; daß es aber Wirkungen darauf haben wird und haben muß, ist bereits sicher. Vielleicht wird darüber in dem nächsten Heft dieser Zeitschrift schon zu sprechen sein.

Heinrich Baron.

Ungarn erhält die Madjaren der Slowakei!

(Von unserem Budapester Mitarbeiter)

Budapest, Anfang Oktober.

Die 832 Kilometer lange Südgrenze der Slowakei gegen Ungarn fällt auch nicht an einem Kilometer ihres Verlaufes mit der slowakisch-madjarischen Volksgrenze zusammen und ist weder historisch noch natürlich begründet oder begründbar. Sie ist ein willkürlicher Schnitt sowohl durch den einheitlichen pannonischen Raum, der einerseits von den Karpaten, andererseits von Drau und Donau umwallt ist, wie auch durch den geschlossenen madjarischen Volksboden. Wahrhaft eine blutende Grenze, die weder durch Tatsachen noch durch Notwendigkeiten gerechtfertigt ist.

Die tschechische Note vom 29. Juni 1918 behauptete, die Unabhängigkeit „in den historischen Grenzen ihrer Länder" in Anspruch zu nehmen. Die Slowakei gehörte weder zu den „historischen" Ländern der Wenzelskrone (Böhmen, Mähren, Schlesien), noch war sie jemals durch irgendeine Grenzlinie vom übrigen Land der Stefanskrone getrennt, zu der sie seit der madjarischen Landnahme im wechselvollen Ablauf eines Jahrtausends unabtrennbar und unbestritten gehörte. Ebenso unrichtig war die Behauptung des Memorandums II im Jahre 1918: „Die Slowakei bildet eine zusammenhängende geographische Einheit." Die Slowakei ist nichts als ein Teil der großen pannonischen Beckenlandschaft, die natürlich, wirtschaftlich und geistig nicht nach Prag orientiert war, sondern stets ihren Mittelpunkt im pannonischen Raum und seinen ihm ein- und zugeordneten Teillandschaften hatte.

Die Grenzziehung von Trianon

Daß hier niemals eine Grenze bestanden hatte, kam deutlich darin zum Ausdruck, daß die Ansprüche und die verlangte Grenzlinie in [illegible] Memoranden und

Digitized by Google

Noten sehr abweichend angegeben und sehr widersprechend begründet wurde. Schließlich gaben die Tschechen ganz offen zu, daß „die tschecho-slowakische Republik gewisse madjarische Gebiete der Slowakei in Anspruch nimmt". Zugesprochen erhielt Prag nach langwierigen Verhandlungen 61 575 Quadratkilometer, das waren 22 v. H. der Fläche von Großungarn, um fast 10 000 Quadratkilometer mehr, als im Memorandum V gefordert war, das sich mehr als die anderen, zum Teil maßlosen Gebietsforderungen an die Volksgrenzen hielt.

Das Diktat von Trianon zwang Ungarn, diese Grenzziehung anzunehmen. Die madjarische Nation aber hat diese Vergewaltigung nie anerkannt, und der Staat Ungarn hat sich damit nie endgültig abgefunden. Stets haben Staat und Volk das Recht auf Revision und Selbstbestimmung gefordert und betont, daß sie niemals darauf verzichtet hätten und verzichten würden. Das Verhältnis zu den drei Staaten des Kleinverbandes blieb stets durch Trianon überschattet. Die territoriale Revision und Recht für die Minderheiten, das waren stets die Vorbedingungen Ungarns für eine Neugestaltung des nachbarlichen Verhältnisses zu Prag, Belgrad und Bukarest. Wenn in Veldes ein gewisser Schritt in diesem Bemühen getan werden konnte, so war er doch angesichts der halsstarrigen Haltung der Tschecho-Slowakei wesentlich beschränkt. Wirklich großzügig und weitschauend verhielt sich einzig Südslawien, das unter der Führung von Ministerpräsident Stojadinowitsch in bester Weise nationale Interessen und internationale Notwendigkeiten zu berücksichtigen wußte und alles daransetzte, in rechter Weise das Verhältnis zu allen Nachbarn gut zu gestalten. Rumänien konnte sich auf die Dauer dem Einfluß und Erfolg des südslawischen politischen Handelns nicht entziehen; nur die Tschecho-Slowakei beharrte starr auf dem Standpunkt der Pariser Diktatmentalität.

Die ungarischen Ansprüche

Der Anspruch Ungarns gegenüber der Tschecho-Slowakei wird doppelt begründet. Einmal mit dem Nationalitätenprinzip und zum anderen mit dem Selbstbestimmungsrecht. Die historische Begründung, daß dieses Gebiet zur Stefanskrone gehört habe, tritt demgegenüber in den Hintergrund. Auf Grund des Nationalitätenprinzips fordert Ungarn die Abtretung sämtlicher Gebiete der Slowakei und Karpatenrußlands, deren Bevölkerung zu mehr als 50 v. H. madjarischer Volkszugehörigkeit ist. Der Anschluß dieser Gebiete soll ohne weitere Bedingungen auf Grund der völkischen Tatsachen erfolgen, die keiner weiteren Begründung mehr bedürfen. In den anderen Gebieten der Slowakei aber soll auf Grund des Selbstbestimmungsrechtes entschieden werden, innerhalb welchen Staates sie weiter leben wollen. Es sollen also die gemischtsprachigen Gebiete einer Abstimmung unterworfen werden und die Slowaken und Ruthenen befragt werden, innerhalb welcher Staatsgrenzen sie künftig sein möchten. Diese Gedanken hat eindeutig in seiner letzten Rede vom 1. Oktober 1938 Ministerpräsident Imrédy zum Ausdruck gebracht, als er forderte, daß „die Neuregelung des Schicksals der in der Tschecho-Slowakei lebenden Nationalitäten auf der Grundlage des Selbstbestimmungsrechtes und der gleichen Behandlung erfolgen müsse".

Gegenwärtig leben in der Slowakei — nach der mit Vorbehalt wiedergegebenen Volkszählung der Tschechen vom Jahre 1930 — 2 265 920 Slowaken, 546 284 Ruthenen und 708 142 Madjaren, 239 279 Juden, 168 625 Deutsche. Polen (Goralen) und Rumänen sind unbedeutend. In der Slowakei bilden die Slowaken nur 68 v. H. der Bevölkerung, in Karpatenrußland die Ruthenen bloß 63 v. H. der Bevölkerung. Die Madjaren betrugen 17,6 bzw. 15,5 v. H. der Bevölkerung. Außerdem waren rund 250 000 Tschechen anwesend. Diese sind absolut landfremd, denn niemals im Lauf der Geschichte waren Tschechen in dieser Zone bodenständig, und bis 1918 gab es überhaupt keine Tschechen hier. Sie können demgemäß bei jeder Erörterung außer acht bleiben, da sie nur vorübergehend hier weilen und in Böhmen oder Mähren seßhaft sind.

Wie die amtliche ungarische Statistik ausweist, lebten 1910 im Gebiet der Slowakei und Karpatenrußlands 1 070 873 Madjaren. Sie gingen bis 1930 auf 708 142 zurück. Diese Verminderung um 30,2 v. H. ihres Bestandes hat mehrere Ursachen. Grundlegend ist die Verengung des Lebensraumes für die Madjaren durch die Tschechen. Wie das ungarische staatliche Flüchtlingsamt nachweist, sind zwischen 1918 und 1924 aus Oberungarn

Digitized by Google

106 841 madjarische Flüchtlinge nach Rumpfungarn abgewandert. Damit ist ein Drittel des Schwundes aufgeklärt. Es handelt sich dabei vor allem um städtische Intelligenz und Beamte aus Inseln und Städten. Ein weiteres Drittel dürfte sich durch den Nationswechsel der Juden ergeben, die vom Madjarentum zum Tschechen- und Slowakentum oder zum Nationaljudentum überwechselten. Das letzte Drittel ist durch Abfall der Schwankenden und Lauen zu erklären, welche ein Amphibiendasein führen und weder madjarisiert noch slowakisiert werden, sondern sich nach der Herrschaft richten, sowie durch die ziemlich umfangreichen Schwindeleien der tschechischen Volkszählung. Doch konnten alle Maßnahmen der Tschechen dem geschlossenen Siedlungsbereich und dem Volkskern der Madjaren nichts anhaben. Freilich, die Abbröckelung der Madjaren in Inseln und die Zerstreuung wurde zum Teil verwirklicht. Die Volksgrenze aber blieb im wesentlichen unangetastet.

Die künftige Grenzziehung

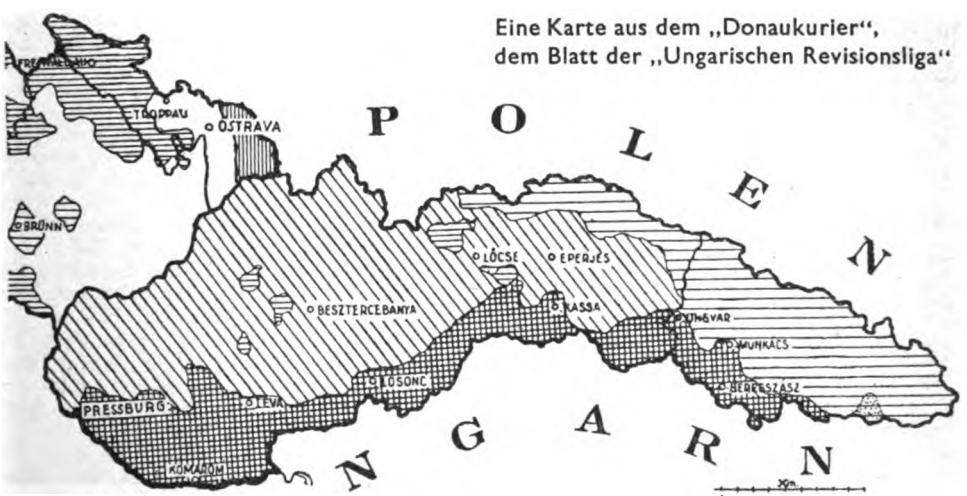
Zwar trat bereits am 8. Oktober 1938 in Komorn unter Führung des ungarischen Außenministers von Kanya die ungarische Delegation mit einer tschechischen in Fühlung, um die Abgrenzung neuer Hoheitsbereiche vorzunehmen, doch sind die Ansprüche im einzelnen bislang noch nicht zu übersehen. Zur Illustrierung der tatsächlichen Verhältnisse und wahrscheinlichen Ansprüche bringen wir eine kartenmäßige Darstellung, sie entstammt dem „Donaukurier", dem Blatt der „Ungarischen Revisionsliga". (Andere ungarische Zeitungen beanspruchen, vor allem im Westen, ein weniger umfangreiches Gebiet.)

Die ungarische Regierung hat am 3. Oktober in einer unbefristeten Note der tschechischen Regierung Verhandlungen vorgeschlagen und als Vorleistungen gefordert:

1. Freilassung aller politischen madjarischen Gefangenen.
2. Unverzügliche Beurlaubung aller madjarischen Soldaten, die in der tschechoslowakischen Armee dienen und Rückkehr in ihren Wohnort.
3. Aufstellung örtlicher Ordnungsabteilungen unter gemischtem Kommando.
4. Zur Symbolisierung der Übergabe Besetzung zweier Grenzorte (entweder Preßburg oder Komorn, Balassagyarmat, Parkany, Sahy oder Beregszasz) durch ungarische Truppen.

Amtliche Mitteilungen über die beanspruchten Gebiete und ihre genaue Umschreibung stehen noch aus. Der ungarische Nationalist, Minister Graf Teleki, gibt das rein ungarische Gebiet der Slowakei mit 11 000

Eine Karte aus dem „Donaukurier",
dem Blatt der „Ungarischen Revisionsliga"



Die Nationalitätenkarte der Tschechoslowakei
auf Grund der ethnographischen Karten *Bohác*, *Telekis*, *Kogutowicz'*, *Andrés* und *Romers*.

Digitized by Google

Quadratkilometer an, die Revisionsliga mit 16 078 Quadratkilometer. Nimmt man das größere Gebiet, so erhielte Ungarn 1134 Ortschaften mit 1 217 000 Einwohnern, darunter 73 v. H. Madjaren, der Rest von 27 v. H. wären rund 220 000 (17 v. H.) Slowaken, 100 000 Deutsche und 22 000 Ruthenen. Die Juden fallen hierbei gemäß der zugrunde gelegten Vorkriegsstatistik unter den madjarischen Bevölkerungsteil. Für das übrige Gebiet, in dem noch rund 200 000 Madjaren leben, soll eine Abstimmung über die weitere staatliche Zugehörigkeit vereinbart werden.

Innerhalb des geschlossenen und daher wohl ohne weitere Bedingungen an Ungarn zurückzuerstattenden Gebietes befinden sich die große Schüttinsel, die Bezirke Sered, Galanta, Neuhäusel, Neutra, Léva, Komorn, Losonz, Groß-Steffelsdorf, Rosenau, die Abtei Jasov, Beregszasz, Sevjlus, außerdem wohl auch Munkatsch, Ungvar und Huszt. Die Stadt Kaschau liegt außerhalb des geschlossenen madjarischen Siedlungsgebietes, ebenso liegt Preßburg außerhalb.

Preßburg vorwiegend deutsch

Was Preßburg anlangt, so ist sie ihrer völkischen Vergangenheit nach eine deutsche, ihrer historischen Vergangenheit nach eine madjarische Stadt. Sie war lange die ungarische Krönungsstadt, sie war immer eine Stadt deutscher Kunst und deutschen Bürgerfleißes. Noch 1910 führte das deutsche Bevölkerungselement mit fast 50 v. H. der Einwohner. Das Deutschtum hat sich in Preßburg auch weiter vermehrt, wenn auch infolge des übergroßen Wachstums der Stadt der prozentuelle Anteil etwas absank. Heute ist etwa ein Drittel der Stadt deutsch, ein Sechstel madjarisch, je zwei Sechstel slowakisch und tschechisch. Das nächste Hinterland von Preßburg ist deutsch. Unmittelbar vor Preßburg berühren sich am Rande der Schüttinsel, die rein madjarisch ist, die geschlossenen deutschen, madjarischen und slowakischen Siedlungsgebiete, während die Stadt mehrfach begehrt und begehrenswert ist.

Die Ansprüche Ungarns auf den madjarischen Volksboden der Slowakei und Karpatenrußlands werden von Deutschland und Italien entschieden unterstützt. Kein Land ist 1918 so verstümmelt worden wie Ungarn. Es hat ebenso wie wir Deutsche und wie die Polen ein von niemandem anzweifelbares Recht, seine entrissenen und allzulange geknechteten Brüder heimzuholen.

General Vogt:

Die kolonialen Weltreiche und der Habenichts

Westeuropäische Erörterungen

Das „Royal Institute of International Affairs", das im Jahre 1920 in London errichtet wurde, hat die Aufgabe, die internationalen Probleme wissenschaftlich zu erforschen und durch seine Arbeiten ihre Lösung zu erleichtern. Wenn das Institut auch ausdrücklich Wert darauf legt, nicht als eine offizielle und politische Körperschaft betrachtet zu werden, so tragen seine Kundgebungen und Veröffentlichungen, in denen die Bemühung, das jeweils behandelte Thema objektiv darzustellen, unverkennbar ist, immerhin einen „offiziösen" Charakter. Es ist deshalb nicht uninteressant, sich mit der letzten im Mai d. J. erschienenen Schrift des Instituts, die den Titel trägt „Deutschlands Anspruch auf Kolonien", zu befassen.

Die Schrift schildert im ersten Teil ausführlich die deutsche Kolonialpolitik vor dem Weltkrieg, behandelt anschließend die Ereignisse während des Krieges, die Friedensverträge und das Mandatssystem.

Auf der Friedenskonferenz, so heißt es, standen drei Möglichkeiten zur Diskussion: Rückgabe der Kolonien an Deutschland, Erhebung der Kolonien zu unabhängigen Staaten, Aufteilung der Kolonien unter die Siegermächte. Eine Rückgabe an Deutschland, selbst in Mandatsform, stand „zu jener Zeit" außer Betracht. Hierfür war die Propaganda gegen die deutsche Kolonialverwaltung während des Krieges zu nachhaltig und wirksam gewesen. Überdies — so wird eingestanden — bestanden bereits verschiedene geheime Abmachungen unter den Alliierten über die Aufteilung der deutschen Kolonien. Die Kolonien sich selbst zu überlassen, verbot sich bei dem niedrigen Kulturniveau der Bevölkerung von selbst. Im Wortlaut wird auch der Einspruch der deutschen Delegation vom 29. Mai 1919 gegen den Artikel 119 des Friedensvertrages angeführt, der den Verzicht Deutschlands auf alle seine überseeischen Besitzungen ausspricht. Der Text der berüchtigten Mantelnote vom 16. Juni 1919, in der bekanntlich Deutschland die Kolonisationsfähigkeit abgesprochen und die Behauptung aufgestellt wurde, die unter deutscher Schutzherrschaft lebenden Kolonialvölker hätten sich der Wiederaufrichtung der

Digitized by Google

deutschen Herrschaft widersetzt, wird nur stark gekürzt wiedergegeben.

Eine eingehende Betrachtung ist den Schwierigkeiten gewidmet, die die juristische und politische Begriffsbestimmung des Mandatssystems, über Rechte und Pflichten der Mandatare gegenüber den Mandatsländern usw. mit sich brachte.

Der zweite Teil vermittelt einen durch sehr viele Zitate belegten Überblick über die Kolonialpropaganda in Deutschland von 1919 bis 1938. Besonders ausführlich wird dabei natürlich auf die Stellung der nationalsozialistischen Regierung zum Kolonialproblem eingegangen. In diesem Abschnitt glauben die Verfasser annehmen zu können, daß mindestens zeitweise ein gewisser Gegensatz in Deutschland zwischen Kolonialvorkämpfern und solchen Männern bestanden hat, die — unter Verzicht auf Kolonien — einer Expansion des Reiches auf europäischem Boden nach Osten das Wort redeten. Daß sich Italien gegen den Völkerbund und gegen England im abessinischen Feldzug durchsetzte und zur kolonialen Großmacht erhob, hat — wie hier bemerkt — der deutschen Kolonialpropaganda neuen Auftrieb gegeben.

Nachdem der vermutliche Umfang der deutschen Forderungen auf Rückgabe von Kolonien dargestellt ist, wonach Deutschland fast ausschließlich seine alten afrikanischen Kolonien und unter diesen wieder die Gebiete im Auge habe, die unter englischem bzw. südafrikanischem Mandat stehen, werden die Gründe, die Deutschland für seine Ansprüche vorbringt, angeführt: Die Haltlosigkeit der kolonialen Schuldlüge, die widersinnige Behauptung, daß Deutschland nicht fähig sei zu kolonisieren, und ferner das naturgegebene Recht Deutschlands als einer großen Kulturnation, an der allgemeinen Weltkolonisation teilzunehmen. Auch die wirtschaftlichen Begründungen dieses Anspruchs, unter denen die verschiedenen Äußerungen Dr. Schachts eine besonders große Rolle spielen, werden mitgeteilt. Erfreulicherweise wird auch die überzeugende Argumentation sehr ausführlich wiedergegeben, die Adolf Hitler beim Erntedankfest vorigen Jahres zu dieser Frage den ausländischen Politikern unterbreitete.

Aus diesem Abschnitt spricht die englische Auffassung, daß um die Jahreswende 1937/38 die Kolonialfrage in ihrer Gesamtheit in ein neues Stadium getreten sei.

Abgesehen von der Tatsache, daß das angesehene Institut die deutsche Forderung nach Kolonien überhaupt zum Gegenstand einer solchen, in England sicherlich nicht ganz unbeachteten Veröffentlichung macht, ist für uns vor allem der dritte Teil der Schrift von Interesse. Sein Titel lautet: Eindruck der deutschen Kolonialansprüche in Großbritannien.

Objektiv richtig wird dargestellt, daß in der öffentlichen Meinung und Politik Englands dieser Fragenkomplex von zwei verschiedenen Gesichtspunkten betrachtet wird: 1. Bedeuten Kolonien für Deutschland eine wirtschaftliche Notwendigkeit, und 2. ist ihre Rückgabe eine Forderung der nationalen Ehre? Alle jene Engländer, für die die wirtschaftliche Frage wesentlich ist, sind geneigt, ihre Lösung durch wirtschaftliche Maßnahmen, etwa im Sinne der „offenen Tür" zu suchen. Die andere Seite — die u. E. zahlenmäßig noch sehr viel geringer ist — denkt an eine tatsächliche Rückgabe der Kolonien, mindestens in Form einer Übertragung von Mandaten. Die beiden Auffassungen werden in besonderen Abschnitten betrachtet, und dabei jeweils private Meinungsäußerungen den offiziellen Kundmachungen der Regierung gegenübergestellt.

Im Hinblick auf die private Meinungsäußerung zum wirtschaftlichen Komplex heißt es zusammenfassend, daß man sich nur über zwei Punkte einig sei: die Rückgabe der Kolonien vermag das wirtschaftliche Problem nicht zu lösen, und die politische und wirtschaftliche Lage ist immerhin so ernst, daß unbedingt ein anderer Ausweg gesucht werden muß. Über die Art dieses Ausweges besteht keinerlei Einigkeit. Vielfach erwogen wird eine Erweiterung des Mandatssystems oder die Schaffung einer internationalen Konvention, die allen Staaten gleichmäßig die Beschaffung von Rohmaterial und nebenbei auch Gelegenheit zur Ansiedlung ihrer überschüssigen Bevölkerung garantiert.

Die Berichte der verschiedenen Völkerbundskommissionen sind zu unwichtig und die Stellungnahmen der englischen Regierung hierzu bekannt genug, als daß es sich verlohnte, in diesem Zusammenhang auf sie zurückzukommen.

Was nun die Rückgabe der deutschen Kolonien aus Gründen des nationalen Prestiges anbetrifft, so lassen sich aus dem Wust von geschriebenen und gesprochenen

Digitized by Google

Meinungsäußerungen einige Gesichtspunkte als wesentlich bestimmend hervorheben.

Ohne anzugeben, wann und wo dies angeblich erfolgt sei, wird bemerkt, daß Adolf Hitler das englische Bestreben, die Eingeborenen in absehbarer Zeit politisch auf eigene Füße zu stellen, lächerlich gemacht habe. Der deutsche „Rassismus" und die in religiösen Fragen nach Meinung der Engländer unklare Haltung verhindert diese von England beabsichtigte Aufwärtsbewegung unter den farbigen Völkern, was zu ernsthaften Bedenken Anlaß gibt. Die viel geäußerten strategischen Einwände, die namentlich von dem ehemaligen englischen Kolonialminister Amery immer wieder ins Treffen geführt werden und nach denen eine Zerreißung des englischen Kolonialbesitzes zu befürchten steht, werden durch den Hinweis der Gegenseite entkräftet, daß Italien durch die Eroberung Abessiniens heute bereits eine solche Stellung innehat. Die juristischen Einwände, daß man nicht wisse, wem eigentlich das Verfügungsrecht über die Mandate zustehe, dem Völkerbund, den Alliierten des Weltkrieges oder den Mandataren, wirken für jeden auch nur oberflächlichen Kenner der englischen Kolonialgeschichte alles andere als überzeugend.

Fast völlige Einstimmigkeit scheint immerhin heute in England in der Verurteilung der kolonialen Schuldlüge zu bestehen, der Behauptung, Deutschland sei nicht fähig, zu kolonisieren. Über das, was geschehen soll, gehen die Meinungen völlig auseinander. Alle Vorschläge wirken reichlich nebelhaft: Erweiterung des Mandatssystems, Errichtung von internationalen Mandaten, Verwaltung der Kolonialgebiete durch internationale Kommissionen unter der Ägide des Völkerbundes usw. Aber selbst solche und ähnliche Vorschläge stocken bei der Frage, welche Gebiete in Betracht kämen. In der Schrift ist nur Sir Oswald Mosley, der Führer der englischen Faschisten, angeführt, der für eine bedingungslose Rückgabe aller ehemals deutschen Kolonien seine Stimme erhebt.

Der Abschnitt, in dem nun die uns allen bekannten Kundgebungen der englischen Regierung zu dieser Frage angeführt werden, schließt mit der Feststellung, daß die Annexion Österreichs und besonders die Art des Vorgehens der deutschen Regierung bei dieser Gelegenheit die Lage völlig geändert habe. Und dies fand in einer Unterhausrede Chamberlains seinen Ausdruck, als er sagte, „es ist offensichtlich, daß unter den gegenwärtigen Umständen in dieser Richtung (Kolonialfrage) zur Zeit nichts weiter geschehen kann".

Bei aller Distanz: es steht außer Frage, daß das Königliche Institut für Internationale Angelegenheiten sich bei dieser Schrift größtmöglichster Objektivität befleißigt und damit einen Beitrag zur Mehrung des Verständnisses für die deutschen Ansprüche in England geleistet hat.

*

In diesem Zusammenhang wollen wir auch auf eine kürzlich erschienene Arbeit des französischen Professors Herbette aufmerksam machen, die den Titel trägt „Die deutschen Kolonialforderungen und die Sicherheit von Französisch-Afrika" (als Manuskript in den Veröffentlichungen der Gesellschaft für wirtschaftliche Studien und Informationen zum Abdruck gekommen). Nach Meinung des Verfassers hat Frankreich Grund zu fürchten, daß England, wenn es sich früher oder später mit Deutschland in der Kolonialfrage einigen würde, die Rückgabe der heute unter französischer Herrschaft stehenden Gebiete (Kamerun und Togo) vorschlagen wird, um seinerseits die Wiederherausgabe von Deutsch-Ostafrika um so leichter ablehnen zu können. Herbette führt dann aus, daß für einen solchen Fall die strategische Sicherung des französischen Kolonialreiches völlig erschüttert sei, weshalb der Besitz von Kamerun für Frankreich eine Lebensfrage darstelle, nicht als Kolonie zur wirtschaftlichen Ausbeutung, sondern als Schlüsselstellung für das französische Reich in Afrika.

Herbette sagt wörtlich: „Auf jeden Fall ist es unvermeidlich, daß Deutschland wieder eine koloniale Großmacht und insbesondere eine große afrikanische Kolonialmacht wird. Frankreich und England dürfen keinen Zweifel darüber lassen, daß sie einerseits den aufrichtigen Wunsch haben, die notwendigen Zugeständnisse an Deutschland zu machen, andererseits ihre Schlüsselstellungen in Afrika behalten wollen."

Leider verrät uns der Herr Professor nicht, wie und wo dann aber die Wiederherstellung eines Deutsch-Afrikanischen Kolonialreiches erfolgen soll.

Digitized by Google

Kleine Beiträge

Doppelbegabungen

Gemessen am kulturellen Schaffen der Ahnen dünken wir uns an künstlerischen Begabungen nicht gerade reich. Die Pflege der Zivilisationsgüter, der andersgeartete Menscheneinsatz, die überall zu beobachtende Tendenz zur Zerstreuung statt zur Besinnlichkeit läßt keinen Raum für die handwerklichen Spielereien kunstfreudiger Menschen, wie sie noch vor hundert Jahren zu dem angesehenen Lebensstil eines jeden deutschen Familienhaushaltes gehörten. Damit ist auch schon gesagt: wir sind bereits froh, wenn sich eine Begabung entfaltet, fördern sie, setzen sie überall ein, lassen ihr keine Zeit, sich irgendwo zu verlieren. Die Gemeinschaft hat ein Recht auf die Begabung; sie erwartet nicht nur die vollendete Leistung, sondern will den Dichter, den Musiker, den Erzähler auch selbst persönlich sehen und vernehmen. Wann kann darum der schöpferische Mensch unserer Zeit der Pflege seiner zweiten oder dritten Begabung nachgehen? Ja, wer von uns weiß überhaupt davon, daß es so etwas gibt. Hermann Burte ist allenfalls als Dichter bekannt, wer aber weiß von seinen Aquarellen? Schließlich ist Wilhelm Schäfer als Dichter und begabter Schriftsteller zum Begriff geworden. Sein Werk „Hölderlins Einkehr" hat uns schöne Stunden geschenkt, aber wer hat je Porträts von der Hand dieses Künstlers bewundert?

Schiller, Selbstkarikatur

Im japanischen Palais der schönen Stadt Dresden, deren kulturpolitische Ausstrahlungskraft wir uns nach vorhandenem Reichtum und kulturhistorischer Sendung stärker wünschten, hat kürzlich eine Ausstellung über künstlerische Doppelbegabungen der Neuzeit stattgefunden, die aus dem oben erwähnten Grund mangelnder Besinnlichkeit viel zu wenig Beachtung gefunden hat. In Verbindung mit einer Neuerscheinung auf dem Buchmarkt („Künstlerische Doppelbegabung" im Ernst Heimeran Verlag, München) kommt ihr doch eine erhebliche erzieherische Bedeutung zu. Der Verfasser des Buches, Herbert Günther, dessen fleißige Arbeit wir einen kulturpolitischen Beitrag ersten Ranges in unserer Literatur nennen möchten, bringt vorwiegend unbekanntes Material aus vergangenen Zeiten, so daß sich die aufgezeigten Beispiele mit der Dresdner Ausstellung großartig ergänzen.

Warum wissen wir so wenig von der Doppelbegabung? Sicher ist, daß nämlich eine Begabung den Ruf und Wert eines Künstlers bestimmt und z. B. die Zeichnungen eines E. T. A. Hoffmann oder einer Annette von Droste-Hülshoff hinter ihren Märchen, Novellen, Romanen und Gedichten zurückbleiben. Aber wie sehr haben diese Begabungen doch auf ihre dichterische Entfaltung Einfluß genommen! So wäre statt einer langatmigen Faustinterpretation auf einer Oberprima dem Verständnis

Goethe und Schiller im Gespräch
Zeichnung von Goethe

Digitized by Google

Goethes dienlicher, auch einige seiner wunderbaren Zeichnungen den jungen Menschen vor Augen zu führen. Man dürfte auf einer Abiturientenprüfung nicht nach Philipp Otto Runges künstlerischer Begabung fragen. Gewiß würde der große Maler der Romantik mit seinen herrlichen Märchen, die Jakob Grimm in seine Sammlung aufnahm, mit seinen Dichtungen und beachtlichen Schriften völlig unbekannt sein.

Und um noch ein Beispiel zu nennen: der Sudetendeutsche Adalbert Stifter begründete seinen Ruf als Dichter. Und selbst hat er doch von sich einmal gesagt: „Als Schriftsteller bin ich nur Dilettant, und wer weiß, ob ich es auf diesem Feld weiterbringen würde, aber als Maler werde ich etwas erreichen." Und wer seine wundervollen Landschaften einmal erblickt hat, der spürt, wie stark die Gabe Stifters gewesen ist, in verschiedenen Regionen des Kunstschaffens sinnlich wahrnehmbare Dinge hervorzubringen. Günther veröffentlicht in seinem Werk ein bisher unbekanntes Studienblatt von Schiller, das eine Hand zeigt. Köstlich ist eine Selbstkarikatur des Dichters! Eine erstaunliche künstlerische Leistung bringt das Buch mit der Abbildung einer Kinderzeichnung von Peter Rosegger. Ebenso verblüffend eine wundervolle Radierung Adalbert von Chamissos.

Schuld an mangelnder Kenntnis des Begabungsreichtums unserer genialen Geister ist jene Spartenwissenschaft, die nur das Fach „Plastik" oder das Fach „Literatur" vor sich sah, aber nicht daran dachte, in Ehrfurcht die schöpferische Persönlichkeit der Nachwelt zu übermitteln. Die Dresdner Ausstellung sowie diese Publikation mögen den Anstoß zu einer Umkehr geben. Die junge Generation muß selbst um diese Vielzahl von Begabungen einzelner Persönlichkeiten wissen, damit sie selbst auch alle in ihr schlummernden Anlagen pflegt und nicht nur eintönig eine Gabe ausbildet.

Wir müssen darüber hinaus wieder zu der früher herrschenden künstlerischen Betätigung in unserem häuslichen Heim zurückfinden. Hier findet man zu wahrem Glück, nicht im Besuch des Kintopp oder irgendeines Tingeltangels. Die künstlerische Betätigung als gesellschaftliches Allgemeingut ist gar kein so verachtenswertes Requisit des vorigen Jahrhunderts, es führt zu wirklicher Naturverbundenheit, zu echter Musikalität, zu ehrlicher Achtung handwerklicher Kunst und zur wahren Anteilnahme des Volkes am Kunstschaffen der Zeit. Wie beneidenswert reich ein E. T. A. Hoffmann, der von einer „Übereinkunft der Farben, Töne und Düfte" schwelgt, „die sich in einem wundervollen Konzert vereinigen". Wie begnadet ein Künstler wie Hermann Hesse, der „Nachtgefühl" in Farben und Versen auszudrücken vermag. Christian Morgensterns Aquarelle haften in uns wie seine Lieder. Und in den Erzählungen Gottfried Kellers spüren wir hin und wieder wahrnehmbar den Landschaftsmaler, der er auch wirklich war. Wir wollen die Doppelbegabungen eines Mörike, Löns, Uhland, Hauff, Reuter, oder wie sie immer heißen, nicht nur als Geschenke des deutschen Genius hinnehmen, sondern dankbar darum wissen.

Bettina von Arnim, Scherenschnitt

Digitized by Google

Die Frage nach der Doppelbegabung von Menschen mit einer künstlerischen Ader und anderen Fähigkeiten bleibt offen! Eine Frage, die sich an jeden richtet und schließlich auch den „geborenen Juristen" anspornen sollte, künstlerische Anlagen in sich aufzuspüren. Meist sind sie vorhanden und bleiben doch unentdeckt. Gerade hier, aus uns selbst, vermöchten wir uns so viel Kraft durch Freude zu holen! Im Raum der großen Gestalten unseres Volkes leben auch hierfür zahlreiche Vorbilder, in denen eine künstlerische Begabung sich mit einer politischen, wissenschaftlichen, technischen oder anderweitigen Fähigkeit trifft. Voran Adolf Hitler, dessen Aquarelle aus früherer Zeit und dessen architektonische Intuition in der Gegenwart den genialen Baumeister und Führer des Reiches, den großen Redner und Diplomaten unseres Volkes begleiten. Aus der Vergangenheit sei nur der Melodiker Martin Luther, der Flötenspieler Friedrich II. genannt.

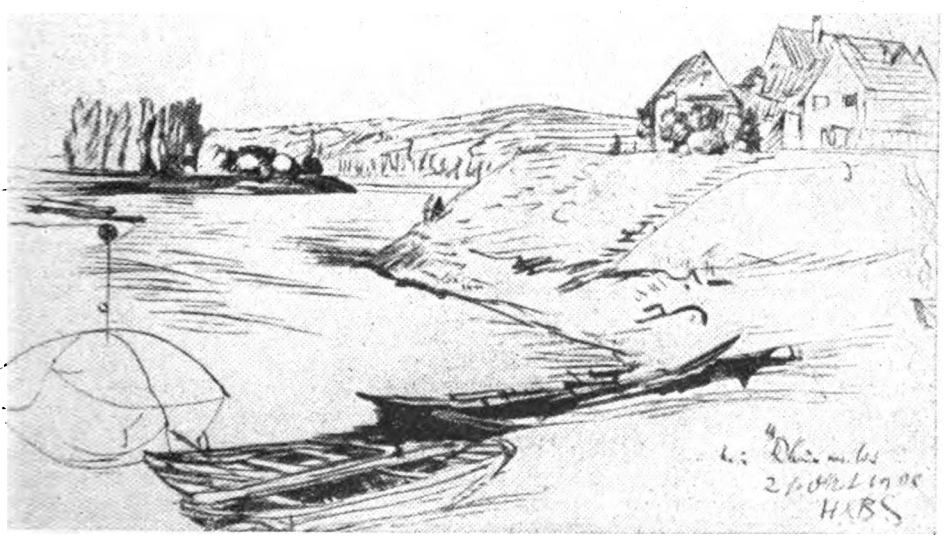
Gewiß Beispiele nur — möchten sie nur vielen, die ihre eigenen Anlagen brach liegen lassen, beispielhaft sein!

Günter Kaufmann.

Von der geistigen Autonomie der irischen Insel

Schöpferische Kräfte legen die Quellen des Volkstums wieder frei

Die englisch-irischen Beziehungen sind in der letzten Zeit wieder normalisiert worden. Um die Jahreswende war Irlands neue Verfassung in Kraft getreten. Damals nahm die Grüne Insel den keltischen Namen Eire an, eine symbolische Tat, die der Entfremdung von England sichtbare Form gab. Damals fand eine Entwicklung zunächst ihren Abschluß, die selbst in der an dramatischen Ereignissen nicht armen Geschichte des britischen Weltreiches noch keine Parallele hat. Das irische Kapitel ist das dunkelste und trübste in der Geschichte des Empire. Das kleine Irenvolk hatte den übermächtigen Nachbarn zum Rückzug gezwungen. Mit einer erstaunlichen Gelassenheit hatte England die Politik Eamon de Valeras hingenommen, während es noch zwei Jahrzehnte vorher mit dem Standrecht auf den revolutionären Befreiungsversuch der Iren geantwortet hatte. England hat im Laufe jahrhundertelanger, unerhört blutiger Auseinandersetzungen mit Irland heute end-



Hermann Burte, Rheinweiler

Digitized by Google

lich einsehen müssen, daß es auf die Dauer den zähen Widerstand des irischen Volkes nicht brechen kann. England hat das Selbstbestimmungsrecht der Völker, wie es sich im 20. Jahrhundert überall durchsetzt, auch im Bereich des eigenen Empire, wenn auch schmerzerfüllt, so doch hingenommen. Die englisch-irischen Verhandlungen haben gezeigt, daß auch diese Streitfrage zu lösen ist.

Irlands erbitterter Kampf um seine Volkwerdung ist das Ergebnis einer Wiedererweckung seines nationalen Selbstbewußtseins, das aus der Rückbesinnung auf die eigene heroische Vergangenheit, auf das Gesetz seines eigenen geistigen und völkischen Seins genährt wurde. Standish James O'Gradys „Geschichte Irlands: Das Heroenzeitalter" (1878/80 erschienen) war ein Fanal. Denn O'Grady erschloß seinem Volke einen der großartigsten Mythen- und Sagenkreise der Weltliteratur von einer so starken kulturellen Kraft, daß aus ihr die bedeutendste literarische Bewegung des englischen Sprachkreises im ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhundert entstand: die irische oder keltische Renaissance. Über ihre Bedeutung für das englische Schrifttum — ganz abgesehen von ihrem politischen Wert im Selbstbehauptungskampf des irischen Volkes — kann heute kein Zweifel mehr bestehen. Sie stellt einen in sich geschlossenen Bezirk der englischen Literatur dar, der aus seiner eigenen Gesetzmäßigkeit heraus verstanden sein will. Und das weist schon auf die ganze Problematik der Stellung Irlands in seinen Loslösungsbestrebungen von England hin: diese Literatur unverkennbar irischen Gepräges, deren geistig-seelische Heimat in ihren Anfängen das gälisch-irische Heroenzeitalter war und in ihrer Weiterentwicklung der Heldenkampf des irischen Volkes gegen den im Einsatz seiner Machtmittel wahl- und skrupellosen Nachbarn, ein Kampf, der in dem unglücklichen Osteraufstand von 1916 gipfelte, diese Literatur ist in — englischer Sprache geschrieben.

Auch hier scheint sich eine neue Wende anzukündigen. Ein junger Dichter hat die Chronik seiner zwanzig Lebensjahre geschrieben: Maurice O'Sullivan „Twenty Years A-Growing". Das Buch ist in seiner Londoner Ausgabe ein aufsehenerregendes Ereignis gewesen, aber sie war eine Übertragung aus dem — Irischen. Wird dieses Werk der Anfang einer neuen Literatur in neuirischer Sprache sein? Diese Sprache ist im Vordringen. Sie erfährt die tatkräftigste Förderung durch den entschiedenen Willen der irischen Regierung, die englische Sprache zu verdrängen. Irland würde die Entstehung einer Literatur in irischer Sprache mit dem hohen Preis des Verlustes ihrer Weltgeltung bezahlen, und England würde eine der wertvollsten Kraftquellen seines geistigen Lebens verlieren. Eire ist noch unerbittlicher als der Irische Freistaat es war! So ist der Weg nicht zweifelhaft. Wohl aber ist er weit, der Weg, der von O'Grady bis zu Maurice O'Sullivan führt. Zwischen diesen Namen liegt eine Entwicklung, die der irischen Literatur unter englischer Flagge Weltgeltung in hohem Maße verschafft hat.

„Wenn alle großen lebenden Dichter Irlands in Dublin wohnten, wäre diese Stadt vielleicht der glänzendste Mittelpunkt der Dichtung, des Dramas und des Romans in der Welt." Das ist nicht der übertreibende Ausspruch eines irischen Fanatikers, sondern die vor einem Jahrzehnt vorgetragene Überzeugung des weisesten und maßvollsten unter den Dichtern des neuen Irland: George William Russell. Nicht alle irischen Dichter dieser Zeitspanne gehören der irischen Renaissance an: Shaw hat ihr nie angehört, George Moore ist von ihr abgefallen und hat mit der satirischen Kraft und Bosheit des geborenen Apostaten eine ebenso glänzende wie verschlagene Chronik dieser Bewegung geschrieben, James Joyce ist sehr früh andere Wege gegangen, nachdem er sich in den Zeitschriften der irischen Bewegung die ersten Sporen verdient hat. England hat diese drei Dichter für sich in Anspruch genommen, wie es Swift, Goldsmith, Sheridan, Burke und Thomas Moore unter seine Dichter zählt, obwohl sie Iren sind. Erst mit dem erwachenden nationalen Selbstbewußtsein hat Irland Wert darauf gelegt, sie in sein Pantheon aufzunehmen. Auch die zur irischen Renaissance im engeren Sinne gehörenden Dichter sind von englischen Verlegern propagiert, von englischen Kritikern für englisches Publikum entdeckt und stillschweigend in die zeitgenössische englische Literatur eingereiht worden. Aber die Einordnung ist schwierig gewesen; sie war nicht ohne Zwang möglich, und im Laufe der Entwicklung hat die irische Literatur durch die Fülle ihrer Talente und die Eigenart und die erstaunliche Höhe ihrer Werke sich die Bewertung als Provinz eigener Prägung innerhalb des zeitgenössischen englischen Schrifttums errungen. William Butler Yeats und George William Russell, der an seinem frühen Pseudonym A. E. bis zu seinem letzten Werk festgehalten hat, sind die

Digitized by Google

Führer der irischen Renaissance, beide in ihrem Wertvollsten und Bleibenden Lyriker von hohem Rang, deren Dichtungen im ganzen englischen Sprachkreise Bewunderung erfahren haben. Sowohl Yeats, Schöpfer tief symbolischer Dichtungen und Klangzauberer von unerhörter Musikalität, wie A. E., der seinen großen Nebenbuhler an Klangfülle nicht erreicht, aber vielleicht an Tiefe und Weite des Geistes übertrifft, sie beide haben in Ton, Symbol und Stil die irische Note in der englischen Literatur „hoffähig" gemacht, die nun unverkennbar und unverlierbar weiterklingt für einige Jahrzehnte. Maurice O'Sullivan hat sie klangrein und volltönend aufgenommen, ein vollendeter Lyriker, Dichter der zarten und stillen Seelenstimmungen, der „Celtic sadness", der keltischen Wehmut, wie Yeats sie genannt hat. Aber diese Melancholie ist nicht ein Wesenszug des keltischen Volkscharakters an sich, sondern sie ist das Ergebnis des schweren geschichtlichen Schicksals des irischen Volkes. Ein deutscher Kenner der gälisch-irischen Dichtung hat auf diese Tatsache hingewiesen: „Man kann sich kaum etwas Klareres, Frischeres und Gesünderes vorstellen als die alte (gälische) lyrische Dichtung, die sich mit der Natur nur um ihrer selbst willen beschäftigt. Nirgends sonst finden wir dieses einfache Entzücken an der Natur, ungetrübt und unbeeinflußt durch menschliche Leidenschaften." Aus diesem Geiste sind die Dichtungen von Padraic Colum und James Stephens geboren, mit denen die irische Renaissance in ein neues Entwicklungsstadium tritt. Mit ihnen kündigt sich eine Wende an, deren Auswirkungen sich bis auf unsere Tage erstreckt. Es ist eine Wende von der Erdenferne und Himmelsschau der Dichtungen von Yeats und A. E. zu einer Bejahung des diesseitigen Lebens, zu der Verankerung des Ichs im Hier und Jetzt des starken, erdennahen Lebens, zur Hingabe an die Erde als Scholle und als Spenderin tiefster Beglückung in ihrem wunderschweren, geheimnisvollen Sein. Diese Heimkehr zur Mutter Erde wird zum leidenschaftlichen Trotz gegen die alten Götter, zur Auflehnung gegen die Fernsehnsucht, gegen das Sichverlieren in einer jenseitigen Traumwelt. Dieser Aufstand hat seinen überwältigendsten Ausdruck in der elementaren Wucht der Dramen John Millington Synges gefunden, der sein kometenhaftes Erscheinen in einem allzufrühen Tod beendete. Im Zuge dieser ganzen Entwicklung ist in der jüngsten irischen Literatur ein auffallendes Zurücktreten der Lyrik, der großen Stärke der ersten Phase der irischen Renaissance, hinter dem Roman und der short story zu verzeichnen. Führend unter den Jüngsten ist Liam O'Flaherty, von dem einige Romane ins Deutsche übersetzt worden sind. In ihnen zeigt sich deutlich die Wandlung, die sich in der irischen Literatur vollzogen hat. Hier ist nichts mehr von der Verklärung des irischen Lebens durch ein fernes, unerreichbar weit entrücktes Traumbild einer schöneren, heldenhafteren Zeit; in ihnen lebt das irische Schicksal der Jahre der Entscheidung vom Osteraufstand 1916 bis zum Abbruch der englischen Gewaltpolitik im Anfang der zwanziger Jahre. Es ist eine furchtbare Zeit gewesen, in der englische Übermacht gegen irische Verzweiflung mit all ihren düsteren Folgen kämpfte. O'Flaherty ist ihr glänzendster, aber auch ihr unerbittlichster Darsteller. Er verfügt über eine ungeheure, geradezu beängstigende Gestaltungskraft. In der Schilderung der Glut zerstörender Leidenschaften, der entfesselten Maßlosigkeit, der Wucht dramatischer Geschehnisse ist er im heutigen englischen Schrifttum unerreicht. In allerjüngster Zeit sind eine ganze Reihe neuer hervorragender Talente aufgetaucht, von denen nur Frank O'Connor, Francis Carty, Sean O'Faolain, F. R. Higgins, Austin Clarke und Francis Stuart genannt seien. Es sind junge Dichter, deren erste größere Werke sie zu den Zukunftsträgern der irischen Literatur in englischer Sprache gemacht haben. Erst einer von ihnen, Francis Stuart, ist mit seinem Roman „Der Jüngste von Rosaril" einer Übertragung gewürdigt worden.

Wohin Irlands politischer und geistiger Weg führen wird, vermag niemand mit Sicherheit vorauszusagen. Die Bindungen geschichtlicher, kultureller und vor allem wirtschaftlicher Art an den großen Nachbar sind stark. Stärker aber ist der Wille, nach so vielen Jahhunderten der Unterdrückung wieder zur Entfaltung des völkischen Eigenlebens zu kommen. Noch steht der protestantische Norden gegen den katholischen Süden, getrennt auch durch die politische Grenze, noch gibt es das Parlament in Belfast und das in Dublin. Wird Dublin siegen? Die ganze Insel trägt nach dem Willen Dublins nun den Namen Eire. Wird dieser Wille so stark sein, um sich über die Tatsachen von heute hinwegzusetzen und der Zukunft sein eigenes Gesicht zu geben? Wir möchten es annehmen.

Heinz Höpf'l.

Digitized by Google

Neue Bücher

Konrad Haemmerling: **„Der Mann, der Shakespeare hieß".** Roman, 445 S. Deutscher Verlag, Berlin.

Um Shakespeare, von dem wir allzuwenig wissen, einen Roman zu schreiben, ist ein Unternehmen, das auf jeden Fall Beachtung verdient. Zweifellos ist es dem Autor auch gelungen, alles „um" Shakespeare, die Welt der machtgierigen und lebensgenießerischen Renaissance, darzustellen. Man wird gebannt von dem Bild dieses Londons, insbesondere von der Gestalt der Königin Elisabeth, die dem Roman beinahe eher den Titel gegeben haben könnte. Denn das muß einschränkend gesagt werden: von Shakespeare, dem Dichter, dem Genius, ist gar wenig die Rede. Was man von ihm erfährt, ist im Wesentlichen nur sein Verhältnis zu einer ganzen Serie von Frauen. „Shakespeare und die Liebe" — das wäre auch ein Titel gewesen. Als ob nun ausgerechnet die Gestalt eines Dichters dazu herhalten müßte, um mit undelikaten Einzelheiten von verschiedenen Methoden der Liebesbeweise zu berichten! Man mag es allenfalls im Rahmen der allerdings glänzenden Zeitbeschreibung hinnehmen, die in Szenen von häufig shakespearischer Fülle den ganzen Lebensrausch jenes Jahrhunderts an uns vorbeiziehen läßt. Hymmen.

Dr. Adolf Dresler — Fr. Maier-Hartmann: **„Dokumente der Zeitgeschichte".** 327 Seiten. Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf. G.m.b.H.,

Als Querschnitt durch das einzigartige Archiv für Zeitgeschichte und Publizistik, das F. J. M. Rehse in München schon vor Jahren gegründet hat, ist dieses Buch nicht nur ungemein interessant, sondern auch von hohem politischem Rang. Das „Dokument" spricht zu uns, nicht mehr das dem Zweifel oder Mißverständnis ausgesetzte Wort. Vergessene Zeugen der Kriegszeit und Nachkriegszeit lassen als Kontrast zu der Entwicklung der Gegenwart die unsagbare Wende erkennen, die sich mit der Revolution 1933 vollzogen hat. Wir möchten es gerade jenen Lesern empfehlen, die es als Ergänzung und Vertiefung zu dem vor einem Jahr in „Wille und Macht" erschienenen Material seit langem wünschen.

Richard Euringer: **„Der Zug durch die Wüste."** Roman der ersten Expedition deutscher Flieger durch die Wüste. Erschienen im Vier Falken Verlag, Berlin.

Die Lektüre dieses prächtigen Buches ruft uns von neuem die ungeheure Ausdehnung und Ferne der Fronten des großen Krieges in die Erinnerung. Uns allen sind aus Berichten und Erzählungen der Krieg im Westen und die großen Schlachten im Osten und Süden bekannt. Wenige jedoch wissen, daß es neben diesen großen Kriegsschauplätzen eine Vielzahl von kleineren, in fernsten Ländern abgelegenen Fronten gab, an denen aber nicht weniger mutig und bis zum letzten aufopfernd gekämpft wurde als in Frankreich und Rußland. — Euringer hat in seinem neuen Buch dieses bisher wenig beachtete Heldentum verherrlicht. Es ist ein Ausschnitt aus der dramatischen Geschichte des verzweifelten deutsch-türkischen Abwehrkampfes in Palästina und Syrien, den die Verbündeten gegen die an Zahl und Material weitaus überlegenen Engländer und gegen die in ihrem Rücken zum Abfall verführten Arabervölker mit einer fast unvorstellbaren Verbissenheit geführt haben. Im Mittelpunkt dieses an ein Tagebuch erinnernden Berichtes steht das Schicksal der ersten in der arabischen Wüste stationierten Fliegerabteilung. — Wie in seinen früheren Werken, ist auch in diesem Buch Euringers Sprache so ergreifend, weil er die großen und die kleinen Vorgänge, die tragischen und die komischen Situationen jeweils angemessen und realistisch, nirgends idealisierend und ohne falsche Heroisierung zu zeichnen vermag. Fe.

Hauptschriftleiter und verantwortlich für den Gesamtinhalt: Günter Kaufmann.

Stellvertreter: Friedr. W. Hymmen. Anschrift der Schriftleitung: Reichsjugendführung, Berlin NW 40. Kronprinzenufer 10. Fernsprecher: 12 74 91. — Verlag: Franz Eher Nachf. G. m. b. H., Zentralverlag der NSDAP., Berlin SW 68, Zimmerstraße 87—91. Postscheckkonto: Berlin 4454. Verantwortlich für den Anzeigenteil: Ulrich Herold, Berlin. — DA. III. Vj. 1938: über 60 000. Pl. Nr. 8. — Druck: M. Müller & Sohn KG., München; Zweigniederlassung Berlin SW 68, Dresdener Str. 43. — „Wille und Macht" erscheint am 1. und 15. jedes Monats und ist zu beziehen durch den Verlag sowie durch die Post und alle Buchhandlungen. Bezugspreis vierteljährlich 1,80 RM. zuzüglich Bestellgeld. Bei Bestellung von 1 bis 3 einzelnen Nummern bitte den Betrag in Briefmarken beizulegen, da Nachnahmesendung zu teuer ist und diese Bestellung sonst nicht erledigt werden kann.

Digitized by Google

Wille und Macht

Führerorgan der nationalsozialistischen Jugend

HERAUSGEBER: BALDUR VON SCHIRACH

Jahrgang 6 | Berlin, 1. November 1938 | Heft 21

Drei Gedichte Baldur von Schirachs:

Dem Freund

ALS DU ENTKEHRTEST DEM KRIEG
HAST DU DAS GLÜHENDE HERZ
GEHÜLLT IN DIE ASCHE DER SCHLACHT
UND IN SCHWEIGENDER WUT
SELBST DIR BEFOHLEN DIE FRON

BIS DER GEWALTIGE RUF
ÜBER DEN HÄUPTEN ERSCHOLL
ALLEN, DIE TAPFER UND TREU.

ALSO GALT ER AUCH DIR?
KEINEM, LIEBER, ALS DIR!

Digitized by Google

Die Warnung

LOCKT DICH, KNABE, DER RUHM?
WEH' DIR, VERBLENDETER!
DENN DU FREVELST FRECH AM ERHABENEN WERK
UND FERN DEINEM VOLK
SCHLÄGT DIR IN SELBSTSUCHT, EITEL,
EIN TÖRICHTES HERZ.

NUR WER SO GRENZENLOS LIEBT,
DASS ER, EIN PRIESTER DER PFLICHT,
NICHT MEHR SICH SELBER GEHÖRT,
FREUNDEN NICHT, NOCH FREUDEN,
UND FÜR IMMER VERGISST DAS FRIEDLICHE GLÜCK,
DAS WOHLBEWACHTE, DER BÜRGER,

DER NUR FÜHRE DAS VATERLAND!
ABER EINSAM, KNABE,
GRÜSST DER GRÖSSTE DEN GOTT
UND DIE SCHWARZEN SCHWINGEN DES SCHICKSALS
UMSCHATTEN IHN SCHWEIGEND.

Digitized by Google

Hymne an die Jugend

DU, JUGEND, BIST UNSER HEILIGSTES BILD
DEIN GLAUBE IST GLEICHNIS
UND DEIN CHOR DER BEGEISTERTEN
RÜHRT UNS DAS HARTE,
ERFAHRENE HERZ.

KÄMPFE MACHTEN UNS KLUG UND WIR KLEIDEN
IN LEIDGEHÄMMERTES ERZ
KÖRPER, SEELE UND GEIST.

DOCH, DA SO WIR DICH SEHN,
JUGEND,
SIND WIR NOCH EINMAL BEGINN
UND DIE KINDLICHE HOFFNUNG, DIE REINE, STRAHLENDE
HEBT UNS NOCH EINMAL
STERNENHOCH.

SO NAH DER GEBURT NOCH, JUGEND,
LACHST DU DEM STERBEN LEICHT
UND DER DUNKLEN, DER SCHWEIGENDEN NACHT.
DOCH UNS ERGREIFT DIE GEWALT
EWIGER WIEDERKEHR
UNSER GEBÄNDIGTES BLUT
JAUCHZT MIT DIR, JUGEND:

„TRIUMPH!
BRAUSE DU BRANDUNG DER WELT!
RAUSCHE DU MENSCHLICHES MEER
ZWISCHEN ZEUGUNG UND TOD
DEINER GEZEITEN GESANG!“

Digitized by Google

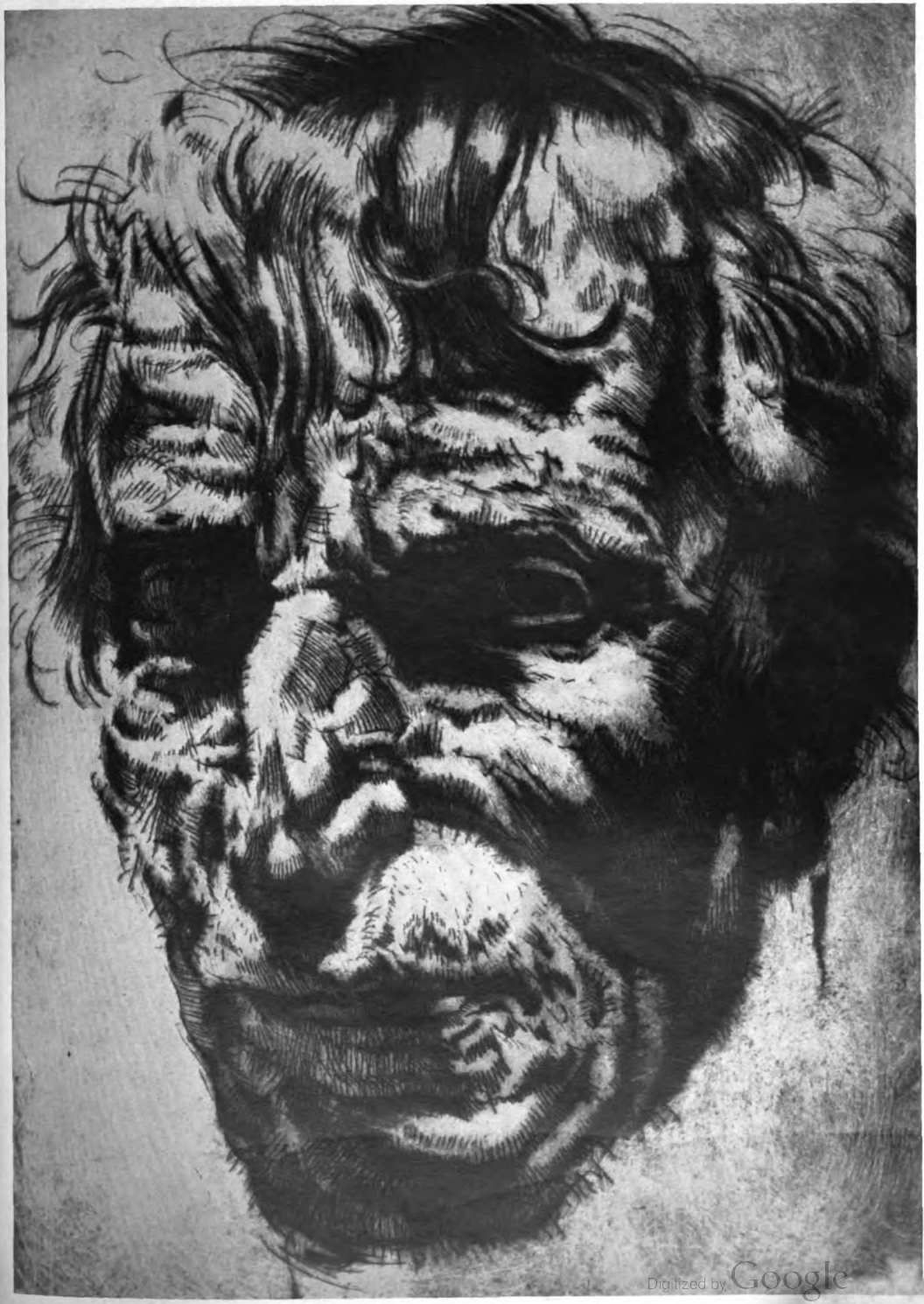
Robert Hohlbaum:

Dichtung und Geschichte

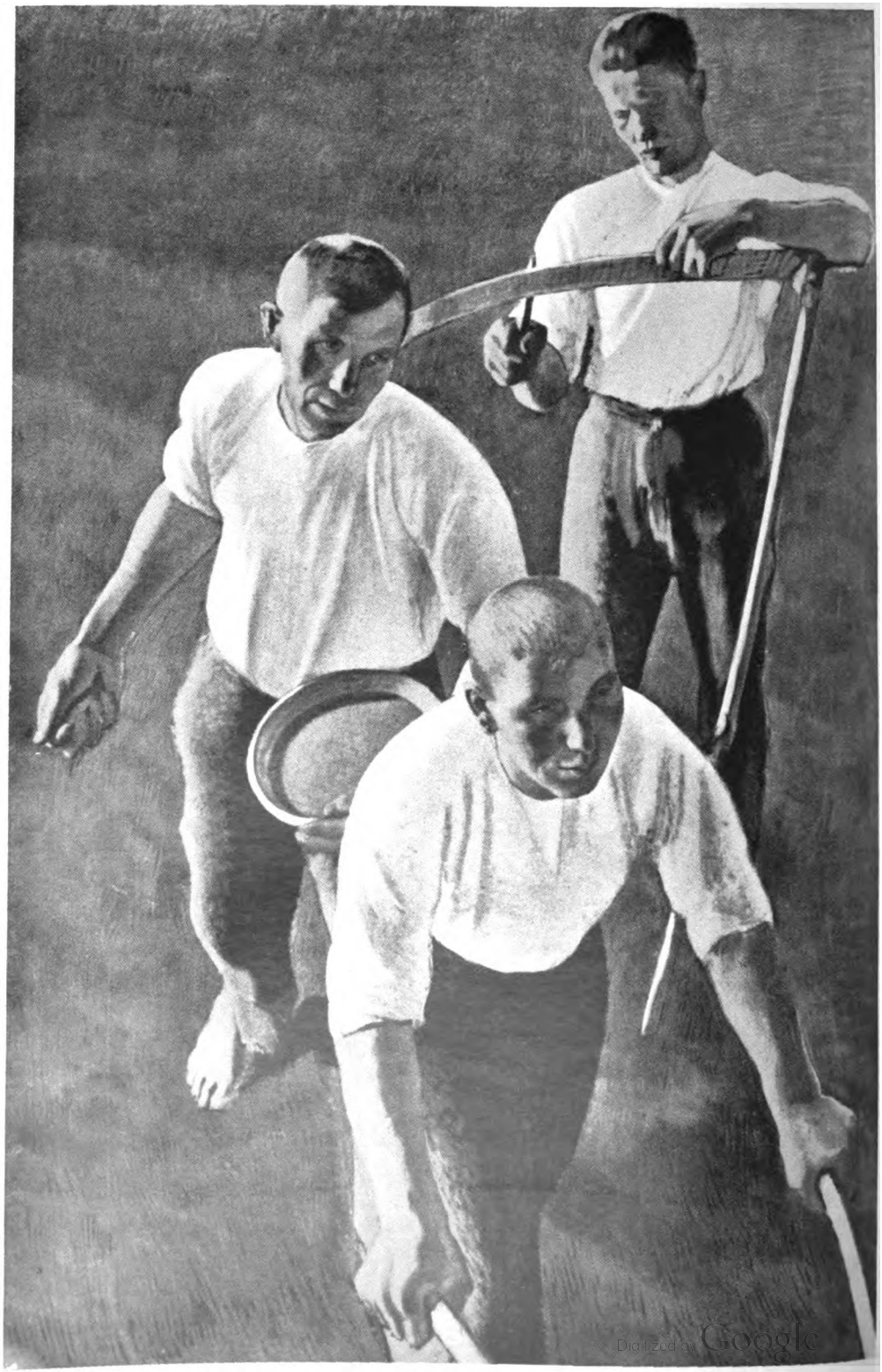
Es ist eine weitverbreitete Ansicht, die geschichtliche Dichtung sei eine Spätblüte der Nationen. Jahrhunderte-, jahrtausendelang hätten die Dichter ihre Zeit und Gegenwart gestaltet, und erst spät, aus einer Art sentimentalischem Sehnsuchtsdrang heraus, hätten sie ihrer Zeit den Rücken gekehrt und wären hinabgestiegen in den Schacht der Vergangenheit, der manchem dunkel und unheimlich erschien, manchem spießbürgerlich und dem Tatendrang der Kraftvollen allzu abgewandt. So erschienen also die Dichter und Gestalter geschichtlicher Themen und Stoffe weltfremd, passiv, untüchtig, ja sogar feige, und ihre Tat nicht als notwendig und erfreulich, sondern als unnütz und unerwünscht. Sie schienen nicht Soldaten, sondern Deserteure und Marodeure der Poesie zu sein, und ihre Dichtung war kein Vorwärtsstürmen, sondern eine Flucht.

Wenn wir den Begriff „Geschichte" jedoch etwas weiter fassen und ihn seines realen Chronikencharakters entkleiden, ihn mit dem Begriffe „Vergangenheit", auch verhüllte Vergangenheit, gleichstellen, wenn wir den Mut haben, unter Geschichte auch Mythos und Sage zu verstehen, dann erscheint, so betrachtet, die geschichtliche Poesie nicht mehr als ein dürrer Spätling einer überalterten Epoche, sondern als ein Torwärter am Reich der Dichtung. Wir wissen freilich, daß das achtzehnte Jahrhundert mit wenigen Ausnahmen die geschichtliche Poesie kaum kannte, und daß die historische Dichtung im heutigen gangbaren Sinne erst mit dem Beginn des neunzehnten einsetzt, wir wissen aber auch, daß, im oben erwähnten weiteren Sinn verstanden, Homer ein Dichter geschichtlicher Epen war, so gut wie Virgil, und im Bannkreis des Germanentums der Dichter des „Nibelungenliedes", der Dichter des „Erec" und „Iwein" und der Schöpfer des „Parzival". Was die Hörer und Leser dieser Ritterepen anzog, das war nicht nur das stoffliche Geschehen, das war auch die ideale Ferne, darin diese bunten Geschehnisse sich abspielten, das war der feine Hauch, in den sie gehüllt waren, und der kaum gehörte Sehnsuchtsklang nach dem Einst, der sie durchzitterte. Schon aus dem Umstande, daß das Epos wenigstens in einer Zeitform der Vergangenheit erzählt wurde, liegt das Bekenntnis zum Geschichtlichen oder Sagenhaften, liegt der Beweis, daß der Dichter seine Geschehnisse in eine nähere oder fernere Vergangenheit projizieren mußte, um sie seinen Hörern oder Lesern mitzuteilen. In dieser Betonung der Vergangenheit liegt nicht nur ein episches Moment, sondern auch ein räumliches und zeiträumliches. Das Präsens hätte den genießenden naiven Hörer verwirrt, das Imperfektum gab ihm weite Schau, gab ihm Behaglichkeit des Blickes und der Einfühlung, gab ihm das, was wir Perspektive nennen. Wir sehen, eben in unserer Zeit — um etwas vorauszugreifen —, daß manche Dichter geschichtlicher Romane und Romanepen eben den umgekehrten Zweck verfolgen: Durch ein stürmendes Präsens das vergangene und verklungene Geschehen stürmisch in die Gegenwart zu reißen, unmittelbar vor den Leser, den modernen Leser, der solche

Digitized by Google



Digitized by Google



Digitized by Google

Stimulantien mehr brauchte als der alte besinnliche und unverdorbene Leser und Hörer von einst, indes gemeinhin auch bei Gegenwartsromanen durch die Zeitform die epische Ruhe erzielt und erreicht wird.

Wenn wir die alten Ependichter, die Dichter der Heldensänge, im erweiterten Sinne als geschichtliche Epiker bezeichnet haben, so müssen wir mit der allgemeinen Vorstellung brechen, die sie als „naive" Dichter im Schillerschen Sinne darstellen. Es ist wohl viel naive und unbeschwerte Freude an der Darstellung, aber da und dort macht sich schon das Bestreben geltend, der eigenen Zeit einen Spiegel vorzuhalten, dieser eigenen, und — nach Meinung des Dichters — kleiner gewordenen Zeit die überlebensgroßen Gestalten einer vergangenen Epoche in helleres Licht zu stellen, in Klage und Jubel, in einem „sentimentalischen" Jubel, der im tiefsten den Mollton des „Es war einmal" trug. Aber vielleicht war auch noch die entgegengesetzte Tendenz hin und wieder am Werke, Brücken zu schlagen vom Einst zum Jetzt, *den Vergleich zu stellen*, Vergangenheit und Gegenwart zu verbinden, in jener eine Bestätigung für diese zu finden. Vielleicht hatte der Rüdeger von Bechelaren ein Vorbild ritterlicher Tugenden, das im dreizehnten Jahrhundert lebte, als der rätselhafte Mann, der unserem Nationalepos die letzte Fassung gab, sein Eigenes überfließen ließ in den alten Strom des Mythos und der Geschichte.

Über eines müssen wir uns klar sein: Geschichtliche Dichtung wird immer, um wieder im Schillerschen Sinne zu sprechen, sentimentalische Dichtung sein. Der Weg, zu ihr zu gelangen, ist ein komplizierterer, verzweigterer, als jener der Dichtung der Gegenwart. Selbst in den einfachsten und reinsten dichterischen Vorgängen wird sich dies zeigen. Ein Frühlingsmorgen, in einen Roman der Gegenwart gestellt, wird dem Dichter unmittelbar von der Natur diktiert. Auch der echte Dichter des Geschichtsepos wird selbstverständlich vom unmittelbaren Landschaftserlebnis ausgehen, aber er wird es doch durch das bunte Prisma seiner geschichtlichen Zeit sehen und sehen müssen. Um ein Beispiel aus dramatischem Gebiet anzuführen: Der Fliedermonolog des Hans Sachs wird Wagner wohl im Urgrund aus einem blühenden Flieder baum aufgegangen sein, aber er durfte nicht an Ort und Stelle diesen Duft zum poetischen Bild umgestalten, er mußte den Blütenstrauch „mit den Würzlein fein ausgraben" und in das Erdreich des alten Nürnberg versenken. Aber eben dadurch erzielte er erhöhte poetische Wirkung. Der Zauber des Einst verband sich dem Zauber der Natur in einer unvergleichlichen Harmonie.

Das ist's, was jene, welche der geschichtlichen Dichtung mit Mißtrauen oder wenigstens mit Reserve gegenüberstanden, als „weltfremd" bezeichneten, dieser Zwang, dieser innere Zwang des poetischen Müssens natürlich, in einer idealen Ferne leben zu müssen, im fünfzehnten, sechzehnten oder gar in einem grau versunkenen Jahrhundert mehr daheim zu sein als in der eigenen Zeit, das ist, was man manchmal als Flucht, sogar als Fahnenflucht bezeichnete, was die Naturalisten des Fin de siècle, selbst über den Kopf eines Conrad Ferdinand Meyer,

Digitized by Google

eines Fontane und Gottfried Keller, eines Grillparzer weg, die geschichtliche Dichtung in Bausch und Bogen verdammen ließ, als handelte es sich damals noch um nichts mehr, als um den falschen Kulissenzauber der Ebers, Eckstein und Konsorten.

Erwin Guido Kolbenheyer hat gegen diese Veräußerlichung und Verwässerung des geschichtlichen Romans scharfe und treffende Worte gesprochen, und hat darüber hinaus auch theoretisch das Ideal des geschichtlichen, aus dem Innersten einer Zeit gewachsenen Epos aufgestellt, wie er dieses Ideal schon vorher praktisch in seinem großen Werk verwirklicht hatte. Und so ist die Forderung, die wir an die geschichtliche Dichtung — denn was für das Epos gilt, gilt mit gewissen Abänderungen, wenn auch nicht so unerbittlich, für das Drama — stellen müssen: Daß sie aus einer inneren magischen Schau heraus eine Epoche gestaltet mit einer nicht nur äußerlichen, sondern einer inneren Wahrhaftigkeit.

Diese innere Wahrhaftigkeit, die sich nicht auf Zahlen, Ereignisse und Überlieferung stützt, wird natürlich immer subjektiv sein. Ein Begnadeter wird diese Schau besitzen, und es kommt nun darauf an, ob ihm auch die Kraft gegeben ist, sie zur Tat umzuformen und seine Visionskraft den andern mitzuteilen. Das ist oft eine sehr langsam und allmählich wirkende Kraft. Es hat lange gedauert, ehe breitere Kreise das sechzehnte Jahrhundert mit Kolbenheyers Augen sahen. Aber auch vordem schon, ehe wir das siebzehnte im Brokatglanz Conrad Ferdinand Meyers erkennen konnten. Die fiktive Welt der „Ägyptischen Königstochter" oder das Pseudo-Rom der „Claudier" war eine weit eingängigere Sache für das liebe Publikum, und die oberflächlichen Gestalten des „Truggold" von Baumbach wurden rascher beliebt als die Dämonie des „Paracelsus" oder der Hanseatentrotz des „Hein Hoyer".

Aus dieser Forderung nach der inneren Wahrhaftigkeit des geschichtlichen Kunstwerkes ergibt sich zwangsläufig die Frage: Wie steht es um das Verhältnis zwischen der geschichtlichen und dichterischen Wahrheit überhaupt? Es gibt berühmte, oft erörterte Fälle. Jede höhere Tochter weiß, daß Goethe Egmont fälschlicherweise als fröhlichen Junggesellen zeichnet, während er in Wahrheit eine biedere Frau und eine respektable Anzahl von Kindern besessen hat. Wir können diese klassische Reihe nach Belieben erweitern. Der Schillersche Don Carlos ist ein strahlender Jüngling, der geschichtliche soll ein bösartiger Kretin gewesen sein, und wenn ich Kleines mit Großem vergleichen darf, so sah ich mich genötigt, in meinem Stein-Roman den großen Staatsmann unbeweibt und ohne seine beiden Töchter auf den poetischen Plan zu stellen. Er mußte frei sein, er durfte nicht ins Familiäre gezogen werden, Stein als Ehemann wäre geschichtlich richtig, aber geschichtsphilosophisch falsch gewesen. Es hat auch nicht ein Kritiker diesen Mangel gerügt. Wenn Strobl seinen Bismarck ohne Frau Johanna den Lesern vorgestellt hätte, so hätte das auch gegen die innere Wahrheit verstoßen, denn Bismarck sog aus der Familie Kraft und Standhaftigkeit, in Steins Tatenleben spielte sie nur eine nebengeordnete Rolle. Hier sehen wir schon, wie haarscharf

Digitized by Google

die Grenzen gezogen sind. Allzu große Genauigkeit und Gewissenhaftigkeit im Tatsächlichen führt zu jenem ganz unausstehlichen Typus historischer Romane, wo einem im Persönlichen nichts geschenkt wird, die allerorten das Bestreben haben, den Roman zu „verniedlichen", ihn mit allen möglichen belanglosen Einzelzügen zu drapieren und den Helden in die allzu häusliche Umwelt herabzuziehen. Ein Goethe mit Filzpantoffeln, ein Klopstock im Schlafrock, ein Friedrich der Große im Kamisol, das sind unerträgliche und ehrfurchtwidrige Gestalten. Aber ebenso falsch wäre es, sie ganz ins Mythische zu erhöhen, Schiller in einer epischen Gestaltung mit dem Lorbeerkranz in der Westentasche herumlaufen zu lassen, aus Friedrich einen germanischen Heros zu formen. Gewiß, das sind Binsenwahrheiten, sie sollen nur die beiden äußersten Pole zeigen, zwischen denen der Spielraum dichterischer Intuition begrenzt ist.

Blüte- und Dürrezeit der geschichtlichen Dichtung wird im allgemeinen natürlich von der Epoche bestimmt sein, in der die Dichter leben. Im allgemeinen konnte man im Laufe der Jahrhunderte die Beobachtung machen, daß in bewegten Zeiten größten Geschehens, in dem bekanntlich die Musen schweigen sollen, vor allem die geschichtliche Muse zu einer Aschenbrödelrolle verurteilt ist. Die Kreuzzüge erzeugen keine Heldensagen, und im Dreißigjährigen Krieg entsteht der „Simplicius Simplicissimus", dessen blutige Gegenständlichkeit und Nähe uns heute noch fast an die Gurgel springt. Aber hundert Jahre später, in einer geschichtlich nicht übermäßig erfüllten Zeit, einer Zeit, die das Liebesleid des jungen Werther zur europäischen Haupt- und Staatsaktion macht, entsteht ein Drama von ungeheuerster geschichtlicher Kraft, der „Götz von Berlichingen". Es gibt aber auch hier keine starre Norm. Die wildbewegte Zeit der Freiheitskriege brennt auf in einem ungeheuren Enthusiasmus für Walter Scott, der „Wallenstein" entzündet die deutsche Welt und ruft viele Nachfolger auf den Plan, und das „Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr alles setzt an ihre Ehre", wird als Aufschrei eines geknechteten Landes von ungeheurer Zeitgemäßheit empfunden. Hier nähern wir uns allmählich der Zeit, da Geschichte als Gegenwart, als erhöhte und geläuterte Gegenwart, vielleicht als ihre schlackenlose und verdichtetste Form empfunden wird.

Man hat für diese Wirkungsmöglichkeit in der naturalistischen und rein ästhetisierenden Epoche gerne das Wort „Tendenz" bereitgehalten. Bis zu einem gewissen Grade ist das richtig. Die „Hermannschlacht", der „Tell" sind Tendenzdichtungen größten Stils, und sie wären ohne das Erlebnis schwerster Bedrückung durch einen verhaßten Feind gar nicht möglich gewesen. Wer darin einen Mißbrauch geheiligter geschichtlicher Tradition erkennen will, der leugnet die Ströme des Geistes und der Seele, die ein Einst mit einem Jetzt, die unser eigenes Leben mit dem der Ahnen verbindet, deren Blutes und Geistes wir sind. Hier ist das geschichtliche Kleid nicht Maskerade. Es war bei Kleist wohl Tarnung, Notwendigkeit, dieses literarische Versteckspiel aufführen zu müssen, es war bei Schiller das wohlerwogene Bestreben der „idealen Ferne", wie später bei Grill-

Digitized by Google

parzer, als er Napoleon in der Gestalt Ottokar Przemysls auf die Bühne brachte. Aber es war nie und nimmer Kostüm. So wenig Kostüm, daß die Römer und Germanen Kleists zuweilen unter der alten Tracht, unter der Tunika und dem Bärenfelle allzu sichtbar die französischen Tressen, den preußischen Soldaten- oder Studentenrock durchscheinen lassen. Eine ruhige, eine gesättigte, eine Zeit des bürgerlichen Wohllebens mochte daran Kritik üben, unsere Generation, die zehnfach mehr erduldet hat als unsere Väter vor hundert Jahren, kennt die Nacht, aus der dieses alle ästhetischen Einwände niederbrennende Feuer erwuchs, als ihre eigene Nacht und ihre eigene Glut.

Besonders ein Teil des deutschen Menschen kannte sie seit jeher: Der Grenz- und Auslanddeutsche. Der Grenzdeutsche hatte vielleicht noch weniger als der Auslanddeutsche, der sich mit seinem Schicksal im fremden Land abgefunden hatte, eine Gegenwart. Er hoffte auf eine Zukunft, aber er stützte sich auf seine Vergangenheit, die Zukunft war seinem Wachsen die ferne Krone des Baums, die Vergangenheit die tiefe Wurzel, aber alles gehörte zueinander wie Wurzel und Laubdach, war viel inniger und organischer vereint als beim Binnendeutschen. Dieser lernte Geschichte in den Schulen, zumeist in der Wilhelminischen Epoche etwas dynastisch und partikularisch gefärbt, der Grenzdeutsche, der Sudetendeutsche im alten Österreich erhielt die Geschichte natürlich auch schwarzgelb und von der anderen Seite gesehen aufgetischt, aber es war uns ziemlich einerlei, was unsere Lehrer uns sagten, wir waren bestrebt, Geschichte aus eigenem zu *erleben*! Denn sie gab uns ja erst Lebensrecht, sie gab uns die Kraft, in unserer immer bedrohten Stellung auszuhalten. Wenn nicht die Ahnen mit uns ausgeharrt hätten, wenn nicht die Jahrhunderte uns die Gewähr unseres geschichtlichen Rechtes gegeben hätten, es wäre noch schwerer gewesen, als es ohnehin war. So war denn dem deutschen Grenzländer Geschichte von Haus aus etwas viel Lebendigeres als dem Binnendeutschen der Vorkriegszeit, dem sie zu sehr durch „Mit Gott für König und Vaterland" zum Klischee und zum geschichtlichen Ölschinken geworden war. Und so fand auch geschichtliche Dichtung bei uns einen ganz anderen Boden aufnahmefreudiger Seelen bereitet, als im Altreich. Wenn wir im Geiste die Hussitenzeiten erlebten, deren grauenvolle Auferstehung wir erst vor kurzem erschüttert durchbangten, so ist es falsch, darin den so beliebten Mißbrauch der Geschichte für eine billige Aktualität zu sehen. Die Verbindung zwischen dem Einst und unseren Tagen wurde ja von uns nicht hergestellt, sie war blutwarm gegeben, es war keine Tagesaktualität, sondern wir waren nur das letzte Glied der Kette, deren erstes die Prager Studenten waren, die *Hus* aus der alten Stadt vertrieb, und die Deutschen, die unter dem Terror der Tschechen litten, der nicht nur eine Angelegenheit der letzten Jahre war, sondern weit zurückreicht, bis in die Monarchie mit ihrem Märchen von der „Vorherrschaft der Deutschen". Die Sudetendeutschen, die waren einfach Schicksalsgenossen der von den Horden Zischkas von Trocnov bedrängten Ahnen. Aber wir erlebten nicht nur lokal die engere Geschichte der Heimat. So sehr wir darin wurzelten, unser Blick war von früh an gewohnt,

Digitized by Google

über die Grenzen hinaus geistig das große Vaterland zu umfassen. Mag Kolbenheyer heute mit Recht vom ganzen Volke beansprucht werden, seine Wurzeln reichen in die Erde des Karlsbader Landes, und wenn er sich dazu bekennt, so ist es ein Bekenntnis zur alten Mutter, die ihn auch die Liebe zum großen Vaterland gelehrt hat.

Es ist nicht zu leugnen, daß diese Wiedergeburt der geschichtlichen Dichtung vom grenzdeutschen Gebiet ihren Ausgang nahm. Im Altreich trennte man immer streng die beiden Gebiete der Dichtung der Geschichte und der Dichtung der Zeit. In der grenzdeutschen Literatur am Beginn des Jahrhunderts schon fließen die beiden Begriffe ineinander, nicht aus einer romantischen Verschwommenheit heraus, sondern aus dem festen und strengen Bewußtsein der Verbindung zwischen Einst und Jetzt im Sinne des völkischen Gedankens. Wenn etwa in dem Erstling Karl Hans Strobls, dem streng realistischen Studentenroman aus Prag, die „Vaclavbude" in einer durchtrunkenen Nacht die Erscheinung Tycho de Brahes sich als Konkneipant den Studenten gesellt, so wirkt das durchaus nicht wie ein Stilbruch oder ein angeklebter Appendix, im Gegenteil, der gespenstige Gefährte wächst aus den Schauern des alten Prag naturnotwendig heraus, die ja auch die jungen Menschen, nicht nur geschichtlich, sondern in verheerender Wirklichkeit umgeben. So wie der Heimatbegriff dem Grenzdeutschen etwas anderes bedeutete, als dem gesicherten Binnenländer, Sinnbild des größeren Vaterlandes, so bot sich ihm auch die Geschichte anders dar, nicht als etwas Fernes, mit kühlem Blick zu Umfassendes, sondern als etwas, das mit dem eigenen Leben tief und untrennbar durch ein starkes Geheimnis verbunden war. Klare Lebens- und Staatsverhältnisse unterstützen das Gegenwartsdenken. Der Deutsche des Altreiches, auch der des Zweiten Reiches schon, sah die Entwicklung in klarer Linie, die tieferen Geheimnisse des nahenden Unterganges waren ihm noch verhüllt, denn der Staat bot sich ihm doch wenigstens ornamental und äußerlich in einer reineren Schau. Einen Staat wie die alte österreichische Monarchie konnte man vom Gesichtswinkel des Gegenwärtigen überhaupt nicht begreifen, sie wäre diesem Beschauer als ein Irrenhaus erschienen. Wer sich also mit diesem Problem befaßte, und das mußte doch wohl jeder, der darin lebte, der mußte sich klar machen, wie dieses Wirrsal entstanden war, der mußte das Österreich von Einst genau so kennen wie das seiner Tage, das geschichtliche Werden allein gab ihm den Schlüssel zu diesem in seinen Umrissen nur von innen her erkennbaren baufälligen Hause. Und wenn sein Blick über die Grenzen flog, so war ihm das Deutschland von damals nicht groß und zeiträumig genug, er war schon gewohnt, alles geschichtlich zu erfassen, und sein Blick so geschärft für Vergangenes und Verhülltes, daß er das Deutschland seiner Sehnsucht auch geschichtlich sah. In diesem Sinne ist der geschichtlichen Dichtung stets *ein Sehnsuchtsmotiv* beigegeben, das die Dichtung, die Gegenwärtiges darstellen will, nicht kennt. Ein sentimentalisches Motiv, um mich wieder im Schillerschen Sinne auszudrücken, das man durchaus nicht in ein „sentimental" verwandeln darf. Es kann in diesen Werken der härteste und unerbittlichste Realismus wirken,

Digitized by Google

er wird nur äußerliches Kunstmittel, nie Gesinnung und ausschließliche Weltanschauung sein.

Dieses Sehnsuchtsmotiv ließ aber auch die nationalgesinnten Dichter des Altreichs in der Zeit nach dem Kriege zur Historie zurückfinden. Ganz Deutschland war ja sozusagen ein großes Grenzland geworden, und wenn sich dies auch nicht geographisch wies, so doch seelisch. Auch die Dichter des Altreichs standen an der Grenze und sahen hinüber in das Traumland deutscher Wiedergeburt. Aus diesem Sehnsuchtsdrang schufen Blunck und Schäfer, Schmückle und Gmelin ihr geschichtliches Werk. Sehnsucht goß ihr Blut in den Kreislauf alten Geschehens, Sehnsucht machte Geschichte nahe und näher, näher als die Gegenwart dieser Zeit, die ihnen als ein unwirklicher Spuk erschien. Das war keine Flucht vor der Gegenwart, das war ein Waffensammeln, die feindliche Gegenwart zu bekämpfen. Überflüssig zu sagen, daß die Dichter sich oft dieses Zweckes nicht bewußt wurden, daß sie aus dem Unbewußten schufen, aus dem Traum. Aber der Traum war kein weiches Märchen, er war heroische Sage.

Daß nur jenes Volk eine Zukunft habe, das sich seiner Vergangenheit besinnt, ist noch vor einigen Jahren das Reservat weniger Einsichtiger und Weitblickender gewesen. Heute beginnt es wohl innige Überzeugung der Edelsten und Tiefsten eines ganzen Volkes zu werden. Ein sehr kluger Kritiker hat einmal geäußert, daß wir in einer sehr historischen Zeit leben. Dieser scheinbare Widerspruch birgt einen tiefen Sinn. Was wir in den letzten fünf Jahren an Großem und Gewaltigem erlebt haben, das ist so überreich, das sprengt so den Kreis täglichen gewohnten Denkens, daß wir es nicht in diesen engen Zeitraum zwängen können, daß wir uns hinausträumen, als vorwärtsgewandte Historiker in eine künftige Epoche, in der wir diese Zeit schon als Geschichte erleben können. Der Weltkrieg, der uns noch vor kurzem wie eine brennende Gegenwart war, wird uns jetzt, da seine Wunden eine um die andere sich schließen, allmählich Geschichte. Geschichte werden uns dadurch auch die großen Kriegserlebnisbücher der Wehner, Dwinger, Binding, Carossa und anderer, nachdem schon Bruno Brehm versuchte, das Bild dieses Krieges geschichtlich zu sehen und zu formen.

Es ist allerdings, als legte unsere gewaltige Zeit Schweigen auf. Das gegenwärtige Geschehen ist zu machtvoll, als daß es Vergleichsmomente zuließe, und der eine Mann, der es bestimmt, so groß, daß wir nicht nur in der deutschen, daß wir in der Weltgeschichte vergebens nach Parallelen und Maßstäben suchen. Es ist uns, als wären wir nicht in den Taumel dieses Geschehens gerissene Zeitgenossen, sondern als erlebten wir das alles tatlos, als einen berauschenden Traum. Der Mitkämpfer des Weltkrieges noch konnte in der Überzeugung leben, daß er am großen Weltgeschehen nach seiner Kraft mitwirkte. Dem Angehörigen dieser Tage bleibt nur ohnmächtige Bewunderung übrig für die Tat des lenkenden und bestimmenden Einen und für die Taten der wenigen Paladine, die in seinem getreuen Lehensdienst stehen. Nur in den Gebieten, die durch ein Meer von Leiden schritten, ehe sie die Erfüllung sehen durften, können jene, die gelitten und geopfert haben,

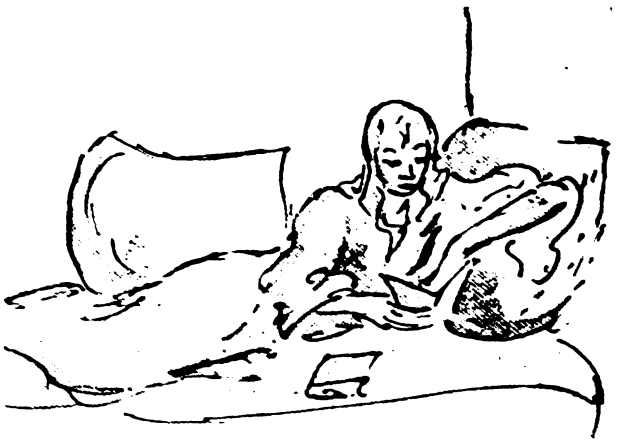
Digitized by Google

das Gefühl des Mitwirkens haben, des Mitwebens am Webstuhl der Zeit. Und so kann diese Zeit auch dichterisch nur in Zeitabschnitten gestaltet werden, so konnten die Pleyer, Rothacker und Bodenreuth aus dem notvollen Herzen der Sudetendeutschen ihr „Ich klage an", in die Welt rufen, so konnten Zillich und Wittstock ihr ruhigeres Bild von deutschem Kolonistenfleiß im Osten formen, das ganze Bild dieser Zeit kann niemand gestalten, und niemand wird es in absehbarer Zeit formen können. Und doch hat diese Zeit und dieser Mann auf die geschichtliche Dichtung dieser Tage gewirkt, bestimmend und richtunggebend. Sehnsucht rief schon vor Jahren den Mann, den Führer. Die Bedrückten hörten den Sehnsuchtsruf aus dem Caesar-Roman von Jelusich und manchem anderen Werk. Nun wächst die Geschichte unserer Tage ins Überlebensgroße, nun bringt oft jeder Sonderbericht und jede Zeitung ein Heldenlied, gewichtiger und größer als „Ilias" und „Nibelungenlied". Jenes geschichtliche Geschehen, dessen tägliche Zeugen wir sind, wächst weit über den Chronikenbericht hinaus in mythische Regionen. Wieder wird uns Geschichte, wird uns Gegenwart zu Mythos und Heldensage, wie den Dichtern der Heldenepen in versunkener Zeit.

So steht am Beginn geschichtlicher Dichtung der Mythos, und nun kehren unsere Tage dahin zurück. Die Urväterſage Blunck ist ein Heldenlied, und auch der „Paracelsus" ist ein Kampflied deutschen Geistes, das mit den Maßstäben des stofflich-geschichtlichen Romans nicht mehr zu messen ist. Und all diese Dichtung wird durch das alles überrauschende Leben, durch das Heldenlied, das der Befreier des deutschen Volkes in einem gewaltigen Rhythmus und einer atemraubenden Dynamik dichtet, bestätigt. Und er bringt uns auch die alten Tage der Sagen wieder nahe, wir verstehen das „Nibelungen-", das „Hildebrandslied", die „Waltharisage" neu und anders, als unsere Schulweisheit sich dies träumen ließ, als die Kunde davon zum erstenmal an unser Herz drang. Geschichte, zum Mythos geworden, rückt uns nahe, nicht durch Intuition und gewissenhaftes Studium, sondern durch das Erleben unserer brennend nahen Zeit, die wieder Heldensage und Mythos geworden ist.

Dieser Zeit, diesen Taten gegenüber sind wir machtlos, wir sind nicht mehr Gestalter, wir sind nur mehr Erleber. Aber einmal in fernen Tagen wird auch diese Zeit, werden auch diese Taten, wird auch der große herrliche Mann Gestalt der Dichtung werden, wie es die Kämpfer des „Nibelungenliedes" und die Helden Homers, wie es Heinrich der Finkler ist und der Große Friedrich, nur größer noch, umfassender, überirdischer vielleicht als sie alle. Und so mögen meine Worte über den Einklang und Widerstreit von Dichtung und Geschichte ausklingen in einen Gruß an den Fernen, der einmal das Lied dieser Tage singen wird, der das Bild dieses Mannes, das uns, oft gesehen, vertrauter Besitz geworden und doch schon ins Himmlische entrückt ist, der das Bild dieses Mannes uns formen wird für fernste Geschlechter, die das große heilige Erbe verwalten und — so hoffen wir — im Sinne der Unsterblichkeit deutschen Sehnsuchtsgeistes neu erwerben werden, um es wahrhaft zu besitzen.

Digitized by Google

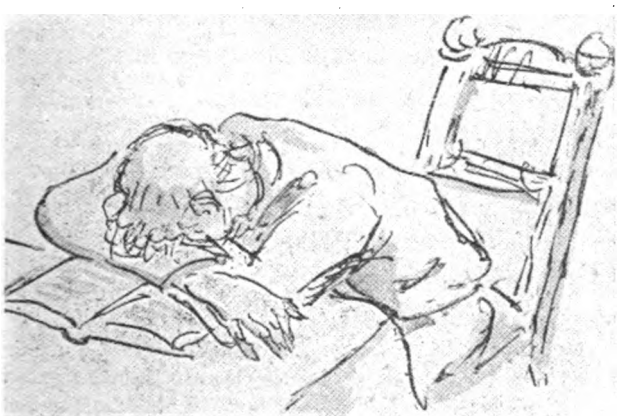


Vom Bücherlesen ist in den letzten Wochen viel geschrieben und gesprochen worden. Nun sei an dieser Stelle auch durch ein paar Zeichnungen das Lesen gepriesen. Wir finden uns alle, hoffentlich, in einer dieser Stationen des entrückten Lesens wieder. Der eine mag sich in jener Gestalt des Liebhabers und Kenners entdecken, für den ein Blick ins Schaufenster des Buchhändlers den Reichtum einer köstlichen Schatzkammer erschließt. Noch ist er unschlüssig und zählt heimlich die Groschen in der Tasche. Ob er den Bierabend ausfallen lassen wird? Gewiß! Denn dort lockt ein neuer Roman, den er gern besitzen möchte, oder ein schmales Bändchen mit Handzeichnungen alter Meister. Ein anderer von uns mag sich in jener Gestalt erkennen, die versunken und entrückt in der Welt eines Dichters Einkehr hält und an harten oder zarten Schicksalen teilnimmt; diesem versunkenen Lesen ist etwas Weihevolles beigegeben, das den glücklichen Leser noch Monate und Jahre

Digitized by Google

begleiten kann, wenn das Werk des Dichters ihm zum Erlebnis wurde. Schön ist auch eine Abendstunde unter der Leselampe, wo der Alltag mit seinen Plagen bei heiterer oder besinnlicher Lektüre schnell vergessen ist. Tagsüber kommt das Herz des Menschen meist zu kurz, — nun darf es sich erholen. Unersättlich ist manchmal dieser Hunger des Herzens, der Hunger nach dem Wort. Stunden verrinnen, ohne besorgt gezählt zu werden, — der Leser ist von unheimlichen Kräften gebannt, gleichsam verzaubert. Und wenn allmählich der Schlaf die Zeilen verwischt und den Leser schließlich vollends übermannt, ist es ein schöner Schlaf.

Das Gemeinsame, das alle Lesenden beglückt, ist die Erweiterung und Begegnung auch des einsamsten Ichs mit einer anderen geographischen und seelischen Landschaft. Nicht selten verbindet den Lesenden dann eine merkwürdige Freundschaft mit den Gestalten des Buches, so daß auch er zum schöpferischen Menschen wird.



Die Betrachtungen zeichnete Karl Penzoldt, von dem wir ein paar Erzählungen kennen. Ein weiteres schönes Beispiel für Doppelbegabungen, von denen wir im letzten Heft berichteten. h.

Digitized by Google

Mich rührt so sehr
böhmischen Volkes Weise,
schleicht sie ins Herz sich leise,
macht sie es schwer.

Wenn ein Kind sacht
singt beim Kartoffeljäten,
klingt dir sein Lied im späten
Traum noch der Nacht.

Magst du auch sein
weit über Land gefahren,
fällt es dir doch nach Jahren
stets wieder ein.

Rainer Maria Rilke

*

Deine Seele bangt und bebt
um die kleinste Zeile.
In die schmalen Lippen gräbt
sich dein Lied, bevor es lebt,
und zagt eine Weile.

Bis ein Schauer dich durchrinnt,
des dein Herz gefastet.
Bis die Hand, die wie ein Kind
auf dem Schoße sitzt und sinnt,
nach der Feder tastet.

Fast vermeinten deiner Hand
Adern zu zerspringen –
wann die Pulse, klangumspannt,
in den dünnen Leinenband
ihre Oden singen.

Helmut Willprecht
(An Hermann Claudius)

Digitized by Google

Außenpolitische Notizen

England auf der Suche nach neuen Wegen

(Von unserem Londoner Mitarbeiter)

London, Ende Oktober.

Auf die große volkstümliche Begeisterung, die Chamberlains Rückkehr von der erfolgreichen Münchener Konferenz begleitete, ist überraschend schnell eine Ernüchterung gefolgt. Vielleicht ist es aber angebracht, darauf hinzuweisen, daß diese Ernüchterung schärfer in den unmittelbar an der Politik beteiligten Kreisen zutage getreten ist, die zum großen Teile von Anfang an nur mit halbem Herzen bei Chamberlains Politik des unmittelbaren persönlichen Kontaktes mit dem Führer waren, als in den breiten Massen des englischen Volkes, das auch nach Monatsfrist hinter dem Manne steht, dem es in erster Linie die Wahrung des Friedens zuschreibt. Wenn trotzdem der Ruf nach beschleunigter Durchführung und Verstärkung des Aufrüstungsprogrammes, der in Deutschland naturgemäß als eine unverständliche und unerfreuliche Begleiterscheinung des von Chamberlain in seiner Bedeutung so stark unterstrichenen deutsch-englischen Protokolls von München erscheinen mußte, in der englischen Öffentlichkeit fast widerspruchslos aufgenommen worden ist, kann das bei näherer Betrachtung der Verhältnisse in England selber nicht so sehr überraschen. Man muß bei Bewertung dieser Erscheinung die Erfahrungen heranziehen, die man in England während der „Generalprobe" der englischen Rüstungen in der Septemberkrise gemacht hat. Diese Erfahrungen beschränken sich nicht etwa auf die politischen und militärischen Stellen, sondern die breiteste Öffentlichkeit hat aus den Vorgängen ihre Schlüsse ziehen können. Sie lassen sich etwa wie folgt kurz zusammenfassen.

Auswertung der Erfahrungen

Der Durchschnittsengländer hat den Eindruck, daß in den Tagen, in denen er mit der Möglichkeit eines europäischen Krieges ernsthaft rechnete, das englische Volk in seiner Gesamtheit seine moralische Kraft und Kampfbereitschaft bewährt hat. Obgleich die Pressehetze der letzten Jahre es nicht fertiggebracht hat, in der großen Mehrheit der englischen Bevölkerung ein Gefühl zu erzeugen, das man als Deutschenhaß bezeichnen könnte, hatte sie doch die Bereitschaft geschaffen, gegen die angeblichen Weltherrschaftspläne der autoritären Staaten, die die Sicherheit und den Bestand des Britischen Imperiums bedrohen sollten, entschlossen in den Kampf zu ziehen. Was dem englischen Beobachter aber auffiel, das waren die offensichtlichen Mängel in der eigenen Rüstung, die vielleicht nach seiner Auffassung nicht die Selbstbehauptung oder selbst den schließlichen Sieg verhindert, aber doch besonders in den ersten Stadien eines modernen Krieges unerhörte und bei besserer Vorbereitung unnötige Opfer an Menschen und materiellem Reichtum verursacht hätten. Diese Eindrücke politisch und militärisch nicht besonders geschulter Beobachter sind mittlerweile durch die Äußerungen militärischer Sachverständiger in zahlreichen Zeitungsaufsätzen und auch durch das endlich veröffentlichte Blaubuch über die Ermittlungen der parlamentarischen Untersuchungskommission im Falle Sandys bestätigt und unterstrichen worden. Die Forderung, daß England in künftigen außenpolitischen Krisen sich nie wieder in einem ähnlichen Zustande unzulänglicher Vorbereitung befinden dürfe, hat nach englischer Auffassung daher eine volle Rechtfertigung gefunden. Daneben spricht in den politischen Kreisen die Überzeugung mit, daß die Entwicklung der letzten Jahre und besonders der letzten Monate einwandfrei gezeigt habe, daß die Diplomatie eines Landes nur erfolgreich sein könne, wenn sie sich auf eine schlagfertige Wehrmacht stützen könne. Es braucht aber keineswegs als sicher angesehen zu werden, daß die englische Aufrüstung in der unmittelbaren Zukunft so gewaltige Formen annehmen wird, wie die Pressekampagne der letzten Wochen vermuten lassen könnte. Die Ereignisse gerade dieser Wochen haben eindeutig bewiesen, daß die wirkliche Macht und der Einfluß

Digitized by Google

der Leute, die man als Kriegspartei bezeichnet hat, nicht annähernd so groß ist, wie ihr geräuschvolles Auftreten im Parlament, in Reden im Lande und in der Presse glauben lassen könnten. Schon das Ergebnis der Abstimmungen zum Abschluß der Parlamentsaussprache über München ließ ihre Schwäche im Parlament erkennen. Herr Duff Cooper mußte dann feststellen, daß nicht einmal seine eigene Wahlkreisorganisation ihm eine Billigung seines Rücktritts aus der Regierung Chamberlain aussprechen wollte. Herr Anthony Eden aber hat die Zeichen der Zeit noch klarer erkannt und bemüht sich, wahrscheinlich vergeblich, durch „überparteiliche" Reden seine Eignung für einen Posten in dem gleichen Kabinett zu erweisen, aus dem er im Februar ausschied, in der Hoffnung, daß schon innerhalb weniger Monate Chamberlains Außenpolitik gescheitert sein würde. Es wäre nicht verwunderlich, wenn sich die neue Aufrüstungswelle zunächst einmal im wesentlichen in der Ausbesserung der unzweifelhaften Mängel in der Luftabwehr und im Luftschutz erschöpfen würde, die in den Septembertagen offenbar geworden sind. Der Premierminister Chamberlain, der entschlossen ist, auf dem Wege von München weiter fortzuschreiten, kann sich nicht im unklaren darüber sein, daß ein verschärftes Wettrüsten seine Bemühungen von Anfang an ernstlich behindern, wenn nicht zum Scheitern verdammen würde.

Um den Kurs des Foreign Office

Mittlerweile beginnt man in London in ernsthaften politischen Kreisen die durch das Münchener Abkommen geschaffene Lage und die sich aus ihr für die künftige englische Außenpolitik gegebenen Voraussetzungen zu überprüfen. Die Ergebnisse, zu denen man bei dieser Prüfung kommt, müssen naturgemäß je nach den Voraussetzungen, von denen der einzelne ausgeht, grundverschieden sein. Die Gegner Chamberlains, die in München eine schwere diplomatische Niederlage Englands sehen und diese Auffassung in aller Offenheit in der Presse vertreten, glauben an keine andere Möglichkeit, als daß England sich darauf vorbereiten müsse, dem „nationalsozialistischen Imperialismus" bereits in Kürze in einer ungünstigeren politischen Konstellation als im letzten September entgegenzutreten. Deshalb sind sie die Befürworter einer Rüstungsbeschleunigung bis an die äußerste Grenze der industriellen und finanziellen Leistungsfähigkeit des Landes. Sie vertreten auch eine Politik der Annäherung an die von Chamberlain bewußt bei der Lösung der tschechischen Frage ausgeschaltete Sowjetunion. Auf der anderen Seite sieht man in der Umgebung Chamberlains in dem Ergebnis von München keineswegs einen englischen Mißerfolg, sondern eine notwendige Entwicklung in dem Prozeß der Sicherung eines wirklichen Friedens in Europa, der an die Stelle der Mißgeburt von Versailles treten muß, wenn nicht die ganze europäische Kultur in einem neuen Weltkriege vernichtet werden soll. Ehe man aber auf diesem von Chamberlain zielbewußt beschrittenen Wege fortschreiten kann, ist es notwendig, daß man sich in England über die neuen Voraussetzungen, die durch die Bildung Großdeutschlands und die Liquidierung der in Versailles geschaffenen Tschecho-Slowakei entstanden sind, klar wird. Der englische Blick wendet sich dabei nach dem Osten und Südosten Europas, einer Weltgegend, von der selbst politisch geschulte Kreise hierzulande häufig erstaunlich wenig wissen.

Die Grundtatsache, die hierbei berücksichtigt werden muß, ist, daß das widernatürliche Gebilde der französischen Hegemonie im europäischen Osten und Südosten durch die Ereignisse zusammengebrochen ist. Das ist eine Tatsache, die angesichts der engen Interessengemeinschaft und gegenseitigen Abhängigkeit zwischen England und Frankreich auch für Englands europäische Position künftig von großer Bedeutung ist. Die Politik des Balance of Power, die traditionelle Grundlage der englischen Europapolitik, hat damit mindestens in ihrer bisherigen Form ihren Sinn verloren. Auf der Suche nach neuen Wegen tastet nun die englische Politik vorläufig die gegebenen Möglichkeiten vorsichtig ab. Klare Entscheidungen sind noch nicht gefallen, können auch noch nicht unmittelbar erwartet werden. Der Gedanke einer Abgrenzung der Tätigkeits- und Interessensphären zwischen Großdeutschland und dem Britischen Imperium, der Deutschland eine freie Hand für eine wirtschaftlich gedachte Ausdehnung seines Einflusses im Osten und Südosten geben würde, wird zwar hier und da angedeutet, hat aber noch keineswegs festen Boden gefaßt. Mit der Tatsache, daß die neue Tschecho-Slowakei notwendigerweise in den Machtkreis Deutschlands fallen wird, hat man sich allerdings schon ziemlich abgefunden. Die wirtschaftlichen Erfolge Deutsch-

Digitized by Google

Zeichnung: Olaf Gulbransson

Engländer der Sorte Churchill, vom Karikaturisten gesehen

Der Brite und die Völker der Welt

Digitized by Google

lands in Jugoslawien und Bulgarien, die in der Reise des Reichswirtschaftsministers erneut besonders prägnanten Ausdruck fanden, werden, allerdings nicht ohne ein Gefühl des Neides, als unvermeidlich hingenommen. Wie groß man diese Erfolge einschätzt, geht schon daraus hervor, daß sich immer offener die Frage hervorwagt — beispielsweise in den „Times" und in den Beratungen der Konferenz der englischen Handelskammern —, ob nicht auch England seine aus der liberalistischen Ära überkommene Außenhandelspolitik in Anlehnung an das deutsche Beispiel werde revidieren müssen. Aber die Ausdehnung der deutschen wirtschaftlichen Erfolge auf die Türkei ruft bereits kaum mehr verhülltes Mißbehagen hervor. Der Gedanke eines auf Deutschlands industrieller Leistungsfähigkeit begründeten „Imperiums von Gliedstaaten in Südosteuropa, die mit voller Selbstregierung und Souveränität ausgestattet sind", ist eine viel besprochene und vom englischen Standpunkt schließlich annehmbare Lösung der europäischen Frage. Aber im Nahen Osten ist Englands empfindlichste Stelle, der Suezkanal ist die Naht zwischen den beiden Hälften des Britischen Imperiums. Die Türkei, zu der man in den letzten Jahren zielbewußt gute Beziehungen herzustellen bemüht gewesen ist, betrachtet man als eine englische Vorpostenstellung.

Abgrenzung der Interessensphären?

Aus solchen Sorgen, daß der deutsche Ausdehnungsdrang zunächst wirtschaftlicher, später aber dann vielleicht auch politischer Natur nicht vor den Grenzen der englischen Domäne in Vorderasien haltmachen könnte, erklärt sich auch das freundliche Interesse, mit dem man in London die Möglichkeiten eines neuen unter polnischer Führung stehenden Staatenblockes in Osteuropa verfolgt. Das englisch-polnische Verhältnis ist in den letzten Wochen und Monaten verschiedenen Schwankungen unterworfen gewesen. Man hatte sich in London daran gewöhnt, daß Polen sein Stichwort in internationalen Fragen von London hernehmen würde. Als die Zweifel, die in Warschau bereits seit langer Zeit hinsichtlich des praktischen Wertes der französischen Ostbündnisse bestanden, nach Berchtesgaden und München eine Bestätigung fanden, sah man sich einem Maß von polnischer Unabhängigkeit gegenüber, das in London überraschte. Ob es gelingen wird, die Fäden zwischen London und Warschau wieder enger zu spinnen, kann erst die Zukunft lehren. Die Schaffung eines „dritten Europas", das außer Polen und den baltischen Randstaaten Rumänien und Ungarn (das in England sich traditionell starker Sympathien erfreut) umfassen würde, könnte in weiten Kreisen Englands auf Sympathien rechnen. Diesen Sympathien würde man wahrscheinlich auch durch wirtschaftliche Zugeständnisse und finanzielle Unterstützung praktischen Ausdruck verleihen. Man begreift in England wohl, daß wirtschaftlich diese Gebiete stets nach Deutschland neigen müssen, weil sie sich wohl mit Deutschland, nicht aber mit den Westmächten ergänzen. Aber die Möglichkeit, durch eine solche weitere Vorpostenkette den deutschen wirtschaftlichen und politischen Vormarsch nach Südosten, wenn nicht aufzuhalten, so doch zu bremsen, hat ihre Verlockungen, solange eine klare Entscheidung zugunsten einer vorbehaltlosen Abgrenzung deutscher und englischer Einflußsphären in der Welt noch nicht gefallen ist. K. H. A.

Um die außenpolitische Orientierung in Polen

(Von unserem Warschauer Mitarbeiter)

Warschau, Ende Oktober.

Während der Neugestaltung der mitteleuropäischen Verhältnisse ist Polens Haltung natürlich mitentscheidend gewesen. Polen hat ohne Zweifel dabei gewonnen, und die Politik des Außenministers Beck, Polen von der französischen Trabantenrolle zu befreien, hat greifbare Früchte getragen. Man darf aber nicht glauben, daß nun die Opposition zum amtlichen Kurs der Warschauer Außenpolitik still geworden wäre. Bei ihr trat selbst der Gewinn, den Polen mit dem Anschluß des Olsa-Gebietes erzielte, in den Hintergrund der Betrachtungen. Das Interesse ging davon aus, daß sich im Verhältnis Polens zu Deutschland zugunsten des letzteren eine Verschiebung ergeben habe, die durch den Gewinn des Olsa-Landes nicht aufgewogen werden kann. Selbst in den Tagen, in denen noch nicht sicher war, ob die polnischen Forderungen gegenüber der Tschecho-Slowakei erfüllt werden würden, erklärten polnische Blätter, daß trotz des Anschlusses des Olsa-Gebietes die Erledigung des tschecho-slowakischen Problems in außenpolitischer und strategischer Hinsicht als eine starke Verschlechterung der polnischen Position in Europa zu bewerten sein werde, wenn in

Digitized by Google

Mitteleuropa nicht weitere Veränderungen eintreten, die durch Gewinne dritter Staaten Polens Stellung im Südosten insofern bessern, als sie der polnischen Politik gegenüber dem Reiche neue Möglichkeiten eröffnen. Eine solche Möglichkeit wurde nur in der Erreichung einer gemeinsamen polnisch-ungarischen Grenze gesehen. Da Polen selbst keine berechtigten Forderungen anmelden konnte, die über den Anschluß des Olsa-Landes hinausgingen, machte es die Forderungen Ungarns in der Slowakei und im karpato-ukrainischen Gebiet zu seinen eigenen. Es vertrat und vertritt diese ungarischen Forderungen mit Energie. Der Wunsch einiger Kreise war dabei offenbar, die gemeinsame Grenze mit Ungarn so zu werten, daß in Mittel- und Südosteuropa noch eine andere Macht oder Mächtekonstellation von Bedeutung werden sollte. Das Verhältnis Polens zur Tschecho-Slowakei ist seit der Gründung beider Staaten sehr schlecht gewesen. Das hat seine Ursache darin, daß die Tschechen sich die äußerst schwierige und gefährliche Lage, in die der junge polnische Staat während seines Kampfes gegen die Bolschewisten gekommen war, zunutze machte, um dem polnischen Staat das in materieller Hinsicht sehr wertvolle und strategisch bedeutsame Olsa-Land zu rauben, obwohl die polnisch-tschechische Grenze durch Vertreter beider Länder bereits endgültig festgelegt worden war! Es war Polen dann nicht mehr gelungen, auf diplomatischem Wege eine Rückgabe dieses Gebietes zu erreichen. Man hat es in Polen den Tschechen natürlich niemals vergessen, daß sie die Ungarn gehindert hatten, Polen in seinem Kampfe gegen die bolschewistischen Truppen zu Hilfe zu kommen. Die Tschechen hatten damals den Durchzug ungarischer Reiterei durch tschecho-slowakisches Gebiet verweigert. In der Folgezeit ließ die Art, in der die polnische Minderheit in der Tschecho-Slowakei behandelt wurde, nicht zu, daß die polnisch-tschecho-slowakischen Beziehungen sich freundlicher gestalteten. Der polnische Außenminister Beck hat mit Recht oft harte Worte gegenüber Prag gefunden, und in den polnischen Parlamenten haben sich die Gemüter stets erhitzt, wenn Fragen zur Debatte standen, die die Tschecho-Slowakei betrafen. Frankreich hat oft genug Versuche unternommen, um die Gegensätze zwischen Warschau und Prag auszugleichen und seine beiden Verbündeten miteinander zu versöhnen. Alle diese Versuche sind an der intransigenten Haltung der Tschechen gescheitert.

Im Laufe der Jahre war es dann aber doch dazu gekommen, daß die frankophilen polnischen Kreise sich mit den nun einmal gegebenen polnisch-tschecho-slowakischen Grenzen, also auch mit dem Verlust des Olsa-Landes, abzufinden begannen und in Opposition zu Beck die Meinung vertraten, man dürfe die Gestaltung der polnisch-tschecho-slowakischen Beziehungen nicht allein von der Art der Behandlung der polnischen Minderheit durch die Tschechen abhängig machen. In polnischen Regierungskreisen vermochte sich diese Ansicht natürlich nicht durchzusetzen. Vertreter einer versöhnlicheren Politik gegenüber Prag waren in erster Linie innerhalb der Bäuerlichen Volkspartei zu finden, deren Führer Witos bis in die jüngste Zeit als Emigrant in Prag lebte und von dort aus die Haltung seiner Partei bestimmte. Heute lebt Witos in der Schweiz, wohin er sich nach der Umgestaltung der tschecho-slowakischen Verhältnisse zurückgezogen hat. Eine versöhnlichere Haltung gegenüber Prag wurde auch von klerikalen polnischen Kreisen gewünscht, deren innerpolitischer Einfluß in Polen sich ab und zu wieder bemerkbar machte.

Als dann aber durch die unerträgliche Zuspitzung in Böhmen die mitteleuropäischen Fragen in Fluß gerieten, gab es in Polen in der tschecho-slowakischen Frage keine Gegensätze mehr. Alle Parteien und Gruppen waren sich darüber einig, daß die Gelegenheit genutzt werden müsse, um das Olsa-Land für Polen zurückzugewinnen. Nur daß eben die alten oppositionellen Kreise, deren Bedeutung nicht überschätzt werden soll, glaubten, daß der Gewinn des Olsa-Gebietes kein „Äquivalent" gegenüber dem Machtzuwachs des Reiches bedeute. Gleich nachdem es offenkundig geworden war, daß Frankreich und England der Tschecho-Slowakei nicht zu Hilfe kommen und daß die sudetendeutschen Gebiete zum Reiche zurückkehren würden, kamen sie zu dem der polnischen Öffentlichkeit immer wieder in aller Breite erklärten Ergebnis, daß die Entwicklung zu einer unabschätzbaren Stärkung Deutschlands in Mittel- und Südosteuropa führen werde, aus der sich eine starke Verschlechterung der Position Polens in Europa ergeben müsse. Diese Überlegungen machten sich stimmungsmäßig sofort geltend. Der polnischen Presse war das abzulesen. Die Lage der deutschen Volksgruppe in den polnischen Westgebieten erfuhr eine Verschlechterung. Vor den deutschen Geschäften paradierten wieder

Digitized by Google

Boykottanhänger mit Plakaten und Flugblättern, die die Menschen von dem Betreten der Geschäfte abzuhalten suchten. Gespräche mit Volksdeutschen aus Polen ließen mit aller Klarheit erkennen, daß solche Kräfte die deutsche Volksgruppe die Entwicklung der europäischen Dinge entgelten ließen.

„Frankreich richtig eingeschätzt"

Gegenüber Frankreich und England wurden in dem größten Teil der polnischen Presse die bittersten Vorwürfe erhoben. Von einer polnisch-französischen Freundschaft war nicht mehr viel zu spüren, und nur hin und wieder wiesen einige Blätter darauf hin, daß das polnisch-französische Bündnis noch existiere und daß es auch nach der Erledigung der tschechoslowakischen Frage noch eine europäische Politik geben werde, bei der Polen mit Frankreich werde rechnen müssen. Aber diese Stimmen waren sehr selten, und selbst Blätter, die bisher unbedingt frankophil waren, sprachen von Frankreich im Tone größter Verachtung. Blätter, die an der Politik Becks bisher nur Kritik geübt hatten, die dem polnischen Außenminister immer den Vorwurf gemacht hatten, er pflege die polnisch-französischen Beziehungen zu wenig, bestätigten nun, daß Beck Frankreich richtig eingeschätzt habe. Auch gegen England wurden in der polnischen Öffentlichkeit Angriffe gerichtet, aber man blieb London gegenüber sachlicher als gegenüber Paris.

Klerikale Kreise legten der tschecho-slowakischen Regierung immer wieder nahe, Polens Forderungen möglichst schnell zu erfüllen und sich dann gleich mit Warschau zu einigen, denn nur so könne Prag sich vor Schlimmerem schützen. Diese Mahnungen waren sehr dringend. Es hieß, daß lediglich die Olsa-Frage zwischen Polen und der Tschecho-Slowakei stehe und daß eine „herzliche Freundschaft" und ein gutes Verstehen zwischen dem tschechischen und dem polnischen Volke durchaus möglich sei. Mit welchen Überlegungen man sich in diesen Kreisen beschäftigte, zeigte ein Satz des klerikalen „Kurjer Warszawski", welcher sagte, daß ein Krieg im Westen Europas mit einer Katastrophe für Polen nicht gleichbedeutend wäre!

Als dann bekannt wurde, daß Hitler, Mussolini, Chamberlain und Daladier sich in München treffen würden, erreichte die Spannung in Polen ihren Höhepunkt. In den politischen Kreisen Warschaus hätte man wohl gewünscht, daß ein Vertreter Polens zur Besprechung in München hinzugezogen worden wäre. Aber in München galt es ja rasch zu handeln, und es kann kein Zweifel herrschen, wie sehr hier Polens berechtigte Interessen von den vier Mächten anerkannt und garantiert wurden. Immerhin ist bemerkt worden, daß die polnische Politik von jeher gegen alle Bestrebungen gewesen ist, die auf einen Viererpakt hinzielten, die die polnische Stimme von dem großen europäischen Konzert ausnehmen würde. Stets war die Politik darauf gerichtet, nicht zuzulassen, daß über Fragen, an denen Polen beteiligt oder interessiert ist, ohne Mitwirkung Polens beraten oder entschieden wird. Der polnische Außenminister hatte für dieses Streben die Formel gefunden: Nichts über uns — ohne uns! Man war und konnte auch mit dem Münchener Ergebnis zufrieden sein, man befürchtete nur, es könnte zur Regel werden, daß vier europäische Staaten aus eigener Machtvollkommenheit über die Geschicke anderer Völker und Staaten bestimmen.

Stimmungsmäßiger Bruch Paris—Warschau

Die Mißstimmung gegenüber Frankreich wurde noch stärker. Die polnische Presse verzeichnete, daß Paris sich in dieser Situation um den polnischen Verbündeten nicht kümmerte, seine Position nicht stützte und daß man ferner in Frankreich auch nicht das geringste Verständnis für Polens Forderungen gegenüber der Tschecho-Slowakei aufbrachte. Jede abfällige Bemerkung, die in Paris über Polen fiel, wurde registriert und mit scharfen Kommentaren versehen. Und in Paris sprach und schrieb man von der „Gefräßigkeit", mit der Polen sich auf die Tschecho-Slowakei stürze, in Paris kündigte man den polnischen Mietern die Wohnungen, in Frankreich entließ man polnische Arbeiter, nur weil sie Polen waren.

Olsa — der Erfolg von Beck

Beck hatte recht behalten, ganz nach eigenem Entschluß zu handeln. Gleich nach Bekanntwerden der Münchner Zusammenkunft erklärte so Polen, daß es sich nicht an die Münchener Beschlüsse gebunden fühlen werde. Es machte der Prager Verzögerungstaktik ein Ende, indem es seine Forderungen noch einmal klar präzisierte und der tschecho-slowakischen Regierung in einer Note mitteilte, die, wie sich später ergab, ultimativen Charakter gehabt hat. Inzwischen hatte sich

Digitized by Google

der polnische Teil der Bevölkerung des Olsa-Landes erhoben. In Polen hatte sich in echtem Nationalgefühl ein Olsa-Freikorps gebildet. Die Prager Regierung nahm die polnischen Forderungen an. Fast unmittelbar darauf besetzten polnische Truppen das Gebiet. Polen hatte für einige Gebiete auch die Volksabstimmung gefordert. Es ist jedoch nicht genau bekanntgeworden, in welchen Gebieten Warschau eine Volksabstimmung wünschte. Inzwischen hat Außenminister Beck klar gesagt, daß Polen keinerlei weitere territoriale Forderungen mehr hat.

Die Begeisterung über den Gewinn des Olsa-Landes war im nationalen Polen sehr groß. Man hatte ein sehr reiches Gebiet und mit Oderberg einen strategisch und verkehrspolitisch sehr wichtigen Eisenbahnknotenpunkt gewonnen. Bei der Opposition zu dem alten Kurs Deutschland gegenüber trat die Tatsache des materiellen Gewinns zunächst aber ebenso in den Hintergrund wie die Tatsache der Befreiung der Olsa-Polen, die es unter tschechischer Herrschaft nicht gut gehabt hatten. Man betonte in erster Linie, daß Polen diesen Erfolg nur sich selbst zu verdanken habe, daß es keiner Konferenz und keiner fremden Hilfe bedurft habe, um sein Ziel zu erreichen. Im Ergebnis stimmte alles Beck zu. Der polnische Außenminister erhielt den höchsten polnischen Orden. Noch niemals hatte Oberst Beck eine solch starke Zustimmung für seine Politik gefunden. Die Begeisterung für die Armee schlug hohe Wellen. Ihrer Schlagkraft und Kampfbereitschaft schrieb man es zu, daß Polen seine Ziele durchgesetzt hatte. Jene anderen Kreise wollten nichts davon wissen, daß Deutschlands Politik den Boden vorbereitet hatte, der jetzt auch für Polen eine Ernte ergab. Als Außenminister Beck in einer Rede die Andeutung machte, daß es schwerer Erschütterungen der Tschecho-Slowakei bedurft habe, bevor Polen zu seinem Erfolg kam, ließ ein Teil der polnischen Presse bei sonst wörtlicher Wiedergabe der Rede diesen Satz fort. Andererseits fanden sich auch in der polnischen Presse Hinweise darauf, daß Deutschland und Italien den Forderungen Polens Verständnis entgegengebracht haben.

Für eine Grenze mit Ungarn

Nun waren zwar die Forderungen erfüllt worden, die Polen von sich aus stellen konnte. Die Entwicklung der Dinge war für Polen damit nicht abgeschlossen. Schon vor der Annahme des polnischen Ultimatums hatten die bedeutendsten polnischen Zeitungen, wie z. B. die „Gazeta Polska", die einen eigenen Kurs verfolgende Zeitung „Slowo" in Wilna u. a., erklärt, daß die Entwicklung außer der selbstverständlichen Rückgabe des Olsa-Landes an Polen auch die gemeinsame Grenze mit Ungarn bringen müsse. Nur wenn diese Grenze erreicht werde, werde man behaupten können, daß der polnischen Staatsraison Genüge geschehen sei. Die offiziöse „Gazeta Polska" propagierte den Anschluß der gesamten Slowakei an Ungarn. Sie wußte den Slowaken ausführlich die Vorteile zu schildern, die ihnen aus einem Anschluß an Ungarn erwachsen würden. Der bekannte polnische Publizist Mackiewicz vertrat die Forderung nach einer sehr weitgehenden polnisch-ungarischen Militärkonvention, nach Unterstellung der ungarischen Armee unter den Oberbefehl des polnischen Marschalls Rydz-Smigly als des Führers des größeren polnischen Heeres. In Warschau veranstaltete man vor der ungarischen Gesandtschaft Sympathiekundgebungen. In politischen Kreisen scherzte man, Polen vertrete Ungarns Interessen mit einer größeren Energie als Ungarn selbst, wobei nicht sicher ist, ob Budapest und Warschau tatsächlich immer völlig aufeinander abgestimmt waren. In amtlichen Kreisen sah man die Dinge natürlich nüchterner. Daß hier nicht über das Ziel hinausgeschossen wurde, ist erklärlich. Denn schon stellte sich heraus, daß die Slowakei lieber im Staatsverbande der „Tschecho-Slowakei" bleiben wollte und daß eine Abtretung der gesamten Slowakei an Ungarn nicht in Frage kam; und so begann man in Polen das Hauptaugenmerk auf die Karpato-Ukraine zu lenken.

Die Stimmen der Ukrainer

Für die polnische Forderung nach einer gemeinsamen Grenze mit Ungarn mögen folgende Überlegungen maßgebend sein. Die Abtrennung der Slowakei oder wenigstens des karpato-ukrainischen Gebiets vom tschechischen Staat nimmt Prag endgültig jede Hoffnung auf eine Verbindung mit der Sowjetunion über polnisches oder rumänisches Gebiet. Polen ist jetzt bereit, mit Prag in gutem Einvernehmen zu leben. Sollte Prag sich aber doch einmal einer antipolnischen Gruppierung anschließen wollen, dann würde eine gemeinsame Grenze mit Ungarn Polen die Verbindung mit der Welt auch über den Süden garantieren. Es wäre ferner Polen nicht gelegen, wenn das karpato-ukrainische Gebiet im Rahmen des tschechischen Staatsverbandes autonom wer-

Digitized by Google

den würde, da dadurch die Autonomiebewegung der Millionen Ukrainer, die in Polen leben, einen starken Auftrieb erhalten würde. Oppositionelle Kreise glauben ferner, daß eine Erfüllung der ungarischen Wünsche in der Slowakei den einzigen Grund beseitigen würde, der Ungarn „politisch im deutschen Lager hält". Die Schaffung der Unabhängigkeit der etnographischen Slowakei würde sowohl der tschechischen als auch der ungarischen Irridenta unter den Slowaken ein Ende machen, sie würde die Gegensätze zwischen Ungarn und der Tschechei beseitigen und das Zustandekommen eines gemeinsamen Blockes dieser Staaten mit Polen ermöglichen. Es wird von einigen polnischen Blättern deutlich ausgesprochen, welche Aufgabe einem solchen Block erwachse. Solche Leute sind wohl der Ansicht, daß man in England bald einsehen werde, daß der polnische Staat der einzige Mittelpunkt ist, um den sich eine Staatengruppe bilden kann, die ihrerseits die Entwicklung der mitteleuropäischen Dinge bestimmen kann.

Mitte Oktober haben verschiedene polnische Blätter bezüglich des karpato-ukrainischen Gebietes noch einen völlig neuen Gesichtspunkt herausgestellt. Es wurde betont, daß im östlichen Zipfel des karpato-ukrainischen Gebietes etwa 60 000 Rumänen wohnen und daß daher dieser Teil an Rumänien angegliedert werden müsse. Diese Angliederung habe für Polen wie für Rumänien deswegen große Bedeutung, weil durch das fragliche Gebiet die Eisenbahnlinie Delatyn—Rohow—Sziget verläuft. Da die einzige Eisenbahnlinie, die Polen und Rumänien heute verbindet, die Strecke über Sniatyn—Czernowitz, sehr schwer zu verteidigen ist, weil sie sich in der Nähe der bolschewistischen Grenze hinzieht, würde die Erreichung einer zweiten Eisenbahnverbindung einen großen Gewinn für beide Staaten bedeuten. Die Blätter erörterten dabei auch den Gedanken eines rumänisch-ungarischen Nichtangriffspaktes, durch den die Spannungen unter den Staaten des Donauraumes zugunsten einer Blockbildung behoben werden könnten. Hier wird der Versuch solcher Kreise deutlich, auch Rumänien an einer Lösung der karpato-ukrainischen Frage zu interessieren und zu beteiligen. Die Erwartung einer gemeinsamen Grenze mit Ungarn ist in maßgebenden polnischen Kreisen allerdings nie zu hoch eingesetzt worden. Dafür spricht eine Äußerung des „Kurjer Warszawski", welcher feststellt, daß der günstigste Moment für die Erreichung dieses Zieles ohne Erfolg vorübergegangen sei. Man habe den günstigen Augenblick verpaßt, der gegeben war, als die deutschen Truppen in das Sudetenland einmarschierten und Prag sich unter dem Druck des Reiches befand.

Der Grundsatz vom Selbstbestimmungsrecht der Völker, der sich bei der Lösung der tschecho-slowakischen Frage mit elementarer Gewalt Bahn gebrochen hat, ist in dieser Zeit ganz allein entscheidend. Die polnische Außenpolitik hat sich dazu bekannt. Wenn in der polnischen Öffentlichkeit Fragen diskutiert wurden, die die „Rettung des europäischen Gleichgewichtes" und die verschiedensten Machtgruppierungen betrafen, so mag das hier vielleicht verwundern. Zum Frieden und Erfolg führt nur der Grundsatz des Selbstbestimmungsrechtes, der völkischen Gleichberechtigung und der Politik gut nachbarlicher Freundschaft. Nach den Schwankungen und Kombinationen der letzten Wochen wird sich klarer abzeichnen, wie sehr die polnische Politik auf diesem Wege erfolgreich ist. A. R.

Rumänien und der Wandel in Europa

(Von unserem Bukarester Mitarbeiter)

Bukarest, Ende Oktober.

Die Lage Mitte September

Wir saßen damals mit rumänischen Freunden zusammen, als die tschechische Krise sich ihrem Höhepunkt näherte.

Unsere Freunde waren niedergeschlagen. Sie malten Rumäniens Lage in düsteren Farben. „Wir haben in einem Kriege nichts zu gewinnen und alles zu verlieren", sagte einer. „Vor zwanzig Jahren hat das rumänische Volk sein Selbstbestimmungsrecht ausgeübt. Sollen wir uns wegen der Rumänen schlagen, die jenseits der Landesgrenzen siedeln, einige zehntausend in der Karpato-Ukraine und am anderen Donauufer in Bulgarien, etwas mehr im jugoslawischen Teil des Banats? Niemand würde auf diesen Gedanken kommen. Unser Land ist gesättigt. Wir haben alle Hände voll zu tun, um das Erworbene auch zu besitzen. Noch sind die Landesteile nicht zu untrennbarer Einheit zusammengewachsen. Wir haben Frieden nötig, Frieden und nochmals Frieden, um den inneren Aufbau nicht zu gefährden. Im Falle eines Konfliktes muß Rumänien neutral bleiben. Aber wie? Angenommen, die Sowjets seien entschlossen, den Tschechen militärisch zu

Digitized by Google

Hilfe zu eilen. Dann gibt es für sie zwei Wege: einen durch Polen und einen durch Rumänien. Polen wird ihnen den Weg verwehren. Wir werden vielleicht nicht einverstanden sein; wir werden feierlich Verwahrung einlegen, beim Völkerbund protestieren und was dergleichen mehr ist. Wir werden nur eines nicht tun: uns mit Waffengewalt zur Wehr setzen. — Wie sollten wir auch? Auf Flugzeuge und Panzerwagen werden wir mit Gewehren schießen, weil wir nichts anderes haben. Die Russen würden uns über den Haufen rennen und uns als feindliches Land behandeln. Glauben Sie, daß wir dann Bessarabien freibekämen? Welche günstige Gelegenheit, sich dort festzusetzen und nicht mehr herauszugehen! Wieder, wie einst, würde dann die Donaumündung strategisch von Rußland beherrscht. Um dieses und größeres Unglück zu verhindern, suchen wir mit den Sowjets ein gütliches Auskommen. Wir haben nichts dagegen, daß ihre Flugzeuge seit Monaten nächtlicherweile über Czernowitz gen Westen brausen, und jetzt wollen wir auf dem Verhandlungswege die Gefahr bannen, die darin liegt, daß Sowjetrußland seine Ansprüche auf Bessarabien nie aufgegeben hat. Vielleicht Stillhalteabkommen für eine gewisse Zeit gegen Durchmarschrecht oder so ähnlich."

„Erlauben Sie", warf der Deutsche ein, „das steht doch im Widerspruch zu amtlichen Erklärungen. Ihr Außenminister hat vor seiner Abreise nach Genf alle diese Gerüchte entschieden in Abrede gestellt.

Der Rumäne lächelte. „Auf die Gefahr hin, daß eine merkwürdige Lage entsteht, wenn Sie Herrn Petrescu-Comnens Erklärungen glauben und ich nicht, möchte ich Sie doch fragen, ob er und Litwinow sich etwa stundenlang über das Wetter unterhalten haben. Wir nationalen Rumänen sehen jedenfalls mit größter Sorge, welche Richtung unsere Außenpolitik zu nehmen droht. Die von Ihnen erwähnten Erklärungen waren auch nur fürs Ausland bestimmt; in Rumänien wurden sie unterdrückt. Unsere Presse steht unter strenger Zensur und darf nichts über diese für Rumänien lebenswichtigen Dinge bringen. Die Folge ist, daß die tollsten Gerüchte verbreitet und geglaubt werden, weil das Volk ‚nicht durch Wahrheiten beunruhigt' werden soll."

„Von dieser Zensur ist, was Deutschland anbetrifft, allerdings nichts zu merken. Tag für Tag lese ich in Zeitungen, die ernstgenommen werden wollen, solche Entstellungen der deutschen Politik, daß ich mich schon längst frage, warum unsere deutsche Presse nicht darauf einmal ganz kräftig antwortet. Bitte halten Sie sich vor Augen, mit welcher, ich möchte sagen, vorbildlichen Zurückhaltung wir rumänische Zustände und rumänische Politik behandeln, und sagen Sie mir selbst, ob die Schreibweise Ihrer Presse dem, wie wir einmal voraussetzen wollen, erstrebten guten Verhältnis unserer Völker dient."

Jetzt griff ein anderer Zuhörer ein. „Nein, da bin ich ganz Ihrer Meinung, und ich glaube, mit mir sehr viele Rumänen. Unsere Zensur muß immer nur gegen französische und englische Blätter vorgehen, die sich über Rumänien eine unzulässige Schreibweise erlauben. Aber bedenken Sie, daß unsere Zeitungen gar nicht als öffentliche Meinung angesprochen werden können. Was wir haben, sind die Überbleibsel der alten Parteienpresse oder das Eigentum einzelner, zuweilen sehr eigenwilliger Persönlichkeiten, zum Beispiel ist der ‚Universul' das Eigentum des Herrn Stelian Popescu, der unserem Regime in keiner Weise genehm ist. Mit Hilfe der Zensur kann man wohl Schranken errichten, aber zur Schaffung einer dem heutigen Staate entsprechenden Presse bedarf es aufbauender Maßnahmen, die ja auch geplant sind. Einstweilen betreffen die Anordnungen der Zensur auch nur ganz bestimmte Gebiete, im übrigen ist unsere Presse frei."

„Eben das kann mir nicht genügen. Rumänien will ein autoritärer Staat sein. Dann muß es sich gefallen lassen, daß wir an die Pflichten eines autoritären Staates erinnern. Es ist untragbar, daß ausgerechnet die Blätter, die dem Unterstaatssekretär für Presse und Propaganda, Herrn Titeanu, gehören, im Kampfe gegen die deutsche Auffassung der tschechischen Frage in vorderster Front stehen, und zwar nicht nur in sachlicher Gegnerschaft, wie der ‚Universul', sondern mit ausgesprochenen Gehässigkeiten.

„Sie sind ungerecht. Schließlich ist die Tschecho-Slowakei mit uns in der Kleinen Entente, und wir haben Rücksichten gegenüber einem Verbündeten. Die Tschechen sind sowieso erzürnt, weil sie meinen, wir müßten sie mehr unterstützen. Also tun wir das Klügste, was wir tun können: wir lassen die ganze deutsch-tschechische Polemik beiseite und halten uns an die entscheidenden Dinge. Viel mehr Kummer bereitet

Digitized by Google

uns der polnisch-tschechische Streit. Trotz unserer notwendigen Zurückhaltung sind Stimmen laut geworden, die Polens Verhalten mißbilligen. Die Polen sind wieder über unsere lauwarme Haltung nicht sehr entzückt, und schließlich sind sie unsere Bundesgenossen und haben etwas mehr Recht, uns zu kritisieren als die Deutschen."

Jetzt kam wieder unser nationaler Freund zu Worte. „Das ist alles schön und gut, aber es hilft darüber nicht hinweg, daß es bei uns eine starke tschechenfreundliche Strömung gibt, die in logischer Folge sogar bereit wäre, mit den Sowjets zu paktieren, um den deutschen Sieg zu verhindern. Meine Freunde und ich, wir halten das für glatten Selbstmord; aber wir dringen mit unseren Warnungen nicht durch, weil die vorherrschende Meinung die ist, daß von den beiden Gefahrenstellen Bessarabien und Siebenbürgen die im Westen die größere ist. Unsere rumänischen Tschechophilen können damit argumentieren, daß die Souveränität und Intregrität der Tschecho-Slowakei die Voraussetzung dafür ist, daß Ungarn nicht das ganze Revisionsproblem aufrollt. Nach der Tschechei kommen wir dran, ist die allgemeine Befürchtung. Sie werden verstehen, daß gerade rumänische Nationalisten sich leidenschaftlich gegen diese Möglichkeit zur Wehr setzen müssen. Wir sehen, daß Ungarn der Bundesgenosse Deutschlands ist. Wir machen uns geradezu unpopulär, wenn wir trotzdem für enge Freundschaft mit dem Deutschen Reich eintreten. Man fragt uns: Welche Garantien habt ihr, daß nicht Siebenbürgen das Opfer sein wird? Deshalb müssen wir von euch Unterstützung haben, Zusicherungen, vielleicht euren mäßigenden Einfluß in Budapest."

Der Deutsche: „Welche Veranlassung haben wir, über die bisherigen Erklärungen, von denen Rumänien ja kaum Kenntnis genommen, die es eigentlich in den Papierkorb geworfen hat, hinauszugehen und euch durch eine Grenzgarantie einen Blankowechsel zu geben? Schließlich ist tatsächlich Ungarn unser Bundesgenosse und nicht Rumänien, das heißt, Ungarn hat das getan, was Rumänien so gern vermeiden möchte: es hat sich festgelegt. Deshalb haben wir bisher vermieden, in diese ungarisch-rumänische Auseinandersetzung einzugreifen, und vielleicht werden wir auch in Zukunft so verfahren. Gerade das Beispiel Siebenbürgen sollte Rumänien zu denken geben, wenn es seine Haltung zum tschechischen Problem festlegt. Denn in Siebenbürgen haben beim Anschluß an Rumänien weniger Rumänen gelebt als es Sudetendeutsche gibt. Wollt ihr den Sudetendeutschen das Recht verweigern, das ihr für eure Volksgenossen in Anspruch genommen habt?"

„Von dieser Logik möchte man in unseren politisierenden Kreisen nichts hören. Sie ist unangenehm, weil man im Grunde nichts darauf erwidern kann. Wir haben ein anderes Temperament, das nicht durch eure Logik gezügelt wird. Wir sind ein kleines Land, und wenn ich auch nicht diese Besorgnis teile, so kann ich es doch verstehen, daß man vor dem Riesen Deutschland, der von Jahr zu Jahr mächtiger wird, Furcht hat. Sie kennen das Schlagwort vom Drang nach dem Osten. Das rumänische Volk möchte seine Freiheit und Selbständigkeit erhalten und ist deshalb geneigt, dieses Schlagwort allzu ernst zu nehmen. Es achtet Deutschland, aber es fürchtet sich auch."

„Eben eure Presse ist es, die solche törichten Schlagworte so lange wiederholen möchte, bis sogar wir Deutsche daran glauben! Natürlich wissen die Drahtzieher ganz genau, warum sie das wiederholen lassen, und natürlich rollt die Tschechenkrone solange, bis dann wieder bestimmte französische Stimmen sich melden und sagen: Seht, das ist die rumänische Auffassung. Man kennt allmählich dieses Spiel, aber anscheinend hört es nie auf."

„Jeder ernsthaft denkende Rumäne mißbilligt das. Aber wieder muß ich Ihnen unseren Volkscharakter entgegenhalten. Wir nehmen das nicht so tragisch wie Sie. Im Grunde sind alle diese Fragen, so sehr sie jeden Rumänen bewegen und uns in Zweifel und Unruhe versetzen, zweitrangig gegenüber der großen Linie unserer Politik, wie sie an der allein maßgebenden Stelle, nämlich bei Hofe, festgelegt wird."

„Wissen Sie, was Ihr König für eine Politik will?"

„Niemand weiß es außer ihm selbst. Doch deutet alles darauf hin, daß er Rumäniens Neutralität unbedingt erhalten will. Selbstverständlich: Wenn Ungarn angreift, müssen wir auch marschieren. Wenn der Konflikt vor den Völkerbund kommt, wenn Sanktionen beschlossen werden, müssen wir uns auf Grund unserer Völkerbundstreue daran beteiligen. Aber keinem Lande könnte ein Krieg ungelegener kommen als Rumänien. Damit sind wir wieder bei der russischen

Digitized by Google

Ich habe unsere vermutliche Hal- ereits ausgedrückt. Das Schlimme ist, wir Schlachtfeld werden. Wenn die chen vorrücken und die Russen, so en beide an den Karpaten aufeinander en. Im übrigen werden wir abwarten, der Stärkere ist und uns danach ent- den."

„Ich kann mir vorstellen, daß Ihr König ar Zeit schwere Sorgen hat. Sieht er denn ie von Osten drohende Gefahr?"

„Ich weiß es nicht. Aber ich habe da ein Wort gehört, von dem mir niemand sagen kann, ob es verbürgt ist: daß unser König lieber die Deutschen als Feinde denn die Russen als Freunde im Lande sähe. Ob verbürgt oder nicht, das Wort ist gut. Und jetzt können wir nur eines: Bitten und beten, daß uns der Friede erhalten bleibe."

Gespräche nach dem Münchner Friedensschluß

Am Tage nach München saßen wir wieder beisammen.

„Wir können es kaum mit Worten ausdrücken", sagten die Rumänen, „was uns bewegt. Gott, was sind wir glücklich! Gewiß ist die Tschecho-Slowakei unseres Mitgefühls sicher, und vor allem hat sich die Sorge vergrößert, daß die siebenbürgische Frage demnächst auf's Tapet gebracht wird. Aber vorherrschend ist doch die Freude, daß die vier Staatsmänner sich geeinigt haben. Jedem einzelnen ist Dank zu zollen. Für uns hat das eine besondere Bedeutung. Wir konnten uns Deutschland nicht nähern, solange zwischen Berlin und Paris oder Berlin und London solche Spannungen bestanden. Mit dem Augenblick, wo eine deutsch-französische und eine deutsch-englische Annäherung sich vollzieht, ist es auch für uns viel leichter gemacht, und mit Italien steht es nicht anders. Gewiß fehlt es nicht an Stimmen, die für die kleinen Staaten fürchten, wenn die großen Vier einfach über unser Schicksal entscheiden. Aber die Vorteile sind doch größer als die Nachteile. Jetzt ist der Zeitpunkt für ein deutsch-rumänisches Gespräch gekommen. Jetzt müssen wir Deutschland fragen, was es von uns will und was es uns zu bieten gedenkt."

„Einen Augenblick", wandte der Deutsche ein, „ich glaube, Sie sehen das nicht richtig. Nicht Deutschland hat das Gespräch einzuleiten, sondern bei Rumänien muß die Initiative liegen. Wer hat aus den jüngsten Ereignissen Lehren zu ziehen, wenn nicht Rumänien? Vielleicht ist es doch besser, nicht zu schnell das Vergangene zu vergessen."

Zertrümmerte Illusionen

„Sicher haben wir manches gelernt. Erstens: Wir haben versäumt, auf unseren tschechischen Bundesgenossen so einzuwirken, daß er durch weise Politik der jetzigen Katastrophe entgangen wäre. Schuld daran ist die unglückselige Titulescu-Politik, die uns verhindert hat, die ganze Tragweite der sowjetrussischen Einflußnahme auf die Geschicke Mitteleuropas zu erkennen. Wir verstehen sehr wohl, warum Deutschland neben vielen anderen Gründen gerade die Tschecho-Slowakei geschwächt hat: Weil dadurch das Fort Sowjetrußlands, das an das Herz Deutschlands vorgeschoben war, gestürmt wurde.

Zweitens: Wir haben gesehen, daß die Sowjets zwar große Reden gehalten haben, aber nicht marschiert sind. Daß ihnen wegen der innerrussischen Zustände diese letzte Entschlossenheit fehlte, war für uns ein Glück; denn so sind wir darum herumgekommen, ihnen die Frage nach dem Durchmarschrecht nun wirklich beantworten zu müssen — nicht, weil unsere Diplomatie eine Glanzleistung vollbracht hätte, sondern weil die Sowjets gar nicht marschieren wollten!

Drittens: Genf, kollektive Sicherheit, Definition des Angreifers, Beistandspakte — was sind das alles für überholte Begriffe! Am Schluß haben vier Männer das Schicksal Europas entschieden. Wir sehen auch ein, daß das Staatengebilde der Kleinen Entente überholt oder liquidiert werden muß. Wie fern sind wir doch dem Traum von der neuen Großmacht, die sich Kleine Entente nennt! Nein, wir denken nur noch an unsere Interessen.

Viertens: Wir waren nicht im mindesten vorbereitet, weder militärisch, noch seelisch. Unsere wohlhabenden Mitbürger haben Lebensmittel gehamstert. Zucker und anderes waren ausverkauft. An die Ausrüstung des Landes dachte niemand, alles an die Munition des Bauches, wie eine Zeitung sich ausgedrückt hat. Haben Sie unsere letzte Luftschutzübung gesehen? Sie war ein Schauspiel für die Massen, die neugierig herumstanden, statt in die Keller zu gehen. Es wird noch mancher Erziehung bedürfen, bis wir so weit sind."

Der Deutsche: „Lassen Sie es mich noch etwas anders ausdrücken. Der Fall Tschecho-Slowakei müßte für Sie ein warnendes Beispiel sein, was es heißt, seine Politik

Digitized by Google

ausschließlich und um jeden Preis gegen Deutschland einzurichten.

Zweitens: Rumänien hat tatsächlich die Frage seiner Stellungnahme offengelassen. Kein Mensch weiß, was der König getan hätte. Bei diesem Ausgang der Krise mögen Sie das eine erfolgreiche Politik nennen, weil Rumänien es mit niemand verdorben hat. Es hat natürlich auch niemand gewonnen. Für uns steht fest, daß die rumänische Neutralität, sagen wir einmal, versehentlich an einigen Stellen durchlöchert worden ist. Die Ungarn haben einige Donauschleppkähne mit Waffen sowjetrussischer Herkunft aufgehalten und beschlagnahmt, die seelenruhig aus dem Schwarzen Meer durch ganz Rumänien gefahren waren. Der einzige Zug, der bei Tighina über den Dnjestr kommt, hat in den letzten Wochen auffällig viel Reisende gehabt. Einige dieser Touristen haben unsere Sudetendeutschen am 28. September bei Warnsdorf festgenommen. Sie sagten aus, daß sie am 16. September von Kiew aus mit über hundert anderen kommunistischen Funktionären in zwei Sonderwagen über rumänisches Staatsgebiet in die Slowakei gebracht worden seien. Es waren sogenannte Terror-Spezialisten.

Drittens: Die Kleine Entente selbst hat mit ihrer Liquidation in Veldes begonnen, als Jugoslawien und Rumänien einer Vereinbarung mit Ungarn zustimmten, von der die Tschecho-Slowakei ausgenommen blieb, weil Ungarn es so wünschte. Es wäre auch für Rumänien der Weg ratsam, der sich bei allen heiklen Fragen als der bei weitem vorteilhafteste erwiesen hat: der der zweiseitigen und unmittelbaren Verständigung mit Ungarn. Auch wirtschaftlich hat sich die Kleine Entente bekanntlich als Fehlschlag erwiesen. Ich möchte nur noch darauf hinweisen, daß die Ausfuhr der Tschecho-Slowakei nach Rumänien zum überwiegenden Hundertsatz die Erzeugnisse der sudetendeutschen Gebiete umfaßte, so daß die Tschecho-Slowakei nach Abtretung dieser Gebiete keine Möglichkeit haben wird, ihre Einfuhr aus Rumänien zu bezahlen, der Warenaustausch mithin weiter schrumpfen und der mit dem Deutschen Reich auf organischem Wege zunehmen wird."

Gegen das Reich und hin zur Katastrophe

„Wir haben nichts dagegen, daß die deutsch-rumänischen Wirtschaftsbeziehungen weiterausgebaut werden. Einige unter meinen Landsleuten sagen, daß Rumänien keine Wirtschaftskolonie Deutschlands werden darf. Diese Formulierung halte ich für töricht. Im Gegenteil müssen wir fragen, warum uns Deutschland unseren gewaltigen Weizenüberschuß nicht abgenommen hat, den wir in diesem Jahre haben. Das wäre eine wirtschaftliche Hilfe von nicht zu unterschätzender Bedeutung und würde von uns als erster Schritt der erstrebten Kooperation angesehen werden."

„Es ist gut, daß Sie die Sprache darauf bringen. Wie kommt Deutschland dazu, rumänischen Weizen zu recht ungünstigen Bedingungen abzunehmen, weil der rumänische Inlandpreis beträchtlich über dem Weltmarktpreis liegt, wenn auf der anderen Seite die rumänische Wirtschaftspolitik sichtlich darauf aus ist, den Handel mit dem Reich zugunsten anderer Mächte zu drosseln? Daß Rumänien jetzt auf seiner Weizenernte sitzt, ist doch nichts als die Folge der Politik Ihres Wirtschaftsministers Constantinescu, der den Versuch unternahm, Rumäniens natürlichen Handelspartner Deutschland aus politischen Gründen schlecht zu behandeln und dafür mit England ins Geschäft zu kommen. Der Versuch hat mit einem völligen Fehlschlag geendet.

„Tragen Sie es nach, daß eines unserer Wirtschaftsexperimente mißglückt ist?"

„Natürlich nicht. Aber der Abschnitt Wirtschaft war nur ein Teil der Beziehungen, die sich im vergangenen halben Jahr so bedauerlich verschlechtert haben, und zwar durchweg nicht durch deutsche Schuld. Wir haben neulich von der Presse gesprochen. Jetzt haben wir die Wirtschaft erwähnt. Ihr Innenminister Calinescu schickte deutschen Firmen die Polizei ins Haus, um den bisher nicht geglückten Beweis zu führen, daß die Eiserne Garde von Deutschland bezahlt worden sei. Um jeden Preis sollten wir in diese Dinge hineingezogen werden, nur weil man dadurch die Notwendigkeit einer deutschfeindlichen Politik zu begründen hoffte. Grund genug für französische Zeitungskorrespondenten, von Zeit zu Zeit das Märchen aufzuwärmen, die Eiserne Garde hätte deutsches Geld durch Vermittlung der Bukarester Niederlage der IG. Farben erhalten. Merken denn Ihre Politiker nicht, was sie ihrem Vaterlande und ihrem König für einen schlechten Dienst erweisen? Mit allen Völkern des Südostens haben wir die besten kulturellen Beziehungen, nur mit Rumänien nicht. Liegt es an uns? Jeder

Digitized by Google

deutsche Journalist, der hierher kommt, wird wie ein Spion behandelt, man legt ihm die größten Schwierigkeiten in den Weg und wünscht augenscheinlich nicht, rumänisches Leben in Deutschland bekannt werden zu lassen. Alles das geht doch nicht spurlos an uns vorüber, wir machen uns unsere Gedanken, und deshalb meine ich, daß es an Rumänien liegt, die Voraussetzungen für den Weiterbau zu schaffen."

„Sie gehen mit uns hart ins Gericht. Immerhin haben wir in der Regierung einen Außenminister, dem auf Grund seiner Berliner Gesandtentätigkeit nachgesagt wird, daß er sich des besonderen Vertrauens von Berlin erfreut. War seine Berufung nicht der Gegenbeweis gegen Ihren Verdacht, wir wollten Klüfte aufreißen?"

„Gerade das macht unsere Enttäuschung so groß, daß ein Mann, der lange Jahre in Berlin gelebt hat und als Mittler geeignet schien, nichts, aber auch gar nichts für die Besserung der Beziehungen getan hat. Unser Vertrauen ist gründlich geschwunden. Haben Sie seine Genfer Reden gelesen?"

„Ja, und ich will Ihnen offen meine Meinung sagen: So hätte Titulescu auch sprechen können. Doch lassen wir das auf sich beruhen. Nehmen wir lieber an, alle die psychologischen Voraussetzungen, die überhaupt in Frage kommen, seien geschaffen, und wir scheinen ja derselben Meinung zu sein, daß der Augenblick hierfür günstig ist, einen Strich unter die Vergangenheit zu ziehen, so bleibt doch meine anfangs gestellte Frage: Was bietet uns Deutschland an?"

„Ich glaube, daß sich das aus Rumäniens Lage von selbst ergibt. Ihr Land wird nicht noch einmal zwischen allen Stühlen sitzen wollen. Wollen Sie noch einmal Bessarabien dem Zugriff der Sowjetrussen preisgegeben sehen? Das scheint mir entscheidend zu sein, und das verlangt natürlich eine Entscheidung Rumäniens."

„Bisher haben wir keine Neigung gezeigt, uns festzulegen. Wir wollen unter keinen Umständen mit unseren alten Freunden brechen. Warum stellen Sie uns vor eine Alternative?"

„Eben weil die Dinge heute anders laufen. Ich sagte schon: Wer sich immer alles offenhalten will, vermag auch kein Vertrauen zu gewinnen. Mit freundlichen, aber unverbindlichen Worten ist uns nicht gedient. Wir müssen heute Klarheit bekommen, wie Sie zu Sowjetrußland stehen. Bedenken Sie bitte, daß das nicht nur eine Frage des Schutzes von Bessarabien ist, sondern auch eine Frage, wie Sie sich zum Kommunismus stellen."

„Nun, das können Sie uns nicht vorwerfen, daß wir nicht gegen den Kommunismus wären, der ja bekanntlich in unserem Volke kaum Anhänger hat. Wo wir einige jüdische Agitatoren entdecken, werden sie auch zu drakonischen Strafen verurteilt."

Zweierlei Maß

„Die Strafen sind nicht entfernt so drakonisch wie die gegen Anhänger der Eisernen Garde. Ich will es ganz offen sagen: Das jetzige Regime hat den Nationalismus mit Pech und Schwefel verfolgt, aber dem Kommunismus ein genügendes Betätigungsfeld gelassen, immerhin merkwürdig für ein autoritäres Königsregime, das sich auf keine ihm aus dem Volke entgegenkommende Bewegung, auf keine Partei stützen kann. Mit sogenannter Objektivität werden die Telegramme der sowjetrussischen Telegraphenagentur nachgedruckt. Eines Tages durften die Zeitungen nicht mehr von den Bolschewisten und Roten in Sowjetspanien sprechen, sondern nur noch von der Regierung in Barcelona und den Regierungstruppen. Das „Journal de Moscou" hängt neben anderen Hetzbroschüren an allen Kiosken aus. Die „Deutsche Zeitung" in Moskau wird einem ins Haus geschickt, Poststempel Bukarest. In Bessarabien gab es einige Zeitungen in russischer Sprache. Zugegeben, sie wurden von Juden gemacht, so war das doch kein Grund, sie gänzlich eingehen zu lassen. Ich weiß nicht, was man mit einer Minderheitenpolitik bezweckt, die der russischen Volksgruppe in Rumänien das Sprechen in ihrer Muttersprache verbietet, ihre Schulen schließt und ihre Zeitungen wegnimmt, um sie zu guten Rumänen zu machen, wenn man auf der anderen Seite die „Iswestija" auf Grund der noch von Titulescu getroffenen Vereinbarungen, wenn ich recht unterrichtet bin, zu mehreren Tausenden ins Land läßt, damit die russische Bevölkerung außer mit einer russischen Zeitung auch gleich mit kommunistischer Literatur versorgt ist. Derweilen wenden sich die sowjetrussischen Rundfunksender mit ergreifenden Ansprachen an die Russen Bessarabiens, die sicher vom Bolschewismus nichts wissen wollen, aber bei

Digitized by Google

ihrem russischen Herzen gepackt werden. Wenn Rumänien so weitermacht, wird seine Position in Bessarabien langsam, aber sicher unterhöhlt. Für die Bukarester Intellektuellen aber dienen die sogenannten demokratischen Blätter, die teils versteckt, teils offen alles tun, um den Nationalismus, die Autorität, den Volksglauben, das Königtum zu untergraben. Auf diesem Auge ist die Zensur auch blind — oder liegt es nicht eben an der ganzen Politik, an einer Regierung, die gar nicht begriffen hat, worum es eigentlich geht? Vom Antisemitismus schon ganz zu schweigen, denn das Judentum ist ja tabu."

„Und Sie verlangen Kampf gegen den offenen und versteckten Bolschewismus?"

„Ich gebe zu bedenken, daß sich euer Regime bei soviel Kurzsichtigkeit sein eigenes Grab gräbt, und da wir einige Erfahrungen auf dem Gebiete haben, ist es gut, darauf hinzuweisen."

„Beantworten Sie mir noch eine Frage: Liegt Deutschland an einem starken Rumänien?"

„Diese Frage kann ich Ihnen vorbehaltlos mit Ja beantworten. Die Gründe haben sich wohl aus unserem Gespräch ergeben."

„Zweifellos würde es der rumänischen Volksstimmung entsprechen, wenn wir die Linien unserer Politik etwas mehr in Einklang brächten. Doch muß ich Ihnen abermals antworten: Die Politik unseres Landes macht ein Mann. Wir wollen hoffen, daß er die richtigen Berater hat, die ihn ins rechte Bild setzen."

*

Rumänien vor der Entscheidung

Seit diesen Gesprächen sind mehrere Wochen vergangen. Geändert hat sich nichts. Würde uns heute ein rumänischer Freund ansprechen, so müßten wir ihm etwa sagen: Lieber Freund, die Visitenkarte eines Landes ist seine Presse. Wollten wir Deutsche uns an eure Visitenkarte halten, so stünde es schlecht um unsere Beziehungen. Kaum war München vorbei, als das Gros eurer Presse in die alten Unarten verfiel. Bei Durchsicht der Bukarester Zeitungen kann man auf den Gedanken kommen, Ableger der Pariser Volksfrontpresse oder rumänisch geschriebene Ausgaben sowjetrussischer Organe vor sich zu haben, so sehr sind ihre Artikel von Unverständnis, Feindschaft und Gehässigkeit diktiert. Einerseits biedert man sich bei Italien an, andererseits beleidigt man Deutschland, man spekuliert also auf den Bruch der Achse. Die ganze Welt weiß, daß die Achse nicht zu erschüttern ist, und ausgerechnet die Bukarester stellen sich die Aufgabe, Zwietracht zu säen. Nun entwickeln die maßgebenden Regierungsstellen in zunehmendem Maße die Taktik, auf die Freiheit der rumänischen Presse hinzuweisen. Man kann uns für langmütig und geduldig, man soll uns aber nicht für so dumm halten, das zu glauben! Es geht um nicht mehr und nicht weniger, als daß die Atmosphäre in einer gefährlichen Art und Weise vergiftet wird.

Als erste Voraussetzung für den Aufbau gesunder deutsch-rumänischer Beziehungen möchte ich aber die Verbesserung der Atmosphäre bezeichnen. Um es noch deutlicher zu sagen: Wenn Dr. Ley von König Carol in langer Audienz empfangen wird und eine entsprechende Notiz von der Zensur verboten wird, so müssen wir dem die Deutung geben, daß man an maßgebender Stelle nicht wünscht, den König in Gespräch mit einem Nazi zu sehen und diese Tatsache dem Volke wahrheitsgemäß bekanntzugeben. Wenn dieses Heft von „Wille und Macht" genau so wie das mit dem Aufsatz „Großdeutschland — Großrumänien" von der Postzensur beschlagnahmt werden sollte, so werden wir daraus den Schluß ziehen, daß man an maßgebender Stelle nicht wünscht, die bejahende Haltung der deutschen Jugend gegenüber Großrumänien, und zwar einem starken Rumänien im rumänischen Volke bekannt werden zu lassen. Diesen Verdacht haben wir, daß ein schlechtes Spiel gespielt wird. Damals schrieben wir:

„Großdeutschland — Großrumänien. Das ist ein Programm. Was hat uns Rumänien darauf zu erwidern?"

Nüchtern stellen wir fest: Rumänien hatte uns bislang nichts zu erwidern. Oder sieht die Erwiderung so aus wie geschildert?

Um Rumäniens willen wollen wir das nicht glauben und die Hoffnung nicht aufgeben. Wir warten weiter...

Lieber Freund, gegenwärtig jagt ein Gerücht das andere, wie die künftige Regierung aussehen werde. Vielleicht ist sie, wenn du dieses liest, auch schon gebildet. Sie hat eine große Aufgabe: Die Politik eures Landes mit dem Volkswillen in Übereinstimmung zu bringen. Denn darüber kann es keinen Zweifel geben: Euer Volk

Digitized by Google

will mit Deutschland nicht im schlechten, es will im guten Verhältnis leben. Nur kann das Volk bei euch nicht sprechen. Es ist stumm und erträgt geduldig, wie eine kleine Schicht von sich aus für das Volk sprechen zu dürfen glaubt. Damals schrieb diese Zeitschrift, daß uns das Schicksal der Eisernen Garde nicht gleichgültig sein könne, denn diese Bewegung habe die Einordnung Rumäniens in die Achse als Leitfaden ihrer außenpolitischen Überzeugung verkündet, und Codreanu und seine Unterführer seien nicht zuletzt deshalb eingekerkert worden, weil sie sich nach Deutschland hin orientiert hätten. Es kann mir nicht gleichgültig bleiben, wenn ein Regime meine Freunde u. a. mit der Begründung einkerkert, daß sie meine Freunde sind. Wir wissen, daß die Eiserne Garde nicht tot ist. Wir wissen auch, daß ihr Bündnis mit Maniu die Lage des Regimes in Siebenbürgen, zwanzig Jahre nach dem Anschluß, nicht gerade rosig gestaltet. Wir wünschten uns nur, wenn Rumänien zu einer Befriedung seiner inneren Verhältnisse käme. Denn nach einem berühmten Wort kann man mit Bajonetten zwar alles machen, nur eins nicht: man kann nicht darauf sitzen.

Und schließlich wäre über die deutsche Volksgruppe noch ein Wort zu sagen, denn mit dem vor einigen Monaten verkündeten „Minderheitenstatut" ist selbstverständlich niemandem gedient. Doch sparen wir uns das für ein andermal auf...

Walachicus.

Javier M. de Bedoya:

Spaniens nationaler Weg

Der Generalsekretär des spanischen „Sozialen Hilfswerkes" schreibt uns:

Spanien besitzt bereits die Grundlage einer ihm eigenen internationalen Politik, weil es durch diesen Krieg seinen eigenen Willen wiedererlangt hat und sich klar und zwingend seiner bedeutenden und wesentlichen spanischen Sendung bewußt ist. Aber das ist nicht alles. Wir sind nicht gewillt, auf den Rang zu verzichten, der sich aus der klaren, in allen Tonarten besungenen und von den verschiedensten und namhaftesten internationalen Beobachtern in allen Sprachen wiederholten Tatsache ergibt, daß sich jetzt in Spanien die Zukunft Europas entscheidet. Für uns erübrigt es sich, zu beweisen, daß das Resultat unserer nationalen Revolution ein fruchtbares „europäisches Übergewicht" gegen die künstliche „Ordnung" bedeuten wird, die Paris und Moskau sich eines schönen Tages erdachten. Wir schämen uns deshalb durchaus nicht, ganz bewußt eine „respektlose Haltung" zu den überholten Interessen, die gewisse Mächte in ihrer Umgebung fördern, einzunehmen. Wir haben nicht nur Verteidigungsstellen gegen den Marxismus mit allen seinen Lebensäußerungen bezogen, sondern wir stechen auch in die Eiterbeule der unheldischen, kleinbürgerlichen Weltanschauung, durch die wir so lange Zeit halb erstickt in politischer Abhängigkeit gehalten wurden.

Vor kurzem wurde davon gesprochen, daß der englische Premierminister Neville Chamberlain die Gründung eines europäischen Direktoriums vorgeschlagen habe. Spanien, ein Volk in Waffen, geht von der Voraussetzung aus, daß in kurzer Zeit die Vorrechte der Führung gewisser Nationen, die ihre Macht und ihren Einfluß zum Schaden internationaler Interessen ausüben, die von uns für grundlegend erachtet werden und zu deren Trägern wir uns von dieser Stunde an machen, verschwinden werden. Wir wollen auch entscheidender Faktor sein bei der unweigerlich kommenden Neuverteilung des europäischen Gleichgewichts und der Führung dieses Erdteils.

Niemand möge vergessen, daß wir genau wissen, wohin wir gehen und was wir wollen! Unser Dasein in der Welt wird bestimmt sein durch den Kampf gegen die Mächte des Materialismus, die notwendigerweise den Egoismus, den Argwohn und das internationale Unrecht im Gefolge haben. In der Welt sind große Gesichtspunkte entscheidend, denen sich viele kleine und jämmerliche Interessen fügen müssen. Es sind immer nur gewisse Völker, die von der Vorsehung dazu erwählt sind, in einem bestimmten Abschnitt der Weltgeschichte allgemeinen Werten zum Sieg zu verhelfen, und vor den Anstrengungen dieser Völker müssen diejenigen Länder oder Menschen, denen keine Sendung gegeben ist, ihre eigene Haltung oder ihren Widerstand aufgeben. Für die Errichtung der neuen internationalen Ordnung halten wir also die Verteidigung der geistigen Werte für unumgänglich notwendig. Das soll nicht heißen, daß wir uns zum Werkzeug einer organisierten geistigen Macht machen lassen wollen oder daß wir im Schoße unseres Vaterlandes den Einfluß, die Tätigkeit internationaler Organisatio-

Digitized by Google

nen konfessioneller Art dulden können, die gleich einer politischen Partei mit einer unserem Wesen und unserer politischen Auffassung fremden Herrschaftsweise zu arbeiten gewohnt sind.

Unsere katholische Verwurzelung und Tradition darf zu keiner Verwirrung führen: Um jeder falschen Auslegung zuvorzukommen, sei hier ein für allemal festgelegt, daß wir mit „volksparteilich" oder „christlich-demokratisch" regierten Ländern nichts gemein haben! Wir betrachten das Geistesleben und die logischen Verschiedenheiten, die sich zwischen der Politik der Kirche und der Politik Spaniens bilden können, mit der gleichen offenen und entschlossenen Einstellung unseres Ferdinands des Katholischen oder unseres Kaisers Karl V. Niemals werden wir unseren traditionellen Wahrheiten und unseren grundlegenden Prinzipien untreu werden, aber all unser Handeln wird einzig und allein vom Nationalsyndikalistischen Staat bestimmt sein, ohne daß wir Bindungen im Namen dieser von uns verteidigten geistigen Werte annehmen können. Wir müssen immer Herr unserer eigenen Entschlüsse bleiben. So werden von neuem unsere diplomatischen Beziehungen an Wert gewinnen.

Die diplomatischen Gepflogenheiten von Trient bis Saavedro Fajardo verpflichten uns. Und wir sind überzeugt davon, daß wir zum Stil und Sinn jener wirksamen und erfolgreichen Diplomatie zurückkehren müssen: die verbrauchte Luft der Diplomatie unserer Tage muß gereinigt werden. Das ewige Spiel „Wer betrügt wen" muß aufhören. Unsere neue Diplomatie muß wieder das aufrichtige Wort finden, die klare Formulierung unserer Vorhaben und die genaue Kenntnis der Wünsche der anderen, sie muß die aufbauende Vereinbarung mit den verschiedenen Interessen anderer, für die Dauer finden und alles das in dem sicheren Gefühl für die richtige Gelegenheit, das stets das Hauptmerkmal einer guten Politik bleiben wird.

In dieser geschichtlich bedeutsamen Zeit betrachtet der Nationalsyndikalismus die internationale Lage als die Liquidierung einer zu Ende gehenden geschichtlichen Epoche. Wir wollen keinen Schlußstrich unter die Vergangenheit machen, sondern jeder einzelne, jedes Volk muß die Verantwortung für seine Handlungen und seine Entscheidungen im Weltgeschehen gründen auf der geschichtlichen Vergangenheit, die einige Jahrhunderte umfaßt. In dieser ganzen Zeit hat Spanien in einer scheinbaren Unabhängigkeit dahingelebt. Es mußte in einer ihm innerlich fremden Haltung leben und Wege befolgen, die ihm von anderen vorgezeichnet wurden. Die für unser Unglück und die gegenwärtige Verwirrung Verantwortlichen haben das Recht verwirkt, in Zukunft an der Gestaltung unseres Landes mitzuwirken.

Kleine Beiträge

Sudetendeutscher Jugend Weg zu Hitler

Wenn schon vor dem Kriege in Böhmen Jugendherbergen erstellt wurden, so soll das als eins von vielen Beispielen, die man nennen könnte, die Lebendigkeit der sudetendeutschen Jugend und damit ihre reiche Tradition zeigen, die, zum Unterschied von vielen anderen deutschen Stämmen, gerade diese Jugend frühzeitig in ihrem Tun mit starkem Aktivismus erfüllte. Der sudetendeutsche Nationalsozialismus war es, dessen Erneuerungsbewegung die Jugend schon um sich sammelte, als im Reich noch wilhelminischer Glanz alle nationalen Gefühle gepachtet hatte. Männer wie Hans Knirsch, Hans Krebs und Rudolf Jung gaben der 1904 gegründeten Deutschen Arbeiterpartei seit 1909 Aufschwung und Gesicht. Sie nannte sich „DNSAP. Österreichs" und unterhielt später, nach ihrer durch das Kriegsende zwangsläufig gewordenen Umorganisation, engsten geistigen Kontakt zur NSDAP. Adolf Hitlers, mit der zusammen sie bereits am 24. Februar 1920 ein erstes Treffen veranstaltete. Daß die Jugend beider Bewegungen zueinander gehörte, war selbstverständlich, und so

Digitized by Google

rechnen wir mit Stolz die Träger des „Nationalsozialistischen Jugendverbandes in der Tschecho-Slowakei", der bereits kurz nach Beendigung des Krieges gegründet wurde, zu den ersten Fahnenträgern unserer nationalsozialistischen Jugendbewegung.

Der Verband war zunächst noch zahlenmäßig schwach — obwohl er viele Ortsgruppen umfaßte — und hatte gegen die Überzahl der bürgerlichen, marxistischen und schwarzen Bünde schwer zu kämpfen. Der Weg dieser Jugend war ein ähnlicher wie der Weg der HJ., er führte über Demonstrationen, Diskussionen, Überfälle und Saalschlachten und nahm trotz aller Verbote einen stetigen Aufstieg, besonders seit 1926. Uns mag die Mitgliederzahl von 1928 mit 3000 recht gering erscheinen — aber diese 3000 waren Kerle, verschworen und fanatisch, mit dem einfachen Programm: „Bedingungslos volkstreu und sozialistisch" und mit der unerbittlichen Parole: „Zucht, Mut und Treue". 1931 hatten sich schon fast 10 000 Mitglieder um die Hakenkreuzfahne geschart. Sitz der Verbandsführung war Troppau. Dort erschienen seit 1923 die Monatshefte „Jungdeutsches Volk", außerdem regelmäßig von der Verbandsführung versandte Rundbriefe. Alljährlich fanden in den Pfingsttagen große Treffen statt, und vor Beginn der „Völkischen Tage" der Partei traf sich die Jugend regelmäßig in großen Sommerlagern. Und hier trat ein junger Führertyp auf, der mit seinen Reden und Vorträgen die Jugend mitriß, der spätere Landesjugendführer Peter Donnhäuser.

Peter Donnhäuser

Als er beim Parteitag 1929 die Egerländer Jugend in Nürnberg zum Vorbeimarsch anführte, kannten ihn im Reich nur wenige. Schon lange Jahre war er damals in der nationalsozialistischen Jugend tätig. Seit 1921 in der DNSAP., seit 1923 im Jugendverband, so stand er von Anfang an im Dienst der Bewegung. Am 27. Juni 1900 wurde er in Niederhof (Riesengebirge) geboren. Da sein Vater, der Maurer war, früh starb, durchlebte Donnhäuser eine schwere Jugendzeit. Er wollte Lehrer werden und mußte sein Studium mit Hunger und verzweifelter Not beginnen. 1918 meldete er sich als Kriegsfreiwilliger und kämpfte an der albanischen Front. Immer wieder wird von seinen Kameraden bekundet, mit welcher Begeisterung er nach der Rückkehr aus dem Felde Lehrer war und bis zu seinem Tode an diesem Beruf hing. Um so bitterer mußte es ihn treffen, daß er nach wenigen Jahren mit einer geradezu lächerlichen Begründung aus dem Schuldienst entlassen wurde. Nach einer Übergangszeit, in der er Beamter einer Fabrik war, widmete sich Peter Donnhäuser ganz der Bewegung. 1928 wurde er Kreisführer des Jugendverbandes im Egerland, 1930 Kreisverbandsführer für ganz Westböhmen und schließlich 1931 Landesführer für Böhmen. In diesen letzten zwei Jahren begann er gleichzeitig ein juristisches Studium in Prag. Hier wurde seit Juli 1931 vom NS.-Studentenbund als vierzehntägig erscheinende Zeitung der „Sudetendeutsche Beobachter" herausgegeben, der auch für die Mitglieder der Organisation „Volkssport" erschien. Der Volkssportverband war etwa der reichsdeutschen SA. zu vergleichen, trug auch die gleichen Uniformen. Mit dem Anwachsen der nationalsozialistischen Bewegung, die im Reich und im Sudetenland gleichermaßen die gegnerischen Gemüter beunruhigte, kam es immer mehr zu Unterdrückungsmaßnahmen, unter der gerade die Jugend zu leiden hatte. Die Partei selbst, die 1931 70 000 Mitglieder hatte — man schätzte auf tschechischer Seite den gesamten Anhang damals auf etwa 60 bis 70 v. H. der sudetendeutschen Bevölkerung —, konnte man noch nicht verbieten. Aber ihre Kampftruppen vernichtete man, und ein Opfer dieses Kampfes wurde auch Peter Donnhäuser.

Der Volkssportverband wurde am 29. Februar 1932 verboten, 300 seiner Führer wurden verhaftet. Und wenige Tage später wurde, als angebliche Tochterorganisation, am 25. März auch der Jugendverband verboten. Peter Donnhäuser wurde von einem „übereifrigen" Gendarmen verhaftet, obwohl kein Haftbefehl vorlag. Ohne stichhaltiges Material wurde der berüchtigte „Volkssportprozeß" in Brünn veranstaltet, der sich gegen sieben Angeklagte richtete. Einer von ihnen war Peter Donnhäuser. Es wurde ihnen vorgeworfen, „sich zu Anschlägen gegen die Republik vereinigt zu haben" und daß sie zu diesem Zweck „in unmittelbare Verbindung mit fremden Mächten" getreten seien und daß sie „bewaffnete Kräfte sammelten, organisierten und ausbildeten". Am 18. August 1932 begann das traurige Schauspiel.

Um diesen Prozeß, und vor allem auch, um das Wesen Peter Donnhäusers zu charakterisieren, seien einige bezeichnende

Digitized by Google

Sätze aus seiner politisch außerordentlich geschickten Verteidigung zitiert:

Vorsitzender: „Was war der Zweck des Jugendverbandes?"

„Ich wollte aus dieser Jugend gesunde und leistungsfähige junge Menschen machen und habe das gleiche Ziel auch in der nationalsozialistischen Jugendbewegung verfolgt... Was den angeblichen Gruß der Jugendverbandsmitglieder ‚Heil Hitler' betrifft, so möchte ich betonen, daß dieser Gruß für mich nie in Frage gekommen ist, weil ich wußte, daß untergeordnete Staatsbeamte etwas Gefährliches dahinter wittern konnten. Ebenso habe ich den Gruß ‚Kampf Heil' verworfen, weil ein überängstlicher Staatsanwalt vor dem Wort Kampf erschrecken könnte. Jeder Deutsche und jeder akademisch Gebildete eines anderen Volkes weiß etwas von einer Sturm- und Drangperiode. Aus dieser ist der von mir übernommene Gruß ‚Sturm Heil' zu erklären, und ich bin bereit, einen zweistündigen Vortrag über die Sturm- und Drangperiode zu halten. Ich sehe in diesem Gruß nichts Staatsgefährliches, sondern habe damit nur dem stürmischen, jugendlichen Drang der Mitglieder des Jugendverbandes schon im Gruße Ausdruck geben wollen."

Vorsitzender: „Haben Sie mit der Jugend Nachtwanderungen gemacht?"

„Ich persönlich habe keine Nachtwanderungen mitgemacht und auch keine arrangiert. In den behördlich genehmigten Satzungen heißt es, daß der Jugendverband seine Mitglieder körperlich ertüchtigen will. Ein Mittel zur Ertüchtigung ist der Marsch. Will die Jugend ein entferntes Ziel erreichen und hat kein Auto und keine Bahn zur Verfügung, so marschiert sie. Erreicht sie ihr Ziel nicht bei Tage, so muß sie die Nacht dazu nehmen, und ich bin der Ansicht, daß in einem Staate, der eine für den Sport sehr interessierte Bevölkerung hat, in dem auch ein Gesundheitsministerium besteht, und der Turn- und Sportvereine unterstützt, auch der Staatsanwalt darauf Rücksicht zu nehmen hätte und dafür Verständnis haben sollte."

Staatsanwalt: „Halten Sie hier keine politische Versammlung ab!"

Verteidiger: „Das gehört hierher, um die Beweggründe kennenzulernen. Wenn Sie eine politische Anklage erheben, müssen Sie auf politische Erklärungen gefaßt sein. Das ist Ihnen natürlich unangenehm."

In seiner Schlußrede äußerte Donnhäuser u. a.:

„Von der Prager Polizeidirektion wurde eine Anzeige erstattet, in der es unter anderem heißt: ‚... Ein weiterer Beweis für die direkten Beziehungen Donnhäusers und des Jugendverbandes zu Adolf Hitler ist ein Lichtbild Hitlers, das bei Donnhäuser beschlagnahmt wurde.' Wenn also ein Backfisch für einen Kinohelden schwärmt und sich von diesem ein Lichtbild beschafft, so ist das analog der Polizeianzeige ein Beweis für direkte Beziehungen!

Ich kenne die Anklageschrift so ziemlich auswendig. Was sie behauptet, ist jedoch kein Beweis für eine verbrecherische Tätigkeit des Jugendverbandes. Auch in dem während des Prozesses herbeigeschafften Beweismaterial hat man nichts gefunden, als daß der Jugendverband Geländespiele veranstaltete, daß seine Mitglieder Kompasse und Karten gebrauchten und daß sie signalisieren gelernt haben.

Ich bin in der Lage, an Hand des amtlichen Schullehrplanes festzustellen, daß alle diese Dinge jeder Schulknabe, der mit vierzehn Jahren die Schule verläßt, kennen muß. So ist zum Beispiel für das sechste Schuljahr — der hohe Senat erschrecke nicht — vorgeschrieben: ‚Decken, Verbergen, Schleichen in schwierigem Gelände mit seltener Deckungsmöglichkeit, Zeichengeben mit Flaggen, mit Rauch oder mit der Hand; hörbare Signale, Nachahmen von Tierlauten!'...

...Ich künde nun Liebe zu Volk und Heimat, und daraus konstruiert der Staatsanwalt Anschläge gegen die Republik!

Einen Beweis dafür hat er nicht gebracht. Er hat ein andermal gesagt: ‚Ich behaupte das und Donnhäuser behauptet das; wir werden uns nie einigen!' Dieses Wort des Staatsanwaltes ist charakteristisch für diesen Prozeß. Und darüber hinaus ist es von schicksalhafter Bedeutung für das Zusammenleben des deutschen und tschechischen Volkes in diesem Staate! Solange der Mann, der als Anwalt des Staates hier steht, namens seines Volkes erklärt, wir werden uns nie einigen, solange ist die ‚höhere Schweiz' nicht auf dem Marsche! Wenn die Liebe zu Volk und Heimat, wenn die Erziehung und Ertüchtigung der Jugend, wenn die Bildung und die sittliche Erneuerung der Jugend ein Verbrechen ist, dann, bitte, verurteilen Sie mich!"

Mit diesen Worten beschloß Donnhäuser seine Verteidigungsrede. Am 24. September 1932 wurden alle Angeklagten für schuldig erklärt. Peter Donnhäuser erhielt außer einer Geldstrafe zwei Jahre Kerker. Vor allem aber war mit diesem Urteil der

Digitized by Google

sudetendeutsche

n sofort Nichtig-
ung ein. Es ge-
13 1933 nach vielen
ens eine bedingte
Verurteilten zu er-
il verließ Peter Donn-
einer Einladung in der
folgen. — Das Folgende
n und unpathetisch, so un-
unverständlich, daß die
Sätze die Ungeheuerlichkeit
rücken vermögen: Donnhäuser
der Fahrt nach Asch in Karls-
chechischer Staatspolizei aus dem
alt und in das Polizeigefängnis
. Man legte seine Reise in den so
an der Grenze gelegenen Ort als
t aus. Am nächsten Tage meldete der
eibericht, daß Peter Donnhäuser sich
seiner Zelle erhängt habe. Ein zweiter
richt gab an, daß die Schädeldecke des
Toten zwecks genauer Untersuchung der
Todesursache bereits geöffnet worden sei.
Da wurde es allen zur empörenden Gewißheit: Donnhäuser war auf gemeinste Weise ermordet worden. Ein Selbstmord war ohnehin bei der starken und klaren Natur Donnhäusers, den Stolz und lachende Überlegenheit auszeichnete, völlig ausgeschlossen. Trauer und Zorn flammte auf, Verehrung und Schwur. Der sudetendeutschen Jugend war als Opfer ihr Führer genommen worden. Was Herbert Norkus und Horst Wessel der Jugend des kleineren Reiches wurden, das konnte in seinem Wirken und durch seinen Tod Peter Donnhäuser der Jugend seiner Sudetenheimat vorleben.

Den Namen Peter Donnhäusers trägt die HJ.-Führerschule Crimmitschau in Sachsen. Für die gesamte Hitler-Jugend, deren Namen nun auch offen die sudetendeutsche Jugend annehmen darf, ist es ein stilles, heiliges Vermächtnis. Einer aus den Reihen der nationalsozialistischen Jugendführer lebt als Blutzeuge des Sudetenlandes fort. Auf dem Friedhof zu Niederhof, am Fuße der Schneekoppe, liegt er begraben. Dieser unscheinbare Ort, in dem er auch geboren wurde, wird ein Wallfahrtsort der deutschen Jugend sein.

Die Einigung der Jugendverbände

Wie befürchtet wurde, war der Volkssportprozeß nur der Auftakt für Maßnahmen, um die DRSAP. völlig aufzulösen, bevor sich das Sudetendeutschtum in dieser Bewegung einigen würde. 150 000 Mitglieder hatte die Partei bereits; trotzdem oder deshalb mußte die Partei der bevorstehenden gewaltsamen Auflösung zuvorkommen. Es war Eile geboten: Einen Tag vor dem öffentlichen Verbot stellte die Partei am 3. Oktober 1933 ihre Tätigkeit ein. Damit war auch jegliche Jugendarbeit für die Bewegung zunächst unmöglich gemacht.

Konrad Henlein sprang in die Bresche und rief zur Sudetendeutschen Heimatfront auf. Durch ihn als Führer des Turnverbandes (seit 1930) erhielt die Jugend eine neue, innere und organisatorische Heimat: in der Jungturnerschaft des Deutschen Turnverbandes. Die gesamte Jugendarbeit mußte im Rahmen dieses Verbandes neu aufgebaut werden. Wichtigste Aufgabe war es dabei zunächst, die sudetendeutsche Jugend mit all ihren Verbänden und Sonderzielen zu einigen. Schon bald gelangen dazu die entscheidenden Ansätze. 1934 wurde eine Spitzenvereinigung der deutschen Jugendverbände gegründet, die „Sudetendeutsche Jugendgemeinschaft", die 27 einzelne Jugendverbände unter Ausschluß der marxistischen Verbände umfaßte. Außer der Turnerjugend gehörten ihr die Pfadfinder und die kirchlichen Bünde an. Ein „Sudetendeutscher Jugendrat" hatte die Leitung dieses Verbandes, der im Januar 1935 in Reichenberg einen einheitlichen Erziehungsplan aufstellte, der die vom Turnverband ausgearbeiteten Richtlinien als verbindlich für alle Bünde erklärte und sich dazu bekannte, eine „sudetendeutsche Gesamterziehungsorganisation" zu erstreben. In konsequenter Weise verließ der sehr umfangreiche Bund der deutschen Landjugend im Juni 1935 die Partei des Bundes der Landwirte, um „unpolitisch" zu werden. Mehr und mehr fand sich die Jugend in der Jungturnerschaft zusammen, so daß sie zu Beginn des Jahres 1938 über 120 000 Jugendliche umfaßte. In stahlgrauen Hemden, begeistert und gleichzeitig politisch geschult, so marschierte die Jugend, deren Disziplin auch bei größeren Aufmärschen musterhaft war. Hatten schon Ereignisse wie der „Tag der Jugend" innerhalb der Tagung für Erziehung im Juli 1937 in Aussig den einzigartigen Vorrang der Jungturnerschaft erwiesen, so gelang es in demselben Ort am 8. Mai 1938, alle Jugendverbände ohne Vorbehalt unmittelbar in die große, von

Digitized by Google

Konrad Henlein geführte Front einzugliedern. Die nationalsozialistische Idee, die sie alle beseelte, hatte das Werk vollbracht.

Es war ein großer Tag, der in der Geschichte der gesamten deutschen Jugend immer genannt werden wird: Freiwillig gaben die einzelnen Verbände ihre Selbständigkeit auf, um einem größeren Ziel zu dienen. Der Bund sudetendeutscher Wandervögel, der Bund deutscher Landjugend, Bund Staffelstein, Bund sudetendeutscher Pfadfinder, Pfadfinder-Korps St. Georg, Reichsbund katholischer Jugend und die Christlich-deutsche Turnerschaft — sie alle leisteten in feierlicher Weise ein Gelöbnis, sie alle unterstellten sich dem von Konrad Henlein eingesetzten Jugendführer, dem aus der Turnschule Asch hervorgegangenen Dr. Franz Krautzberger. Insgesamt 200 000 Jungen und Mädel stimmten in das Gelöbnis ein. Die Jugend des Turnverbandes war Volksjugend geworden. In zehn Punkten wurde das Programm dieser Jugend zusammengefaßt, in denen es u. a. hieß:

„Wir bekennen uns stolz als Teil der gesamten deutschen Jugend. Ihr Schicksal ist das unsere. Wir bekennen uns zu dem Erwecker der sudetendeutschen Erziehung und dem Einiger des Sudetendeutschtums: Konrad Henlein.

Die sudetendeutsche Jugend weiß, daß die kommende Zeit mit harten Entscheidungen an sie herantreten wird. Sie weiß, entweder ist sie Zeuge eines glücklichen Aufstiegs ihrer Heimat, oder aber sie ist Zeuge von schweren Auseinandersetzungen. Diese Frage erfüllt sie mit Ernst, aber auch mit Entschlossenheit. Für das Sudetendeutschtum gilt von nun an eine neue Parole: Ein Volk — eine Jugend! — Die deutsche Jugend!"

Die organisatorische Gliederung der 200 000 Jungturner, die in 1900 Standorten zusammengefaßt waren, umfaßte das „Jungvolk" vom 10. bis 14. Lebensjahr und die „Jungenschaft" bis zum vollendeten 18. Lebensjahr. Die Gliederung der Führung entsprach nach ihren Sachbereichen im wesentlichen dem Aufbau der Hitler-Jugend des Reiches. Beispielsweise war ein Amt für Sozialfragen eingerichtet, das u. a. auch Berufswettkämpfe vorbereiten sollte. In einem Appell an die tschechische Jugend wurde auf die Möglichkeit hingewiesen, unter Überwindung des Deutschenhasses der älteren tschechischen Generation „einen verträglichen Weg des Zusammenlebens zu finden".

Bedenkt man, in welcher entsetzlichen sozialen und politischen Not die sudetendeutsche Jugend aufwuchs, so erscheint Geist und Werk dieser Einigung als einzigartig und als Beispiel selbstloser Treue erschütternd. Nur zwei Zahlen seien genannt: Über 100 000 jugendliche Sudetendeutsche waren arbeitslos, fanden nicht einmal eine Lehrstelle noch sonst ein Lebensziel. Und allein 1937 befanden sich 18 158 deutsche Kinder in tschechischen Schulen. Wenn man dazu von den Verboten weiß, die viele Schüler an der Teilnahme der Turnverbands-Veranstaltungen hinderten, darf man von einem großen Sieg der nationalsozialistischen Jugend und ihrer erzieherischen Macht sprechen.

Der Weg, den diese Jugend nahm, war konsequent vom ersten Tage an. Und nur diese Sicherheit im Ziel, dieser entschlossene Wille konnte Jahr für Jahr tausende junger Menschen überzeugen und verpflichten. Daß sich die sudetendeutsche Jugend Konrad Henleins durchsetzte, war keineswegs selbstverständlich. Wir haben es ja vor der Machtergreifung im Altreich erlebt, wie große Bünde sich zwar zur NSDAP. bekannten, aber nicht daran dachten, in der HJ. aufzugehen. Um so höher muß man den Verzicht bewerten, den die sudetendeutschen Jugendbünde auf sich nahmen, als sie ihre — ihnen selbst naturgemäß kostbare — Existenz aufgaben. Und ebensowenig ist die Einigung und der Einsatz dieser Jugend selbstverständlich angesichts der historischen Situation. Gerade das deutsche Volk bietet leider genug Beispiele dafür, daß es in Zeiten höchster Bedrängnis nicht einig war. Daß dieser schwächliche Zwiespalt in kommenden Generationen überwunden sein wird, beweist der gemeinsame und leidenschaftliche Aufbruch unserer sudetendeutschen Kameraden — leidenschaftlich nicht als sentimentaler Rausch, sondern als realer politischer Entschluß, für den man die bittersten Opfer bringt.

In den Monaten, da ihr bis zur Heimkehr ins Reich ganz besonders schwere Prüfungen auferlegt wurden, hat sich die geeinte Jugend des Sudetenlandes in die vorderste Linie der deutschen Front geworfen, und viele mußten den Weg gehen, den lauteren Herzens ihr treuer Jugendführer vorangeschritten war. Wir sind stolz auf diese Kameraden und glücklich, sie nun in unseren Zelten und an unseren Lagerfeuern zu finden. Friedr. W. Hymmen.

Digitized by Google

Dem Führer

(Vorſpruch bei der Gedenktafel-Enthüllung an der Adolf-Hitler-Kaſerne in München am 6. 11. 1937, geſprochen von einem Offizier.)

Im Schickſalsſturm der Völker wächſt der Mann,
Der ſeinem Volk die Breſche bricht zum Licht.
Er trägt Verlangen nach der ſtarken Stunde,
Die blanke Waffen führt und keinem Munde
Das überflüſſige Wort vergeben kann.
Er ſucht die Tat. Die Tat nur hat Gewicht.

Und Grenzlandſehnſucht ſchärft ihm das Geſicht.
Er weiß, hoch über allem Ränkeſpiel
Wird ſich ſein Volk als Führervolk erweiſen:
Das weite Volk, geeint durch Blut und Eiſen!
Träume verſinken. Einzig nur die Pflicht
Des eignen Opferganges ſcheint ihm Ziel.

So dankt er Gott in ſtrömendem Gefühl,
Daß ihm die Gnade wird, Soldat zu ſein
In einer Stunde, da der Erdkreis zittert
Und deutſcher Boden, ſchickſalüberwittert,
Den Führer zeugt: ein Herz, in Flammen kühl,
Ein Wille, planvoll, hart, kriſtallenrein.

E. G. Kolbenheyer

Digitized by Google

Bühne und Film

Capriccio!

Der Filmregisseur ist weit mehr als dies beim Spielleiter des Theaters oder des Funkes der Fall ist, der große Gestalter des Gesamtwerkes. Da der Schauspieler durch das Durcheinanderfilmen der einzelnen Szenen die Entwicklung und Beherrschung seiner Figur nicht so in der Hand behält wie auf der Bühne nach dem Aufgehen des Vorhangs, so ist er mehr als sonst auf den Spielleiter angewiesen.

Ähnliches mag auch vom Verfasser des Manuskriptes gelten, da es heute keinen Filmregisseur mit Namen gibt, der nicht auch das Recht für sich in Anspruch nimmt, im Buch ordnend und beratend einzugreifen.

Diese Tatsachen machen es beim Film besonders schwer, die Verantwortlichkeiten gegeneinander abzugrenzen. Fest steht jedoch, daß man die gelungenen Filme den Regisseuren zuschreibt. Auch die Staatspreise sind an sie verteilt worden. Sollte es bei nicht gelungenen Filmen anders sein?

Immerhin gelingt es auch dem Laien, bei Filmen Qualitätsunterschiede festzustellen, die offensichtlich auf das Buch zurückzuführen sind. Wenn z. B. der Ufa-Film „Der Fall Deruga" einen so befreienden, sauberen Eindruck bei jedem Zuschauer hinterläßt, so doch nur deshalb, weil er die menschliche Anständigkeit zum Vorwurf genommen hat, weil die handelnden Personen ehrenhaft handeln, und weil selbst die Gegenspielerin im Grunde ihres Wesens ein positiver Charakter ist. Die Dramatik der Handlung entsteht mehr aus den Zuständen des Lebens, aus den Konflikten des Alltags, den es zu meistern gilt, als aus der Gemeinheit der Menschen. Diese an sich ist kein dramatischer Vorwurf, eines Dichters würdig. Wer wollte daran zweifeln, daß das im vorliegenden Fall ein Verdienst des Manuskriptes ist. Der Film wurde gestaltet nach dem Buch einer echten Dichterin, die imstande war, Menschen zu sehen: Ricarda Huch. Jeder, der den Film kennt, wird sich daran erinnern, wie beglückend und gewinnend allein die kleine Szene im Wagen zwischen Vater und Tochter wirkte, wo beide sich in angeborener edler Gesinnung offenbarten. So soll Kunst wirken. Warum geht es nicht immer so?

Reichsleiter Amann hat auf dem Kongreß des Reichsparteitags 1938 in einer großen Rede über das Wesen der Presse gesagt, daß es gelte, die Anziehungskraft des Edlen zu steigern, dem Schlechten und Niederen aber die Suggestivwirkung genommen werden müsse.

Sollte das nur für die Presse gelten? Oder nicht auch für jede Gelegenheit der Einflußnahme auf das Volk? Und gerade da am ersten, wo die Menschen am aufgeschlossensten sind, in den Stunden, da sie Entspannung und Erholung suchen?

Das hat der Kampf der NSDAP. täglich bewiesen: Wer an das Edle appelliert, wird das Edle finden. Wer die niederen Instinkte anruft, wird nur von ihnen Antwort erhalten.

Der so angesehene Spielleiter des Filmes „Urlaub auf Ehrenwort", Ritter, hat unter seiner Leitung und in seiner Herstellungsgruppe ein Manuskript von Felix Lützkendorf verfilmt: „Capriccio", ein Film, der nach Aussage der Presse ein reizendes, übermütiges Spiel voll Humor und spritziger Stimmung sei, nicht nur ein launiges Musikstück, wie der Titel sagt, sondern eine gelungene wunderbare Opernparodie, aus der man tänzelnden Schrittes herauskommt und sich über zwei unbeschwerte, verlachte Stunden freue. Karl Ritter habe sich zwischen seinen ernsten Filmen eine Erholung gegönnt und aus übermütiger Laune ein kapriziöses Spiel voller köstlichster Einfälle geschaffen.

Man geht hinein, und stellt fest, daß alles seine Richtigkeit hat. Man sieht und hört eine solche Fülle witziger Einfälle und gekonntester Übergänge, wie man sie auch von einem Film verlangen kann, der schätzungsweise eine Million Mark gekostet haben mag.

Sehr nett ist z. B. der Großvater am Anfang und zum Schluß, der in seinem Bilderrahmen lebendig wird. Wirklich herzlich zu lachen ist über das dicke Buch, aus dem bei

Digitized by Google

Digitized by Google

th
/ec,
ose aus
dem sudetendeut-
schen Erzgebirge

Digitized by Google

jedesmaligem Öffnen die strenge Stimme (übrigens eine sehr schöne Stimme) der Äbtissin tönt. Es gibt soviel Einfälle, daß man darüber fast die Handlung vergißt.

Wie ist denn nun eigentlich die Handlung? In jedem Ufa-Theater kann man für 10 Pfennig den illustrierten „Film-Kurier" kaufen. Der schildert das ganz ausführlich:

„Der alte General d'Estroux leert lachend den vollen Humpen und erklärt, warum er seiner hübschen blonden Enkelin, der zierlichen Madelone, das Fechten und Reiten, das Schießen, Saufen und Fluchen beigebracht hat. Die Kleine hat weder Vater noch Mutter, und wenn ihn mal der Teufel holt, dann sollen die Herren Mitgiftjäger wenigstens eine Kratzbürste von Format vorfinden! Eines Tages ist es soweit — der Tod schlägt dem alten General den vollen Becher aus der Hand... Die Kleine ist nun eine reiche Erbin und — schon rücken die Mitgiftjäger an. Madelones Vormund Césaire, ein geldgieriger Bösewicht, will die Kleine gegen eine hohe Provision an den Präfekten Barberousse verkuppeln. Madelone sagt kategorisch: ‚Nein!' Als sie Césaire darauf in ein Kloster sperrt, besinnt sie sich schlau doch bald eines Besseren und willigt ein.

Césaire ist glücklich. Feierlich, pomphaft wird die Braut aus dem Kloster geholt. Césaire überreicht ihr ein Bild ihres Verlobten. Donnerwetter ja, der ist ja hübsch, sehr hübsch sogar. Groß, männlich, jung — warum hat das Césaire nicht gleich gesagt? Auch die Klosterschülerinnen sind begeistert, bis auf die dicke Charlott, der er zu mager ist. — Der dicke, saufgewaltige Präfekt Barberousse bereitet sich zur Hochzeit vor. ‚Hast du denn die Braut schon mal gesehen?' fragt sein junger Vetter Fernand de Villeneuve. ‚Gewiß doch!' schwärmt Barberousse. ‚Ich sah sie im Kloster, ein Götterweib, eine Venus, vollschlank, vorne und hinten was und — reich!' Fanfaren klingen auf. Der Brautzug trifft ein. ‚Das ist ja die Falsche!' sagt der Präfekt zu Césaire. ‚Die ist ja viel zu dünn, ich habe sie ganz rund in Erinnerung. Und die Provision zahle ich erst nach der Hochzeit!' Ebenso enttäuscht ist Madelone. Dieses dicke Weinfaß soll sie heiraten? Niemals! Man hat sie betrogen und ihr ein falsches Bild geschickt! Aber die Trauung soll in einer Viertelstunde stattfinden! Was würde Großpapa nun raten? Halt, ich hab's! Madelone läßt den etwas dämlichen Pagen in ihr Zimmer kommen, der sie vom Kloster her begleitete. Ein gut sitzender Kinnhaken wirft ihn um, und als Césaire das Zimmer der Braut betritt, liegt da schlafend ein Page im Brautkleid, und das Fenster steht auf... Ein junger Mann im Pagenkostüm jagt in voller Karriere auf einem Schimmel dahin — der Vogel ist ausgeflogen! Césaire tobt, aber um Zeit zu gewinnen, muß eben der Page solange Braut spielen. Gott sei Dank ist Barberousse schon so voll, daß er den Betrug erst merkt, als er sich liebegirrend dem Hochzeitslager nähert. Nun tobt auch er, und wutschnaubend erteilt er Césaire den Auftrag, die Ausreißerin wieder herbeizuschaffen, koste es, was es wolle. Fernand und sein Freund Henri haben sich heimlich aus dem Hochzeitszug entfernt, Fernand widerte es an, zuzusehen, wie ein süßes, unschuldiges Mädchen an einen alten Saufsack verkuppelt wird." usw. usw.

Nein, es hat wirklich keinen Zweck, das alles abzudrucken. Auf diesen Ton kann man nicht eingehen. Es geht weiter so zwischen Sätzen wie: „Woher kennt er nur die kleine Kröte?" und „Komm her, Heißgeliebte, Dicke, Mollige!"

Wenn man das Glück hatte, den Text vorher zu lesen, so war man wenigstens auf den Ton des Filmes schon ein wenig vorbereitet, als einem Sätze wie: „Jedes Mädel heiratet, wenn's bloß ein Mann ist, alles andere ist egal" nur so um die Ohren flogen. Als ein widerlicher dicker Säufer barfuß und in Hemdsärmeln dasteht und ihm bedeutet wird, er solle sich anziehen, da seine Braut käme, meint ein anderer: „Na, die wird ihn bald ganz anders sehen, hoffentlich überlebt sie's." Im Publikum hat über diesen reizenden Einfall allerdings niemand gelacht. Wer mag solche Dinge nur witzig gefunden haben?

Wir wollen hier einmal die Einfälle erwähnen, über die ein Teil des Publikums, aber nur ein Teil, hinweggesehen hat, da der Film wirklich mit ersten Mitteln und großem Geschick gemacht worden ist.

Ein Vormund verkuppelt gegen Geld sein Mündel an einen Kerl, der dem Tier näher steht als dem Menschen.

Kranz und Schleier — immerhin eines der höchsten Symbole unseres Volkes — werden in einer total betrunkenen Gesellschaft, von einem als Braut verkleideten, widerlich besoffenem Manne, zum Altar geschleift. Diese „Braut" wird dann in tor-

Digitized by Google

kelndem Zustand zum Brautbett geschleppt und hineingeworfen, in einer Weise, die nicht geschildert werden kann. Glaubt jemand, daß Menschen darüber lachen können, denen diese Dinge immerhin noch etwas bedeuten?

Ein züchtig und verschämt wie Klosterschülerinnen dahintrippelndes Mädchenpensionat erweist sich als die Belegschaft eines Bordells.

Eine Mutter richtet ihre Töchter dazu ab, nachts in das Zimmer von Männern zu gehen, um diese dadurch zur Heirat zu zwingen.

Für eine besonders unangenehm wirkende, musikalisch ausgezeichnete Parodie einer Opernarie fand sich in der ganzen Sprache kein besseres Wort als das in diesem Jahrhundert mit so furchtbarer Bedeutung behaftete Wort: Vergewaltigt. Ein geschmackvoller Einfall, dem man nur mit eisigem Schweigen begegnen konnte.

Genug der Einfälle. Es fand sich in einem ersten Kino einer Großstadt, ebensowenig wie in den Vororten, niemand, der diese Einfälle witzig fand. Eins soll aber ganz besonders hervorgehoben werden:

Ein Mann, sogar der Held des Stückes, also ein Mann mit Moral, der eine Frau liebt, die sich ihm nicht als Frau zu erkennen gibt, will sie auf die Probe stellen. Er kommt zu diesem Zweck sofort zu keinem anderen Einfall als diesem: Er führt sie in ein Bordell. Da muß sich's ja erweisen. So raffiniert behandelt ein Mann eine Frau, die er zu lieben vorgibt! Denn — was meldet der „Film-Kurier"? „Wohin geht der Kavalier in Perpignan? Ins Etablissement der Madame Hélène, der mütterlichen Freundin der Junggesellen aller Länder. (Wirkt das Wort ‚mütterlich' in diesem Zusammenhang nicht überzeugend?) Natürlich geht Madelone mit." usw. Man liest noch einmal: Natürlich geht Madelone mit. Tatsächlich steht da: Natürlich! Natürlich geht sie mit. Natürlich? Wirklich natürlich? Nun muß man aber doch den Spaß beiseite lassen und sehr, sehr ernsthaft fragen: Zum Teufel nochmal, in welcher Welt zwischen allen bekannten Planeten ist denn das natürlich? Doch nur in der Welt der Filmverfasser, die scheinbar noch keine anderen Frauen kennengelernt haben. Dieser niederträchtige Unsinn ist von derselben Natürlichkeit, von der die Filmansicht stammt, daß man nur reiche Frauen heiratet! Nebenbei gesagt ist der echte Franzose — nicht der Paris bereisende Fremde — wesentlich anständiger, als es hier wie schon so oft vermutet werden könnte.

Die Gestalter des Filmes werden uns gestatten müssen, anderer, aber ganz anderer Ansicht zu sein. Und sie werden verstehen, daß wir uns für verpflichtet halten, das auszusprechen, mit demselben Recht, mit dem sie ihre Ansichten über die Frauen äußern. Hier kann man uns auch nicht mehr mit dem Vorwurf mangelnden Humors kommen, denn hier ist die Grenze des Witzes überschritten. Hier offenbart sich Gesinnung.

Und wir nehmen das deshalb so wichtig, weil wir uns schon oft gefragt haben, warum die Frauen eigentlich in unseren Filmen oft, viel zu oft, so schlecht wegkommen.

Wir haben die Pflicht, ihnen zu sagen, daß wir andere Frauen kennen. Sie alle verdienen in Schutz genommen zu werden vor einer Welt, die ihre Verlogenheit mit dem Mantel des Humors verbrämen will!

Die Deutschen sind reif genug, um erotische Dinge zu verstehen, ohne mit der Nase plump daraufgestoßen zu werden. Halten wir es für unter unserer Würde, von Filmen anderer Völker das zu lernen, was doch so sehr lernenswert erscheint? —

Parodie ist immer ein zweischneidiges Schwert, weil man die Grenzen nach beiden Seiten kennen muß. Eine Opernparodie kann etwas Köstliches sein, aber auch der Parodist muß Dinge kennen, die für ihn tabu sind. Für diesen Film bleibt aber nicht viel bestehen. Liebe, Treue, Ehe, Ehre und Gerechtigkeit werden ebenso parodiert wie Verdi, Mozart, Wagner und Beethoven. Selbst der Geist von Potsdam muß zitiert werden, weil man den reizenden Einfall hatte, in einer der albernsten Situationen „Üb' immer Treu und Redlichkeit" spielen zu lassen. Und als zwei unappetitlich Dicke sich gefunden haben, klingt der Film aus in dem Satz aus der Neunten Sinfonie: „Wer ein holdes Weib errungen, mische seinen — mische seinen — mische seinen Jubel drein."

Wir sind überzeugt, daß *bei den Aufnahmen* zu diesem Film viel gelacht worden ist.

Günther Boehnert.

Digitized by Google

Neue Bücher

„Glückliches Österreich"

Wenn du einem dir lieben Menschen eine Freude bereiten willst, so bringe ihn dazu, daß er die Hast des Tages einmal abwirft und sich in stiller Stunde dem weiten Gedankenflug und der gemeisterten Sprachkunst des Dichters dieses Buches hingibt.

Bruno Brehm, der Sudetendeutsche, dem seit Jahren die Ostmark wie die eigene Heimat ans Herz gewachsen ist, wandert mit uns in diesem Buch (Eugen Diederichs Verlag, Jena) durch Dörfer und Städte, Wälder und Felder Österreichs. Er führt uns durch die Geschichte und offenbart uns den unendlichen Reichtum der Kunst in dieser deutschen Mark. Mit ihm, dessen selten starke Erzählergabe seinen unbestrittenen ersten Platz unter den Schriftstellern unserer Zeit begründete, durch die weiten Räume leid- und freudvoller Geschichte, einer not- und opferreichen Grenzlandsendung und sinnlich wahrnehmbarer landschaftlicher Pracht zu wandern, ist ein Erlebnis. Denn Bruno Brehm verfügt nicht allein über die Gabe einer fesselnden, bilderreichen Sprache. Ihm sind vor allem die Jahrhunderte der geschichtlichen Vergangenheit und die großen Epochen der Kunst lebendigster Besitz. In diesem ganzen Buch legt er sich stets Zügel an, um sich nicht im Erzählen zu verlieren, sondern seine Wanderung zu vollenden und dabei doch für uns, die wir seine geliebte Ostmark erst erwandern müssen, viele sonst im verborgenen bleibende Schätze freizulegen. Von den Gaben der heimkehrenden Ostmark ins Reich will er künden, und da wir ihn vernommen haben, ist unser Glück tiefer und unsere Ehrfurcht vor diesem Land und seinen deutschen Menschen größer geworden.

Da der Dichter die Tragik und Bitternis der Geschichte enthüllt, von der Österreichs Grenzlandschicksal begleitet ist, da er Not und Kampf des deutschen Genius in der Musik, Malerei und bildenden Kunst mit der Hymne auf ihr Erbe, das auf uns überkommen ist, offenbart — da erfüllt uns wahrhaftig jenes Glück, von dem Bruno Brehm sagt, daß es „nicht lachen, das nur schluchzen kann".

Dieses Buch zertrümmert die Oberflächlichkeit, mit der so viele an der großen Schicksalsfügung dieses Jahres teilnahmen. Es führt zu dem größeren Erlebnis, das einer nur in sich selbst finden kann. Dieses Buch ist darum auch nicht zu „besprechen". Hier rüttelt einer, der alles weiß, was am langen Weg bis zur Heimkehr der Ostmark ins Reich an Freud und Leid lag, und dem jedes Kleinod unvergänglicher Kunst dieser Erde vertraut ist und der darum so unsagbar glücklich ist, jedem ans Herz.

Da du, Bruno Brehm, dein „Glückliches Österreich" schriebst, ließest du viele Menschen aus dem übervollen Becher deiner tiefen Freude trinken. Das Glück dieser herrlichen Erde, das du preist, hast du wahrhaftig in seiner Fülle vielen offenbart. Das Licht des Glückes in den Menschen zum Leuchten zu bringen — vermag in dieser Zeit ein Dichter mit seinem Schaffen Größeres zu vollbringen?

Günter Kaufmann.

Gambetta

Als Frankreich kürzlich mit Ausstellungen und Paraden den 100. Geburtstag Gambettas feierte, erwies sich erneut, daß diese Persönlichkeit noch wirksam ist. Wie bis in den Weltkrieg hinein die Legende vom Vaterlandsverteidiger Gambetta in den Franzosen lebte, die nicht ohne Veranlassung nach dem Friedensschluß sein Herz im Pantheon beisetzten, so erweisen sich auch seine rationalen, vor allem seine außenpolitischen Grundgedanken bis heute als bindend, über den Weltkrieg hinaus, der ja Frankreich nicht — wie uns Deutschen — eine Wende brachte. Man muß sich daran erinnern, daß Clemenceau nur drei Jahre jünger als Gambetta war. Clemenceau hat zwar Gambetta gestürzt, hat ihn gleichwohl aber fortgesetzt und vollendet. Dabei war Clemenceau ein ganz anderer Typ, kalt und ein Verächter der Masse, im Gegensatz zu Gambetta, dessen herzliche Wärme ihm viel Freunde gewann. Wir entnehmen diese Gedanken einer ebenso lebendigen wie gründlichen Arbeit unseres Mitarbeiters Kurt Lothar T[illegible] „Gambetta, ein politischer Kämpf[illegible] po-

Digitized by Google

tismus und Anarchie", 209. S., Essener Verlagsanstalt). Tank unternimmt es, Gambetta als Publizisten darzustellen. Und da in der Tat die staatsmännische Leistung Gambettas von der publizistischen, insbesondere der rednerischen, nicht zu trennen ist, finden wir ein historisch-politisches Resultat. Kein Wunder: Bismarck sah in Gambetta, den leidenschaftlichen und verehrten französischen Massenführer, einen gefährlichen Gegenspieler, der schon durch seine geradezu suggestive Willensgewalt jedermann mitriß. Tank verfolgt sehr geschickt den Weg Gambettas, wie er über den Gerichtssaal in die Volksversammlung und ins Parlament kommt, immer nur durch die Kraft des gesprochenen Wortes. Aus dem Parteiführer wird dann nach der Schlacht bei Sedan der Massenführer.

Wir möchten diese Arbeit, deren Veröffentlichung wir der auf dem Gebiet der politischen Wissenschaft besonders rührigen Essener Verlagsanstalt verdanken, als eine der wenigen bezeichnen, die mit politischem Instinkt, also nicht nur mit fachlicher Mechanik, ein Problem aus der neueren Geschichte eines fremden Landes untersuchen. Bewiesen sei es hier durch die Schilderung, woran Gambetta schließlich gescheitert ist. Tank schreibt: „Am politischen Werk Gambettas zeigt sich, daß es eine Propagandagrenze gibt, die kein Staatsmann ungestraft überschreiten darf. Wenn Gambetta während der nationalen Verteidigung die für jede propagandistische Tätigkeit notwendige Voraussetzung der Subjektivität so weit übertreibt, daß er schließlich von ihr abhängig wird und als notwendig erkannte militärische Maßnahmen aus publizistischen Gründen hinzieht oder unterläßt, so zeigt sich hier, daß aus dem Mittel ein Selbstzweck geworden ist, und dies nur darum, weil das publizistische Temperament den Politiker an der klaren und kühlen Einsicht hindert. Die Propaganda darf stets nur Mittel zum Zweck, nie Selbstzweck sein. Dieser Gefahr ist Gambetta nicht immer entgangen." Wenn wir die Pariser Presse unserer Tage lesen, so scheint sich dieser Fehler, nämlich daß die Propaganda die Politiker an der kühlen Einsicht hindert, zu wiederholen. hy.

Dr. Johann von Leers: **„Das Lebensbild des deutschen Handwerks."** Verlag Karl Zeleny & Co., München 23.

Das erste Geschichtsbild unseres Handwerks, das unter rassischen Gesichtspunkten Entwicklung, Blütezeit und Zusammenbruch betrachtet. Die Arbeit weist nach, wie sehr die Ausdehnung der nordischen Rasse untrennbar mit der Ausdehnung erfinderischer Gaben, technischer und handwerklicher Fähigkeiten verbunden ist. Dies sei natürlich auch klimatisch bedingt, denn wo man die Kokosnußschale vom Baum holen konnte, mußte man nicht die Töpferei entwickeln. Im Handwerk finde man das rassemäßig begründete Schönheitsgesetz einer Kultur. Es ginge ihm nicht nur um Bedarfsdeckung, sondern der Handwerker lege seine Persönlichkeit in die Arbeit hinein. Leers verweist auf die Bedeutung des Meisterstücks. Die Sklavenwirtschaft des Altertums schildert er ebenso im Gegensatz stehend zur Persönlichkeitsentfaltung handwerklicher Kunst, wie die Massenfabrikation der modernen Zeit. Hochinteressant ist die hervorragende Darstellung des mittelalterlichen Zunftwesens, die u. a. aufschlußreiche Parallelen zur Jugendschutzgesetzgebung unserer Tage enthält. Von der sorgfältigen Lehrlingsausbildung dieser Zeit werden wir immer noch lernen können.

Der Verfasser, dessen wissenschaftlicher Rang sich erneut mit dieser sorgsamen Arbeit erwies, verbindet strenge Sachwaltung und Darbietung des Materials mit der gewandten Flüssigkeit seiner Feder; durch eine geschmackvollere Gestaltung des äußeren Bildes dieser wertvollen Arbeit hätte dem auch der Verlag Rechnung tragen sollen.

Hauptschriftleiter und verantwortlich für den Gesamtinhalt: Günter Kaufmann.

Stellvertreter: Friedr. W. Hymmen. Anschrift der Schriftleitung: Reichsjugendführung, Berlin NW 40, Kronprinzenufer 10. Fernsprecher: 12 74 91. — Verlag: Franz Eher Nachf. G. m. b. H., Zentralverlag der NSDAP., Berlin SW 68, Zimmerstraße 87—91. Postscheckkonto: Berlin 4454. Verantwortlich für den Anzeigenteil: Ulrich Herold, Berlin. — DA. III. Vj. 1938: über 60 000. Pl. Nr. 8. — Druck: M. Müller & Sohn KG., München; Zweigniederlassung Berlin SW 68, Dresdener Str. 43. — „Wille und Macht" erscheint am 1. und 15. jedes Monats und ist zu beziehen durch den Verlag sowie durch die Post und alle Buchhandlungen. Bezugspreis vierteljährlich 1,80 RM. zuzüglich Bestellgeld. Bei Bestellung von 1 bis 3 einzelnen Nummern bitte Briefmarken beizulegen, da Nachnahmesendung zu teuer ist und diese Bestellung sonst nicht erledigt werden kann.

Digitized by Google

Wille und Macht

Führerorgan der nationalsozialistischen Jugend

HERAUSGEBER: BALDUR VON SCHIRACH

Jahrgang 6 | Berlin, 15. November 1938 | Heft 22

Vom Wesen echter Staatsgesinnung

Aus der Rede des Perikles auf die Gefallenen

> Indem das parlamentarische Prinzip der Majoritätsbestimmung die Autorität der Person ablehnt und an deren Stelle die Zahl des jeweiligen Haufens setzt, sündigt es wider den aristokratischen Grundgedanken der Natur . . . Dem steht gegenüber die wahrhaftige germanische Demokratie der freien Wahl des Führers, mit dessen Verpflichtung zur vollen Übernahme aller Verantwortung für sein Tun und Lassen. In ihr gibt es keine Abstimmung einer Majorität zu einzelnen Fragen, sondern nur die Bestimmung eines einzigen, der dann mit Vermögen und Leben für seine Entscheidung einzutreten hat.
>
> Adolf Hitler, Mein Kampf Seite 87 und 99.

Bei der feierlichen Bestattung der ersten Gefallenen des Peloponnesischen Krieges hielt Perikles die große Rede. Sie ist zugleich ein Preislied auf den athenischen Staat und wurde uns von Thukydides überliefert, dem eigentlichen Begründer der Geschichtswissenschaft, der, wie man ihm nachrühmt, als erster in seiner Geschichtsschreibung den Satz zur Geltung bringt, daß der Mensch sich sein Schicksal macht, und der in seiner Darstellung objektiv und doch wertend vorgeht.

Wie Thukydides bei der Wiedergabe von Reden verfuhr, darüber sagt er selbst: „Den Wortlaut der Reden im Gedächtnis zu behalten oder zu ermitteln war schwierig. Daher habe ich die einzelnen das sagen lassen, was der jeweiligen Sachlage nach meiner Auffassung am meisten entsprach. Dabei habe ich mich so nahe wie möglich an die Grundgedanken der wirklich gesprochenen Worte gehalten." (I, 22.)

Über Perikles und den athenischen Staat sagt Thukydides: „In der Friedenszeit leitete Perikles den Staat mit ruhiger Besonnenheit und wachte unverwandt über seiner Sicherheit; unter ihm gelangte Athen zur höchsten Macht. Auch als der

Digitized by Google

Krieg ausbrach, zeigte es sich, daß er die Entwicklung der Machtverhältnisse richtig voraussah . . . Da seine Macht auf seinem Ansehen und seiner Einsicht beruhte und seine Unbestechlichkeit leuchtend zutage lag, konnte er das Volk in freiheitlicher Gebundenheit halten; er ließ sich nicht vom Volke leiten, sondern er leitete das Volk. Denn da er seine Machtstellung nicht mit unrechten Mitteln errungen hatte, redete er ihm nie zum Munde; da er vielmehr die Macht kraft seines Ansehens innehatte, konnte er, wenn es not tat, gegen die Stimmung des Volkes sprechen und handeln . . . So war Athen dem Worte nach eine Demokratie, dem Wesen nach ein Staat unter der Führung des ersten Mannes." (II, 65.)

Der äußeren Macht dieses athenischen Reiches und der inneren Hoheit und Größe der in ihm verkörperten politischen und menschlichen Lebensformen hat Thukydides in jener Gefallenenrede des Perikles ein unvergängliches Denkmal gesetzt. Das Bild des athenischen Staates, das Perikles entwirft, ist sicher ein Idealbild, aber eben darum geht seine Bedeutung über die Beziehung zu den damaligen geschichtlichen Gegebenheiten weit hinaus, und es überrascht auch uns Deutsche des Dritten Reiches durch die Jahrtausende überspannende Gültigkeit der politisch-menschlichen Werte, die in ihm Gestalt gewonnen haben.

Dies aber sind die Worte des Perikles:

„Ich will zuerst von unseren Vorfahren sprechen. Denn ihrer zu gedenken ist eine Ehrenpflicht und dieser Stunde angemessen. Von jeher haben sie in rassischer Reinheit auf diesem Boden gelebt, und ihrer Tüchtigkeit verdanken wir es, daß er durch lange Geschlechterreihen hindurch bis auf den heutigen Tag als ein freies Land auf uns kam.

Und wenn sie schon des Ruhmes würdig sind, unsere Väter sind es noch mehr. Denn zu dem, was sie übernahmen, haben sie in schweren Mühen das hinzuerworben und uns, den Heutigen, hinterlassen, was wir jetzt in Händen haben: das Reich.

Noch höheren Machtzuwachs aber errangen wir selbst, die Generation von heute, als Männer, die in den Jahren der Lebens- und Schaffenshöhe stehen. Wir haben den Staat so mit allen Einrichtungen versehen, daß er für den Krieg und für den Frieden ganz aus eigener Kraft stark ist.

Die Kriegstaten, durch die das alles im einzelnen erworben wurde, die mutige Abwehr persischer und griechischer Angriffe durch uns und unsere Väter übergehe ich; ich will nicht große Worte machen vor Männern, die das alles miterlebt haben. Wohl aber will ich zeigen, was für eine Haltung es uns ermöglichte, das alles zu vollbringen, welcher Staatsform und welcher Gesinnung wir die Größe des Erreichten verdanken.

. . . Wir haben eine Staatsform, die nicht den Verfassungen der Nachbarländer nachgebildet ist. *Eher sind wir selbst anderen ein Vorbild, als daß wir andere nachahmten.* Mit Namen heißt sie Demokratie, weil die Regierungsgewalt nicht Sache einiger weniger ist, sondern *auf dem Willen der Mehrheit des Volkes* beruht.

Digitized by Google

Vor dem Gesetz sind alle Bürger in ihren persönlichen Angelegenheiten gleichgestellt; bei der Berufung in staatliche Ämter kommt es auf das öffentliche Ansehen, auf den guten Ruf des einzelnen an, und in dieser Hinsicht richtet sich die Bevorzugung des einen vor dem andern nicht nach der Zugehörigkeit zu einer bestimmten Klasse, sondern nach der Tüchtigkeit. Armut und Unscheinbarkeit des Standes sind keine Schranken für den, der etwas Gutes für den Staat zu leisten vermag.

In freier Geisteshaltung verfahren wir in den großen Dingen des Gemeinschaftslebens und auch in den Fragen des Alltags, wenn es darum geht, ob einer den andern in seinem Tun und Treiben mit Argwohn betrachtet; wir ereifern uns nicht über unsern Nachbar, wenn er bei seinen Vergnügungen einmal über die Stränge schlägt, und wir machen uns nicht gegenseitig das Leben mit Maßnahmen schwer, die zwar keinen ernsten Schaden anrichten, aber doch einen unerfreulichen Eindruck machen.

So führen wir unser persönliches Leben ohne äußeren Druck und Zwang, und im öffentlichen Leben empfinden wir die Ehrfurcht vor dem Sittengesetz, die uns vor rechtswidrigem Handeln bewahrt; wir gehorchen der Staatsführung und den Gesetzen, vor allem denen, die zum Wohl der Schutzbedürftigen erlassen sind, und jenen ungeschriebenen Gesetzen, die an das allen gemeinsame Ehrgefühl appellieren.

Wir haben auch dafür gesorgt, daß Geist und Herz sich von den Mühen des Tages auf mannigfaltige Weise erholen können. Öffentliche Kampfspiele und Feiern, die den Jahreslauf begleiten, sind ebenso lebendige Tradition bei uns wie die Schönheit der Heimgestaltung, die uns täglich Freude macht und alle trüben Gedanken verscheucht . . .

In der Erziehung streben die andern unter mühseligem Drill von früher Jugend an nach Mannhaftigkeit. Wir führen ein unverkrampftes Leben und gehen ebenso schweren Gefahren mit nicht geringerer Tüchtigkeit entgegen . . . Wenn wir so für Kampf und Gefahr auf seelische Schwungkraft mehr Wert legen als auf eingeübtes Ertragen von Strapazen und mehr auf charakterlich begründete als auf gesetzlich anbefohlene Tapferkeit, so ergibt sich für uns der Vorteil, daß wir uns nicht schon im voraus um künftiger Nöte willen verausgaben; wenn wir ihnen dann aber begegnen, erweisen wir uns als ebenso mutig entschlossen wie die, welche sich ständig abquälen . . .

Wir lieben die Kunst und sind doch keine haltlosen Ästheten, wir pflegen die Wissenschaften und sind doch keine entscheidungsscheuen Intellektuellen. Unseres Reichtums rühmen wir uns nicht in stolzen Worten, sondern wir verwenden ihn zu nützlichen Werken. Armut einzugestehen ist für niemand eine Schande; aber wenn man sie nicht durch eigene Arbeit zu überwinden sucht, das ist wahrlich eine Schande.

Digitized by Google

Gleich gewissenhaft erfüllen wir unsere Pflichten gegen Haus und Familie wie gegen Staat und Volk; auch diejenigen, die stark von ihren beruflichen Aufgaben in Anspruch genommen sind, nehmen doch Einblick in das politische Geschehen. Wir allein sehen in einem Menschen, der daran gar keinen Anteil nimmt, nicht einen „Unpolitischen", sondern einen Nichtsnutz. Mit klarem Kopf und warmem Herzen gehen wir an die politischen Aufgaben heran, und wir glauben nicht, daß das Reden dem Handeln schadet. Im Gegenteil: nach unserer Ansicht ist es verderblich, sich nicht durch Reden belehren zu lassen, ehe man handelnd das Gebot der Stunde erfüllt.

Denn im Gegensatz zu andern halten wir es so, daß wir bei unsern Unternehmungen zugleich kühn im Wagen und sorgfältig im Erwägen sind. Bei den andern beruht die Kühnheit auf Unkenntnis, und die Überlegung führt zum Zaudern. Die stärkste seelische Kraft wird mit Recht denen zugesprochen, die um das Schreckliche wie um das Schöne des Lebens wissen und sich doch seinen Gefahren nicht entziehen . . .

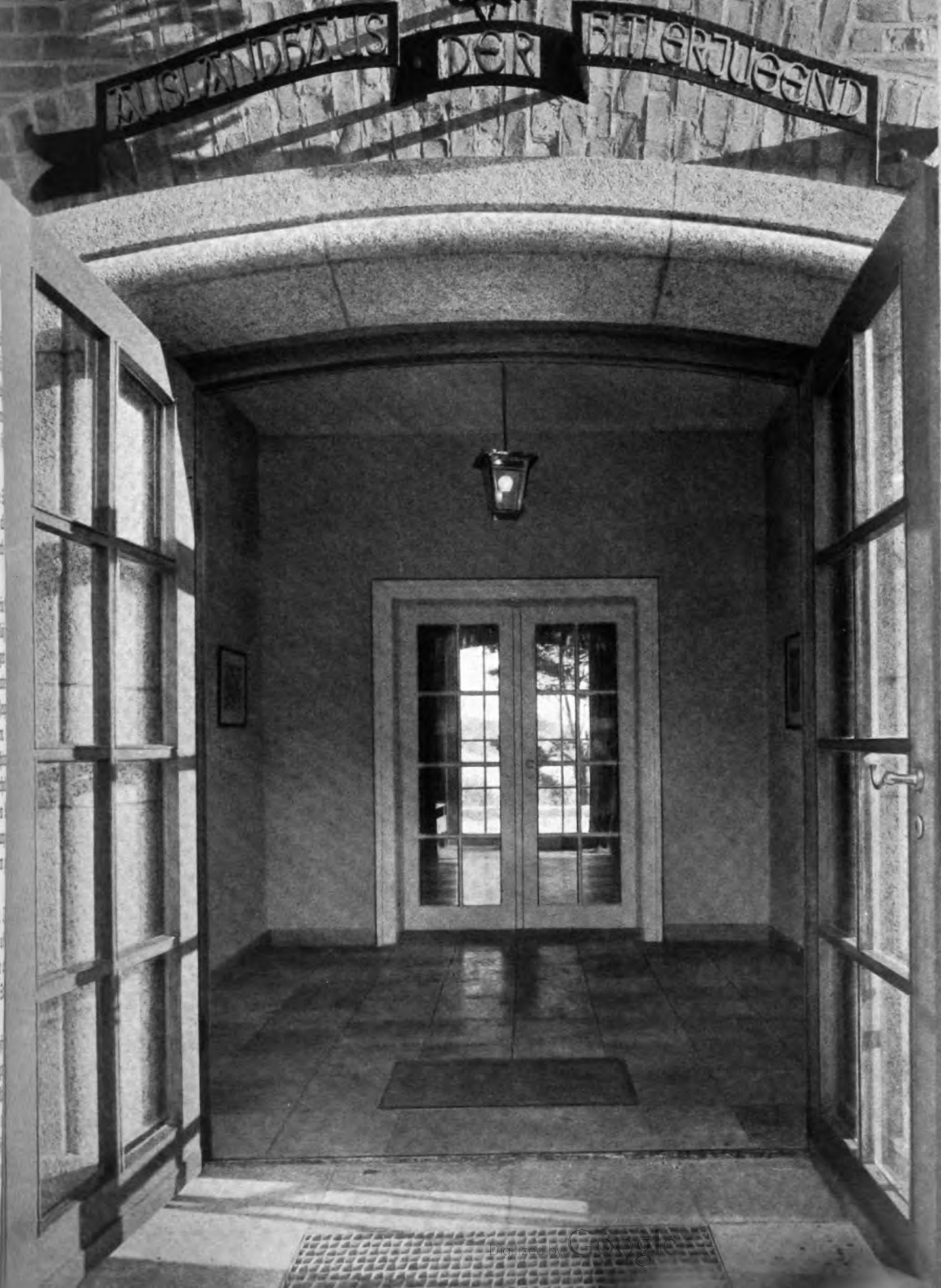
Zusammenfassend möchte ich sagen, daß unser Staat in jeder Hinsicht eine Schule für ganz Griechenland ist und daß bei uns auch der einzelne Mensch für alle erdenklichen Lebensformen eine liebenswürdige und gewandte und dabei starke und selbständige Persönlichkeit werden kann . . .

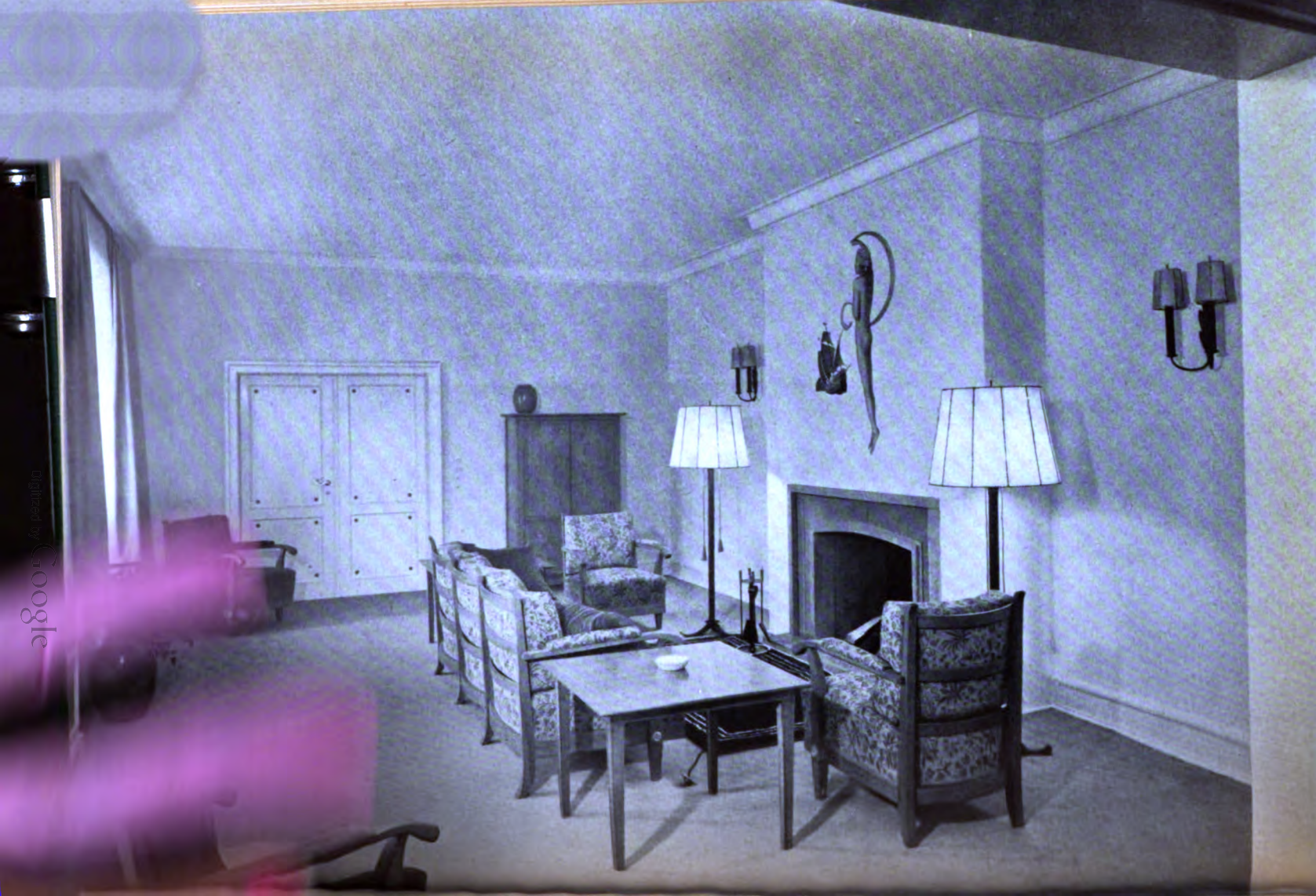
Unser Staat ist als einziger unter allen bestehenden mächtiger noch als sein Ruf, wenn es in die Entscheidung geht. Er allein gibt den Feinden keinen Anlaß zum Unwillen, daß die Schläge, die sie im Kampfe erleiden, von Unwürdigen herrühren, noch den Unterworfenen Anlaß zur Klage, daß die Herrschaft, unter der sie stehen, von Unwürdigen ausgeübt wird. Groß sind die Beweise und Zeugnisse unserer Macht, und jetzige und spätere Geschlechter werden uns bewundern. Wir brauchen keinen Homer noch sonst einen Dichter, der uns verherrlichte. Dichtungen erfreuen zwar für den Augenblick, aber das Streben, den wahren Sachverhalt zu erfahren, macht den Hörer mißtrauisch gegen die vom Dichter geschaffenen Vorstellungen. Zu allen Meeren und Ländern hat unser Tatendrang sich Zugang erzwungen, und überall haben wir unvergängliche Male der Erinnerung an gute und böse Zeiten errichtet.

So also ist der Staat beschaffen, für den diese Männer hier gefallen sind. Ihr innerer Adel ließ es nicht zu, daß seine Größe angetastet würde, und so zogen sie in den Kampf. Für die Überlebenden aber gilt als selbstverständliche Pflicht, daß jeder einzelne bereit ist, für diesen Staat die größten Opfer zu bringen.

Wie diese Männer starben, darin hat sich wahrhaft heldische Gesinnung offenbart, mag es nun bei den einzelnen die erste Probe oder die letzte Bestätigung ihres Heldenmutes gewesen sein. In der dunklen Frage nach dem glücklichen Ausgang vertrauten sie sich der Hoffnung an, im tätigen Einsatz aber für die unmittelbar vor Augen liegende Aufgabe wollten sie sich nur auf sich selbst verlassen. Lieber wollten sie kämpfen und sterben als dem Kampf ausweichen, um das

Digitized by Google


AUSLANDSAMT DER HITLERJUGEND



Leben zu retten. Sie wollten nicht, daß man ihnen nachsagte, sie hätten unehrenhaft gehandelt, und setzten sich mit Leib und Leben für ihre Entscheidung ein; und in dem kurzen, schicksalsschweren Augenblick, da sie ihr Leben ließen, stand die Kraft ihres Glaubens hoch über aller Todesfurcht.

Ihr Überlebenden möget euch wünschen, daß es euch erspart bleibt, eure Haltung vor dem Feinde durch den Tod zu bewähren; diese eure Haltung aber soll ebenso einsatzbereit sein wie die der Gefallenen. Und wenn euch die Größe unseres Staates zu Bewußtsein kommt, so denkt daran, daß tapfere und pflichtbewußte Männer das alles errungen haben, Männer, denen die Ehre das Gesetz des Handelns vorschrieb und die, wenn sie auch einmal bei einem Unternehmen einen Fehlschlag erlitten, nun nicht gleich glaubten, ihre Kraft dem Staate entziehen zu dürfen, sondern ihm ihr Leben als schönstes Liebesopfer darbrachten.

Dem Wohle des Ganzen gaben sie ihr Leben hin, sich selbst aber erwarben sie unvergänglichen Ruhm und das ehrenvollste Grab; nicht so sehr das, in dem sie ruhen, sondern das, in dem ihr Ruhm ewig unvergessen bewahrt bleibt, so daß, wann immer es geboten sein mag, kommende Geschlechter von ihnen sprechen und in ihrem Sinne handeln. Hervorragender Menschen Grab ist ja die ganze Erde; es kündet von ihnen nicht nur die Inschrift auf den Gedenksäulen in der Heimat, sondern ungeschrieben bleibt die Erinnerung an sie auch in der Fremde bei allen lebendig, und schöner lebendig im Herzen der Menschen als in einem steinernen Denkmal."

Thukydides, „Über den Peloponnesischen Krieg", Buch II, Kapitel 36—43. Eingeleitet und übersetzt von Gerhard Hensel.

Baldur von Schirach:

Die Jugend im Theater

Wir alle wissen: Es ist in der Kunst und in der Wirtschaft auch nicht anders als im politischen Leben unseres Volkes. Hier wie dort und überall finden wir schöpferische und unschöpferische Menschen, Begabungen und Temperamente aller Grade. Es haben viele Leute den Kontrapunkt studiert und sind dennoch keine Künstler geworden. Ein beachtlicher Musikbeamter versuchte mir vor einiger Zeit klarzumachen, daß die Jugend in schreckliche Barbarei zu verfallen drohe. Es fehle der jungen Generation an dem wünschenswerten Interesse für Orchestermusik. Dies hätte zur Folge, daß uns bald sowohl Komponisten als auch Musiker fehlen würden. Zwar singe die Jugend allenthalben ihre Lieder, doch sei es damit nicht getan. Musikerziehung sei etwas ganz anderes und die Überschätzung des Volksliedes durch die Hitler-Jugend bedeute eine Gefahr für das Musikleben der Zukunft. Was blieb mir anderes übrig, als ihm folgendes zu erwidern: Herr Professor! Noch nie waren so viele Millionen junger Menschen derart von Musik erfüllt wie heute; aus unserer Gemeinschaft sind Lieder aufgeklungen, die in jedem Heim Deutschlands selbstverständliche Hausgenossen geworden sind. Wer

Digitized by Google

Ohren hat zu hören, der höre. Dem dünnblütigen Beckmesser mag es mißfallen, aber dem deutschen Volk bringt es die Seele zum Tönen, wenn in den Stunden der Ergriffenheit die Lieder der Jugend gleich Fahnen flammend über die Straßen wehen und auf Tausenden junger Lippen das Bekenntnis Eberhard Wolfgang Möllers lebendig wird: „Deutschland, heiliges Wort, du voll Unendlichkeit!"

Was konnten sie ihrem Volke mehr geben, die Baumann, Blumensaat, Spitta, Sotke, Napiersky und wie sie alle heißen, als solche Lieder, über deren Klängen man, wie bei jedem echten Volkslied, Dichter und Komponisten vergißt, weil man es gar nicht wahrhaben möchte, daß Einzelne solche Gesänge in der Einsamkeit ihres Stübchens verfassen. Man meint, das ganze Volk müsse die Worte und Weise geschrieben haben: „Freiheit ist das Feuer, ist der helle Schein, solang sie noch lodert, ist die Welt nicht klein." Gegenüber allen trockenen Musikphilistern bekennen wir dankbar und begeistert: Im Anfang war das Lied! Und auch dieses Lied bedeutet für uns „höhere Offenbarung als alle Weisheit und Philosophie". Schon sind in unserer Jugend überall die kleinen und großen Orchester entstanden, schon melden sich junge Kameraden nach vollendetem Studium mit sinfonischen Arbeiten, wie könnte das auch anders sein: Es ist keine Musik denkbar ohne uns Deutsche, und wir Deutschen sind nicht denkbar ohne unsere Musik.

Wie viele Menschen beobachten und bewundern vielleicht auch die Entwicklung unserer Jugend von 1933 bis heute, also von jenem Zeitpunkt wilder, uferloser Begeisterung ab bis hinein in dieses Jahr der harten und männlichen Zucht. Wie wenige aber sehen neben dieser allgemeinen Entwicklung der Jugend die besondere, nicht minder bedeutungsvolle, die sich gleichsam unter der Oberfläche vollzogen hat? Schien es nicht in den Jahren 1933 und 1934 undenkbar, daß diese junge Mannschaft, die ihren revolutionären und geschichtlichen Kampf um die Einheit, Unteilbarkeit und Totalität ihrer Gemeinschaft durchkämpfte, wenige Jahre später unsere Theater- und Konzertsäle füllen, ja, daß sie eine Theaterwoche der Hitler-Jugend in diesem Rahmen durchführen würde?! Und doch ist diese Wandlung nicht erstaunlich, wenn man bedenkt, daß zwischen den leidenschaftlichen lyrischen Bekenntnisdichtungen unserer Jugend in der Zeit der Verfolgung und dem „Frankenburger Würfelspiel" als dem Ausdruck der dramatischen Kunst unserer Jugend keinerlei künstlerischer Gegensatz besteht. Wohl aber besteht dieser Gegensatz zwischen uns und unseren Nachahmern. Man erlaube mir, diese Gelegenheit zu benutzen, um noch einmal im Sinne jener Rede gegen die Blechschmiede, die ich im Weimarer Nationaltheater hielt, ein hartes Wort zur Reinigung unserer Reihen auszusprechen. Ich finde es verkrampft und im höchsten Grade erbärmlich, wenn man unter Mißbrauch des Ehrentitels deutscher Schriftsteller nach folgendem Rezept verfährt: Man nimmt ein Lied oder Gedicht der nationalsozialistischen Jugend, also der SA., der HJ. oder ᛋᛋ aus der Kampfzeit, wandelt dieses ab, indem man die Stufen der Feldherrnhalle, die Adler der nationalsozialistischen Standarten, die marschierenden Kolonnen usw. in einem

Digitized by Google

Topf verrührt mit Ostmark und Sudetenland, dann fügt man dieser Mixtur einige Tropfen „heroischer Haltung" hinzu, d. h. in der letzten Strophe des Liedes muß unbedingt vom Tod die Rede sein, worauf sich dann die Schlußzeile mit Morgenrot, wie gewünscht, ganz von selbst ergibt.

Solche Versefabrikanten liefern je nach Wunsch ihre traurigen „Einfälle" mit vier, sechs und acht Strophen und sind imstande, täglich drei bis zehn solcher Originalschöpfungen dem erstaunten Volke zu verabfolgen. Wenn die Autoren solcher Produkte sich damit entschuldigen wollen, daß sie sagen, sie hätten es gut gemeint, so meinen wir es mit unserem Volke besser, indem wir es mit solchen Blechschmieden schlecht meinen. Es ist in der l'art-pour-l'art-Zeit häufig dem Dilettanten unrecht geschehen; er wenigstens hat nicht die Öffentlichkeit mit seinen Bemühungen behelligt, sondern hat seine schriftstellerische oder musikalische Liebhaberei, oder gar sein Theaterspiel sich selbst und seinem engeren Freundeskreis zur Freude betrieben. Vergessen wir nicht, daß es ohne solchen Trieb keine Hausmusik geben würde; der öffentliche Kitschier aber ist ein Ärgernis für alle, die den Versuch unternehmen, als schöpferische Menschen den deutschen Namen in der Welt ehrenhaft zu repräsentieren.

Doch ich schweife ab. Es sollte von der inneren Wandlung der Jugend die Rede sein. Einst Opposition, heute verantwortlicher Mitträger unseres Kulturlebens. Es gibt für euch keine schönere Anerkennung, meine Jungen und Mädel, als diese: Ihr habt freiwillig auf die Kritik verzichtet, um statt dessen aus eigener Kraft einen Beitrag zu liefern, das ist immer das beste. Das Theater des nationalsozialistischen Reiches ist für die Jugend eine Stätte innerer Erhebung und edler Begeisterung. Wir haben gerade während der Detmolder Grabbe-Tage erlebt, wie sehr sein „Hannibal", aber auch die „Hermannsschlacht" auch unserer Jugend heute noch Erlebnishöhepunkte bedeuten können. Das Für und Wider der Historiker oder Literarhistoriker kann uns in diesem Zusammenhang nicht interessieren. Das Theater soll unsere Jugend in ihrem Nationalbewußtsein festigen und stärken. Es soll ihr die großen Träger des geschichtlichen Geschehens so darstellen, daß sie vor ihrer Größe Ehrfurcht empfindet. So reizvoll es den leider noch nicht ausgestorbenen sogenannten „Dramatikern" der Systemzeit erscheint, die Heroen der Menschheit aus der Perspektive des Kammerlakaien zu betrachten, wir lehnen dieses Verfahren ab und fordern, daß unsere Helden so auf der Bühne gestaltet werden, wie das notwendig ist, um aus der Masse der jugendlichen Zuhörerschaft heraus immer wieder die heldischen Herzen zu erwecken. Für den Erzieher ist die Schaubühne stets eine moralische Anstalt. Diese Feststellung hat nichts mit Prüderie zu tun; man wird einer Jugendbewegung, die auf dem Gebiet der modernen Leibeserziehung bahnbrechend gewirkt hat, diesen Vorwurf nicht machen können, und das Werk, das wir heute abend aufführen, wird die Freiheit offenbaren, die wir uns im Raum des Geistes lächelnd erstritten haben. Der jugendliche Mensch hat dem Theater

Digitized by Google

gegenüber jene naive Einstellung, die im späteren Leben leider nur allzu häufig verlorengeht. Er sieht auf der Bühne nicht Herrn X. als Faust, Fräulein Y. als Gretchen, er sieht keine Kulisse einer Landschaft, er sieht diese Landschaft selbst und die handelnden Personen des Stückes leibhaftig, und sie bedeuten ihm eine höhere Wirklichkeit. Das kleine und kleinste Theater der Provinz kann unter der Voraussetzung, daß die Schauspieler mit dem Herzen dabei sind, jedem jugendlichen Besucher eine ebenso große Offenbarung bedeuten wie das mit der äußersten Raffiniertheit der technischen Ausstattung und mit der glanzvollsten Besetzung arbeitende Großstadttheater. Ein blasierter Besucher Berliner Theateraufführungen, der durch seine snobistische Lebensauffassung seine ursprüngliche Erlebniskraft abgetötet und sein Gemüt den falschen Götzen des Intellekts und der Virtuosität geopfert hat, wird das Theater immer anders sehen, als wir Nationalsozialisten das tun. So sehr wir die geniale Gestaltungskraft unserer Spitzenschauspieler bewundern, so sehr wünschen wir uns doch, daß die Sterne unserer theaterfreudigen Jugend die großen Gestalten der Dichtung sein möchten, und nicht die diese Gestalten darstellenden Schauspieler.

Ruhm und Ansehen des deutschen Theaters beruhen vor allem darauf, daß wir eine große Anzahl über das ganze weite Reich verstreuter Bühnen besitzen, in denen mit Liebe und Fleiß Tag für Tag gespielt wird. In ihnen werden unsere Jungen und Mädel an die dramatische Dichtung unseres Volkes herangeführt. Im Winterhalbjahr 1937/38 wurden an den deutschen Theatern durchschnittlich sechs Aufführungen für den Besucherring der Hitler-Jugend veranstaltet, hierzu kommen die Aufführungen, in denen Angehörige des Besucherringes zusätzlich teilnahmen. In einer Stadt wie Königsberg z. B. mit etwa 310 000 Einwohnern umfaßt der HJ.-Veranstaltungsring 1937/38 8000 Theaterabonnenten. Es wurden zwanzig geschlossene Theaterabende durchgeführt. Im Standort Bremen umfaßte der Veranstaltungsring 4100 Teilnehmer, der Besuch war in sechs Theaterringe gegliedert, für die acht verschiedene Werke geboten wurden. Ich will hier keine weiteren Aufzählungen machen, wohl aber von dieser Stelle aus unsere ganze Jugend auffordern, sich an den zuständigen Veranstaltungsring der Hitler-Jugend zu wenden, um an den Aufführungen unserer deutschen Theater teilnehmen zu können. Da unser Veranstaltungsring erst im vergangenen Winterhalbjahr gegründet wurde, glaube ich auf Grund der vorliegenden Meldungen, daß er im Laufe von zwei, drei Jahren zu einem erstrangigen Faktor des deutschen Kulturlebens herangewachsen sein wird. Zwar werden den Theatern durch die jugendlichen Besucher keine nennenswerten Einnahmen entstehen, wohl aber wird durch die Gewöhnung der Jugend an einen regelmäßigen Theaterbesuch unseren deutschen Bühnenkunststätten für die Zukunft das Theaterpublikum herangebildet, das den Bestand dieser Kultureinrichtungen gewährleistet. Abgesehen von diesen mehr wirtschaftlichen Erwägungen, spricht auch künstlerisch manches für eine Zufuhr von Jugend in unsere Zuschauerräume. Es bilde sich nur keiner ein, daß die Jugend wegen ihrer Naivität etwa anspruchs-

Digitized by Google

los wäre, sie ist ein dankbares und begeistertes, aber auch kritisches Publikum. Und wenn man es auch nicht erlebt, daß sie in den Komödien zu weinen beginnt (obwohl es deren genug gibt, die uns traurig stimmen könnten), so kann man sie doch mitunter in den Trauerspielen lachen sehen. In dem Augenblick nämlich, in dem ein Mangel an schauspielerischer Kunst durch virtuose Mätzchen und falsches Pathos ersetzt werden soll, entlarvt die unverbildete Jugend den erschreckten Darsteller. Ich kann mich mitunter des Eindruckes nicht erwehren, daß es sehr nützlich wäre, wenn dem einen oder anderen unserer berühmten Schauspieler, der vor lauter Prominenz sich nicht mehr herabläßt, die Verse klassischer deutscher Dichter wortgetreu zu sprechen, auf solche Art durch ein frisches jugendliches Auditorium — der Star gestochen würde.

Reichsberufswettkampf und Adolf-Hitler-Marsch, vormilitärische Ertüchtigung und musische Bildung stellen im neuen deutschen Erziehungssystem ein unteilbares Ganzes dar. Wenn wir im Zuge dieser Erziehung die Jugend nunmehr zum Theater — ich möchte lieber sagen: zum Drama — führen, erfüllen wir damit eine uns durch unsere Weltanschauung auferlegte nationale Pflicht.

Shakespeare sagt: „Die ganze Welt ist eine Bühne", und indem er die Akte des Dramas mit den Lebensaltern vergleicht, macht er die Menschen selbst zu Komödianten: „Sie treten auf und gehen wieder ab, und jeder spielt in seiner Zeit viel Rollen..." Dieses gefährliche Wort enthält eine Weisheit, die Einzelnen wie Völkern entgegenleuchtet. Die Jugend aber möge schon in ihren ersten Auftritten sich mühen, den Willen des Schöpfers zum Ausdruck zu bringen. Sie soll seinem ewigen Werk ohne Rücksicht auf Beifall zu dienen versuchen. Und das ein tapferes Leben hindurch bis zu jenem letzten Akt, nach dem nicht nur der rauschende, bunte, nein, auch der eiserne Vorhang fällt!

Heinrich Hartmann:

Von den Kräften des Raumes

Die Sprache eines Raumes wird erst dann wirksam, wenn zu seinen baulichen Elementen noch Bilder, Möbel und die kleinen Dinge des täglichen Gebrauchs hinzutreten, ihm seine Leere nehmen und ihr Kräfte schenken. Von all diesen Gegenständen des Hausrates, die wir täglich gebrauchen, wird der besondere Charakter einer Räumlichkeit meist mehr bestimmt als von der Gestalt der umschließenden Wände. Sie sind lebendiger und feiner, oft einladender und ansprechender. Während Wände, Decke, Boden und Öffnungen in ihrer raumbestimmenden Wirkung vielen gar nicht bewußt werden, haben wir doch alle schon einmal über die schöne Platte eines Tisches gestrichen, eine Schale in der Hand gewogen, uns an der Reinheit einer edlen Form erfreut und ein Bild bewußt betrachtet. All diese Gegenstände, die wir mit einem Blick umfassen können, mit denen wir in langen Jahren des Besitzens und Gebrauchens erst recht verwachsen, schaffen für die meisten die tiefsten Bindungen an einen Raum, geben ihm seine Wärme und Herzlichkeit, die ihn uns

Digitized by Google

liebenswert macht. Darum bedarf aller Hausrat mehr als nur der Hand des Technikers, die ihn brauchbar und haltbar löst, er braucht Gestaltung aus reifem Herzen und begnadeten Händen.

Weil sich uns heute so vieles als echtes Werk aufdrängt, was in Wahrheit Blendwerk und Lüge ist, muß hier versucht werden, etwas zum Wesen echter Formen zu sagen. So schwer nämlich ein von Menschenhand gestalteter Gegenstand in seiner Richtigkeit rechnerisch bewiesen werden kann, weil er aus innerer Notwendigkeit und Sicherheit zu dieser Form wächst, so wenig kann der Vorgang des Gestaltens selbst methodisch erklärt und gelehrt werden. Gestaltung ist Wachstum, darum gibt es vor ihr nur ein Ahnen und eine Ehrfurcht. Was uns als Gestalt in seiner Schönheit erfreut und in seiner Reinheit klärt, wächst nach langem inneren Suchen, wächst nach Zweifeln und Hoffen aus der Seele des Künstlers nach seinem prägenden Gesetz. Die gestellte Aufgabe und der in allen seinen Bedingungen geklärte Zweck eines Gegenstandes erwecken die erste Vorstellung einer möglichen Form, die ihm gerecht werden könnte, und die Erfahrung der handwerklichen Arbeit findet das Material und die Konstruktion, die zu diesem gewünschten Ergebnis führen könnte. Alles das muß in einem Werkstück zusammenwachsen und verbunden werden: die reine Zweckmäßigkeit der Form, die der oftmals nüchternen Aufgabe gerecht werden soll, das Material in seiner Haltbarkeit, Zusammensetzung, in seiner besonderen Farbe und Oberfläche, seinem Klang und inneren Gewicht und die Konstruktion mit ihren technischen Bedingungen, ihrer Abhängigkeit vom Material und dem Wert ihres Ausdruckes. All diese Notwendigkeiten und Abhängigkeiten zu einer Harmonie zu verbinden, verlangt schon den ganzen Menschen — braucht die Phantasie, die das Ergebnis vorwegnimmt und klärt, braucht das geübte Auge, das die Formen schaut und prüft, und die fühlende Hand, die ihnen nachspürt. Vor allem aber ist dazu notwendig die schöpferische Kraft, die nach einem in jedem Menschen ruhenden inneren Gesetz mit der Vereinigung aller Bedingungen eine Gestalt prägt. Es ist das Gesetz, nach dem sich alles Organische und Lebendige baut, das auch in jeder echten künstlerischen Arbeit sichtbar wird.

Es ist notwendig, gerade auf dem Gebiet der Möbelgestaltung immer wieder auf dieses Werden hinzuweisen, aus dem auch der kleinste und unscheinbarste Gegenstand, der einem Menschen dient, entstehen soll. Die Welt des täglichen Gebrauchs, die engere Welt des Auges, die uns in Heim und Wohnung umgibt, hat den stärksten Einfluß auf den Menschen und vor allem auf die empfängliche und erlebnisfähige Seele der Jugend. Kein Wunder, daß gerade an dieser Stelle der Jude seine Zerstörung begann und am weitesten vorantrieb. Ohne daß die Gesamtheit es merkte, hat er uns vielfach entfremdet, was uns am nächsten sein sollte, hat er uns in seinen Fabriken Dinge produziert, die nicht gewachsen und errungen, sondern genormt und „hergestellt" waren. Kein Wunder auch, daß sich niemand mehr mit diesen Dingen verbunden fühlte, sie wurden von heute auf morgen unbrauchbar, vergessen oder vergeben. Wie die meisten Haus und Hof verloren, so verloren fast alle auch dieses Letzte, das noch Besitztum hätte sein können:

Digitized by Google

kaum noch ein Schrank, der sich von Generation zu Generation vererbte, und kaum noch ein Gegenstand, von dem man sich nicht trennen konnte.

Dies ist eine ernste Warnung an alle die, denen noch immer die Frage des Möbelbaues nur ein Geschäft ist und die sich skrupellos bald sachlich, bald romantisch geben und je nach Wunsch in Biedermeier, Barock oder „Modern-Kaukasisch-Nußbaum" liefern können. Weder das Kastenmöbel ohne Abschluß und ohne Fuß, noch die phantastischen Formen, die uns im Fluß ihrer Linien so stark an Autokarosserien erinnern, noch die Liniengebilde der Stahlrohrmöbel, noch das mit schlechten Mitteln nachgeahmte und künstlich alt gemachte Bauernmöbel kommen für unsere Räume in Frage. Ein Stuhl kann eben nicht „sachlich" berechnet und mit dem Lineal entworfen werden, er braucht die lebendige Hand, um lebendige Formen zu erhalten. Jede Gestalt, die so gewachsen ist, ist mehr als eine Nutzform. Sie ist das sichtbare Bild für unsichtbare Kräfte, ist das äußere Abbild einer inneren Idee. Darum fordern wir für die Gestaltung unseres Hausrates nicht nur eine zweckmäßige Form, einen natürlichen Werkstoff, eine ihm gemäße richtige und saubere Konstruktion, sondern vor allem einen Handwerker, der in seiner Haltung und seinem ganzen Leben zu uns gehört. Er nur wird diese Aufgabe erfüllen können, den auf Jahrzahnte hinaus wirkenden erzieherischen Raum der deutschen Jugend mitzuschaffen.

Unter allen Stoffen der Hausratgestaltung wird das Holz am meisten gebraucht. Es ist schön und edel, elastisch und zäh, dauerhaft und gut zu verarbeiten. Unsere besondere Liebe aber gehört ihm, weil es ein lebendiger Stoff ist. Aus der Erde der Heimat wächst der Baum auf, fängt ihre Sonne in seinem Geäst, wird von ihrem Wind umbraust und von ihrem Regen getränkt. Wie schon in uralten Zeiten der Baum ein heiliges Zeichen des Lebens war, so hat es heute einen tiefen Sinn, alles, was als Tisch, Stuhl, Bank und Schrank dem lebendigen Menschen dienen soll, aus seinem Holz zu bauen.

Das war noch eine gesunde und festgegründete Zeit, als Geschlecht um Geschlecht auf eigenem Grund seine Bäume wachsen sah. Ihr Rauschen umstand das Haus, bis dann ihre Zeit kam und einer sie in weiter Vorausschicht fällte, die Stämme lagerte und ihr ausgereiftes Holz schließlich in einer Truhe oder einem Schrank herrlich verwandelt wieder lebendig wurde. Vom Vater zum Sohn wurden dann solche Stücke vererbt und weitergegeben: fest, dauerhaft, schön und voller Sinn.

Wer mit Bäumen groß wird, zu dem spricht das Holz. Und auch der Städter, der aus der nervösen Hast seiner Tage zum großen Gleichklang der Natur zurückfindet, vermag seine Sprache wieder zu vernehmen. Wir alle wollen sie in unseren Heimen und Wohnräumen laut werden lassen, wollen aus dem Wachstum des Holzes auch in unsere Arbeit etwas von seinem stetigen Werden und seinem ruhigen Reifen eingehen lassen.

Es ist nicht verwunderlich, daß eine bindungslose Zeit auch den Werkstoff Holz durch die Glattheit emaillierter Bleche ersetzte, daß sie die Maserung,

Digitized by Google

in der Bauern und Handwerker noch immer etwas von dem Geheimnis der Naturgesetze zu finden und zu deuten vermochten, bewußt zu einer leeren Schmuckform herabwürdigte, bis schließlich die Maser ausländischer Hölzer in hauchdünnen Schichten dem deutschen Holz aufgeklebt wurde. In diesem Beispiel offenbart sich die ganze Verwirrung und Torheit jener Zeit. Heute aber ist an vielen Stellen noch immer derselbe Geist wirksam. Es ist daher kein Wunder, daß der berechtigte Ruf zur Natürlichkeit vielfach verfälscht wird, daß urplötzlich Mode geworden ist, was eine tiefgreifende Erneuerung sein müßte: Das deutsche Möbel mit der sichtbaren Maserung ist, wie das Bauernmöbel, plötzlich „salonfähig" geworden. Auch hier gibt es keine echte Wandlung ohne den Menschen. Nur einem neuen Menschen wird es einmal gelingen, die notwendige Einheit von Lebenshaltung und sichtbarem Lebensausdruck zu schaffen, eine Einheit, die Haus und Garten, Wohnung und Möbel, Kleid und Geselligkeit gleichermaßen umfaßt.

Aber auch für den Schaffenden gibt es keinen schöneren Werkstoff als das Holz. Nichts vermag ihn so anzuregen wie ein Stoff, der all die seltsamen Zeichen des Gewachsenen trägt. In seiner Zeichnung ahnt der Tischler die kommende Gestalt, in seiner Sprache fühlt er die Kraft, die Form werden will, und an seinem Widerstand entzünden sich Wille und Können. Ehrfürchtige Handwerker braucht das Holz. Sie müssen noch aufmerksam lauschen und empfinden können, um das Heilige des Baumes auch in den einfachsten Gegenstand zu bannen und ihn weit über seinen alltäglichen Zweck zu erheben. Der Tischler, der mit der Hand über das Brett streicht, bevor er es verarbeitet, der daran riecht und es befühlt, und der Drechsler, dessen harte Hände behutsam die feinsten Stäbe drehen, sind so notwendig wie der Zimmermann, der sich freut, wieder einmal schwierige und gute Verbindungen arbeiten zu können, und der Architekt, der all den Hausrat aus Holz wieder und wieder entwirft und prüft, bis gerade diese kleinen Dinge vollkommen sind.

Was einer Zeit mit klarem Instinkt selbstverständlich war, ist heute als allgemeine Besinnung aufgebrochen, daß inmitten des gewaltigen Aufbaues und der sich immer mehr steigernden Aufgaben jeder einzelne in seiner Wohnung und der Junge im Heim der HJ. eine Stelle finden muß, wo er sich Ruhe und Ausgeglichenheit holen und inmitten der eiligen Flucht der Erscheinungen das Bild der Heimat bannen kann.

Für die Möbel unserer Heime kommen daher nur heimische Hölzer in Frage. Es muß dabei unser Bestreben sein, auch durch den Wechsel des Holzes aus den gleich großen, aneinandergereihten Schar-Räumen eine organische Raumfolge zu schaffen. Der Unterschied zwischen dem Schar-Raum der Mädel und dem der Jungen läßt sich allein durch den Unterschied der Hölzer in einer feinen Weise betonen. Bei der Ausgestaltung der Führerzimmer und in größeren Heimen auch bei besonderen Büchereien und Musikzimmern sollten mehr als bisher auch edlere Hölzer verwandt werden, um diesen Räumen ihren besonderen Charakter zu geben.

Digitized by Google

Wir machen immer wieder die Erfahrung, daß viele zwar die Notwendigkeit spüren, für das neue Lebensgefühl der Jugend auch einen sichtbaren Ausdruck im Raum zu schaffen, daß sie aber aus Unkenntnis der Werkstoffe und ihrer Gesetze sich meist mit Möbeln zufrieden geben, die durch große Holzstärken, möglichst aufdringlich hervorgehobene Maserung und klobige, auch „pfundig" genannte Formen diese verantwortliche Aufgabe recht oberflächlich lösen. Denn es ist eine lebenswichtige Aufgabe, in den Bauten der Jugend eine Verbindung zu schaffen zwischen der Haltung ihres Lebens, dem Charakter ihrer Arbeit und ihrer Weltanschauung und der sichtbaren Darstellung und Formung dieser Werte in Bau, Raum und Hausrat. Auch im engsten Bezirk soll einmal jeder Volksgenosse von solchen Räumen und Gegenständen umgeben sein, die in ihrer Echtheit und Ehrlichkeit, in der natürlichen Schönheit ihres Materials und in der gediegenen Vollendung ihrer Formen dem Geist seiner Weltanschauung entsprechen. An dieser Aufgabe muß die Führerschaft der Jugend mit Handwerkern und Architekten gemeinsam schaffen, von denen zu erwarten ist, daß sie diese Möglichkeit, von der Jugend her in breitester Front eine neue Wohnkultur zu schaffen, in ihrer ganzen Größe und Tragweite begreifen. Es können also niemals Künstler und Handwerker sein, die zwar die notwendigen Kenntnisse und Fähigkeiten besitzen, sich aber das Leben dieser Gemeinschaft kaum vorstellen können, geschweige denn selbst leben. Der notwendige Beitrag, den wir mit der Gestaltung unserer Heime und Wohnungen zur sichtbaren Verwirklichung unserer Weltanschauung und damit zu einem nationalsozialistischen Stil leisten, kann immer nur aus der im Menschen selbst vollzogenen Verbindung des besten Könnens mit der richtigen Lebenshaltung kommen. Die Aufgabe ist durch beste Zusammenarbeit zwischen unserem Führerkorps als dem Exponenten der neuen Jugend und der fachlich besten Handwerker- und Künstlerschaft zu lösen. Es kommt alles auf ein gemeinsames Suchen und Lernen, auf ein gegenseitiges Unterstützen und Fördern an. Auch die am Heimbau der Jugend beteiligten Bürgermeister, Ortsgruppenleiter, Kreisleiter und Landräte sollten daran teilhaben. Nur dann wird es möglich sein, solche gar nicht seltenen Mißgriffe zu vermeiden, daß zum Beispiel ein Führer allein in einer möglichst dicken Holzstärke den richtigen Ausdruck des Starken und Gesunden sieht, ein Architekt „Bauernmöbel" mit vielen Herzen und ausgesägten Schnörkeln entwirft, weil sie seiner Vorstellung von der Jugend entsprechen, und ein Dritter allein eine billige und praktische Einrichtung erstrebt und jede Gestaltungsfrage rundweg ablehnt.

Während man sich bei der Bestimmung der Hölzer meist zu einseitig auf Kiefer und Eiche festlegt, wird die Wahl der Verarbeitung oft durch die sonderbarsten Anschauungen entschieden. Da wird das Sperrholz als das allein richtige betrachtet, weil es das billigste und sicherste Holz sei, da schwärmt man für den aus ihm gebildeten glatten Kubus, weil er angeblich die Sachlichkeit und Klarheit der Jugend so überzeugend zum Ausdruck bringt. Da wird jede leicht bewegte und damit organische und lebendige Form verworfen, Rahmen und Füllungen als

Digitized by Google

altmodisch betrachtet und mit Winkeleisen zum Zusammenhalten schlechter Massivkonstruktionen nicht gespart.

Unsere Möbel sollen klar gefügt und gebaut sein und so erscheinen. Aber nicht der glatte Kubus, sondern das tragende Gerüst, das den Sitz oder den Behälter vom Boden weghebt, ist das Ursprüngliche. Dieser konstruktive Aufbau sollte nie verdeckt oder überfourniert werden. Je klarer er ist, um so echter wird der Ausdruck des Möbels. Je reiner seine Verhältnisse sind, um so angenehmer und schöner ist die Wirkung des fertigen Stückes. Wer unter einen glatten, würfelförmigen Behälter ebenso glatte, würfelförmige Klötze stellt, versucht die organisch gewachsene und konstruktiv richtige Form, die ihre Aufgabe, eine Last zu tragen und zu heben, klar zum Ausdruck bringt, in ein geistloses Schema und ein trockenes und primitives Rechenexempel zu zwingen. Jede echte Gestalt im Sinn einer höchsten und wirksamsten Formung geistiger Kräfte ist organisch und gewachsen. Dies gilt von Baum, Blume und Mensch genauso wie vom Haus in der Landschaft und vom Möbel im Raum. Wer die Sprache alter Möbel versteht und ihren Ausdruck fühlt, weiß, daß sie aufwachsen und stehen wie der menschliche Leib. Noch heute sprechen wir ja vom Bein eines Stuhles, vom Körper eines Schrankes oder vom Fuß einer Truhe. Wie jede Gestalt, so soll auch das Möbel seine Glieder haben. Es braucht den Fuß, der es trägt, mit dem es sich erhebt, der nicht nachträglich unter den Körper geschoben ist, sondern als ein Teil des Ganzen aus dem Körper herauswächst. Und zu diesem Anfang braucht es auch seinen Abschluß, das leichte und freie Ausklingen im Profil des Gesimses oder im Überstand des Blattes. Solche Möbel empfinden wir als freundlich und angenehm, weil sie lebendig sind. Je mehr dabei das Stehen und Tragen durch die Stollen betont wird, um so fester erscheinen sie. Je höher und leichter Fuß und Bein sind, um so leichter stehen sie im Raum und um so weniger bedrücken sie ihn.

Ein Möbel kann aber nicht für sich allein entstehen, sondern muß im Hinblick auf den Menschen, dem es einmal dienen soll, und auf den Raum und den bestimmten Platz, den es in ihm einnehmen wird, geschaffen sein. Das Heim der HJ. bietet die seltene Möglichkeit, das Möbel nicht als ein bewegliches Umzugsgut für möglichst viele verschiedene Räume passend bauen zu müssen, sondern verlangt die Gestaltung jedes einzelnen Möbels aus dem Gesetz des Raumes, in dem es einmal für alle Zeiten stehen soll. Auch hier finden wir eine zweifache Beziehung zum Menschen. Wenn Wohnraum und Möbel in ihrem Maßstab und in ihren Verhältnissen zusammenklingen sollen, dann können sie nicht von gänzlich verschiedenen Künstlern entworfen und hergestellt werden, sondern der Gestalter des Raumes, der Entwerfer des Möbels und der Handwerker, der es baut, müssen Menschen gleicher Gesinnung sein. Es gibt ein Maß der Schönheit, nach dem die gesunden Körper wie die höchsten Werke der Kunst gebildet sind. Der goldene Schnitt ist nur eine der vielen Gesetzmäßigkeiten, die durch menschliches Forschen gefunden wurden. Damit ist das Geheimnis eines immer als höchste Harmonie empfundenen Verhältnisses, das vom Künstler intuitiv geschaffen wurde, „ge-

Digitized by Google

klärt". Es ist freilich so: das Wissen um diese Dinge befähigt noch nicht zum Gestalten. Dem echten Künstler liegen die Gesetze der höchsten Harmonie im Blute. Er fühlt und hört oder schaut sie in den Formen des werdenden Werkes, er ringt mit dem Stoff und mit den Widerständen seiner Werkzeuge, um sie in letzter Vollendung schaffen zu können. Vor solchen Werken fühlen wir, wie der Stoff durch die Arbeit des Künstlers verwandelt wird. Ehrfürchtig vor ihnen zu stehen und sie als etwas Unvergängliches zu empfinden, ist ein beglückendes Erlebnis. Hier gilt für die Baukunst sinngemäß das Wort, das der Führer auf dem Reichsparteitag 1937 von der Musik sagte: „Musik wird vielleicht dereinst in ihren Klängen über den Umweg von Schwingungen zu gesetzmäßigen Zahlenbildern führen, die dann ihrerseits das Rätsel der tiefsten Seelenwirkung dieser Kraft lösen werden. Der Künstler, der aber in seinen Tönen eine Welt entstehen und einstürzen läßt, hat nicht als Mathematiker Schwingungen berechnet, sondern aus gottbegnadeter Ahnung intuitiv seine Akkorde und Harmonien gefunden, die Millionen Menschen als höchste Kunst erschüttern, ohne daß sie sich des letzten Warums klarzuwerden vermögen."

Walter Holz:

Verfall und Würde der Totenehrung

Auf einsamer Heide liegen zwischen dunklem Wacholder und gelbem Ginster, fern allen geräuschvollen Verkehrs jene gewaltigen, moosüberzogenen Steinblöcke, die Gräbermale einer Vorzeit sind. Hünengräber nannte sie der Volksmund, und mit diesem Wort verband sich die Vorstellung einer gewaltigen Zeit. Eine durchaus unklare, unbestimmte Vorstellung, die als gegeben nahm, daß früher Menschen lebten, denen das Auftürmen dieser Steinmassen keine Schwierigkeit machte, und deren Hünenwuchs auch darum diese riesigen Gräber erforderte.

Eine stille Feierlichkeit geht von diesen Stätten aus; so ganz anders sind sie als die Grabzivilisation unserer heutigen Friedhöfe. Sie überdauerten die Lebensstätten ihrer Erbauer, und in dem Heute sind die Grabstätten längst verschwunden und vergessen, wenn die Lebensstätten noch lange bestehen werden. Eine Ahnung dämmert dem späten Enkel an den jahrtausendealten Grabkolossen, daß Totenehrung früher tieferes Erlebnis war, viel mehr Bestandteil der allgemeinen Lebensvorstellung und viel mehr Ausdrucksform im Brauchtum und im Rhythmus der jährlichen Feste. Sorgfalt, Fürsorge über den Tod hinaus und Wunsch und Tat, den Toten nach Menschenmaß hoch zu ehren, ihm einen überragenden Platz im Rate der Lebenden zu weihen, alles das erstrebt die Grabkultur unserer Vorzeit.

So finden wir in den Gräbern der jüngeren Steinzeit Beigaben von Schmuck und Bewaffnung oft in verschwenderisch reichem Maße, und mit bewundernswerter Genauigkeit eines geübten Bausinnes und hoher Geschicklichkeit sind die Steinblöcke dieser stolzen Totenheiligtümer zusammengefügt [illegible] die des Denghoogs auf der Insel Sylt, wo zwölf Blöcke eine Kam[illegible]chs Meter

Digitized by Google

umschließen. Zu den schönsten Gruppen von Hünengräbern gehören die „Sieben Steinhäuser" von Fallingbostel in der Lüneburger Heide, bei denen kürzlich Dr. Jakob-Friesen Wiederherstellungsarbeiten vornahm, um die Ursprünglichkeit dieser alten Grabkultur wieder ersichtlich zu machen. Wenn man bedenkt, daß die Deckplatte eines dieser Gräber das imposante Ausmaß einer Länge von 4,9 Meter und einer größten Breite von 4,6 Meter hat und daß dem Steinzeitalter weder die modernen technischen Geräte noch ausgebaute Straßen zur Fortbewegung solcher Massen zur Verfügung standen, dann kann man schon daraus ermessen, wie wesentlich den damals Lebenden die Totenehrung war. So schreibt Prof. Hahne in seinem Buch „Totenehre im alten Norden":

„Dem Nordmenschen ist Totenehrung seit uralters ein wesentlicher Teil eigener Ehre! Die allgemein menschliche Furcht und Scheu vor dem Toten wird in ihm seit langem beherrscht von dem Bewußtsein, daß der Mitlebende nicht etwas Böses oder Schlechtes wird, wenn er stirbt. Ja, im Gegenteil, er scheint herausgehoben, emporgehoben in bessere, jedenfalls freiere, tatenfrohere Daseinszustände."

Darum fanden sich in älteren und auch noch in jüngeren Zeiten die Nachfahren am Denghoog zum Thing ein, so wurden in der Bronzezeit die auffallend mächtigen Grabhügel in ihrer Bedeutung als Gedenkstätten und Ort heiliger Handlungen hervorgehoben. Die Anwesenheit der toten Ahnen gab den Beratungen eine hohe Weihe, und selbst noch in den mittelalterlichen Thingrufen wurden nicht nur die Lebenden, sondern auch die Toten zum Thing geboten. Die sinnbildliche Verknüpfung der Lebenden mit den Toten zeigt sich selbst noch in den Thingwahrzeichen des späteren Mittelalters, als die eigentliche Versammlung bereits nicht mehr am Grabe war. (Herbert Meyer.) Das eindrucksvollste dieser Wahrzeichen ist die Löwensäule Heinrichs des Löwen vor seiner Burg Dankwarderode, und ihre Herkunft hat man in dem Totenpfahl oder der Säule des Ahnengrabes zu sehen.

Nicht alle Riesengräber der Megalithkultur galten der Bestattung nur eines einzelnen, zahlreiche, wie z. B. eines der genannten Sieben Steinhäuser, haben bis zu 21 Toten zur Ruhe gedient und sind wohl als eine Art Erbbegräbnis einer Sippe anzusehen. Daß den Menschen der Vielzahl nicht immer eine gleiche monumentale Gestaltung der letzten Stätten möglich war, beweisen die zahlreichen Funde ganzer Urnenfriedhöfe. Gerade aber die Schlichtheit dieser Gräber mag die Vorstellungskraft der Nachfahren besonders beflügelt haben, die Ahnen sich in Daseinsformen vorzustellen, die die Seele des Germanen ergriffen erlebte.

In höheren Gefilden dachte man sich darum die Toten nicht im Sinne des christlichen Himmels, der keine Bindung mit der Erde kennt, sondern mit dem Boden verhaftet auf oder in einem Berge der Heimat, weit blickend und schirmend über die Lande der Enkel. Die erhabenste Ausgestaltung fand der germanische Mythus von der Totenburg auf freiem Berg in der Vorstellung von der vieltorigen Walhall, in der die toten Krieger leben und gerüstet bleiben für den großen Endkampf, den das Edle noch auszufechten hat. Kampf ist es, der immer die Toten noch freut. So findet sich bei Völkern nordischer Artung in alten Zeiten

Digitized by Google

der Brauch, Wettkämpfe an den Gräbern der Großen zu veranstalten, besonders Pferderennen. So liegt bei den Externsteinen das Langelau, eine altgermanische Rennbahn, desgleichen eine solche bei Stonehenge in England. Zu wessen Ehren hier die Spiele stattfanden, ist aber unbekannt, denn in der Befolgung des alttestamentarischen Befehls, die Namen fremder Könige auszutilgen, hat man ganze Arbeit geleistet.

Entwurf zu einem Grabmal von Herbert Volwahsen

Unser Mitarbeiter, der Dichter Fritz Diettrich, ließ dieses Grabmal für seine Eltern aufrichten. Es ist kein kalter Prunk, sondern ehrende Erzählung vom emsigen Kaufmannsleben, von Tod und Verklärung.

Bekannt ist aber der Ursprung ähnlicher Feste in Griechenland. So fanden die olympischen Spiele zu Ehren des Pelops statt, die Nemeen zum Gedenken des Archemoros und die isthmischen zur Erinnerung an Palämon. Das Liebste und Wertvollste hat die Vorzeit ihren Toten mit ins Grab gegeben, die besten Waffen, reichen Schmuck, ja auch Lieblingsroß und -hund, eben alles das, womit sie als Lebende vertrauten Umgang gehabt, was ureigener Ausdruck ihrer Persönlichkeit war.

Der nun folgende Einbruch des Orients bringt durch einen grundsätzlichen Wandel der Weltanschauungen eine völlige Entwertung der Persönlichkeit in ihren germanischen Tugenden. Wenn das Kleine und Schwache das Erwählte wird, dann ist für menschliche Größe, Stolz, Kampf, Schönheit und Adel kein Raum mehr. Wenn die Lebenden nur noch Körper sind, die das Böse umschließen, dann werden die Toten auch nicht besser sein. Hier ist wohl der Ursprung für

Digitized by Google

die Entwürdigung der Toten durch die Gespensterfurcht, wie sie bis heute noch, besonders auf dem flachen Lande, besteht.

Grabbeigaben fehlen von nun an völlig, was soll auch dem Toten ein Schwert, wenn im Jenseits keine Kampfbereitschaft für jene große Entscheidungsschlacht, für den Endsieg des Edlen mehr nötig ist? Das Leben dient nunmehr in erster Linie dem Sterben, und zwar einem gottgefälligen neuer Art, und das Ziel des früheren Kämpfers wird nun eine waffenlose Ewigkeit mit Gebet und Psalmen. Nur ein Grabdenkmal kennt diese Zeit, das an das Verklungene gemahnt, das Grabdenkmal Theoderichs zu Ravenna. Es ist ein zweistöckiges, rundes Bauwerk mit einer Kuppel, die aus einem einzigen riesigen Deckstein besteht. Oben ruhte der König, und draußen im Umgang standen, gleichsam als Wache, im Kreise die Standbilder seiner Großen. Unten werden nach uraltem Brauch Gedenkfeiern abgehalten worden sein.

Erst in der Zeit der deutschen Klassik löst sich das enge Verhältnis mit den Kirchen. Die Toten kehren wieder in die freie Natur zurück, und das Nebeneinander antiker Formen (abgebrochene Säulen, Urnen, Tempelbauten, Mausoleen) und christlicher Denkmäler auf den Friedhöfen ist für die Geisteshaltung dieser Zeit so charakteristisch. Wesentlich aber ist, daß in dieser Zeit wieder Stätten oder Bauten entstanden, die tatsächlich nur den Toten selber gehörten und sie damit aus dem geduldeten Dasein in Räumen erlösten, die zu einem anderen Zweck geschaffen waren.

In den späteren Jahrzehnten bis in die jüngste Zeit sind die Grabmale auf diesen Feldern einer mehr oder minder befristeten Totenruhe Nachahmungen aller möglichen Stilepochen in hartem Nebeneinander. Bombastischer Prunk, Stilwidrigkeiten und nur selten schlichte und edle Gestaltung, sie bilden zusammen das wenig harmonische Bild unserer Friedhöfe, soweit sie keine Neuanlagen sind.

Von den Resten altverklungener Ehrfurcht vor den Gräbern bedeutender Ahnen zeugt im Mittelalter vielleicht nur noch die Verehrung der Gebeine der Heiligen (Reliquienverehrung). Aber welch fundamentaler Unterschied besteht doch zwischen beidem! Die Gräber der Vorzeit enthalten stets den *ganzen* Toten. Zerstückelung wäre eine Entweihung gewesen, eine Schändung, ein Eingriff in eine geschlossene Persönlichkeit. Fremd wäre den Alten der „Knochenkult" gewesen, der Glaube an Wunderwirkung *einzelner* abgetrennter Glieder. Handelnd, tätig war dem Norden nur die ganze Persönlichkeit. Unbekannt war ihm auch die Sitte, das Herz der Toten herauszunehmen, um es vom Körper getrennt zu bestatten, eine Sitte, die jenseits unserer Grenzen noch in der Gegenwart geübt wird.

Die Art dieser Totenehrung blieb dem Volke fremd, da die jetzt *gültige* Größe nicht dem blutsmäßig erfühlten Höchstwert entsprach und darum weder Begeisterung noch Ergriffenheit auslösen konnte. Die Gräber mancher Freiheits- und Geisteskämpfer sind verschollen. Wieweit Organe herrschender Anschauungen das wohlwollend unterstützt haben, wird wohl nie aufgeklärt werden können.

Digitized by Google

So ist das Grab von Kopernikus verschwunden, von dem man lange nicht einmal wußte, in welcher Stadt es sich befunden hat, während die letzte Ruhestätte seines Vollenders, Johannes Kepler, ebenfalls schon vor langen Jahrhunderten auf dem Friedhof Weih-St. Peter in Regensburg verlorenging. Das Grab von Johann Sebastian Bach geriet gleichfalls in Vergessenheit, und die heute am Altarplatz des Neubaues der Leipziger Johanniskirche befindlichen Gebeine stammen lediglich aus einer Grabung an der Stelle, wo die Ruhestätte Bachs gewesen sein konnte. Man halte sich hierbei einmal vor Augen, daß Händel, Bachs großer Zeitgenosse, bereits zu Lebzeiten durch ein Denkmal in Vauxhall-Gardens geehrt wurde und später seine bleibende Stätte in Englands Pantheon, der Westminster-Abtei, erhielt. Das Grab von C. M. v. Weber wäre gleichfalls der Vergessenheit anheimgefallen, hätte nicht Richard Wagner die Überführung nach Deutschland veranlaßt, und die Bergung der Gebeine Friedrich Schillers ist nur, aber auch nur der Beharrlichkeit von Weimars nachmaligem Bürgermeister Schwabe zu verdanken, der sie gegen den Willen des evangelischen Konsistoriums aus dem Kassengewölbe herausbringen mußte. Lessings Grab blieb uns nur durch Joachim Heinrich Campe erhalten, der 1784 auf dem mühsam wiedergefundenen Grab sofort einen Denkstein errichten ließ — in Vergessenheit geraten also schon vier Jahre nach dem Tode —, Mozarts Grab konnte seiner Frau bereits einige Tage (!) nach der Beisetzung nicht mehr gezeigt werden, und Haydn wurde kurz nach der Bestattung durch einen unglaublichen Frevel seines Kopfes beraubt. Das Grab mit seinem restlichen Körper wurde lediglich durch seinen Schüler Neukomm, der zufällig im Gefolge Talleyrands zum Wiener Kongreß kam, der Vergessenheit entrissen. Noch heute ist eine Zusammenbettung beider Teile nicht erfolgt, denn der später wiederaufgefundene Kopf Haydns befindet sich im Wiener anatomischen Museum, der Körper liegt in Eisenstadt, und das bei dem Schöpfer unseres Deutschland-Liedes! Oder man denke einmal an die „ewige" Ruhe von Beethoven, Schubert und Gluck, die infolge Friedhofaufhebungen drei- bzw. zweimal der Erde übergeben wurden. Das Grab Leibniz', des großen Mathematikers und Philosophen, liegt vor der ersten Bankreihe in der Neustädter Kirche in Hannover, und über die winzige Steinplatte mit den Worten „Ossa Leibnitii" gehen die Schritte von Leuten hinweg, die oft nicht wissen, wie sehr dieser Mann die geistige Weltgeltung Deutschlands mitbegründete.

Dieser flüchtige Einblick zeigt moderne Totenehrung, und den gleichen Eindruck vermitteln gewöhnlich die Biographien, welche die Nachwelt nie bis zum Grabe, also zum Schöpfer, zum Menschen persönlich führen.

Nie kann ein Bauwerk wie die Walhalla bei Regensburg, die als eine Büstensammlung mit den Toten selber nichts zu tun hat, das Gemüt des Volkes ansprechen. Es ist das gleiche, als ob die Tatsache, daß Bilder der Eltern an den Wänden hängen für die Kinder Grund sei, nunmehr die Elterngräber nicht mehr zu pflegen [illegible] dort allein in den Grüften sie wirklich sind, die uns das Leben [illegible] wir alles verdanken.

Digitized by Google

Der Waffengang des Großen Krieges brachte eine entscheidende Wandlung, und es erhob sich nach dem Weltkriege immer dringlicher der Ruf, die Toten des grauen Heeres im Feindesland in würdigen Friedhöfen zu vereinen. So wuchsen jenseits der Grenzen im Westen und Osten, Norden und Süden ernste und verpflichtende Totenburgen empor unter der führenden Hand des Volksbundes für deutsche Kriegsgräberfürsorge. Bei diesem Werk kann tatsächlich von Zeugnissen wahrhafter Totenehrung gesprochen werden, denn hier stieß man vor zum wirklich Körperhaften und bemühte sich, in der architektonischen Ausgestaltung der Friedhöfe der Vielzahl der Gräber eine gewisse Einheit zu geben, da in dieser wesentlich die Größe des Erlebnisses liegt. Welche Wandlung gegenüber 1870/71 und welche Wandlung auch in den Ehrenmälern der Heimat gegenüber den dürftigen Erinnerungsobelisken jenes Krieges!

Aber zum religiösen Gehalt stieß man dennoch im allgemeinen nicht vor. Viele Ehrenmäler der Heimat sind errichtet auf winzigen Plätzen an belebten Verkehrsstraßen und sind schon dieser Umgebung wegen als Stätten innerer Sammlung und erhebender Feierstunden nicht geeignet. Manche Male auf deutschem Boden aber bergen blutgedüngte Erde von den Kampfstätten oder, wie Tannenberg, die Gebeine Gefallener und geben so ungleich tiefere Möglichkeiten zum Erleben eines neuen Mythus. Eines aber ist wichtig: Nie darf ein Ehrenmal mit einer Einrichtung verbunden sein, die dazu führen kann, das Wesentliche zum Zweitrangigen zu machen. Ich meine das Ehrenmal zu Laboe, das gleichzeitig Aussichtsturm mit Aufzugbetrieb ist. Bei manchen Besuchern tritt das erste hinter dem zweiten völlig zurück, aber bereits die Gleichsetzung dünkt uns verfehlt.

Den schönsten Ausdruck hat die Totenehrung des Dritten Reiches wohl in den Ehrentempeln des Königlichen Platzes gefunden. Die Toten des 9. November halten hier eine ewige Wache, und Jahr für Jahr schlägt brausend an ihr Grab die feierliche Bekräftigung der Ideale, für die sie ihr Leben gaben. Viele Tote der Bewegung liegen aber verstreut auf den Friedhöfen zwischen anderen Menschen, deren Sterben nicht mythisch verbunden ist mit dem Kampf für eine überzeitliche Idee. Ihre Grabdenkmale ragen kaum in neue Welten, und fast nichts kündet an den Grüften äußerlich, daß ihr Wille über der vergehenden Erscheinungsform hinaus ewig wirke. Aber überall ist der Wille zu Formen spürbar, die monumentaler Ausdruck sind der Größe des Opfers. So wurden im vorigen Jahr die elf Blutzeugen Mecklenburgs von ihren heimatlichen Friedhöfen übergeführt zum Ehrenhain der Bewegung am Hochufer des Schweriner Sees, um an der Seite Wilhelm Gustloffs zu ruhen, und die Stadt Braunschweig will ihre Toten in der Krypta einer entstehenden Weihestätte auf dem SA.-Feld bergen.

Der gleiche Glaube unserer Vorzeit, der die Gräber zu Thingstätten werden ließ, spricht heute zu uns, wenn die Toten der Bewegung aufgerufen werden und der Chor der Lebenden machtvoll sein „Hier" ruft. Was groß ist und wahr an der Totenehrung unserer Vorzeit, hat seine innere Kraft nicht verloren und ringt heute um seine ewig gültige Ausprägung.

Digitized by Google

Gedichte von Heinrich Leuthold (1827–1879)

Der Schweizer Heinrich Leuthold (geb. 1827 in Wetzikon im Kanton Zürich) war als Lyriker ein „großes Formtalent", aber „ein wenig liebenswürdiger und ziemlich haltloser Charakter" (Adolf Bartels). Leuthold gehörte dem Kreis der „Münchner Schule" an, wurde aber von der form- und klangfreudigen französischen Lyrik entscheidend beeinflußt. Für uns ist das Werk Leutholds ein Beispiel dafür, wie auch ein Schweizer sich zu seiner deutschen Sprache und dem mit ihr ererbten Wesen bekennen kann. Voller Sehnsucht und Inbrunst erlebt er über die Grenzen hinweg die Kräfte des deutschen Raumes und Volkes.

Die deutsche Sprache

Dich vor allem, heilige Muttersprache,
Acht' ich hoch; denn was an Genuß des Daseins
Mir gewährt ein karges Geschick, ich hab' es
Dir zu verdanken.

Spröde schilt der Stümper dich nur; mir gabst du
Alles; arm an eigenen Schätzen bin ich,
Doch verschwenderisch wie ein König schweig' ich
Stets in den deinen.

Mancher Völker Sprachen vernahm ich; keine
Ist an Farbe, plastischem Reiz, an Reichtum,
Wucht und Tiefe, keine sogar an Wohllaut
Ist dir vergleichbar.

Ja, du bist der griechischen Schwester selber
Ebenbürtig, wärst des Gedankenfluges
Eines Pindar wert und der Kunst der alten
Göttlichen Meister.

Wenn die Zeit auch nicht an des deutschen Volkes
Weltberuf mit ehernem Finger mahnte,
Eine solche Sprache allein genügte,
Ihn zu verkünden.

Digitized by Google

Dem deutschen Volke

Seine Blütezeit und die Zeit des Sinkens
Hat ein jedes Volk in der Weltgeschichte;
Jedes tritt, sobald sein Beruf erfüllt ist,
Ab von dem Schauplatz.

Unversehrt blieb nur des Germanenvolkes
Frische Kraft. Noch strotzt es von Lebensfülle,
Wie es Tacitus mit dem ehrnen Griffel
Schildert den Römern.

Mehr als einmal, bald durch die Macht des Geistes,
Bald durch die des Schwertes der Welt gebietend,
Stand es auf den sonnigen ätherklaren
Höhen der Menschheit.

Wieder, alle Stämme zum Reich vereinend,
Herrscht dies Königsvolk, und die Attribute
Seines Weltmachtzepters bedeuten: Wohlfahrt,
Recht und Gesittung.

Ein Gleiches

Reine Freude schwellt mir das Herz, gedenk' ich
Deines Schlachtenruhms und des stolzen Aufschwungs
Deiner Völker, wiedergeborenes starkes
Einiges Deutschland!

Mag im Glanze künftiger Machtentfaltung
Dir ein Gott die Tugenden stets bewahren,
Die dich groß vor anderen machen, Volk der
Dichter und Denker:

Keusche, unbestechliche Wahrheitsliebe,
Die das Eigne prüft und auch Fremdes achtet,
Hohen Sinn und sicheres Maß, die schönsten
Zierden der Tatkraft.

Nicht zu blenden, sondern als Leuchte trage
Deiner Bildung Fackel voran der Menschheit!
Führ' das Richtschwert, aber dem Schwert geselle
Stets sich die Waage!

So aufs neue nimm in der Weltgeschichte
Deine Stelle, walte des Amts mit Würde,
Und den mühsalduldenden Völkern sichre
Frieden und Freiheit!

Digitized by Google

Außenpolitische Notizen

General Vogt:

Macht oder Recht in Afrika?

Der Geist von Versailles verschanzt sich hinter den Mandaten

Manche Anhänger von Illusionen werden wohl peinlich überrascht gewesen sein, als unmittelbar nach dem, sagen wir „Präliminarfrieden" von München die unfriedliche Presse Englands sich mit erheblichem Stimmaufwand wieder zum Wort meldete. Bei Licht besehen konnte das kaum wundernehmen. München hatte allen Kriegshetzern eine schwere Enttäuschung gebracht. Der Krieg um der Tschecho-Slowakei willen, den man sich so sehnlichst gewünscht hatte, war nicht zustande gekommen. Das rechtfertigte an sich schon einen Entrüstungssturm gegen die oder den schwächlichen Friedensstifter, der eine so schöne Gelegenheit hatte ungenutzt vorbeigelassen oder, um es parlamentarisch auszudrücken, die Würde des Landes nicht gewahrt hatte. Aber mehr als das. Die Verständigung zwischen den vier Großmächten über die sudetendeutsche Frage war ein Abschluß, ein Schlußpunkt, gesetzt hinter ein langes, trauriges Kapitel volksdeutscher Geschichte. Das Übereinkommen Hitler-Chamberlain aber wies in die Zukunft. Und in der Zukunft gibt es nach den Worten des Führers bei jener denkwürdigen Privatunterredung zwischen ihm und dem englischen Premierminister in der Nacht vom 23. zum 24. September zu Godesberg am Rhein nur noch ein Hindernis für englisch-deutsches Einvernehmen, nur eine heikle Frage: die Kolonien.

Diese Erklärung des Führers, die Chamberlain in seiner bekannten Unterhausrede vom 28. September mitteilte, gab das Stichwort für eine Flut von Artikeln, Zuschriften, Erklärungen aus allen Teilen des Empire zur Kolonialfrage. Wieweit es sich dabei um Äußerungen aus eigener Initiative oder um bestellte Arbeit handelt, läßt sich natürlich nicht entscheiden. Soweit sich bisher übersehen läßt, bewegen sie sich alle in einander ziemlich ähnlichen Gedankengängen. Einzelne Besonderheiten werden im folgenden erwähnt.

Das „Nein" der Chauvinisten

Man wird kaum eine Zuschrift finden, die auch nur den Versuch macht, Deutschland in seiner Forderung nach Kolonien irgendwie entgegenzukommen. Früher waren die englischen Erörterungen zur Kolonialfrage in der Mehrzahl auf den Ton abgestimmt — Deutschlands Recht auf Kolonien ist nicht zu bestreiten, nur unser Gebiet, das des Artikelschreibers oder Einsenders nämlich, kommt natürlich nicht in Frage. Damals waren aber auch die Erörterungen über die Kolonialfrage noch mehr theoretischer Natur. Die Entscheidung lag noch in weitem Felde. Jetzt, da die Frage akut geworden ist, da die gemeinsamen Erklärungen Hitlers und Chamberlains vom 30. September Verhandlungen über alle noch schwebenden Streitpunkte, also auch über die Rückgabe der Mandatsgebiete, in naher Zukunft erwarten läßt, machen die sturen Gegner jeder Konzession mobil, und fast jede Erklärung gipfelt in einem glatten, uneingeschränkten „Nein". Daß unter den Gründen zur Ablehnung zum Teil auch die alten Ladenhüter wieder eine Rolle spielen, war zu erwarten.

Die Scharfmacher im alten Deutsch-Ostafrika

In Ostafrika, so scheint es, ist die Besorgnis am größten. Man konstruiert einen Gegensatz zwischen der europäischen Politik Englands und der Politik, die es im Interesse des Empire verfolgen müßte. Chamberlain solle ja nicht glauben, daß die öffentliche Meinung in England mit der Meinung der Engländer in Deutsch-Ostafrika (Tanganjika), Kenia, in Südwest übereinstimme. Die englische Regierung sei nicht berechtigt, das Problem der deutschen Kolonialforderungen nur von europäischen Gesichtspunkten aus zu lösen; das sei kurzsichtige, engherzige Politik. Die englische Öffentlichkeit ahne nicht, wie wichtig es sei, daß Tanganjika beim Empire verbleibe. Wenn Chamberlain Tanganjika opfere, um sich Hitlers Freundschaft zu erhalten, so würde dadurch eine gefährliche Lücke in das sonst so schön zusammenhängende und geschlossene englisch-afrikanische Reich gerissen.

Besonders rege Tätigkeit wird in Nairobi, der Hauptstadt des Keniagebietes, entfaltet. Eine eifrige Werbung für den Beitritt zur Tanganjika-Gesellschaft hat eingesetzt. Diese Gesellschaft kämpft seit Jahren satzungsgemäß für den Verbleib des Mandatsgebietes Deutsch-Ost-

Digitized by Google

afrika beim Empire. Das Gespenst von einer vollendeten Tatsache nach dem durch Lügennachrichten eingebildeten „Muster" des deutschen Vorgehens in der Ostmark wird heraufbeschworen und — findet Gläubige trotz des vollkommenen Widersinns dieses Vergleichs. In Daressalam hat, so wird berichtet, eine „spontane Kundgebung der Eingeborenen" dem englischen König und der englischen Regierung unverbrüchliche Treue und Ergebenheit versichert. Dabei seien viele Stämme, nicht nur von der Küste, sondern auch aus dem schwärzesten Innern des Landes, vertreten gewesen. Man trug Union-Jacks voran und Plakate mit der Inschrift: Georg VI. ist unser König. Inder und Eingeborene wetteiferten in ihren Loyalitätsbezeugungen. Wer mag wohl diese „spontane Kundgebung" zustande gebracht haben?! Daß die im Lande ansässige englische Bevölkerung sich gegen eine Übereignung an Deutschland wehrt, kann natürlich nicht wundernehmen. Es mehren sich auch die schon seit Jahren in gemessenen Zeitabständen erfolgten Eingaben nach London, die eine bündige Erklärung der englischen Regierung verlangen, daß man an eine Übereignung des Mandatsgebietes Tanganjika oder von Teilen desselben an Deutschland nicht denke. Alle Klassen der Bevölkerung, alle Nationalitäten, Europäer, Inder und Eingeborene seien schwer beunruhigt, daß eine solche Erklärung noch immer auf sich warten lasse, nachdem das gleiche Ansinnen doch immer wieder an die Regierung gerichtet worden sei. Die Inder scheinen sich dabei besonders hervorzutun. In einer Nachricht aus Daressalam vom 20. Oktober wird erklärt, 25 000 Inder lebten glücklich unter der britischen Flagge. Sie hätten in industriellen und landwirtschaftlichen Anlagen viele Millionen Pfund investiert. Eine Rückgabe Tanganjikas an Deutschland würde den völligen Ruin aller dieser Unternehmungen nach sich ziehen. Alle Eingaben klingen aus in dem Verlangen, daß in absehbarer Zeit in Ostafrika ein neues, großes englisches Dominion gebildet werde, von dem dann Tanganjika ein integrierender Bestandteil sein werde.

Besonders legt sich ein Lord Scott in Nairobi ins Zeug. Er hat — so wird unter dem 20. Oktober aus Nairobi gemeldet — in einer Versammlung von Plantagenbesitzern jeden für einen Verräter erklärt, der auch nur daran dächte, das Gebiet wieder an die Deutschen zurückzugeben. Man solle doch nicht erwarten, daß die Deutschen diese eventuellen neuen Untertanen anders und besser behandeln würden als die „Minoritäten" im eigenen Land und als viele Angehörige ihrer eigenen Rasse. Zwei Jahrzehnte habe das britische Volk das Mandatsgebiet verwaltet und zur Blüte gebracht. Es liege kein Grund vor, diese zukunftverheißenden Landstriche Deutschland auf dem Präsentierteller anzubieten.

Am „Kap der Guten Hoffnung" — ziemlich hoffnungslos

Die Stimmen aus Südafrika lauten nicht viel anders. Verteidigungsminister Pirow, der sich bei früherer Gelegenheit in der Kolonialfrage auf einen konzilianteren Standpunkt gestellt hatte, soll sich — wahrscheinlich unter dem Druck der öffentlichen Meinung in Kapstadt — jetzt ablehnender verhalten. Er soll sogar öffentlich erklärt haben, Südafrika sei bereit, sein gutes Recht, wenn nötig, mit der Waffe zu verteidigen. Dieser Ausspruch soll im Zusammenhang mit Erörterungen über Gebietsabtretungen in Südwest gefallen sein, läßt allerdings in dieser Form einen Schluß auf die Ansichten des Ministers noch nicht zu. Die Europareise, die Pirow inzwischen angetreten hat und die ihn wohl nach seinen Besuchen in Lissabon und Paris dieser Tage nach London führt, hängt gewiß auch mit der Zuspitzung der Kolonialfrage zusammen und galt nicht nur dem Abschluß eines Luftverkehrsabkommens. Seine obige Erklärung war vielleicht die Antwort auf eine Anregung, die ein hoher südafrikanischer Geistlicher der Presbyterianischen Kirche kürzlich gegeben hat. Man solle Deutsch-Südwest als Friedenspfand an Deutschland zurückgeben. Diese Anregung hat den schärfsten Widerspruch der Presse in Südafrika hervorgerufen. Die „Kape-Times" schreiben, man solle doch wenigstens abwarten, bis die südafrikanische Regierung daraufhin angesprochen werde. Es stehe noch gar nicht fest, ob Deutschland eine entsprechende Forderung stellen werde angesichts der Tatsache, daß sich die Deutschen in einer Minderheit von 2 : 1 in der weißen Bevölkerung des Landes befänden. Die Abtretung von Südwest trage nur Konfliktstoff von Europa nach Afrika. So könne aus dem „Friedenspfand" leicht ein „Kriegspfand" werden. Der Administrator des Territoriums, Dr. Conradie, hat übrigens in einer Unterredung mit dem Premierminister von Südafrika, dem General Hertzog, auf dessen Anfrage nach der Haltung der deut-

Digitized by Google

schen Bevölkerung des Mandatsgebietes zur Kolonialfrage erklärt, die Deutschen seien allezeit voll Zuversicht, daß sie über kurz oder lang unter deutsche Herrschaft zurückkehren würden, und die jüngste Krise habe diese Zuversicht noch gesteigert.

Inzwischen wird noch gemeldet, daß, wie zu erwarten war, Minister Pirow in Lissabon die Frage der portugiesischen Kolonien besprochen und dabei auch die Absicht geäußert habe, auch nach Deutschland zu kommen und den Führer zu besuchen.

Aus einer nicht gerade englischen Geisteshaltung geboren mutet eine Wendung an, die ein Parlamentsmitglied kürzlich in Bournemouth gebrauchte: Gerade im Hinblick auf das Selbstbestimmungsrecht der Völker, das Deutschland jetzt für die Sudetendeutschen gefordert und durchgesetzt habe, müsse man Deutschland das Recht abstreiten, in Afrika Eingeborene gegen ihren Willen in ein „deutsches System" hineinzuzwängen.

Die Australier kommen schließlich mit Bedenken höchster moralischer Qualität. Deutsch-Neuguinea sei Australien als „heiliges Vermächtnis" übergeben. Die aus diesem Vermächtnis entstehenden Verpflichtungen bestünden nicht so sehr den Weißen, als vielmehr den Eingeborenen gegenüber, die man aus ihrer Rückständigkeit zur Zivilisation führen müsse. Diese hehre Aufgabe sei noch nicht gelöst. Noch viele Generationen hätten sich damit zu befassen. Außerdem — und damit kommt der Herr Außenminister Hughes, von dem diese Äußerung stammt, wieder auf festen Boden — habe Australien auch viel Geld für Neuguinea aufgewendet. Na, also!

Dieser nämliche Mr. Hughes hat übrigens seinerzeit am Konferenztisch in Versailles gesessen. Vielleicht wollte er mit seiner Erklärung nur zeigen, daß es noch einzelne Exemplare von Staatsmännern gibt, die in den letzten zwanzig Jahren nichts zugelernt haben und nun allmählich panoptikumreif werden.

Rückgabe — aber nur durch andere

Erwähnenswert sind noch einige Äußerungen mehr allgemeiner Natur. Auf dem Kongreß der Volta-Stiftung, der kürzlich in Rom stattfand, wurde von italienischer Seite ein Vorschlag für die Zusammenarbeit aller kolonialerfahrenen europäischen Mächte, einschließlich Deutschland, in Afrika gemacht. Zu praktischen Folgerungen für die Ausführung der Idee kam es natürlich nicht. Ein ähnlicher Gedanke tauchte in England in der Presse auf. England, Frankreich, Belgien, Holland, Portugal sollten in kollegialer Zusammenarbeit Teile ihres afrikanischen Kolonialbesitzes zur Übergabe an Deutschland zur Verfügung stellen. Dazu der merkwürdige Zusatz — wegen eventueller Rückgabe von Togo und Kamerun ließe es England (!) nicht zum Kriege kommen.

Auch Lord Lothian hat, wie schon häufig, sich wieder zur Sache geäußert. Die Kolonialforderungen von Deutschland seien berechtigt; allerdings dürfe durch den neuen deutschen Kolonialbesitz die Sicherheit des Empire nicht gefährdet werden.

Schließlich noch eine Stimme aus den Vereinigten Staaten. Unter der Spitzmarke: Wird Südamerika eine Beute des Nazismus? schreibt eines der Judenblätter von Wallstreet: Da Afrika von England, Frankreich und Italien beherrscht wird, richtet sich ganz naturgemäß der koloniale Ehrgeiz Deutschlands auf die südamerikanischen Staaten. Man könne diesen Staaten nur dringend raten, sich entsprechend einzurichten.

Daß man in gewissen Kreisen den Verdacht hegt, der Nationalsozialismus habe sich ähnlich wie der Bolschewismus auf unterirdische Wühlarbeit verlegt, um den Boden für künftige Annektionen aufzulockern, bestätigt eine Nachricht aus Kapstadt vom 18. Oktober, wo ein Mr. Taljaard, Abgeordneter für Gobabis, in der Gesetzgebenden Versammlung für Südafrika, sich als Kapitolswächter aufspielte.

Ein Argument ganz eigener Art wird von einem Herrn Smith in der „Times"-Nummer vom 25. Oktober ins Treffen geführt. England habe nur unter der Voraussetzung in das Flottenabkommen von 1935 gewilligt, daß Deutschlands Flotte auf seine Häfen an der Nord- und Ostsee basiert sei. Eine Rückgabe der Kolonien an Deutschland bedeute natürlich die Schaffung einer Reihe von deutschen Flottenstützpunkten in aller Welt. Nun habe aber England schon 1914 durch den deutschen Kreuzerkrieg in seinem Handel schwere Einbuße erlitten. Nur mit großer Mühe und nach Aufbietung außerordentlicher Seestreitkräfte sei man der deutschen Kreuzer Herr geworden. Und die Folgerung — eine Rückgabe der Kolonien an Deutschland sei für England um seiner Selbsterhaltung willen einfach unmöglich.

Es war klar, daß sich, nachdem nun die Kolonialfrage wieder akut wurde, die Opposition zuerst zum Wort melden würde.

Digitized by Google

Das beweist nicht, daß nicht jeder ruhige und vernünftige Engländer davon überzeugt ist, daß mit einer Vereinigung der Kolonialfrage nun endlich Ernst gemacht werden muß. Der Standpunkt, den Deutschland in der Frage einzunehmen hat, ist vom Führer oft und klar genug umrissen — mit dem Raub der Kolonien durch das Friedensdiktat hat man Deutschland ein schweres Unrecht angetan, das gesühnt werden kann in vollem Umfang nur durch unverzügliche Rückgabe unseres wohlerworbenen Eigentums.

Daß diese Auffassung auch in England geteilt wird, beweist ein Artikel des „Daily-Expreß" vom 31. Oktober, der feststellt, die früher deutschen Gebiete in Afrika gehörten nicht zum Britischen Empire. England sei ihr Hüter, nicht aber ihr Eigentümer. Man habe also nur die entsprechenden Folgerungen zu ziehen.

Glockenläuten an der Memel

(Von unserem ostdeutschen Mitarbeiter)

Memel, Anfang November.

In der Geschichte des Memellandes hat ein neuer Abschnitt begonnen. Der Kriegszustand ist seit dem 1. November aufgehoben. Zum ersten Male seit zwölf langen Jahren können die deutschen Menschen dieses Gebietes aufatmen. Eine Welle der Freude ging in den ersten Novembertagen über das Land. Sie brach sich Bahn im Jubel der Jugend, in nächtlichen Fackelzügen, in begeisterten Kundgebungen. Die Glocken läuteten. Memel, Heydekrug und alle anderen Städte und Dörfer prangten in den Farben des Memellandes, in grün-weiß-roten Fahnen. Weit über 25 000 Menschen jubelten Dr. Neumann, dem verdienten Führer des Memeldeutschtums, zu, als dieser in einer nächtlichen Kundgebung im Memeler Stadion erklärte: „Wir sind wie durch ein Fegefeuer gegangen. Wir haben trotz Not und Druck und Qual unser deutsches Gesicht erhalten. Wir gehören nicht zum Deutschen Reiche, aber wir fühlen uns mehr denn je verbunden mit dem deutschen Volk und seinem Kulturkreis. Wir haben all die sittlichen Wandlungen durchgemacht, um uns eins zu fühlen auch ohne Braunhemd. Unser Pulsschlag ist derselbe wie der unserer Volksgenossen jenseits der Memel. ... Seid entschlossen, fest zu stehen, auch wenn neue Stürme unserer Heimat drohen sollen. Seid aber auch gewiß, daß ein starkes Volk und sein großer Führer sich um unser Schicksal sorgen."

Diese Stimmung, die heute im Memelland herrscht, kann nur derjenige verstehen, der aus eigener Anschauung und aus eigenem Erleben die Zustände kennt, die in den letzten zwölf Jahren dort geherrscht haben. Am 17. Dezember 1926 hatte die Pressestelle des litauischen Gouverneurs in Memel folgende Mitteilung herausgegeben: „Heute morgen trat in Kauen ein Umsturz ein, als dessen Führer Herr Smetona genannt wird. In ganz Litauen ist der Kriegszustand erklärt und Kriegszensur eingeführt worden." Seit diesem Tage ist der Kriegszustand im Memelland praktisch zur Regierungsform geworden. Mit jedem Jahr, in dem das aus dem Umsturz hervorgegangene Regime in Kauen den Kriegszustand ohne jede Notwendigkeit länger bestehen ließ, wurde es deutlicher, daß die litauische Zentralregierung in ihm das beste Mittel zur restlosen Litauisierung des Memellandes sah. Der Kriegszustand führte dazu, daß zahlreiche Menschen ohne jede Begründung und stichhaltige Beweise wegen angeblicher Staatsfeindschaft unter Polizeiaufsicht gestellt, daß viele ohne jedes Verschulden und entgegen jedem Recht in Arbeitslager oder Gefängnisse gesteckt wurden. Der große Memelprozeß, der die Aufmerksamkeit der ganzen Welt auf das Land an der ostpreußischen Grenze richtete, ist noch in aller Erinnerung. Viele Existenzen wurden vernichtet, ungezählte Familien auseinandergerissen. Von Jahr zu Jahr verschärfte sich der Druck. Die dem Memelgebiet international garantierte Autonomie war nur noch auf dem Papier vorhanden.

Die Memelländer wurden politisch und kulturell in jeder Hinsicht entrechtet. Großlitauische Direktorien errichteten im Memelland eine Willkürherrschaft. Der litauische Kriegskommandant wurde allmächtig. Versuche des Memellandtages, der rechtmäßig gewählten Vertretung des Memeldeutschtums, sich mit Mißtrauenserklärungen gegen die großlitauischen Direktorien zu wenden, verhinderte er dadurch, daß er verschiedenen Abgeordneten einfach die Mandate entzog und so den Landtag beschlußunfähig machte. Das Vereinsleben der Memelländer wurde in jeder Weise erschwert und behindert. Es gab Vereine, die seit dem Tage ihrer Gründung nicht eine einzige Sitzung abgehalten haben. Der Kriegskommandant kümmerte sich höchstpersönlich um die Zusammensetzung

Digitized by Google

der Vorstände von Turn- und Gesangvereinen. Der Gebrauch der Worte „Memelland" und „memelländisch" war als staatsgefährlich verboten. Man operierte mit Begriffen wie „Staatssprache" und „lokale Sprache" und verweigerte im Memelgebiet der deutschen Sprache die Gleichberechtigung mit der litauischen Sprache. Eine litauische „Staatssicherheitspolizei", für deren Existenz im Memelgebiet es auch nicht die geringste rechtliche Grundlage gab, machte den Memelländern das Leben schwer. In geistiger und weltanschaulicher Hinsicht versuchte man das Memeldeutschtum zu isolieren. Alle weltanschauliche und politische Literatur, die den Nationalsozialismus betraf, wurde verboten. Auch rein wissenschaftliche und historische Literatur, die mit den Tendenzen Kauens nicht übereinstimmte, durfte man nicht besitzen. Seit vielen Jahren war keine deutsche Wochenschau in den Memeler Kinos gezeigt worden. Hitlerbilder durften auch nicht in Privatwohnungen hängen. Kurz, es gab kein Gebiet des staatlichen, politischen, kulturellen und auch des persönlichen Lebens, in das der Kriegszustand nicht zutiefst eingegriffen hat.

Chauvinismus wollte Selbstmord begehen

Im März dieses Jahres hatte nun die litauische Zentralregierung den Memelländern die Zusage gegeben, daß der Kriegszustand demnächst aufgehoben werden würde. Ein tiefes Aufatmen ging damals zum ersten Male durch das Memelgebiet. Man freute sich, daß der Druck endlich schwinden sollte. Aber am 15. Oktober d. J. kam dann die große und wohl schwerste Enttäuschung. Der litauische Sejm in Kauen nahm zwei Gesetzentwürfe über die Neuregelung des Staatsschutzgesetzes und über den Sicherungs- und Belagerungszustand an, die praktisch die Verewigung des Kriegszustandes im Memelgebiet bedeuteten. Beide Gesetze wurden einer Kommission überantwortet, die nur noch redaktionelle Änderungen vornehmen sollte. Diese beiden Gesetze änderten den zwölf Jahre bestehenden Zustand nur insofern, als sie die Rechte, die der Kriegskommandant bisher innehatte, auf den litauischen Memelgouverneur übertrugen. Der Gouverneur konnte nach diesen Gesetzen jede Versammlung und die Verbreitung jedes Presseerzeugnisses verbieten, wenn er sie für staatsgefährlich hielt. Er konnte jede Versammlung und jeden Umzug unmöglich machen. Er war befugt, solchen Personen, die er für die Sicherheit des Staates für gefährlich hielt, das Wohnen an einem bestimmten Ort zu verbieten oder sie für eine Dauer bis zu sechs Monaten einem Zwangsarbeitslager zu überweisen. Außerdem wurden dem Gouverneur für besonders eilige Fälle Vollmachten zur Durchführung entsprechender Maßnahmen gegeben, „wenn Unruhe erregt oder Nachrichten verbreitet werden, welche Teile der Bevölkerung gegeneinander aufhetzen, oder wenn Handlungen begangen werden, welche die Kraft des litauischen Staates schwächen". Es war von vornherein kein Zweifel, daß diese beiden Gesetze sich mit der Autonomie des deutschen Memellandes in keiner Weise vereinbaren ließen. Sah man sie sich genauer an, dann entdeckte man die Dehnbarkeit ihrer Bestimmungen, die dem Memelgouverneur zum uneingeschränkten Herrscher über das Memelland machte.

Wende in zwölfter Stunde

Am 26. Oktober trat nun der Memellandtag zusammen, um zur Verewigung des Kriegszustandes Stellung zu nehmen. Diese Landtagssitzung hatte historische Bedeutung. In hellen Scharen belagerten die Memelländer das Gebäude, in dem die Sitzung stattfand. Sie füllten Treppen und Flure des Hauses, so daß die Polizei Mühe hatte, für die Abgeordneten einen schmalen Weg in den Sitzungssaal freizuhalten. Die Abgeordneten Bingau und Monien rechneten mit der litauischen Zentralregierung ab. Sie protestierten mit aller Entschiedenheit gegen die Aufrechterhaltung des Kriegszustandes. Der Abgeordnete Bingau erklärte: „Das Staatsschutzgesetz stellt die Ehre, die Werte und die Gefühle des litauischen Volkstums unter den verschärften Schutz der staatlichen Organe, es verweigert diesen Schutz dem deutschen Volkstum im Memelgebiet. Das Staatsschutzgesetz stellt die staatlichen Behörden und Organe unter besonderen Schutz, es verweigert ihn aber den autonomen Behörden und Organen. Das Staatsschutzgesetz bedroht überdies jeden memelländischen Beamten und Angestellten mit Freiheitsstrafen, der im Falle des Konflikts zwischen staatlichen und autonomen Gesetzen und Zuständigkeiten pflichtgemäß und gewissenhaft das Recht des autonomen Gebiets zu wahren sucht." Immer wieder wurden diese Erklärungen, die durch Lautsprecher auch den auf der Straße wartenden Memelländern zugäng-

Digitized by Google

lich gemacht wurden, mit lauten Zustimmungsrufen unterbrochen. Der litauische Memellandtagsabgeordnete Gailius versuchte, den litauischen Standpunkt zu vertreten. Er gebrauchte dabei die litauische Sprache. Es gelang ihm aber nicht, sich verständlich zu machen. Es half ihm auch nichts, daß er sich schließlich im Gefühl der Wende, die sich in dieser Sitzung schon ankündigte, entschloß, deutsch zu sprechen. Ausländische Beobachter, die kühl die Entwicklung in Memel verfolgten, waren von dieser Kundgebung des Memellandtages und der Memelbevölkerung aufs tiefste beeindruckt. Wenige Tage nach dieser Sitzung wurde von der litauischen Zentralregierung bekanntgegeben, daß der Kriegszustand aufgehoben worden sei.

Guter Wille?

Es wäre besser gewesen, wenn die litauische Zentralregierung sich zu diesem Schritt schon früher entschlossen hätte, zu einer Zeit, in der man den Verzicht auf den Kriegszustand noch als ein in jeder Hinsicht unbeeinflußtes Zeichen guten Willens hinnehmen konnte. Nach dem Anschluß Österreichs und des Sudetenlandes aber hat der Verzicht auf die Aufrechterhaltung des rechtswidrigen Kriegszustandes im Memelgebiet einen besonderen Beigeschmack. Trotzdem ist mit der Aufhebung des Kriegszustandes ein schweres Hindernis beseitigt worden, das eine deutsch-litauische Annäherung immer wieder erschwerte. Eine Etappe liegt hinter uns. Aber noch ist der Weg von Deutschland nach Litauen, der immer über Memel führt, nicht frei.

Das Veto des Herrn Gouverneurs

Am 1. November ist der fünfte Memellandtag zu seiner letzten Sitzung zusammengetreten. Wieder wurde die Sitzung zu einem scharfen Protest, der der Veto-Politik des Memelgouverneurs galt. Der Memelgouverneur hat dem Statut nach das Recht, sein Veto einzulegen, wenn die gesetzgebende Körperschaft des Memellandes ihre Zuständigkeit überschreitet, die litauische Verfassung verletzt oder internationale Verträge Litauens im negativen Sinne berührt. Dieses Recht des Gouverneurs ist also eng begrenzt. Er hat sein Veto-Recht aber seit langen Jahren mißbraucht, um einen unberechtigten Einfluß auf die memelländische Gesetzgebung auszuüben und die Wirkungen des Autonomiestatuts einzuschränken. Der Abgeordnete Bingau teilte in der Sitzung mit, daß der fünfte memelländische Landtag, dessen Kadenz mit dieser Sitzung ablief, dem Gouverneur 72 Gesetze übersandt hat. Gegen nicht weniger als 18 dieser Gesetze hat der litauische Memelgouverneur Einspruch erhoben. Sieben von diesen Gesetzen wurden einmal vetiert und daraufhin dem Gouverneur nicht mehr wieder vorgelegt. Gegen fünf Gesetze hat der Gouverneur zunächst Einspruch erhoben, sie dann aber doch unterzeichnet. Drei Gesetze hat er zweimal und zwei weitere Gesetze dreimal mit dem Veto belegt. Gegen ein Gesetz aber hat der Gouverneur nicht weniger als viermal Einspruch erhoben. Die Gesetze, gegen die der litauische Gouverneur sein Veto einlegte, betrafen die Zwangsversteigerung von Grundstücken, die selbständige Ausübung eines Handwerks als stehendes Gewerbe im Memelgebiet, die Bekämpfung der Arbeitslosigkeit, statistische Erhebungen im Memelgebiet, Schutz der Schuldner wiederkehrender Leistungen, Änderung des Handelsgesetzbuches, Verlängerung des Aufwertungsgesetzes, Schutz der Genossen von Genossenschaften, über deren Vermögen das Konkursverfahren eröffnet ist, Änderung des Zwangsversteigerungsgesetzes, Abbau der Wohnungsbewirtschaftung in der Stadt Memel, Abänderung des Personenstandsgesetzes, Änderung der Gewerbeordnung, Einführung von Arbeitsbüchern usw. Es ist, sieht man sich den Titel dieser Gesetze an, sehr leicht zu erkennen, daß es sich hier um Gesetze handelt, die für das deutsche Memelland von grundlegender und lebenswichtiger Bedeutung sind.

Gerade die wichtigsten und für die Zukunft des deutschen Memellandes entscheidenden Gesetze hat der Memelgouverneur mit dem Veto belegt. Seinen Einsprüchen hat der Gouverneur verschiedene und zuweilen recht merkwürdige Begründungen gegeben. So hat er zum Beispiel gegen das Gesetz über den Abbau der Wohnungsbewirtschaftung mit der Begründung Einspruch erhoben, daß es „das Blühen der Stadt Memel behindert". Ein andermal kam es zu dem sogenannten „Apfelsinen-Veto". Damals erhob der litauische Gouverneur gegen das betreffende Gesetz allen Ernstes mit folgender Begründung Einspruch: „Die Regelung des Verkaufs von Südfrüchten gehört nicht zur Handelsgesetzgebung, sondern zur Regelung der ausländischen Beziehungen des Staates." Schon die einfachsten Er-

Digitized by Google

wägungen zeigen, daß die litauischen Begründungen für die Einsprüche gegen die Gesetze des Memeldirektoriums und des Memellandtages nicht stichhaltig sein können. Es ist doch geradezu absurd, anzunehmen, daß das Direktorium und der Landtag die Gesetze nicht vorher genau daraufhin geprüft haben, ob sie juristisch und völkerrechtlich in jeder Hinsicht einwandfrei sind. Denn im Memelland kann man ganz bestimmt kein Interesse daran haben, Konflikte mit der litauischen Zentralregierung vom Zaune zu brechen oder sich Kauen gegenüber ins Unrecht zu setzen. Erst recht absurd aber wäre es zu glauben, daß das Direktorium und der Landtag Schritte unternehmen könnten, die sich gegen die Interessen des Memellandes und seiner deutschen Bevölkerung richten. Gerade mit dem oben zitierten Veto, welches die autonomen Behörden geradezu beschuldigt, ein Gesetz erlassen zu haben, das sich „gegen das Blühen der Stadt" richtet, hat der litauische Gouverneur nicht nur den Sinn seiner Einsprüche deutlich werden, sondern sich auch rein formell einen Übergriff zuschulden kommen lassen. Denn die Entscheidung darüber, was dem Memelland und seinen deutschen Bewohnern frommt oder nicht frommt, liegt nicht bei dem litauischen Memelgouverneur oder bei irgendeiner anderen litauischen Stelle, sondern ausschließlich und allein bei den zuständigen deutschen autonomen Memelbehörden.

Hört die Litauisierung endlich auf?

Gegen deren Ziele und Arbeit richtet sich aber die Veto-Politik des litauischen Memelgouverneurs. Es ist wohl bis vor kurzem das Ziel der Litauer gewesen, das Memelgebiet mit allen rechtlichen und erst recht rechtswidrigen Mitteln so schnell wie möglich zu litauisieren. Die deutschen autonomen Behörden aber sind selbstverständlich entschlossen, diesen Absichten der Litauer zu begegnen! Da der deutsche Sinn der Memelländer nicht zu brechen ist, haben die Litauer den Weg der Unterwanderung und Übervölkerung eingeschlagen, um besonders die Stadt Memel in ihre Hände zu bekommen. Sie haben es offen ausgesprochen, daß sie diese Stadt, die 1934 nur etwa 37 000 Einwohner hatte, auf 80 000 Einwohner bringen wollen. Möglichkeiten dazu versuchen sie auf wirtschaftlichem Gebiet. Die litauischen Firmen, ganz besonders auch die genossenschaftlichen oder unter staatlichem Einfluß stehenden, wie „Lietukis", „Maistas", „Pienocentras", ziehen immer neue Arbeitskräfte aus Großlitauen in das Memelgebiet, während deutsche Angestellte und Arbeiter auf die Straße geworfen werden. Die litauischen Arbeitgeber entlassen die großlitauischen Arbeitskräfte in der Regel nach kurzer Zeit. Diese Litauer aber denken nicht daran, in ihre großlitauische Heimat zurückzukehren. Sie bleiben in Memel, wo sie den Behörden zur Last fallen. Sie wissen die Vorzüge genau einzuschätzen, die ihnen der Aufenthalt im Memelgebiet gibt, wo eine geordnete Sozialversicherung existiert, wo es eine soziale Fürsorge und hilfsbereite Organisationen verschiedener Art gibt. Es ist selbstverständlich, daß das Elend unter diesen Litauern sehr groß ist. Sie wohnen in den schlimmsten Elendsquartieren. Sie stellen ein Element dar, das im Memelland früher ganz unbekannt gewesen ist. Auch das Handwerk und der Kaufmannsstand wird von Litauern überschwemmt. Versuchen nun die autonomen Memelbehörden Maßnahmen zu ergreifen, um die Existenz des deutschen Landwirtes, des deutschen Kaufmanns und des deutschen Handwerkers sicherzustellen, versuchen sie, den Arbeitsmarkt in Ordnung zu bringen, den Wohnungsmarkt zu bereinigen, erlassen sie Gesetze, durch die der Zustrom aus Großlitauen wenigstens etwas abgeschwächt werden kann, dann macht der litauische Gouverneur von seinem Einspruchsrecht Gebrauch. Das Veto-Recht hat also völlig seinen ursprünglichen Sinn verloren, der ihm durch das Statut gegeben worden ist. Es ist, wie der Abgeordnete Bingau im Memellandtag erklärte, ein „Werkzeug in dem Apparat geistiger und machtpolitischer Art, den die litauische Regierung aufgeboten hat, um aus dem Memelstatut ein Instrument für die allmähliche völlige Assimilierung des Memelgebiets an Großlitauen zu machen".

Zwischen uns steht nichts weiter als...

Es ist selbstverständlich, daß die litauische Zentralregierung in Kauen und ihr Gouverneur in Memel auch mit dieser Veto-Politik aufhören müssen, wenn sie tatsächlich ein gutes Einvernehmen mit dem Reiche wünschen. Das Memelland verlangt nichts weiter als das Recht, als die Erfüllung und freie Anwendung des Memelstatuts. Großdeutschland aber kann auf die Dauer nicht zulassen, daß deutschen Menschen an seiner Grenze Unrecht geschieht. Zwischen Litauen und Deutschland steht

Digitized by Google

nichts weiter als die Nichteinhaltung des Memelstatuts durch Litauen. In demselben Augenblick, in dem die litauische Regierung sich dazu entschließt, endgültig einen Strich unter die Vergangenheit und eine völlig verfehlte Politik im Memelgebiet zu ziehen, gibt es nichts mehr, was trennend zwischen dem deutschen und dem litauischen Staat, zwischen beiden Völkern steht. Es wäre sinnlos, wollte man litauischerseits die alte Politik weiter verfolgen und damit rechnen, durch solche Methoden das Memeldeutschtum brechen zu können. Auch in den schlimmsten und traurigsten Situationen haben sich die Bewohner des Memelgebiets stets unerschrocken und ganz eindeutig zu ihrem Deutschtum bekannt. Es braucht hier nur an die letzten Memellandtagswahlen erinnert zu werden, deren verzwicktes und raffiniertes System, verbunden mit dem Druck des Kriegszustandes und allen möglichen und unmöglichen Schikanen, eine schwere Belastungsprobe für das Memeldeutschtum darstellte. Am 11. Dezember gehen die Memeldeutschen nun wieder zur Wahlurne, um ihren Landtag zu wählen, der in seiner Art das letzte deutsche „Parlament" darstellt.

Arthur Reiß.

Ungewisses Frankreich

(Von unserem Pariser Mitarbeiter.)

Paris, 5. November 1938.

In den ersten Tagen nach Abschluß der Münchener Verhandlungen konnte man meinen, daß neue Ideen in der französischen Politik ihren Einzug gehalten hätten, und daß in den regierenden Kreisen die in München sichtbar gewordene Form einer europäischen Zusammenarbeit als Ausgangspunkt einer völlig veränderten Politik genommen würde. Inzwischen ist viel Wasser die Seine hinuntergelaufen, die Diskussion über den Wert des Münchener Abkommens von den innerpolitischen Ereignissen sehr stark beeinflußt worden und inzwischen ist auch das Kabinett Daladier, das so große Chancen zu haben schien, in ganz erhebliche Schwierigkeiten geraten. Wollte man heute den Versuch machen, einen klaren Lagebericht aus Frankreich zu schicken, so müßte man vor dieser Aufgabe die Segel streichen. Beschränken wir uns hier darauf, in den wichtigsten Domänen der französischen Politik Tatbestände festzustellen.

Charakteristisch für den gegenwärtigen Zustand ist die Ungewißheit, die allerorts vorherrscht. Niemand weiß, wie lange das Kabinett Daladier noch am Leben bleiben wird. Niemand kennt seine Nachfolger. Niemand sieht die Möglichkeit, in dieser Kammer mit anderen Mehrheiten als mit der bekannten Volksfrontgruppe zu regieren. Daraus ist das Gerücht entstanden, daß Neuwahlen stattfinden sollen. Aber alle Teilwahlen, die in letzter Zeit durchgeführt wurden, zeigen auf der anderen Seite, daß sich die Meinung des Volkes nicht sehr wesentlich geändert hat, weshalb es jetzt auch als unnütz betrachtet wird, eine Neubefragung zu veranstalten. Die herrschende Schicht in der radikalsozialistischen Partei scheint ziemlich verbraucht zu sein, denn wenn Daladier etwa von Chautemps oder von Herriot oder von Bonnet oder von Marchandeau oder von irgendeinem anderen radikalsozialistischen Abgeordneten abgelöst werden sollte, so wüßte man ja im voraus, daß das neue Kabinett die gleichen Schwierigkeiten vorfinden würde wie das alte, und das es ebensowenig wie dieses die Kraft und die Mittel hat, ihrer Herr zu werden. Die gesamte französische Politik ist, wie es scheint, in einen Engpaß geraten, und man sieht auf der politischen Bühne keine oder jedenfalls noch keine Männer, die das Land aus dieser Lage herausführen könnten.

Vom Parlament zum Direktorium

Mit großem Interesse wird man in Deutschland den Vorstoß verfolgt haben, den der Frontkämpferführer Pichot in Richtung einer „autoritären Demokratie" gemacht hat. Es ist ja durchaus verständlich, daß sich gerade die Frontkämpfergenerationen in Frankreich durch die Ereignisse besonders getroffen fühlen, und daß in ihr mehr als in anderen Schichten das Gefühl aufkommen konnte, irgendwie betrogen zu sein. Vielleicht ist das Experiment, das Pichot verlangt, wirklich ein Weg aus der Sackgasse. Aber es erscheint doch sehr fraglich, ob sich auf legale Weise die französische Kammer dazu bereit erklärt, ihre Macht und ihre Rechte an ein Konsortium von sechs Männern abzugeben, die dann mit unbeschränkter Vollmacht für einen Zeitraum von mindestens zwei Jahren ohne Rücksicht auf die Verfassung das Schicksal Frankreichs nach ihren Ideen und nur verantwortlich vor sich selber führen würden. Die Kritiker dieses Vorschlages verweisen auf das Direktorium, das der Nationalversammlung

Digitized by Google

von 1792 folgte und das von den zunächst drei, dann zwei Konsuln abgelöst wurde, um im ersten Kaiserreich Napoleons die aus der Revolution hervorgegangene erste Republik zu beendigen. Pichot, der den Schritt in die Öffentlichkeit nicht ohne Wissen Daladiers tat, scheint heute nicht mehr auf die Unterstützung des Ministerpräsidenten und der Radikalsozialisten rechnen zu können. Er führt seinen Feldzug aber weiter und die großen Demonstrationen, die im Zusammenhang mit dem Waffenstillstandstag vorgesehen sind, werden auf der Linken mit Argwohn betrachtet und als eine verkappte Propaganda für das von Pichot vorgeschlagene autoritäre System denunziert. Diese Vorgänge haben ein wenig Ähnlichkeit mit den Geschehnissen aus dem Anfang des Jahres 1934, als ebenfalls Daladier Ministerpräsident war und die Frontkämpferverbände im Verein mit den nationalen Oppositionsgruppen die Straße beherrschten, bis am 6. Februar 1934 sich die aufgespeicherte Erregung in blutigen Schießereien am Concordenplatz entlud.

Innenpolitik tritt auf der Stelle

Unbeschadet der Möglichkeiten, die von der Straße her geschaffen werden können oder sagen wir besser „könnten", scheint eine durchgreifende Reform des französischen politischen Lebens nicht aktuell zu sein. Auch in diesem Zusammenhang sind die Vorgänge von 1934 ein beachtenswertes Beispiel. Doumergue, der nach dem blutigen 6. Februar Daladier in der Macht folgte und mit einem Kabinett der nationalen Konzentration eine sehr breite Regierungsbasis besaß, hat damals durch verschiedene, ungeschickt aufgezogene und noch ungeschickter durchgeführte Maßnahmen eine Reihe guter Ideen zu Tode geritten. Man braucht auch heute in Frankreich nur die Frage einer Verfassungsänderung auf legalem Wege, das heißt, durch eine Zweidrittelmehrheit der Kammer und des Senats zusammen, aufzuwerfen, um sofort den Widerstand der gesamten Linken gegen sich zu haben.

In dieser Situation hat man sich bisher damit geholfen, daß das Parlament für beschränkte Zeit seine Rechte an eine Regierung übertrug, und dieses System, mit Notverordnungen zu arbeiten, die an die Stelle normaler Gesetze treten, hat bis jetzt von Monatsschluß zu Monatsschluß auch genügt. Aber dieser Ausweg erweist sich heute nicht mehr als ausreichend. Daladier hat am 6. Oktober von der Kammer, beschränkt bis zum 15. November, das Notverordnungsrecht erhalten. Unser Artikel ist am 5. November geschrieben, das heißt also einen vollen Monat nach dieser Entscheidung. Aber bis zur Stunde ist noch keine Notverordnung erschienen, und man spricht jetzt davon, daß der Ministerpräsident an die Parteien wegen einer Verlängerung dieses Rechts herantreten würde. Mit anderen Worten sieht sich das gegenwärtige Kabinett also außerstande, in vierwöchiger Arbeit eine der Fragen überhaupt auch nur anzupacken, die heute in jedermanns Munde liegen. Der Wechsel im französischen Finanzministerium, der den Abgeordneten Paul Reynaud auf diesen gegenwärtig entscheidenden Posten führte, ist bezeichnend genug. Die radikalsozialistische Partei, die seit Jahrzehnten Frankreichs Schicksal bestimmte, verfügt in der heutigen Lage nicht mehr über einen einzigen Finanzminister, der technisch und politisch stark genug wäre, um erfolgreich arbeiten zu können. Freiwillig gibt sie diese Angelposition an einen gemäßigten Rechten ab, dessen hochkapitalistische Ideen niemandem unbekannt sind, und dessen liberale Anschauungen eine gewisse Garantie dafür bieten, daß der außerparlamentarische und in keiner Verfassung vorgesehene Einfluß der Großbankiers auf die Politik wenigstens so lange bleibt, wie er in der Rue de Rivoli herrscht. Die politischen Verbündeten der Radikalsozialisten bezeichnen deshalb den Einzug Paul Reynauds in das Finanzministerium mit einem gewissen Recht als eine Kapitulation Daladiers und seiner Freunde vor den mächtigen Hütern des französischen liberalen Wirtschaftssystems. Ob Reynaud diesen Ruf, der politische und wirtschaftliche Vertrauensmann Schneider-Creusots, de Wendels und einiger Pariser Großbanken zu sein, rechtfertigen wird, muß man noch abwarten. Jedenfalls ist er heute schon der stärkste Mann im Kabinett, auf dessen Firmenschild noch der Name Daladiers steht.

Unentschlossene Radikalsozialisten

Der Parteitag der Radikalsozialisten in Marseille, der, bevor er begann, allgemein als ein Stimmungsbarometer der wirklichen öffentlichen Meinung angekündigt wurde, ist durch den Riesenbrand auf der Cannebière um seinen eigentlichen Sinn gekommen. Gerade als die programmäßigen Reden beendet waren und Diskussion

Digitized by Google

ihren Anfang nehmen sollte, in der die Vertreter aus dem Lande darlegen wollten, wie es ihnen ums Herz ist, verbreitete sich die Unglücksnachricht und zerstörte natürlich das ganze Klima des Kongresses. Die Verhandlungen wurden um einen vollen Tag verkürzt, die Rednerliste mußte zusammengestrichen werden und das Interesse an einer Klarstellung der tragenden Ideen innerhalb der radikalsozialistischen Partei verschwand. Was übrigblieb und was vorher schon feststellbar war, ist dieser ausgesprochen antikommunistische Zug, der die radikalsozialistischen Anhänger im Lande heute kennzeichnet. Sie wollen endlich ihre Ruhe wiederhaben und lehnen jedes weitere Zusammengehen mit den Streikhetzern und Kriegstreibern ab. Die radikalsozialistische Kammerfraktion dagegen, deren Mitglieder bereits an die nächsten Wahlen denken, und von denen mehr als die Hälfte ihren Kammersitz der Kartelldisziplin der Volksfront verdankt, zeigt doch ziemlich starke Widerstände gegen die antikommunistische Empfehlung des Parteitages. Diese Abgeordneten machen geltend, daß sich die Entschließung gegen die Kommunisten mit der Entschließung gegen eine Zusammenarbeit mit der Rechten, die der Parteitag ebenfalls angenommen hat, die Waage hält und daß beide zusammengenommen praktisch-politisch eine Gleichung ergeben, die in Null aufgeht. Die Sozialisten nämlich wollen den Weg der radikalsozialistischen Kongreßteilnehmer nicht mitmachen und sich unter keinen Umständen von ihren marxistischen Freunden in der Moskaupartei trennen. Damit würden die Radikalsozialisten aber in eine Isolierung geraten, falls sie wirklich die Empfehlungen von Marseille bis auf den I-Punkt durchführen, denn bei den traditionellen Gegnerschaften im Lande zwischen der Rechten und der Linken im großen gesehen, können sie ein Kartell mit den Gruppen rechts von ihnen niemals eingehen.

Das Kräftespiel der Innenpolitik

So schwankt das französische Staatsschiff im Sturme der Parteileidenschaften heute hin und her und niemand kann voraussagen, welchen Kurs es nehmen wird. Im Grunde genommen krankt das französische System an dem fundamentalen Gegensatz, daß das Volk, wenn es gefragt wird, links wählt, daß aber durch keine Wahl beeinflußbare, permanente und im liberalen Wirtschaftssystem verankerte Machtgruppen stark genug sind, um nach verschiedenen Versuchen der Linksmehrheiten in den Parlamenten eine ihnen genehme Regierung der Rechten zu erzwingen. Die Geschichte der dritten Republik gibt, wenn man sie in jeweils vier Jahre, entsprechend der Lebensdauer einer Kammer, auflöst, im Hinblick auf diese Wahrheit die entscheidende Lehre zur Beurteilung der gegenwärtigen Vorgänge. Immer, wenn das Volk sich in seiner Mehrheit für die traditionellen Parteien der Linken entschied, machte die so entstandene Regierungsgruppe in der Kammer einen aktiven Versuch, der nach einem bestimmten Zeitraum scheiterte. Eines der Mittel, das von den außerparlamentarischen Mächten, insbesondere nach dem Kriege, sehr erfolgreich zur Durchsetzung ihres Willens benutzt worden ist, besteht in der Frankenflucht. Als Herriot im Jahre 1924 über Poincaré siegte, gingen Milliarden französischen Vermögens ins Ausland, erzeugten eine Währungskrise, die erst beendet werden konnte, als die Linke resignierte und sich mit der Rückberufung Poincarés einverstanden erklärte. Das gleiche Manöver wiederholte sich nach 1928. Nach 1932 kam dazu der Versuch der Rechten, ihrerseits die Straße zu erobern und erst als die verschiedenen Regierungen der Rechten unter Doumergue, Flandin und Laval gescheitert waren, entlud sich die angesammelte Unzufriedenheit der breiten Massen des französischen Volkes in dieser tragischen Wahl vom April 1936, die unter dem Zeichen der Volksfront eine regierungsunfähige Linke mit einer solchen Mehrheit ausstattete, daß nunmehr eine Mitbeteiligung an der Verantwortung selbst für die gemäßigten Rechtsgruppen unmöglich erschien.

Daladier, wie viele Radikalsozialisten, hat Anfang Oktober geglaubt, durch einen technischen Kniff aus diesem circulus vitiosus herauszukommen. Er trat in das Lager der Freunde einer Wahlrechtsreform über und bekannte sich zum Proporzsystem, das er noch vor einem Jahre auf dem Parteitag in Lille, wo es in Chautemps einen starken Befürworter hatte, zum Scheitern brachte. Die Anhänger dieses Systems glauben, daß durch eine statistische Erfassung aller im Lande abgegebenen Stimmen und deren Division durch einen für einen Kammersitz errechenbaren Nenner die zum Teil unmoralischen Bündnisse beim zweiten Wahlgang des gegenwärtigen Systems verschwinden würden. Eine Überprüfung dieser Annahme an Hand der

Digitized by Google

Ziffern aus den letzten Wahlen hat dann aber gezeigt, daß gerade die radikalsozialistische Partei die Hauptleidtragende des Proporzsystems sein würde, und seit der Zeit ist von dessen Einführung keine Rede mehr.

Die Spannung im Kabinett Daladier

Man sagt heute, daß der neue Finanzminister bis zum 15. November seine Notverordnungen im Grundsätzlichen fertig haben würde. Technische Einzelheiten sollen dann später folgen und deshalb soll die Kammer das Notverordnungsrecht verlängern. Eine offene Diskussion der allgemeinen Lage will Daladier im Parlament aber in jedem Falle vermeiden. Das zeigte sich übrigens schon Anfang Oktober, als er einen Versuch der Opposition seiner Außenpolitik, eine solche Aussprache zu erzwingen, mit der Drohung seines Rücktritts unterband. Heute ist die Stimmung in der Kammer sicherlich für ihn nicht besser als damals, und zwar sowohl im Hinblick auf die Außen- wie auch auf die Innenpolitik. Ob er aber diesmal mit einer Ankündigung seiner Abdankung den gleichen Erfolg haben würde, erscheint zweifelhaft, weil man ihm allgemein schon kein langes Leben mehr gibt. Es ist ja kein Geheimnis, daß Paul Reynaud zusammen mit fünf oder sechs anderen Ministern ein ausgesprochener Gegner der Außenpolitik Bonnets ist. Bonnet aber wurde von Daladier in Marseille noch in vollem Umfange gedeckt. Jetzt ist Daladier gezwungen, Reynaud auf den wichtigsten Posten zu setzen, den es in der gegenwärtigen Regierung gibt. Wenn man diese Zusammenhänge bei Lichte betrachtet, ist es wohl überflüssig noch weiter zu untersuchen, ob die gegenwärtige Regierung stark ist oder nicht. In Wirklichkeit spricht man bereits von Kombinationen, die auf Daladier folgen könnten. Sie enthalten keinerlei Überraschungen, es sei denn, das sich mit ungewöhnlicher Hartnäckigkeit das Gerücht behauptet, Mandel würde im nächsten Kabinett das Innenministerium bekommen. Als mögliches Haupt der Regierung erscheint Herriot wieder auf der Bildfläche, der seine große Hoffnung, Präsident von Frankreich im kommenden Frühjahr zu werden, in dem Maße dahinschwinden sieht, wie sich das Volksfrontgebilde verflüchtigt. Sein Eingreifen auf dem Parteitag in Marseille war bezeichnend genug. Er lobte Daladi wegen seiner festen Haltung in den fr zösisch-englischen Verhandlungen von Ende April, wegen der Demarchen der französischen Diplomatie rings um den 21. Mai und wegen der von ihm angeordneten Teilmobilmachung im September. Aber er schwieg sich aus über München und erzwang durch direkte Fragen an die Versammlung eine Festlegung Bonnets im Hinblick auf den französisch-russischen Unterstützungsvertrag. Als er das erreicht hatte, interessierten ihn die Arbeiten des Parteitages nicht mehr. Wenn er in absehbarer Zeit die französische Regierung zu bilden hätte, würde Bonnet im Auswärtigen Amt natürlich verschwinden. Wen er an dessen Stelle setzen könnte, ist aber völlig offen. Vielleicht folgt er dem Beispiel Leon Blums, der, um einen starken Einfluß auf die Außenpolitik zu behalten, dem blassen Delbos dieses Ressort überantwortete.

Die Lage Frankreichs — das ist der Sinn dieser Ausführungen — ist ungewiß, ungewisser denn je. Die Systemkrise, die seit Jahren besteht, nähert sich deutlich dem entscheidenden Stadium, und wie sich das Antlitz Frankreichs dabei verwandeln wird, ist das Geheimnis der Zukunft.

Heinrich Baron.

Der Freiheitskampf der Araber

(Von unserem Jerusalemer Mitarbeiter)

Jerusalem, Ende Oktober.

In Palästina kämpfen drei Nationen miteinander. Seit mehr als zwei Jahren verteidigen dort Araber aus Palästina und aus andern Teilen der arabischen Welt einen Teil ihres Reiches mit nie geahntem Fanatismus und achtunggebietender Ausdauer. Dagegen stehen drei- oder viertausend jüdische Einwanderer, die mit der Macht ihres Kapitals, einem angeblich historisch-rechtlichen Anspruch und in neuerer Zeit durch terroristisches Vorgehen mit Bomben und Zeitminen ein fremdes, feindliches Land erobern wollen. Die dritte Nation, die nun schon seit mehreren Jahren nichtstuend und scheinbar uninteressiert das Land wirtschaftlich zugrunde gehen und große Teil der arabischen Jugend sich verbluten läßt, ist das Volk der Engländer.

In Palästina kämpfen arabische Vaterlandsverteidiger gegen Juden, die sich einen völkerrechtlich gesicherten, zentralen Ausgangspunkt für ihre Angriffe gegen die faschistischen Staaten" schaffen wollen, und mperiumspolitiker. Für alle drei n stehen lebenswichtige Inter-

Digitized by Google

essen auf dem Spiel. Die Araber befürchten, daß ein jüdischer Staat versuchen wird, an den Grenzen liegende arabische Gebiete an sich zu reißen, um wirtschaftlich lebensfähig zu werden; das Judentum will versuchen, die Völker, die sich von ihm befreien, noch mit andern als nur wirtschaftlichen Maßnahmen zu bekämpfen, und die Engländer sehen wieder einmal auch in Palästina eine für den Zusammenhalt ihres Imperiums wesentliche Position. Deshalb ist der Kampf um das allen drei Völkern „heilige Land" so erbittert, so voll von grausamem Fanatismus.

„Heilig" ist dieses äußerlich so lächerlich armselige Land den drei beteiligten Nationen ganz gewiß und in erster Linie auf politischem Gebiet. Aber auch religiöse Gedanken spielen eine Rolle und vergrößern den abgrundtiefen Haß der Araber gegen die Juden. Zwar kann der englische Imperiumspolitiker aus religiösen Gründen kaum noch abgrundtief hassen; er kann aber seine gut hochkirchlich-christliche Überzeugung mit seinen politischen Wünschen konform gehen lassen und damit das Gewicht seiner Forderungen vor sich selbst und der lächelnden Umwelt erhöhen. Die Araber haben in Jerusalem nach Mekka und Medina die dritte heilige Stadt ihrer Welt zu verteidigen, in der sich ihr Prophet Mohammed aufgehalten hat, in der wesentliche Führer ihres Glaubens begraben liegen und in der sie mit der Moschee Haram esch-Scherif eins der schönsten und eindruckvollsten Bauwerke errichtet haben, die der arabische Orient kennt.

Das Uganda-Projekt

Auch das orthodoxe Judentum, das im Zionismus immer seine Verkörperung fand, hat in Jerusalem ein Heiligtum zu verteidigen. Der Wiener Jude Theodor Herzl und Begründer des Zionismus, dem die Engländer im Jahre 1903 Uganda als Siedlungsgebiet für das internationale Judentum anboten, hatte sein Uganda-Projekt gegen die Angriffe seiner ostjüdischen Rassegefährten und deren Wortführer Ussitschkin erbittert zu verteidigen. Er sah in Uganda, das reiche Bodenschätze und gesundes Klima hat, die Möglichkeit, einen wesentlichen Teil des Judentums anzusiedeln und seßhaft zu machen. Die Ostjuden warfen ihm jedoch gerade wegen seines Ugandaplanes, der das Judenproblem zum Teil hätte lösen können, Verrat an der Sache des Zionismus vor, da er Jerusalem, die Stadt des salomonischen Tempels und dessen letzten Restes, der Klagemauer, aufgeben wolle. Um seine Stellung und seine Sache nicht zu gefährden, sah sich Herzl zu dem pathetischen Ausruf veranlaßt: „Eher soll meine Hand verdorren, als daß ich dich vergesse, Jeruschalaïm."

Der Zug des Judentums gerade nach Palästina hat auch nicht zu unterschätzende religiöse Gründe, wenngleich die weltpolitisch hervorragende Lage Palästinas am Mittelmeer und nahe dem Suezkanal zwischen Afrika und Asien und an der Schwelle Europas das Judentum in erster Linie zur Wahl dieses Platzes als Sprungbrett zu seinen weltpolitischen und wirtschaftlichen Zielen veranlaßt hat.

Der religiöse Eifer Britanniens

Auch die Briten, denen Archäologen Weltreiche eroberten, haben in Palästina religiöse Interessen zu vertreten. Der Archäologe Lawrence hat die arabischen Länder der englischen Krone dienstbar gemacht, und andere Briten sind der Überzeugung, daß die Stätten Palästinas, die durch das Leben und Wirken des Begründers des Christentums Berühmtheit erlangten, nicht in die Hände einer unchristlichen Macht fallen dürften. Sie selbst seien die geeignetsten Beschützer der heiligen Stätten und würden nie bereit sein, Jerusalem, Bethlehem und andere altehrwürdige Plätze in Palästina den „Ungläubigen" zu überlassen. Daß Palästina nur durch ein kurzes Wüstenstück vom Suezkanal getrennt ist, daß das Fischerdorf El-Akaba zwar keine „heilige Stätte" ist, aber immerhin am Roten Meer liegt und einen brauchbaren Flughafen abgäbe, daß in Haifa die Ölleitung aus dem Irak ihr Ende findet und daß schließlich Jaffa neben Haifa der größte palästinische Hafen ist, an all diesen Zufälligkeiten ist zwar Christus und die englische Hochkirche nicht schuld, immerhin meint man in England, daß diese Plätze als „Annexe" zu den heiligen Stätten geschlagen werden müßten und würdig seien, auch weiterhin unter englischer Macht zu bleiben.

So ergänzen sich auf allen drei in Palästina kämpfenden Seiten politische und mehr oder weniger starke religiöse Gefühle und Erwägungen und vertiefen die Gegensätze und Abneigungen.

Das gegebene Wort an die Araber!

Die gegenwärtige Lage ist jedoch allein aus der unklaren und vieldeutigen eng-

Digitized by Google

lischen Politik zu verstehen. Die große Stärke der englischen Außenpolitik, sich den Notwendigkeiten des Augenblicks anzupassen und sich nicht mit Prinzipien und gedankenschweren Grundsätzen zu belasten, hat im Falle Palästina eine Niederlage erlitten. Allerdings haben vergangene englische Politiker in Palästina und mit Palästina zu unbeschwert und zu grundsatzlos Politik getrieben, als daß das auf die Dauer hätte gutgehen können. Der britische Oberkommissar in Ägypten während des Weltkrieges, Sir Henry McMahon, schrieb am 24. Oktober 1915 auf Veranlassung des englischen Außenamts in London an den Wortführer der Araber, den Scherif von Mekka und späteren König vom Hedschas, Hussein, einen Brief, der *den Arabern die Unabhängigkeit ihrer Länder* versprach und zum Ergebnis haben sollte, die Schaffung einer „festen und dauerhaften Allianz, deren unmittelbare Folge die Vertreibung der Türken aus den arabischen Ländern und die Befreiung der arabischen Völker von dem türkischen Joch sein würde, das so viele Jahre schwer auf ihnen gelastet hat". Auf diesen Brief stützt sich vor allem die Forderung der Araber an die Engländer, und auch an diesem Brief wieder wird die zweideutige Haltung, die England in Palästina immer eingenommen hat, deutlich. Der englische Text spricht von einigen *Gebieten*, die außerhalb des arabischen Staates bleiben sollten, dagegen spricht der arabische Text von einigen *Städten*, die dem arabischen Staat nicht einzuverleiben seien. Die Engländer stützen sich auf den englischen Text, die Araber auf den arabischen, und wieder die Engländer lösen das Problem, indem sie von berufener Seite erklären lassen, daß „die britische Regierung die arabische Version niemals anerkannt habe". Und selbst bei Anerkennung des englischen Textes des McMahon-Briefes bleibt die englische Forderung, daß Palästina laut diesem Brief außerhalb des zu gründenden arabischen Staates bleiben müsse, unverständlich. Der Brief sagt, „daß die Gebiete westlich von Damaskus, Homs, Hamma und Aleppo... außerhalb der vorgeschlagenen Grenzen des unabhängigen arabischen Staates bleiben würden". Wer sich die Mühe machen wollte, einen Atlas zur Hand zu nehmen, wird unschwer erkennen, daß Palästina nicht westlich, sondern südlich der genannten Zone liegt. Um auch dieses Problem zu lösen, erklärte Mr. Churchill im Jahre 1922, der damals englischer Kolonialminister war, „daß die Regierung Seiner Majestät die Provinzen Beirut und Jerusalem immer als innerhalb der obengenannten Zone liegend angesehen habe". Gegen eine solche Argumentation können die Araber Palästinas natürlich nicht an. Wenn England meint, Palästina läge westlich von Damaskus, und die Araber meinen, Palästina läge südlich davon, und wenn England diese Meinung „schon immer hatte", dann ist natürlich schwer abzusehen, wie eine solche „Meinungsverschiedenheit" friedlich beigelegt werden kann, wenn die Araber glauben, daß für sie lebenswichtige Interessen bedroht werden.

Versprechungen an alle!

Nachdem Palästina im Oktober 1915 unzweideutig den Arabern versprochen war, hielt es England für vorteilhaft, Palästina im März 1916 *nochmals zu verschenken*, und zwar diesmal zur Beruhigung Frankreichs an eine internationale Kommission. *Das Sykes-Picot-Abkommen aus dem Frühjahr 1916*, das von Vertretern Englands und Frankreichs gezeichnet wurde, erklärt, daß „in Palästina eine internationale Verwaltung eingerichtet werden soll, deren Form nach Rücksprache mit Rußland und im Einverständnis mit den andern Verbündeten und dem Vertreter des Scherifs von Mekka festgelegt werden wird".

Das drittemal hat England während des Weltkrieges im Winter 1917 Palästina an das internationale Judentum verschenkt. Es ist bewunderungswürdig, wie England während des Krieges ein Land, das ihm nicht gehörte, *an drei verschiedene Parteien nacheinander verschenkte*, um vorübergehend politische und militärische Erfolge zu erringen, die es dann auch tatsächlich mit solchen geschäftstüchtigen Mitteln errang. Der letzte Beschenkte dieser Art war der Zionismus, dem der damalige englische Außenminister *Balfour* mit einem an Lord Rothschild gerichteten Schreiben vom 2. November 1917 Palästina versprach. Die „Balfour-Deklaration" hat im wesentlichen folgenden Wortlaut: „Lieber Lord Rothschild! Es freut mich, Ihnen im Namen der Regierung Seiner Majestät die folgende Sympathieerklärung mit den jüdisch-zionistischen Wünschen zu senden, welche dem Ministerrat [illegible] und vom ihm angenommen [illegible]erung Seiner Majestät *die Einrichtung* [illegible]en *Heimstätte für*

Digitized by Google

das jüdische Volk in Palästina und wird ihr Bestes tun, um die Ausführung dieser Pläne zu erleichtern.... Ich wäre dankbar, wenn Sie diese Erklärung der zionistischen Vereinigung zur Kenntnis bringen wollten. Ihr aufrichtiger Arthur James Balfour."

Öfter ist Palästina in den letzten Jahren nicht verschenkt worden, wenn man davon absieht, daß sich England im Jahre 1923 vom Völkerbund mit dem Mandat über das „Heilige Land" betrauen ließ. Die Juden leiten aus der Balfour-Deklaration einen rechtlichen Anspruch auf Palästina her; den historischen Anspruch begründen sie mit der Tatsache, daß Palästina seit „undenklichen" Zeiten bis zum Jahre 135 unserer Zeitrechnung — d. h. seit 1800 Jahren nicht mehr — von Juden bewohnt war. Der rechtliche Anspruch der Araber auf Palästina ist neben dem McMahon-Hussein-Abkommen gleichzeitig ihr historischer; es ist die Tatsache, daß Palästina mindestens seit 1250 Jahren von ihnen bewohnt wird. Die Engländer müssen von einem historischen Anspruch auf Palästina absehen; ihr rechtlicher Anspruch ist die Verleihung des Mandats an sie durch den Völkerbund. Es ist offensichtlich, daß sich die Verhältnisse in Palästina nur durch einen Machtkampf entscheiden werden. Keine Partei ist gewillt, die rechtlichen, geschichtlichen und zivilisatorischen Ansprüche der andern anzuerkennen. Dabei sind die Kräfte der Parteien durchaus ungleich und verschiedenartig. Hinter den in Palästina kämpfenden aufständischen Arabern steht allein die geballte Volkskraft in den andern arabischen Staaten. Die Regierungen der arabischen Länder, die zum Teil mehr oder weniger weitgehend von England abhängen, sind zu einer wesentlichen Unterstützung der in Palästina kämpfenden Araber kaum in der Lage. Das Wort des Führers auf dem diesjährigen Parteitag von der geringen Unterstützung, die die Araber Palästinas fänden, ist in arabischen Ländern von höchsten Persönlichkeiten zwar mit wenig Wohlbehagen gehört worden; immerhin müssen sie zugeben, daß die Hilfe, die das Reich den Sudetendeutschen hat zukommen lassen, wirkungsvoller war. Trotzdem strömen aus allen Teilen der arabischen Welt, aus Syrien, dem Irak und aus Transjordanien Männer nach Palästina, die sich den Aufständischen anschließen und in einem gefährlichen Kleinkrieg die Moral der englischen Truppen untergraben. Nach Ausbruch der Feindseligkeiten im Jahre 1936 hat der damalige Führer der Aufständischen, der Syrier Fausi el-Kaukdji, den Engländern offene Schlachten geliefert, wobei die Verluste auf seiten der Araber jedoch so hoch waren, daß man sich zur Einstellung dieser Kampfmethoden entschloß und zum Versuch der langsamen Zermürbung der Moral jüdischer Siedler und englischer Soldaten überging. Erst in allerletzter Zeit hat man den englischen Truppen wieder offene Schlachten geliefert, ein Zeichen für die wachsende Macht der Aufständischen.

Die Entwicklung der letzten Wochen und Monate hat die aufständischen Araber Palästinas zu einem Machtfaktor werden lassen, dem die Engländer sich wenigstens nachts zu beugen haben. Nachts tritt „die Regierung in den Bergen" an die Stelle der englischen Besatzungsarmee und der englischen Zivilbeamten. Seitdem jedoch auch am Tage von den Aufständischen Polizeistationen selbst in den größten Städten angegriffen und zerstört werden, — nachdem die Waffen „übernommen" worden sind —, ist nicht mehr daran zu zweifeln, auf welcher Seite in Zukunft einmal die tatsächliche Gewalt liegt. Aufständische fordern in voller Uniform am hellen Tage die Bewohner großer Städte durch Ansprachen auf den Marktplätzen zum Kampf gegen Juden und Engländer für so lange auf, als die Unterstützung jüdischer Interessen durch die Engländer anhält; die Aufständischen lassen in Städten ihre Truppen paradieren, sie erheben Steuern, veranstalten Aushebungen von Soldaten und lassen ihre Gerichtshöfe arbeiten. Andererseits ziehen die Engländer Polizeistationen aus Gegenden zurück, in denen das Leben der Polizisten zu bedroht ist.

Der Ausgang des Kampfes in Palästina und um Palästina ist nicht ungewiß, und England wird sich nun Gedanken machen müssen, wo in den reichen Räumen seines Weltreiches es den Juden die versprochene Heimstätte errichten will. Hans Hasold.

*

Hinter dem arabischen Freiheitskampf in Palästina steht nicht — wie etwa bisher hinter den Sudetendeutschen — die Macht eines starken, geschlossenen Reiches. Ja, solange der König Ibn Saud, der König Shazi von Irak, der Emir von Transjordanien dem Hohen Arabischen Komitee in Palästina im Vertrauen auf „die Gerech-

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

tigkeit ihres Freundes Großbritannien" Ratschläge zur Mäßigung, wie im Jahre 1936 erteilten, schien das arabische Schicksal in diesem „heiligen Land" hoffnungslos sich selbst überlassen zu sein. Seitdem hat sich einiges geändert. Durch die Staaten arabischer Bevölkerung geht eine nationalistische Bewegung, die für die Araber Palästinas Partei ergreift. Über diese panarabischen Mächte hinaus wenden sich auch noch die Sympathien aller Moslems im vorderen Orient, in Afrika wie in Indien der arabischen Sache in Palästina zu. Die genannten von Großbritannien abhängigen Herrscher haben sich danach gerichtet und an Stelle der Ratschläge zur Mäßigung an ihre „Söhne" sind leichte Proteste in Genf gegen die Londoner Politik sowie verschiedentlich ernste Vorstellungen erfolgt. Wohl fehlt also dem arabischen Freiheitskampf die Deckung durch ein einsatzbereites, schlagkräftiges Reich, dafür haben sie ihren Bundesgenossen in jenem England selbst, das sie wohl in die Rolle des wiederberechtigten Volkes drängen möchte, andererseits aber seine Vorherrschaft in der arabischen Welt außerhalb Palästinas aufrechterhalten muß.

„So ist dieses England, das das Bestehen einer Judenfrage im eigenen Lande nie anerkennen wollte, mit seiner Weltpolitik im Orient genau an der Grenzlinie angelangt, wo eine Entscheidung über die künftige Rolle des Judentums im Rahmen des Empire, und das ist sehr weitgehend die Entscheidung über Palästina, durch die Umstände gefordert wird." So stellt Dr. Giselher Wirsing in seinem hervorragenden Bericht „Engländer, Juden, Araber in Palästina" (Eugen Diederichs Verlag) fest und erhebt die Frage: „Wird das Judentum in England die Macht haben, das kunstvoll aufgerichtete Gebilde der englischen Reichspolitik im Orient um Palästinas willen in die Luft zu sprengen?" Das Dilemma, in das sich England selbst durch doppelte Versprechungen hineinmanövriert hat, wird nicht eher enden, bis das eine von ihnen durch die praktische Politik zurückgezogen ist. Wirsing gibt eine bewunderungswürdige Darstellung des Palästinaproblems, die eine typisch deutsche Präzisionsarbeit ist, die aus eigener Anschauung und einem enormen Materialstudium gefertigt wurde. Wirsing schildert Vorgänge in sachlich lebendiger Weise. Es bedarf hier keiner Gefühlsmomente für oder wider eine der drei interessierten Gruppen. Hier spricht die Geschichte selbst ihr Urteil, ihre Kenntnis aber in Europa und insbesondere bei uns in diesen bewegten Wochen zu vertiefen, soll der Zweck dieser aufschlußreichen fleißigen Arbeit sein.

Sie beginnt mit einem Blick auf die geschichtliche Rolle Palästinas als Durchzugsland und führt dann mitten in die britische Orientpolitik in der Vorkriegszeit und während des Weltkrieges. Die berühmten drei Versprechungen des umstrittenen Landes an drei Bundesgenossen im Kriege durch England, werden mit erschöpfendem Material und Schilderungen belegt. Einen sehr breiten Raum nimmt eine Darlegung der britischen Ölinteressen und deren Verfilzung mit dem Weltjudentum ein, wodurch sich dem Leser ein überraschendes Bild von jüdischen und Empire-Interessen in ihren Verflechtungen und Abhängigkeiten enthüllt. Nach Klärung dieser Vorgänge erst führt der Verfasser zum Problem Palästina in seiner jetzigen Gestalt. Die Rolle des Zionismus und des Weltjudentums, die jüdische Ausbreitung in Palästina, das Schicksal der Araber und ihr Lebenskampf gegen die jüdische Überflutung ihrer Heimat, wie schließlich die Mandatsverwaltung und die Interessen Großbritanniens erfahren eine sachlich-fesselnde Darstellung. Besonders wertvoll wird das Buch durch die famose Beleuchtung der Zusammenhänge der Empire-Politik mit der Lösung der Palästinafrage und damit durch die Begründung, warum es sich hier um eine der entscheidenden Weltfragen der nahen Zukunft handelt. Wirsing sagt treffend am Schluß: Wenn man einen Engländer fragen würde, in welcher Richtung wohl die Entscheidung gesucht werde, so würde dieser wohl am liebsten antworten: in keiner von beiden, sondern zwischen beiden. Die Kunst des Kompromisses aber, des divide et impera, des sich bewußten Nichtentscheidens, ist hier zu ihrem Ende gekommen. England muß sich entscheiden — und zwar bald.

K.

Das Auslandshaus der HJ.

Als einer der ersten Großbauten der Hitler-Jugend ist in diesen Wochen das Auslandshaus der HJ. in Berlin-Gatow vollendet worden. Es wird repräsentativen Zwecken, vor allem aber der Aufnahme ausländischer Gäste dienen, die hier einen würdigen und für das Wesen der deutschen Jugend zugleich aufschlußreichen Aufenthaltsort finden. Dieser Aufgabe ent-

Digitized by Google

sprechend hat ein junger Architekt aus den Reihen der HJ., Dipl.-Ing. F. G. Winter, einen Bau geschaffen, der Zweckmäßigkeit und Schönheit in glücklicher Weise vereint.

Der Bau ist in seiner Gestaltung nach außen in die Landschaft eingefügt. Dicht über dem Havelufer mit der Rückfront liegend, setzt er das „horizontale" Element der Landschaft im Rhythmus einer Säulenhalle und in einem dem fallenden Hang angeschmiegten Pavillon fort, der eine breite Terrasse aus Gneisplatten abschließt. Landschaftlich bedingt ist auch die Wahl des Baumaterials: der vor Jahrhunderten hier von den preußischen Königen verwandte rötlich-gelbe Backstein und die roten Pfalzpfannen des Daches. Im Gesamtentwurf ist das Auslandshaus aus den Grundsätzen des HJ.-Heimbaues entwickelt.

In ganz hervorragender Weise ist auch die Aufgabe der Innenraumgestaltung gelöst. Vom Grundriß bis zum Sitzkissen und Tapetencharakter hat der Architekt jedem einzelnen der Räume von vornherein ein ausgeprägtes, den einzelnen Raumaufgaben entsprechendes Gesicht gegeben. Es sind vor allem die Räume des Erdgeschosses, die hier schöne Möglichkeiten gaben, da sie alle gemeinsam besonderen Veranstaltungen dienen sollen. Ein Raum darf sich also in den anderen öffnen, ohne durch Flure usw. das Raumerlebnis zu unterbrechen. Dennoch ist jeder dieser Räume in sich selbständig. Beispielsweise steht das fast zart gehaltene, festliche Musikzimmer mit seinen dunklen Mahagonimöbeln, der blauseidenen Tapete, den Porzellanen und Wandmedaillons in lebendigem Gegensatz zu dem intimeren Lesezimmer oder dem großen Empfangssaal, der in seiner klaren Möblierung, Deckenstrahlern, Parkettfliesen und langgestreckten Polsterbänken, die eine große, grüne Teppichfläche umschließen, ein Raum von besonderer Würde und Feierlichkeit ist. Im anderen Flügel des Hauses finden wir den Speisesaal mit einer hellen, hölzernen Kassettendecke und drei großen Türen zur Terrasse, ferner ein Spielzimmer und den abgebildeten Kaminraum.

Gewiß, die politische Arbeit der HJ. der ausländischen Jugend gegenüber läßt sich nicht im Vorraum eines HJ.-Heimes, das erzieherischen Aufgaben gilt, abwickeln. Es galt aber den repräsentativen Charakter des Baues mit dem Stil und Denken der Jugend unserer Tage in Einklang zu bringen. Es konnte nicht darum gehen, etwa „aufzudonnern" oder kalte Pracht zu entfalten! In allen Räumen ist dem Gesetz der Einfachheit gehorcht worden, dem Gesetz echter Handwerkskultur, das nicht prunkhaften Schein bietet, sondern gründliche und werkgerechte Leistung. Hierzu lese man den Aufsatz auf Seite 9 von Heinrich Hartmann.

Neue Bücher

Die schönste Deutschlandkarte

Man ist gewohnt, an Landkarten aller Art recht nüchterne Maßstäbe anzulegen. Auch eine Deutschlandkarte wird nicht nach der Schönheit der deutschen Landschaft, sondern nach Grenzen, Eisenbahnen, Städten und Straßen gefragt. Zweifellos ist diese nüchterne, wissenschaftliche Kartographie für den täglichen Gebrauch richtig. Dennoch aber reichten diese Karten nicht aus, um eine „Anschauung", ein Bild von der Eigenart und der Größe des deutschen Raumes, eindrücklich zu übermitteln. Deshalb ist unsere Freude angesichts einer Wandkarte aus dem Insel-Verlag besonders groß: es ist eine Karte, die sich nicht auf die beziehungslose Wiedergabe von Städten und Grenzen beschränkt, sondern die mit künstlerischen Mitteln auch das Herz berühren will. Es ist eine im tieferen Sinne „politische" Karte, nämlich eine Karte der deutschen Landschaft. Der große Schriftkünstler Rudolf Koch, von dem wir vor einem Jahr berichteten, hat sie zusammen mit Fritz Kredel geschaffen. In jahrelanger Arbeit, von 1925 bis 1934 wurde daran gearbeitet, und das Ergebnis ist daher bis in alle Einzelheiten gültig. Der besondere Reiz der Karte liegt in der Wiedergabe der Städte, die alle durch ein charakteristisches architek-

Digitized by Google

tonisches Wahrzeichen gekennzeichnet sind. Z. B. sind bei Magdeburg der Dom, bei Bruchsal das Schloß gezeichnet. Sehr lebendig wird das Kartenbild durch das Grün der Bäume, die über das ganze Land hin die Waldgebiete anzeigen. Da Koch von vornherein alle deutschen Gebiete einbezogen hat, bleibt die Karte auch nach dem Anschluß der Ostmark und Sudetenlands gültig. Die bunten Wappen der deutschen Stämme und das Einfügen schön geschriebener Sprüche machen die Karte zu einem einprägsamen und künstlerischen Wandschmuck. Vor allem scheint uns diese Karte, sobald die neuen Reichsgrenzen nachgetragen sind, auch für die Heimeder HJ. geeignet zu sein, denn das, was die Karte erwirken will, das Bewußtsein: „O heilig Herz der Völker, o Vaterland!" — das ist ein Element der Persönlichkeit, das nur erlebend zu bilden ist. Und dazu trägt diese Karte, die zu 18,— RM. (aufgezogen, mit Stäben: 30,— RM.) zu beziehen ist, bei. hy.

Napoleon I.: **„Darstellung der Kriege Cäsars, Turennes, Friedrichs des Großen"**, im Exil von St. Helena geschrieben. Herausgegeben von Hans E. Friedrich, Friedrich Vorwerk Verlag, Berlin.

In der Einsamkeit von St. Helena hat Napoleon diese drei Schriften abgefaßt, die in gleicher Weise Begabung des Schriftstellers wie des Feldherrn verraten. Diese drei Gestalten bedeuten Napoleon die größten Feldherren der Geschichte, wobei ihn an Cäsar die imperatorische Leistung und Tragödie fesselte, in Friedrich er den unüberwindlichen Charakter und die Größe des Herrschers im Kriege bewunderte, während er in Turenne den genialsten Strategen sieht. „Hätte ich einen Mann wie Turenne gehabt, der mich bei meinen Feldzügen unterstützte, ich würde der Herr der Welt geworden sein." Napoleon schildert in einfachen, jedem verständlichen Worten die Feldzüge dieser Feldherren und erklärt den Hergang ihrer Schlachten. Aber er erschöpft sich nicht in der referierenden Darstellung, die allein schon in gedanklicher und sprachlicher Klarheit und Prägnanz vorbildlich ist. Er fügt ihr „Bemerkungen" hinzu, die sein Urteil über das Geschehen enthalten, mit dem er Erfolge und Niederlagen in ihren Ursachen begründet. Der geniale Feldherr, dessen schriftstellerisches Talent noch durch die umfangreiche Kenntnis dieses Kontinents und durch ein ausgeprägtes Vorstellungsvermögen ausgestattet war, erkennt sofort Fehler und Unbedachtsamkeiten, die das Geschick der Schlachten entscheiden. So sind diese Schriften, abgesehen von der Kunst des Darstellerischen, ein Genuß für jeden, der aus den Erfahrungen Napoleons sich Kenntnis über das Wesen des Krieges und die Gesetze der Heerführung zu verschaffen wünscht.

„Dantes Göttliche Komödie", deutsch von Friedrich Frhr. von Falkenhausen. Insel-Verlag, Leipzig 1938.

Diese Übersetzung des großen Werkes von Dante wahrt die Vers- und Reimform des Dichters und ist darum eine hervorragende künstlerische Leistung. Um diese Übertragung zu meistern, bedurfte es besonders hoher dichterischer Gestaltungskraft. Von Falkenhausen zeigt hier eine selten starke Gabe. Er hat mit Erfolg das Dante-Wort zu widerlegen versucht, „daß kein Werk musischen Klanges sich aus seiner Sprache in eine andere übertragen läßt, ohne allen Reiz und Wohlklang einzubüßen". Diese Übersetzung läßt uns den Reiz, den Dantes Werk seinen Landsleuten bietet, spüren, und die Vollendung der deutschen Nachdichtung verfügt über allen Wohlklang unserer Sprache. Von Falkenhausen gibt der Übersetzung Erläuterungen und Inhaltsangaben bei, ohne sich auf den Streit um Auslegungsfragen einzulassen. Die Erläuterungen sollen nur für Dantes eigenes Wort das Ohr des Lesers schärfen.

Sicherlich erhebt einer die Frage, warum wir Dantes Pilgerfahrt durch die drei jenseitigen Reiche, durch Hölle, Fegefeuer und Paradies, unsere Leser nachzureisen ermuntern. Hat doch Dante es unternommen, den Elenden dieser Erde den Weg zur Seligkeit zu zeigen. Gewiß, die Idee, von der Dante sein Werk aus aufbaut, hat für unsere Zeit ihre Kraft eingebüßt. Aber die Kühnheit der dichterischen Phantasie, der Genius des Künstlers, wirkt fort. Wie wir in Homers Werk das größte Epos der Antike lieben und verehren, ohne nun an den Altären des Zeus oder der Athene unsere Rinder zu opfern, so bewundern wir hier die größte Dichtung um die christliche Idee. Dabei ist schon damals Dantes Werk voll der Kritik an dem unwürdigen Verhalten der Kirche und ihrer Repräsentanten. Beatrices Prophezeiung von der Entartung und Rettung der Kirche sei nur als Beispiel für den erzieherischen Gehalt der

Digitized by Google

„Komödie" genannt. Er hat weniger auf die Nachwelt befruchtend gewirkt als ihr künstlerischer Rang, den die Nachwelt für immer durch die Bezeichnung „die göttliche Komödie" bewundert und geehrt hat.

Kif.

„Briefe des Kampfes und des Glaubens." Herausgegeben von A. Persche und K. Megerle bei Eugen Diederichs, Jena.

Unsere schnellebige Zeit nimmt den Anschluß Deutsch-Österreichs heute wohl bereits als etwas Selbstverständliches hin, und wie viele unter uns werden die unsagbaren Opfer zahlloser deutscher Männer und Frauen, Jungen und Mädel, mit denen die große Heimkehr erkauft werden mußte, alsbald vergessen? — Allen sei deshalb die Lektüre dieses kleinen Bändchens empfohlen, die ein erschütterndes Dokument aus der Kampfzeit in Österreich darstellt. Es enthält eine Auswahl von Briefen, die aus und in den Kerkern geschrieben wurden, beredte Zeugnisse, die der deutschen Jugend für immer das Heldentum jener nationalsozialistischen Vorkämpfer in die Erinnerung zurückrufen werden.

Kolonien — Großdeutschlands Anspruch! Unter besonderer Mitarbeit der Reichsjugendführung bearbeitet von Karl Brüsch. 192 Seiten, mit über 60 Bildern, Preis 1,85, in Ganzleinen 3,— RM.

Als „Deutsches koloniales Jahrbuch 1939" legt der Verlag Süßerott eine Broschüre vor, die insbesondere von der gesamtdeutschen Geschichte her die Kolonialfrage behandelt. Zeittafeln und Statistiken geben dem Buch einen dokumentarischen Charakter, darüberhinaus fesseln vielerlei Aufsätze, die teils vom wirtschaftlichen Standpunkt aus, aber auch weltanschaulich unsere Haltung zur Kolonialfrage umreißen. Hier verdient besondere Beachtung ein Aufsatz von Professor Dr. Walter Groß, der von unserer rassenpolitischen Einstellung aus zur Kolonialfrage Stellung nimmt. Wir achten die fremden Rassen und sind in keiner Weise „negerfeindlich", wie es uns vom Ausland gern vorgeworfen wird. Außer Dr. Groß kommt eine große Anzahl maßgebendster Kolonialpolitiker zu Wort, so daß das Buch, das in die NS.-Bibliographie aufgenommen wurde, einen hohen politischen Rang erhält und insbesondere für die kolonialpolitische Schulung Material und Richtlinien gibt. Erfreulich ist die verständliche und abwechslungsreiche Gestaltung, die dem Buch einen volkstümlichen Charakter gibt. hy.

„Gedanken chinesischer Weiser." Herausgegeben von Heinrich Tieck, Verlag W. Scheuermann, Wien 1938.

In der Reihe der geschmackvollen Tieck-Bändchen ist die vorliegende Sammlung von Gedanken chinesischer Weiser herausgegeben worden. Großartig ausgestattet und durch altchinesische Drucke illustriert, bereitet auch dieser Band viel Freude. Die Sprichwörter und Gedanken selbst erregen beim Leser hohe Bewunderung. Es sind meist Zeugnisse aus dem ersten Jahrtausend nach unserer Zeitrechnung, die eine hohe chinesische Kultur und Staatskunst verraten. Gedanken eines Kung Dse (Confucius), Lao Dse oder Lü Bu We muten so modern und für uns gültig an, als ob sie in unseren Tagen ausgesprochen wären. Wer die Tiefe dieser Weisheiten begreift, ahnt, daß im fernen Asien damals eine Kultur gewirkt hat, die in nichts den Erkenntnissen und schöpferischen Leistungen der europäischen Antike nachgestanden haben kann.

Hauptschriftleiter und verantwortlich für den Gesamtinhalt: Günter Kaufmann.

Stellvertreter: Friedr. W. Hymmen. Anschrift der Schriftleitung: Reichsjugendführung, Berlin NW 40, Kronprinzenufer 10. Fernsprecher: 12 74 91. — Verlag: Franz Eher Nachf. G. m. b. H., Zentralverlag der NSDAP., Berlin SW 68, Zimmerstraße 87—91. Postscheckkonto: Berlin 4454. Verantwortlich für den Anzeigenteil: Ulrich Herold, Berlin. — DA. III. Vj. 1938: über 60 000. Pl. Nr. 8. — Druck: M. Müller & Sohn KG., München; Zweigniederlassung Berlin SW 68, Dresdener Str. 43. — „Wille und Macht" erscheint am 1. und 15. jedes Monats und ist zu beziehen durch den Verlag sowie durch die Post und alle Buchhandlungen. Bezugspreis vierteljährlich 1,80 RM. zuzüglich Bestellgeld. Bei Bestellung von 1 bis 3 einzelnen Nummern bitte den Betrag in Briefmarken beizulegen, da Nachnahmesendung zu teuer ist und diese Bestellung sonst nicht erledigt werden kann.

Digitized by Google

Wille und Macht

Führerorgan der nationalsozialistischen Jugend

HERAUSGEBER: BALDUR VON SCHIRACH

Jahrgang 6 | Berlin, 1. Dezember 1938 | Heft 23

Friedrich Lange:

Die neue Landkarte Europas

Im Dezember 1938.

„Es ist Zeit, auf der Landkarte Mitteleuropas zu radieren!" meinte im September 1938 der Duce und hat damit in der Tat ein Stichwort gegeben: Nachdem in früheren Jahren Beeinträchtigungen der Ehre, der Wehr und der Wirtschaft beseitigt werden konnten, steht das Jahr 1938 im Zeichen der gebietsmäßigen Wiedergutmachung des Unrechts von Versailles, St. Germain und von Trianon. Zunächst fielen Artikel 80 der Unfriedensbestimmungen von Versailles und Artikel 88 von St. Germain und mit ihnen die unnatürlich gewesene Grenze zwischen Deutschen und Deutschen, die Grenze zwischen beiden Staaten deutscher Nation: Österreich kehrte heim ins Reich.

Kartographisch mußte die „Ausbeute" gering bleiben, da ja — wenigstens scheinbar — nur die Grenze vom Bodensee bis zum Dreisesselberg im Böhmer Wald weggefallen war. Das neue Bild Großdeutschlands vom März 1938 konnte sich auch verhältnismäßig leicht einprägen. So ist es verständlich, daß Europa sich mit dieser Kartenänderung ziemlich rasch abfand und jene großdeutsche Grenzführung bald ins allgemeine Bewußtsein in Europa überging, auch in „Neutralien".

Wer freilich schärfer zusah, erkannte, daß sich mehr geändert hatte als nur der Wegfall einer Grenze zwischen zwei Staaten. Wer insbesondere gewohnt war, neben der Staatenkarte auch die Sprachenkarte von Mitteleuropa zu betrachten, wußte alsbald, daß jetzt viele Fragen dieses Raumes ein anderes „spezifisches Gewicht" erhielten und die Wiedergewinnung unmittelbarer staatlicher Berührung zu vier Staaten — Italien, Südslawien, Ungarn und Liechtenstein — dem Reich und seiner Auffassung von Volkstum und guter Nachbarschaft neue Aufgaben eröffnete. Vor allem bekam nun die sudetendeutsche Frage ein anderes Aussehen:

Digitized by Google

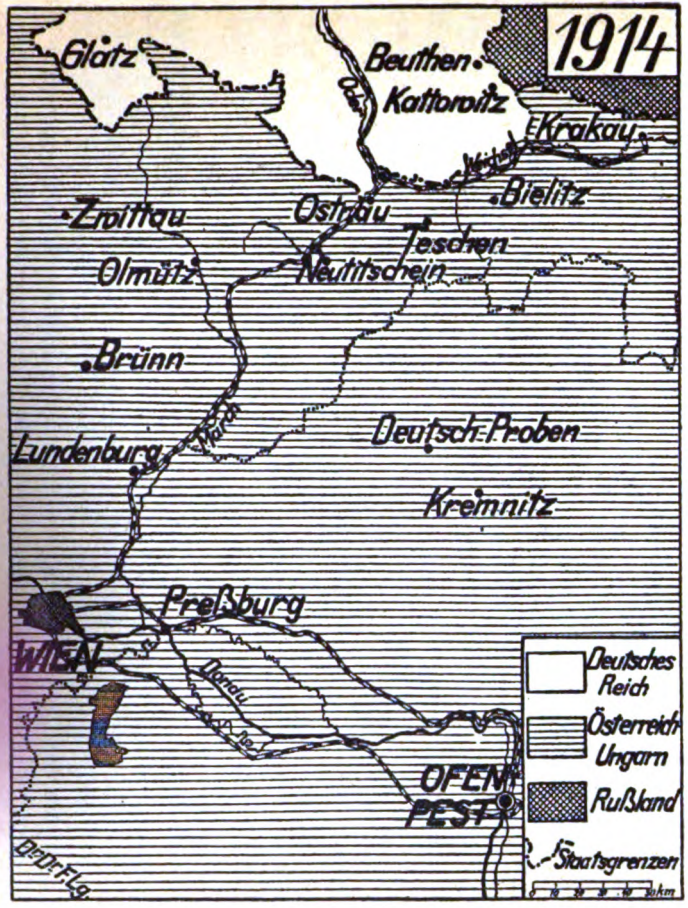
Die großdeutsche Reichsgrenze, die vom Dreistaatenstein bei Oberberg über Schlesien, Sachsen, Bayern, Ober- und Niederdonau bis zum Dreistaatenstein bei Kittsee südlich Preßburg lief, umschloß nicht nur den tschecho-slowakischen Staat im Dreiviertelkreis, sondern lief ja auch so gut wie vollständig innerhalb des geschlossenen deutschen Siedlungsgebietes, trennte Deutsche von Deutschen.

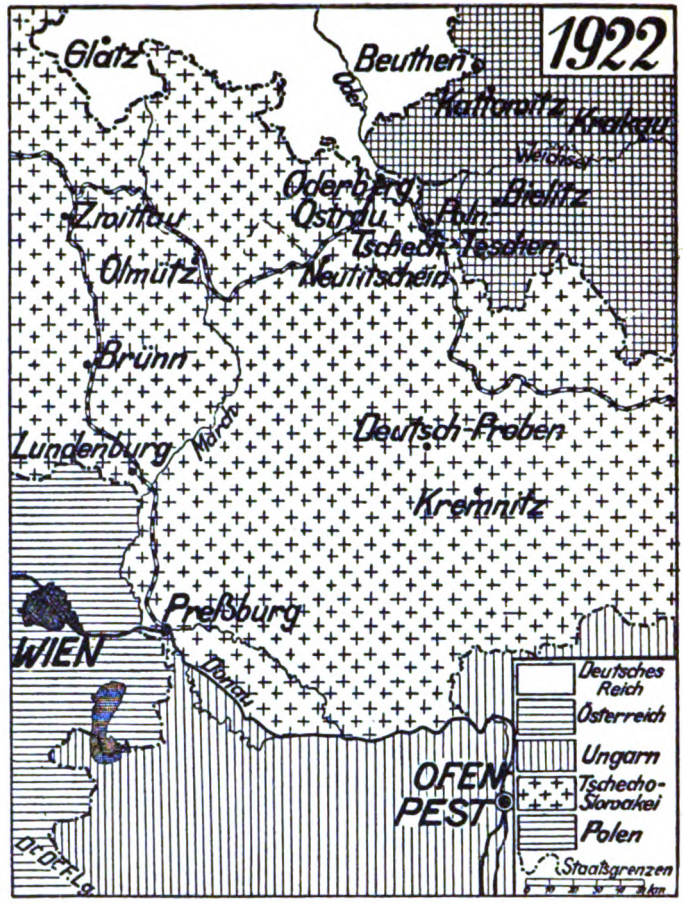
Bei dieser Lage war die sudetendeutsche Frage in Wahrheit eine tschechische Frage. Es hätte wohl sehr nahegelegen, nun jene Lage wiederherzustellen, die einmal um 1400 und abermals um 1800 bestanden hatte, nämlich eine unmittelbare volksmäßige Brücke zwischen Nordmähren und Südmähren, zwischen Oberschlesien und Niederdonau, die die slawischen Bewohner Böhmens zur fremden Insel im „deutschen Meer Mitteleuropas" gemacht hatte. Das Reich aber lieferte in der Beschränkung einen großen Beitrag zur Befriedung Europas. Diese kluge und weitsichtige Zurückhaltung wurde uns indessen von der Weltmeinung schlecht gedankt, was wir nicht vergessen. So kam die neue Reichsgrenze im Sudetenraum zustande, die in der Tat bisher ihresgleichen nicht gesehen hat.

Sie folgt der Volkstumsgrenze ohne Rücksicht auf geographische oder verkehrsmäßige Erwägungen. Böswillige Fremde behaupten, sie zerschneide ähnlich viele Bahnen, Straßen und Wirtschaftsgebiete wie die von deutscher Seite so bekämpften Grenzziehungen von Versailles und St. Germain. Das ist aber falsch. Die Versailler Grenzen zerschnitten in so vielen Fällen Straßen, Bahnen usw., um den bevorrechtigten Staatsvölkern Verbindungsbahnen, Verbindungsstraßen oder dgl. zuzuschanzen oder um den Deutschen und anderen Benachteiligten zu schaden, in einigen Fällen auch, um beide Nachbarvölker miteinander zu verfeinden. Ganz anders aber die neue Grenzziehung in den Sudetenländern! Wo hier eine Bahn oder Straße zerschnitten wurde, geschah es nicht aus verkehrs- oder machtpolitischen Erwägungen, sondern ausschließlich, um die Volkstümer klarer zu trennen. Wo z. B. tschechisches Gebiet eine für die Deutschen wichtige Bahn zerschnitt, wurde auch die Grenze gezogen und damit die Bahnlinie durch die neue tschechische Staatsgrenze getrennt. Musterbeispiel hierfür sind etwa die Führungen der tschechischen Staatsgrenze, die die deutschen Bahnverbindungen zwischen Breslau (Ratibor) und Neutitschein durch das tschechisch gebliebene Zwischenstück von Ostrau zerschneiden, sowie zwischen Glatz und Zwittau durch das tschechisch gebliebene Zwischenstück bei Wildenschwert. Von allen großen Bahnverbindungen in Böhmen und Mähren hat das Deutsche Reich nur eine einzige erworben, nämlich die ganz im deutschen Siedlungsgebiet laufende Schnellzugstrecke von Eger nach Reichenberg. An allen anderen Stellen der durchgehenden Hauptverkehrslinien haben sich die Grenzbahnhöfe höchstens um ein Stück verschoben, nämlich soweit die Volkstumsgrenzen es erforderten — ein Gerechtigkeitsfanatismus, der durch keine Emigrantenlüge von angeblich deutschem Diktat aus der Welt geschafft werden kann.

Darüber hinaus hat sich das Deutsche Reich in einer Reihe wichtigster Punkte Zurückhaltung auferlegt, die auf keinen Fall in Vergessenheit geraten darf. Auf

Digitized by Google





Digitized by Google

drei Städte sammelte sich der besondere Vertschechungseifer des Systems Beneš, Orte von geopolitischer Bedeutung: Ostrau, Brünn und Olmütz. Alle drei waren bis 1918 überwiegend deutsch, und alle drei wurden nicht von deutschen Truppen besetzt.

Preßburg, die großartige Donaustadt — als Binnenschiffahrtshafen heute bedeutender denn Wien! —, hätte nach dem Stande von 1918 zweifellos dem Deutschen Reich zugestanden. Dieses ließ es indessen bei der Slowakei.

Die große deutsche Sprachinsel Iglauer Land blieb im Tschechenstaat, obgleich es bei ihrem überwiegend bäuerlichen Lebenszuschnitt ein leichtes gewesen wäre, sie zum Reich zu nehmen und durch Eisenbahnen, Autobahn und Reichsstraßen ohne Niveaukreuzungen, ohne Verletzung tschechischer Lebensrechte mit dem Reichsgebiet zu verbinden. Das Deutsche Reich erhielt an Zugehörigen der tschechischen „Minderheit" rund 230 000, im tschecho-slowakisch-ukrainischen Staat bleiben rund 350 000 Deutsche. Also nicht einmal Grenzziehung nach dem Grundsatz der Opfergleichheit, sondern Übernahme größerer Opfer durch das Deutsche Reich!

Niemand im Reich zweifelte daran, daß Polen bei einer Verkleinerung der Tschecho-Slowakei beteiligt zu werden wünschte. Ungewiß war nur das Ausmaß dieser Beteiligung. Das Deutsche Reich hat dabei auf eine Volksbefragung der schlonsakischen Gebiete des Teschener Schlesien verzichtet und Polen hat von seiner Forderung nach der Einverleibung auch des Westrandes des Teschener Schlesien mit Friedek und Schlesisch-Ostrau Abstand genommen. Sowohl Berlin wie Warschau haben also an der Dreistaatenberührung einen Beitrag zur Befriedung gegeben. Das Deutsche Reich hat bei der Grenzziehung schließlich auf das zum geschlossenen deutschen Sprachgebiet Mitteleuropas gehörige Oderberg verzichtet. Die Größe dieses Verzichts wird dadurch beleuchtet, daß dieses Oderberg die größten Bahnhofsanlagen der bisherigen Tschecho-Slowakei hat und die bisherige Hauptbahn Berlin—Breslau—Oderberg—Wien somit durch zwei weitere Staatsgrenzen (reichsdeutsch-polnische und polnisch-tschechische) zerschnitten wird.

Zusammenfassend läßt sich sagen: Das Deutsche Reich hat — wie geschildert — erstaunliche Mäßigung im Frühjahr 1938, im Sommer 1938 und bei der Grenzziehung im Herbst 1938 gezeigt und gerade im Fall der Grenzziehung beispiellose Opfer gebracht. Wir begehren keinen Dank dafür, aber wir verbitten es uns mit Nachdruck, daß unter Umfälschung der Wahrheit eine gewisse „große" Presse in der Welt von deutschem Diktat und deutschem Eigennutz fabelt. Wir wünschten, alle fremden Hände, die in der weiten Welt in früheren Jahren Grenzen setzten, wären so rein und sauber gewesen, wie unsere es heute sind!

Die deutsche Selbstbescheidung gab die Grundlage auch für die anderen Grenzziehungen auf dem Gebiet des Beneš-Staates. Ein Rattenschwanz von Streitpunkten sollte nach der Hoffnung Dritter auftauchen, sobald die slowakische und die karpatenukrainische Frage aufgeworfen würde. Jene „Dritten" bemühten sich auch, Öl ins Feuer zu gießen. Was alles ließen sich selbst gediegene und angesehene Blätter „Neutraliens" von ihren Pariser oder Londoner Schrift-

Digitized by Google

Das endgültige Kartenbild von 1938 nach dem Schieds- ... Wien

Digitized by Google

leitungen auftischen! Dann und wann versuchten ihre Enten selbst Eingang in deutsche Zeitungen zu finden: Während z. B. zahllose deutsche Bücher und Karten seit mehr als zehn Jahren die ukrainische und sachlich allein gerechtfertigte Bezeichnung Karpatenukraine gebrauchen, wurden aus trüber Quelle in Paris und London Nachrichten verbreitet, einzelne Staaten des Ostens seien darüber empört, daß die Deutschen soeben einen nie zuvor gebrauchten Begriff Karpatenukraine geprägt hätten und einzuführen versuchten, offenbar um „die Ukraine und die Weltherrschaft" an sich zu reißen...

Wenn solch böser Wille von dritter Seite doch nicht auf seine Kosten kam, so ist es dem gesunden Sinn jener Völker zu verdanken, die an der Regelung der slowakischen Frage beteiligt waren. Sie alle nahmen sich die deutsche Mäßigung von Böhmen und Mähren zum Vorbild. Sie sahen es an der Grenzziehung in den Sudetenländern bestätigt: Wenn das Dritte Reich von Nachbarschaft redet, meint es Gerechtigkeit. Sie stand auch Pate bei der Entscheidung, die am 2. November 1938 zu Wien im Schloß des Reichsmarschalls Prinz Eugen getroffen und verkündet wurde.

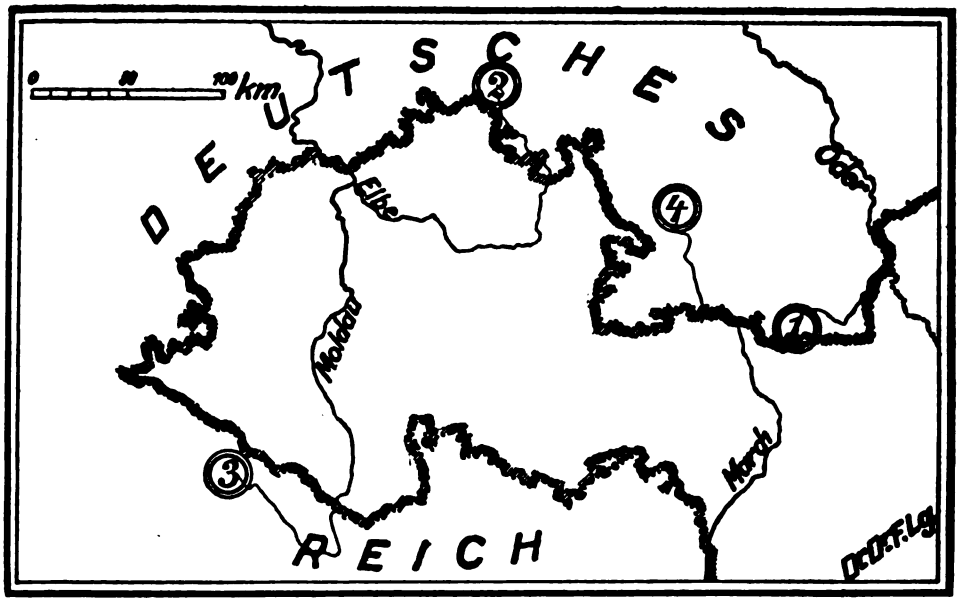
Gerechtigkeit zog die neuen Grenzen, Gerechtigkeit berichtigte das Kartenbild, das in Gerechtigkeit gewürdigt werden will.

*

Unsere Freude über die neue Landkarte beruht darauf, daß 3½ Millionen Sudetendeutsche und einschließlich Österreichs insgesamt 10 Millionen Volksgenossen sozusagen ohne Schuß und ohne Schlag „heim ins Reich" kehren konnten. Flächenmäßig ist die Verschiebung der Reichsgrenze durch das Münchener Abkommen vom 29. September 1938 geringfügig, auf einer üblichen Karte von ganz Europa auf einige Schritt Entfernung schon kaum mehr mit bloßem Auge zu erkennen. Wer in die Einzelheiten hineinsteigt, kann feststellen, daß 60 Kilometer schiffbaren Elbelaufes zum Reich gekommen sind und ein Donauufer auf 20 Kilometer Länge gegenüber von Preßburg. Im ersten Falle haben wir den wichtigen Elbehafen Aussig erhalten, der nun nach Vollendung des Mittellandkanals in unmittelbare Verbindung mit dem Ruhrgebiet treten kann, während an der Donau bei Preßburg die Erwerbung des Brückenkopfes Engerau ebenso wie der deutsche Ort Theben fast nur volkstumsmäßige Bedeutung hat, weil hier ein Stück deutschen Siedlungsgebietes befreit werden konnte. Der geplante deutsche Donau-Oder-Kanal wie die exterritoriale Autobahn Schlesien—Ostmark werden die wirtschaftliche und verkehrsmäßige Einheit des ganzen Raumes sichern, und Nutznießer werden nicht zuletzt die Tschechen und Slowaken selbst sein.

Der Fremdenverkehr wird hier wie dort aufblühen; binnendeutsche Jugend wird ebenso freudig den Schreckenstein bei Aussig besteigen, wie vom reichsdeutsch gewordenen Donauufer nach dem stolzen Preßburg mit seiner ausgebrannten, vormals ungarischen Königsburg hinüberschauen. Ausschließlich für den Fremdenverkehr Bedeutung hat der Gewinn der Quellen vier bekannter Flüsse: der Oder, der Elbe, der Moldau und der March. Oder und March sind nun in Oberlauf und

Digitized by Google



Die deutschen Quellen von Oder, Elbe, Moldau und March

Unterlauf reichsdeutsch, während am Mittelstück Polen bzw. Tschechen weiter mitzureden haben.

Wie groß die Veränderungen von 1918 bis 1938 geworden sind, zeigt z. B. schon ein Blick auf den Raum zwischen den vier Städten Wien, Ofenpest, Krakau und Glatz. Welche gewaltigen Kräfte standen hier gegeneinander und wieviel ist jetzt für friedliche Nachbarschaft getan worden!

1914 gehörten Sudetenländer, Ungarn und österreichische Alpenländer, wie Galizien, zu demselben Wirtschaftsgebiet, zur Donaumonarchie. Ihr eng befreundet war weiter nördlich das Deutsche Reich, das im Besitz von Kattowitz, Pleß und Hultschin sowie als Anrainer der jungen Weichsel eine gut abgerundete Stellung innehatte. Als Fremdkörper schob sich nur Rußland bis in den Winkel zwischen Kattowitz und Krakau vor. Die Hauptverkehrslinien dieses Raumes liefen einmal zwischen Wien und Ofenpest sowie vor allem von Wien aus nord- und nordostwärts nach Oderberg, wo sich die Strecken nach Breslau und Krakau gabelten. Die „Nordbahn" Wien—Oderberg war schon vor dem Bruderkrieg von 1866 vollendet, ja gehörte zu den frühesten Fernbahnen im Gebiete des Deutschen Bundes. Ihre Bedeutung wuchs immer mehr, so daß sogar während des Weltkrieges das dritte Gleis begonnen wurde.

Dieses verhältnismäßig harmonische und wirtschaftlich gesunde Bild ist in den Grenzziehungen von 1919/22 nicht mehr wiederzuerkennen. Was zuvor einheitlich gewesen war, war nun zerstückelt. Rumpfungarn und Rumpfösterreich gingen ihre eigenen Wege. Zwischen sie im Süden und das verkleinerte Deutsche

Digitized by Google

Reich im Norden schob sich Beneschs Tschecho-Slowakei. Auch das so wichtige sechsfache Übergangsland des Teschener Schlesien, 1918 noch wie selbstverständlich deutsch geführt, war zerstückelt. Der Ostteil mit Bielitz gehörte wie Krakau zum polnischen Staat, der Westteil mit Oderberg und dem Völkertor des Jablunkapasses, Schlesiens alter Südgrenze, gehörte nun wie Ostrau zum Tschechenstaat. Die neue tschechisch-polnische Grenze ging mitten durch die deutschsprachige Hauptstadt Teschen. Die frühere Hauptverkehrsstrecke von Wien über Oderberg nach Krakau und Breslau war zerschnitten. Dafür wurden die Bahnen Prag—Brünn—Preßburg und Prag—Prerau—Oderberg—Jablunkapaß—Kaschau von Jahr zu Jahr wichtiger. Man braucht sich bloß einmal die letztere Strecke auf der Karte anzusehen, um zu erkennen, wie fragwürdig diese neue Regelung war. Ähnlich zerstückelt war die Bahn von Wien über Preßburg nach Ofenpest.

Eine neue Veränderung und im Ergebnis eine Verbesserung bedeutet die Regelung von 1938. Die vor 20 Jahren geschaffene Hauptverbindung Prag—Brünn—Preßburg ist geblieben. Daß sie bei Zwittau und Lundenburg über Reichsgebiet führt, hindert den Verkehr nicht. Durchgangsverkehr ist vom Deutschen Reich ausdrücklich zugesichert worden. Dafür ist der große Verlust von 1918, die durchgehende Hauptverkehrslinie zwischen Wien und Schlesien, wiederhergestellt worden. Die Tschechen haben Korridorverkehr zwischen Lundenburg und Annaberg (Wien—Ratibor—Breslau) wie zwischen Lundenburg und Mittelwalde bei Glatz (Wien—Glatz—Breslau) zugestanden. Hier wird Europa „ein Musterbeispiel vorexerziert": Die alte Kampflosung des Systems Benesch „Wer über Böhmen gebietet, ist Herr in Europa" wird ersetzt durch das Bekenntnis der Deutschen und Tschechen: „Raum für beide ist in Böhmen!"

Daß Polen mit Oderberg den wichtigsten Zwischenpunkt der Bahn Berlin—Breslau—Wien in Händen hat, wird wohl in naher Zukunft zu einer Vereinbarung von Staat zu Staat führen.

Polen hat auch sonst verkehrsstrategisch viel gewonnen. Es besitzt von der wertvollen zweigleisigen Kaschau-Oderberger Eisenbahn nicht nur das gesamte Teilstück im (Teschener) Schlesierland, sondern sogar noch vom bisher slowakischen Anteil die Strecke bis zur Bahngabelung bei Caca südlich des Jablunkapasses. Dadurch hat Polen jetzt nicht weniger als drei verkehrsmäßige Anmarschwege gegen Südwesten:

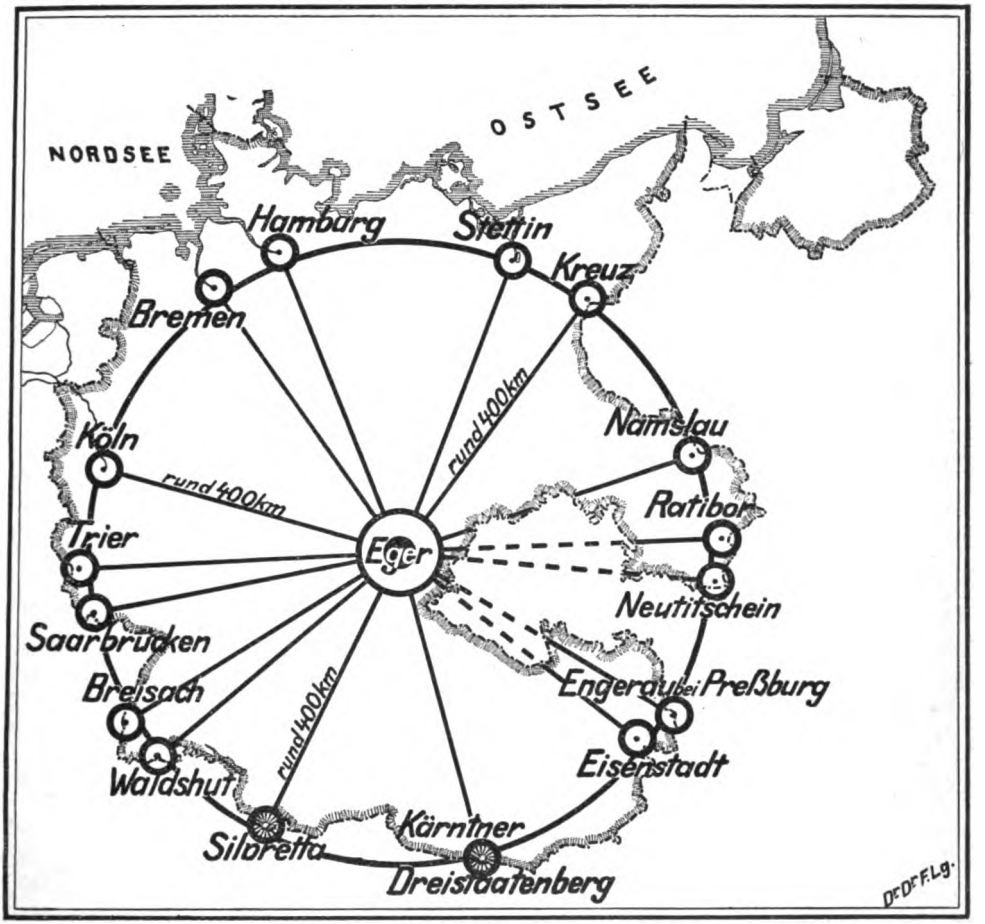
a) Die zweigleisige Hauptbahnlinie von Krakau über Auschwitz jetzt noch über Seibersdorf hinaus bis einschließlich des Bahnknotenpunktes Oderberg an der Strecke Berlin—Oderberg—Wien;

b) die Linie Krakau—Neuenstadt (Wadowice)—Bielitz jetzt noch über Polnisch-Teschen hinaus nach „Tschechisch"-Teschen und in Richtung Friedek;

c) die Linie Krakau—Landskron—Sucha—Saybusch—Zwardon nun über bisher slowakisches Gebiet und den Jablunkapaß in das Olsatal.

Wie groß dieser polnische Erfolg ist, zeigt sich bei einem kurzen Rückblick auf die letzten 75 Jahre: Bis zum Bruderkrieg von 1866 gehörten Auschwitz, Zator

Digitized by Google



Der Ring um Eger

und Saybusch noch zum politischen Deutschland. Nach dem Prager Frieden wurde polnischer Verwaltung das Gebiet bis westlich zur Biala unterstellt, dem Flüßchen, das die beiden deutschsprachigen Städte Bielitz und Biala trennt. Durch die Bestimmungen von St. Germain nebst Zusatzentscheidungen erreichte Polen die Olsagrenze, also das Land um Bielitz, Skotschau, Weichsel (wo der Strom gleichen Namens entspringt) und der deutschsprachigen Stadt Polnisch-Teschen. 1938 kam durch unser Vorgehen gegen das System Benesch das Land westlich der Olsa hinzu, also die Kohlengebiete von Karwin, Orlau, Peterswald, Stadt und Großbahnhof Oderberg, Tschechisch-Teschen und das Eisenwerk Tschynietz. Dieses gehört zur Rüstungsgruppe Schneid[illegible]nietz wurden die Bunker der tschechischen Verteidigungsanlage[illegible] der tschechischen Drahtverhaue hergestellt.

Digitized by Google

Wir verzeichnen die Geradlinigkeit des polnischen Vordringens, die Erfolge dieses „Dranges nach Westen" und gönnen jedem Nachbarn den berechtigten Erfolg. War es aber doch nicht zu viel Freude über diesen Erfolg, daß die Besetzung des Landes westlich der Olsa die Schließung aller deutschen Schulen, die Auflösung aller deutschen Vereine, die Beschlagnahme aller deutschen Büchereien, Turnhallen und sonstigen deutschen Kulturstätten brachte? Daß die deutsche Jugend Oderbergs durch Schläge über den Wechsel der Staatszugehörigkeit belehrt wurde?

Der polnische Drang nach Westen hat das der Tschechei verbliebene Gebiet an der oberen Oder auf einen schmalen Korridor zusammengedrückt, in dem sich die kleineren vertschechten Orte Frankstadt, Mistek, Braunsberg, das sein Deutschtum erfolgreicher verteidigende Friedek und ganz eingeklemmt die Großstadt Groß-Ostrau befinden, und zwar in den Teilen Mährisch-Ostrau, Schlesisch-Ostrau, Witkowitz, Marienberg, während der Ortsteil Schönbrunn heim ins Reich kehren durfte. Hier ist auch der Ostrauer Rundfunksender, der jetzt nach dem 28 Kilometer entfernten Troppau benannt wird.

Dem polnischen Korridor zur Oder (Oderberg) und dem tschechischen Korridor zur Oder (Ostrau) entspricht der slowakische Korridor zur Donau in und um Preßburg. Wie schon erwähnt, stand diese Hafenstadt volksmäßig dem Deutschtum zu. Sie wurde wie Komorn von den Madjaren begehrt. Die Lösung von Wien ging dahin, daß Komorn den Madjaren und Preßburg den Slowaken zugesprochen wurde. Die Lebensfähigkeit der Slowakei ist damit ebenso gesichert worden, wie die Tschechen ihren „Auslauf" in die weite Welt behalten haben. Denn eine gewisse staatliche Hoheit behalten die Tschechen ja auch in dem neuen tschechisch-slowakisch-ukrainischen Staatswesen. Preßburg wird — das läßt sich wohl voraussagen — in seiner neuen Rolle weiterblühen. Sein Deutschtum wird sich bei dem gegenseitigen deutsch-slowakischen Verständnis freier entwickeln und beim Aufbau helfen können. Auch der madjarische Bevölkerungsanteil hat durch die Neuordnung gewonnen. Dagegen ist der bis vor kurzem überragende Einfluß des Judentums im Zusammenbrechen, und völlig unter die Räder gekommen ist die sowjetrussische Wichtigtuerei, die noch vor wenigen Monaten Preßburg zum „Freihafen der UdSSR." machen wollte, im Austausch gegen einen tschechischen Freihafen in Odessa ... Das ist nun „aus und vorbei".

Einen „vierten Korridor" haben die Tschechen zwischen dem reichsdeutschen Nordmähren und dem reichsdeutschen Südmähren behalten, ihre Verbindung zur Slowakei. Der deutsche Kulturboden zwischen Preßburg, Oderberg, Zwittau und Znaim ist somit ein „Land der vier Korridore" geworden, die alle Beteiligten zu guter Nachbarschaft verhelfen sollten.

Die neue Grenze zwischen Ungarn und der Slowakei ist mit dem Wiener Schiedsspruch in allen Tageszeitungen erörtert worden. Wir erinnern uns daran, daß zu den 12 000 Geviertkilometer mit mehr als einer Million Bewohnern, die Ungarn im Frieden gewonnen hat, die wichtigen Städte Komorn, Neu-

Digitized by Google

häusel, Losonz, Groß-Steffelsdorf, Jolsva, Kaschau, Ungvar und Munkatsch gehören. Welche seelischen Werte liegen in diesen Städten für das Madjarentum! Jedesmal, wenn der Zug Wien—Ofenpest bei Komorn die Donau berührte, standen die ungarländischen Reisenden auf, traten zum Fenster und schauten schweigend hinüber zu den tschechisch gewordenen Türmen nördlich des Stromes. Wie schmerzlich bewegt wiesen madjarische Gastgeber uns von der Höhe des Domes zu Gran über die Donau hinüber in das Land, das nun zu „Madjarorszag" zurückgekehrt ist. Kaschau war auch in den letzten 20 Jahren dem Gedenken der Madjaren beider Bekenntnisse ein Kleinod vor allem wegen des Domes, einer fünfschiffigen Basilika, einer der bedeutendsten Kirchen Ostmitteleuropas. Ungvar, die bisherige Hauptstadt der Karpatenukraine, war ein letzter Ausläufer madjarischen Sprachgebietes: sein Gewinn ist deshalb für Ungarn besonders schätzenswert. Bei Munkatsch, das selbst stark jüdisch ist, hat madjarischer Großgrundbesitz eine machtvolle Stellung. Wir freuen uns mit unseren madjarischen Weggenossen ihres Gewinnes und hoffen nur, daß die neue Regelung allen Beteiligten, insbesondere aber auch den Minderheiten, Frieden und Freude bringen wird.

Auch deutsches Volkstum ist in diesen Gebieten beachtlich vertreten. Kaschau war ja jahrhundertelang eine deutsche Stadt. Seine Grabinschriften waren bis 1867 und dann wieder ab 1918 großenteils deutsch. 1867, beim „Ausgleich" zwischen Ungarn und Österreich, waren noch unter 12 000 Einwohnern 3000 Deutsche. 1880 gab es noch zwei deutsche Zeitungen. Auf die deutsche Vergangenheit weisen noch heute viele Häuser der Altstadt. Deutsche Schulen gab es seit 1918 in ausreichender Zahl. Weithin bekannt ist die deutsche Bürgerschule von Munkatsch, das viele deutsche Dörfer in seiner Nachbarschaft hat, unter ihnen die zu Ungarn gekommenen: Unterschönborn, Pausching, Varpalanka und Munkatschvaralja. Bei Verebely sind drei deutsche Dörfer an Ungarn abgetreten worden. Auf der Donauinsel Schütt ist Deutschnußdorf geschlossen deutsch. Dazu kommt noch eine Anzahl Orte mit mehr oder weniger starkem deutschen Einschlag. Die günstige kulturelle Betreuung in der Slowakei hat dieses Deutschtum verhältnismäßig krisenfest gemacht. Wir sind sicher, daß es im neuen Staatsverband, der die Erfahrungen der Vergangenheit beherzigen wird, weiterblühen kann.

Verkehrsmäßig hat die Grenzziehung von Wien vor allem die Bahn von Prag nach Rumänien mehrmals durchschneiden müssen. Das mußte in Kauf genommen werden, wenn man die Völkerverteilung zur Grundlage der Neuordnung machte. Umgehungsbahnen sowie die schon begonnene Autobahn Prag—Brünn—Hust, ein neuzeitlicher „Rennsteig" in des Wortes wahrster Bedeutung, werden hier auch dann helfen, wenn wider Erwarten die mitteleuropäischen Staaten wirtschaftlich getrennte Wege gehen sollten.

Die Ukrainer, die im Osten nördlich der neuen Grenze siedeln, haben durch die Neuordnung einen ganz großen Gewinn eingetauscht: bisher tschechische

Digitized by Google

Kolonie, haben sie jetzt auf einem genau umrissenen und geschützten Gebiet Freiheit zur eigenen Staatlichkeit. Was das für ein Volk von vielleicht 45 Millionen Köpfen bedeutet, ist kaum zu überschätzen. Denn ein kleines Volk kommt bei wechselnden Konjunkturen gar leicht zu einem eigenen Staate. Aber einem Volke, das die Franzosen an Zahl übertrifft, in vielen Staaten verteilt, durften solche Möglichkeiten nicht erwachsen. Deutschland hat sich um die ukrainische Volksgeschichte dadurch ein Verdienst erworben, daß es auch hier nichts weiter wollte und sicherte als Gerechtigkeit auf der Grundlage des völkischen Rechts.

So hat die neue Landkarte „quer zur Achse" Berlin—Rom, deren Wert sich wieder einmal aller Welt gezeigt hat, Züge erhalten, welche die besten Aussichten für weitere Friedensarbeit eröffnen. Die Vereinbarungen von München und der Schiedsspruch von Wien sind aus einem Guß und einem Geist, nämlich dem der Gerechtigkeit, die verantwortungsvoll durch richtig eingesetzte Macht gestützt worden ist. Diese Ordnung ist eine große Verbesserung und jedenfalls ein Gewinn. In dieser Gewißheit beenden wir unsere Ausschau, die uns bis zur neuen karpartenukrainischen Hauptstadt Hust in der Nachbarschaft Rumäniens geführt hat, und blicken zum Schluß noch einmal auf unser Großdeutsches Reich der 585 000 Geviertkilometer und über 79 Millionen Einwohner. Zu ihm gehört nun auch wieder das 900 Kilometer westlich Husts gelegene Eger, wo die „deutsche Lawine" ins Rollen kam. Eger war jahrelang nach fremdem Willen „Flugzeugmutterschiff" Sowjetrußlands. Heute ist diese Stadt, wo einst Kaiser Rotbart Hochzeit hielt und Goethe und Schiller sich „mitten in Deutschland" fühlten, wieder eine reichsdeutsche Mitte geworden. Wir schauen auf das Kartenbild und sind glücklich mit den vielen Volksgenossen, an deren Häusern jetzt endlich die Fahnen des neuen Reiches wehen. Viele Staats- und Volksgebiete berührt dieser Ring um Eger. Alle diese Nachbarn, auch die vom System Benesch befreiten Tschechen, wissen oder werden es bald erkennen: auf einer gerechten Grundlage wird ihnen aus der deutschen Nachbarschaft nur Glück, Wohlstand und Frieden entstehen.

Kameraden der Zeit!

Wir tragen die Wende,
Kameraden der Zeit!
Daß sie sich vollende,
stehn wir nun bereit!

In unserem Singen
erglüht heut die Welt.
Drum muß uns gelingen
die Tat, die uns hält!

Was wir beim Marschieren
auf Fahrten erschaut:
Die Trommel laßt rühren!
Der Morgen nun graut.

Wir wissen heut alle:
Auf uns kommt es an.
Das Morsche, das falle:
Wir fangen neu an! Franz Höller

Digitized by Google

Anselm Schlösser:

Erfreuliche und unerfreuliche Literatur in England

Im Jahre 1820, als Scott auf der Höhe seines Ruhmes stand, erschienen in England 26 Romane. Zwanzig Jahre später, als Dickens und Thackeray eine neue große Lesergemeinde erobert hatten, war die Zahl bereits auf 92 angewachsen. Mit Riesenschritten ging die Entwicklung weiter. Um die Jahrhundertwende näherte sich die jährliche Produktion dem ersten Tausend. Heute kommen Woche für Woche etwa 30 neue Romane heraus. Wir wollen nicht näher untersuchen, inwieweit dieser gewaltigen Ausdehnung in die Breite auch eine wirkliche Zunahme der geistigen Leistung entspricht. Selbst wenn wir jedoch annehmen, daß die reichliche Hälfte davon nur dem oberflächlichsten Unterhaltungsbedürfnis genügt — und England steht sowohl mit der Erzeugung von spannender Kriminallektüre als auch mit dem Konsum von süßlich-kitschigen Liebesromanen weitaus an der Spitze —, so bleibt die Zahl der Bücher, die Anspruch auf ernsthafte Würdigung erheben können, doch so beträchtlich, daß es dem einzelnen nahezu unmöglich ist, dieses Labyrinth nach allen Richtungen hin gewissenhaft zu durchforschen. Jede moderne Literaturgeschichte zeigt, wie selbst der fleißigste Gelehrte immer wieder auf Kenntnisse aus zweiter Hand angewiesen ist. Die Literaturbetrachtung im 20. Jahrhundert muß daher notgedrungen auswählend vorgehen, wenn sie nicht in einer endlosen Aufzählung von Namen und Titeln steckenbleiben will.

Aus der Menge der verschiedenen Romangattungen, Schulen, Tendenzen und Ismen der letzten vier Jahrzehnte lassen sich, wenn man von den feineren Unterschieden absieht, zwei Grundtypen ableiten, die freilich nicht nur dem englischen Schrifttum allein eigentümlich sind. Ich möchte sie schlechthin die erfreuliche Literatur und die unerfreuliche Literatur nennen.

Von vornherein sei klargestellt, daß das englische Schrifttum in seiner Gesamtheit zum überwiegenden Teil ein erfreuliches Bild bietet. Die Ausnahmen davon werden auch drüben bezeichnenderweise von den meisten als unenglisch empfunden.

Erfreulich in unserem Sinne ist nicht die Wunschtraumschriftstellerei, die Flucht vor dem Leben in eine erdichtete Scheinwelt (vom Waisenmädchen zur Millionärsgattin). Erfreulich sind einmal die Bücher, die der Welt, so wie sie ist, die heitere Seite abgewinnen. Das vermag die Gabe des Humors, den die Engländer in reichem Maße besitzen. Das klassische Beispiel, gleichsam der Prüfstein für das Verständnis englischen Humors, bleibt noch immer Jeromes „Drei Mann in einem Boot". Es ist 1889 geschrieben, aber Humor altert nicht. Gegenwärtig erfreut sich P. G. Wodehouse einer ungeheuren Beliebtheit. Jedes neue Buch von ihm — und er zeigt eine erstaunliche Fruchtbarkeit — ist unfehlbar ein best-seller. Wodehouse ist zwar bisweilen etwas flach und possenhaft, aber der Erfolg beweist, daß er für die Engländer aller Schichten den richtigen Ton getroffen hat.

Humoristische Bücher sind natürlich ohne weiteres zu den erfreulichen zu rechnen. Darüber hinaus empfinde ich aber als erfreulich alle diejenigen Werke, aus denen

Digitized by Google

eine ausgeglichene, klare und gesunde Haltung der Seele und des Geistes spricht. Damit ist zugleich gesagt, daß es sich dabei um keine reine Geschmackssache handeln kann. So verstanden, ist selbst der pessimistische Thomas Hardy erfreulich. Er sieht die „Bosheiten des Schicksals", er schildert die scheinbar sinnlosen tragischen Verwicklungen des Lebens; aber sie erscheinen ihm als das Walten eines über den Personen stehenden immanenten Weltwillens, wie vor ihm Schopenhauer. In dem bäuerlichen Roman „Teß von d'Urbervilles" (deutsch 1925 bei P. List) tritt dieselbe Auffassung von Schuld und Sühne zutage, wie wir sie auch in der griechischen Tragödie finden. Kein durch und durch schlechter Charakter kommt vor. Es ist die unerbittliche Moira, die die Geschicke lenkt. Dabei ist Hardy frei von orientalischem Fatalismus. Bei ihm gibt es keine verzweifelte Mutlosigkeit. Seine Philosophie ist grausam, aber männlich und klar.

Mit Thomas Hardy sollte an einem extremen Beispiel gezeigt werden, wie weit ich den Begriff des Erfreulichen gefaßt haben will. Er verträgt sich auch durchaus mit Gesellschaftskritik und der Geißelung sozialer Mißstände, solange ein ehrlicher aufbauender Wille dahintersteht. So mag etwa der schottische Arzt A. J. Cronin in seinem jüngsten Roman „Die Zitadelle"*) mit seinem Angriff auf den englischen Ärztestand das rechte Maß vermissen lassen. Wir dürfen aber nicht jene gerechte Empörung über die verrotteten Methoden der Modeärzte mit zersetzender Kritik verwechseln, selbst wenn die Darstellung einseitig sein sollte. Der kämpferische Geist, der daraus spricht, die dichterische Schilderung der walisischen Bergwerksdistrikte und der Londoner Gesellschaft, die im besten Sinne spannende Handlung, eine feine Charakterzeichnung verleihen dieser hochwertigen schriftstellerischen Leistung ihre Kraft. Auch die in einem früheren Werke („Die Sterne blicken herab") anklingenden pazifistischen und Klassenkampfideen — in einem englischen Bergarbeiterroman freilich beinahe unvermeidlich — können das erfreuliche Gesamtbild dieses Autors nicht schmälern, zumal er ja keineswegs ein Tendenzschriftsteller ist. Der Fall liegt hier ähnlich wie bei Galsworthy. Auch mit ihm brauchen wir nicht in allen Punkten übereinzustimmen, um ihn nicht dennoch erfreulich zu finden. Ihn halte ich überhaupt für den Prototyp des anständigen Engländers. Ich will mich indes hier nicht weiter mit ihm befassen, da er in Deutschland inzwischen hinlänglich bekannt sein dürfte. Allerdings hat es den Anschein, als werde Galsworthys Ruhm zumindest bei uns den Dichter nicht lange überleben.

Ein Erzählergenie von seltenem Ausmaß war der kürzlich verstorbene Rudyard Kipling. Auch er ist uns freilich kein Unbekannter. Er wurde schon vor dem Kriege eifrig übersetzt. Mitte der zwanziger Jahre erschienen seine ausgewählten Werke in neuer Übertragung. Kiplings Name ist eng mit der Idee des britischen Imperialismus verknüpft. Schon seine frühen indischen Novellen atmen diesen Geist, der später in den Soldatenliedern und Balladen machtvollen

*) Deutsch im Paul Zsolnay Verlag, Wien.

Digitized by Google

Ausdruck fand (The Seven Seas, The Five Nations). So wie bei K. G. Chesterton aus jeder Zeile der Katholizismus spricht, so finden wir in Kiplings Werk einmal nur im Unterton, das andere Mal fast brutal hervorbrechend überall den Gedanken an Britanniens göttliche Sendung. Seine politische Wirkung kann nicht zu hoch eingeschätzt werden. Nicht immer hat man es ihm daheim gedankt.

Wir haben wahrlich keinen Anlaß, Kipling zu lieben. Er ist Zeit seines Lebens ein Feind Deutschlands gewesen. Eine seiner Vorkriegserzählungen handelt in durchsichtiger Allegorie von einer schwarzweißrot gestreiften gefährlichen Giftschlange, die zum Überfluß den Namen „die deutsche Flagge" trägt. Ähnliche „Anspielungen" sind auch anderwärts zu finden. Während des Krieges stimmte er leidenschaftliche Haßgesänge an, die eines ritterlichen Gegners unwürdig waren. Wenn wir sein Werk dennoch achten können, so aus der uns Deutschen innewohnenden Gerechtigkeit gegenüber jeder schöpferischen Leistung. Ich stehe nicht an, ihn einen erfreulichen Dichter zu nennen. Denn Kiplings Dichtung ist eine scharfe Absage an alles tatenlose Ästhetentum. Er predigt die Notwendigkeit des Gehorsams und des zielbewußten Handelns. Die Geschichten aus Indien feiern zum großen Teil in unaufdringlicher Weise und von Humor verklärt das stille Heldentum der weißen Pioniere auf gefährdetem Vorposten, ähnlich wie es in jüngster Zeit in dem Film „Bengali" gestaltet wurde. Kipling ist auch ein Meister der Atmosphäre. Die Schilderung der Stadt Kalkutta bei Nacht „The City of Dreadful Night" wird nicht so leicht — auch nicht unter den jungen Kräften Amerikas — ein ebenbürtiges Gegenstück finden. Das Motiv des Unheimlichen und Schauerlichen kehrt öfters in seinen Novellen wieder; denn „östlich von Suez endet auf irgendeine Art die direkte Kontrolle der Vorsehung". Er kennt Indien wie kaum ein anderer, dennoch erliegt er nicht dem Zauber und der Mystik des fremden Landes. Er bleibt stets Europäer, der Überlegenheit seiner Rasse bewußt. An der Berechtigung und der Notwendigkeit der weißen Vorherrschaft kommen ihm keine Zweifel. Halbheiten gibt es bei ihm nicht.

Ein ganz anderer Typ des erfreulichen Schriftstellers ist Arnold Bennett, den ich auch deshalb herausgreife, weil man ihn in Deutschland noch wenig kennt. Er beherrscht in erster Linie die feine psychologische Kleinzeichnung und ist darin, wie er selbst betont, stark von der französischen Literatur, namentlich von Stendhal und Flaubert, beeinflußt. Nichtsdestoweniger ist Bennett unverkennbar Engländer. Er sagt von sich: „Ich habe nichts zu sagen. Ich habe keine Ideen. Ich bin kein Intellektueller. Ich bin nur jemand, der sein Leben mit dem Erzählen kleiner Geschichten verbringt." Man darf ihm glauben, daß diese Bescheidenheit echt ist. Die Abneigung, als Intellektueller zu gelten, ist nebenbei typisch englisch. (Insofern sind die sogenannten „highbrows" wie Aldous Huxley eben untypisch.) Wenn Bennett auch keine Sendung in sich spürt, so hat er doch das Verdienst, das mittelenglische Industriegebiet mit seiner romantischen Häßlichkeit — für die kürzlich ein Amerikaner das Wort „beautiful dreck" geprägt hat — zum erstenmal für die Literatur entdeckt zu haben (Geschichten aus den

Digitized by Google

fünf Städten, Clayhanger-Trilogie). Das Liebenswerteste an ihm ist aber die Charakterisierung der Menschen mit all ihren kleinen Schrullen und Eitelkeiten. Er entwirft keine Kolossalgestalten. Der Durchschnittsmensch scheint ihm interessant genug. Auch hierin gehört er zur englischen Romantradition. Wie Galsworthy die englische Gesellschaft schildert, so erzählt Bennett mit freundlichem Humor von Geizhälsen, Parvenus, alten Jungfern, Dienstmädchen, Fußballspielern und Theaterleuten: Man lernt bei ihm ein gutes Stück England kennen. Die Novellen des Bandes „The Woman who Stole Everything" (Tauchnitz 4823) sind kleine Meisterwerke. Köstlich finde ich auch den Londoner Roman „Riceyman Steps", der in Deutschland unter dem völlig verfehlten Titel „Die Laster der kleinen Leute" erschien, als ob es sich um ein pikantes Sittenbild handelte. Wie darin z. B. der alte knickrige Buchhändler Earlsforward und das treue Dienstmädchen Elsie gezeichnet sind — besonders die Szene, wie Elsie, vom Hunger geplagt, nach vielen Skrupeln und beschönigenden Erwägungen ein Beefsteak aus der Speisekammer verzehrt, und wie sie sich dann schämt, daß sie nicht genug Reue darüber empfinden kann —, das verdient besser gewürdigt zu werden als mancher Roman Galsworthys. Auch die Tragik ist Bennett keineswegs fremd. Er besitzt Humor — das ist eine Weltanschauung —, aber er ist beileibe nicht komisch — das wäre nur die Oberfläche. Er bringt der Welt ein so verständnisvolles Wohlwollen entgegen, daß man sich jedesmal freut, wenn man die eigenen Schwächen in seinen Romanfiguren wiedererkennt. Die Satire will kränken; der Humor ist gütig.

Arnold Bennett ist ein Schriftsteller, der es fertiggebracht hat, um des Gelderwerbs willen eine Menge spannender Durchschnittsschmöker zu schreiben, ohne seinen Stil zu verderben und ohne seine künstlerische Schaffenskraft einzubüßen. „Pot-boilers" nennt der Engländer solche Romane (sie sollen „den Topf am Kochen erhalten"). Vor diesen möchte ich hier warnen. Wer etwa nur „Das Grandhotel Babylon" gelesen hat, kennt den wirklichen Bennett nicht; wiewohl eine aufregende Geschichte an sich nichts Ehrenrühriges ist.

In ähnlicher Weise wie Bennett führt der jüngere Dichter R. C. Sherriff in seinen letzten beiden Romanen „Badereise im September" und „Grüne Gartentüren" die englische Romantradition fort. Auch er gestaltet keine Ausnahmenaturen, sondern schildert in freundlicher, aber nicht allzu behäbiger Kleinmalerei den einfachen arbeitenden englischen Mittelstand. Es geschieht nicht eben viel auf dem Seebadeaufenthalt der kleinbürgerlichen Londoner Familie, doch die Sympathie, die Sherriff diesen Menschen entgegenbringt, und das gutmütige Schmunzeln, mit dem er sie schildert, überträgt sich auf den Leser. Ich will nun nicht etwa ein Lob der Mittelmäßigkeit anstimmen, aber es tut gut, zu wissen, daß es ein solches England gibt, nicht nur die hohle, snobbistische, cocktailtrinkende Gesellschaft, die uns u. a. Evelyn Waugh (mit bester Absicht, aber mit etwas zuviel Laune) in „Vile Bodies" als abschreckendes Beispiel vor Augen führt. Wie in „Grüne Gartentüren" der pensionierte Versicherungsangestellte Mr. Baldwin

Digitized by Google

Digitized by Google

uch“ von Rilke

Radierung von Alfred Kitzig

Digitized by Google

der drohenden Gefahr der Untätigkeit und der Verspießerung entgeht, indem er gleichsam symbolisch sein früheres Haus mit allem Mottenkram gegen ein neues Heim in einer Gartenvorstadt vertauscht und ein neues Arbeitsgebiet als Sekretär einer Siedlergemeinschaft findet, das ist im guten Sinne aufbauend. Nichts Heroisches, gewiß. Dennoch ist es vielleicht gar nicht so verwunderlich, daß wir den Dichter der „Anderen Seite" in dieser Umgebung wiederfinden.

Ich habe nur einige wenige Typen der erfreulichen Literatur als Beispiele angeführt. Natürlich könnte man die Aufzählung noch sehr weit fortsetzen. Allein von den in den letzten Jahren erschienenen Übersetzungen wären manche der Erwähnung wert. Aber dies ist keine Literaturgeschichte. Wenden wir uns inzwischen dem unerfreulichen Teil zu.

Es trifft sich, daß die erfreulichen englischen Dichter großenteils der älteren Generation angehören. Das liegt nicht etwa in der Natur der Sache. Erst nach dem Kriege wurde mit einmal die Unerfreulichkeit Mode, und daraus erklärt sich vornehmlich die zufällige Trennung nach Generationen. Es ist also nicht so, daß ältere Schriftsteller mit der Zeit wie von selbst erfreulicher wirken; dafür mag Swifts Reise zu den Houyhnhms (den sprechenden Pferden) als Beispiel dienen. Umgekehrt schließt hier Jugend seelische und geistige Gesundheit nicht etwa aus. Das bedarf keines Beweises!

Es trifft sich ferner, daß die erfreuliche Gruppe im allgemeinen populärer ist, während die Unerfreulichen neuerdings das höhere literarische Ansehen genießen. Das läßt Rückschlüsse auf das englische Publikum und auf die Kritiker zu. Das große Publikum hat gewiß nicht immer, aber doch zuweilen einen gesunden Instinkt.

Der Ire James Joyce ist zweifellos die am meisten umstrittene Gestalt des neueren englischen Schrifttums. Auch bei uns galt es einmal als besonderer Vorzug, „umstritten" zu sein. Zur Charakterisierung schicke ich voraus, daß Joyce zu den Leuten gehört, welche Volkstum, Sprache und Religion als „Hemmnisse für den freien Flug der Seele" empfinden („Jugendbildnis"). Sein pathologisches Ehedrama „Verbannte" ist, um eine deutliche deutsche Kritik aus dem Jahre 1919 zu zitieren, „bezeichnend für ein in allen Ländern lebendes, seine Individualität verhätschelndes Literatenvolk, das die Pflicht nicht anzuerkennen vermag". Joyce ist Psychoanalytiker. Er hat uns die krankhafte Selbstzergliederung seines Unterbewußtseins nicht erspart. Ich behaupte nicht, sein Hauptwerk, den „Ulysses", durchgelesen zu haben. Aber der Versuch überzeugt. „Ulysses" ist in England und Amerika als unzüchtig verboten worden und durfte nur in Paris erscheinen. Sinnlosigkeit ist das Motto. Alles, aber auch alles, was dem jüdischen Zeitungsagenten Leopold Bloom im Laufe eines Tages durch den Kopf geht, wird niedergeschrieben, so z. B. auch seine Ideenverbindungen in einer Bedürfnisanstalt. Die formlosen Gedankenreihen der ehebrecherischen Mrs. Bloom in ihrem Bett soll der Leser mitverfolgen. Dabei wechselt der Stil ununterbrochen, von der Form des Familienblattromans über alle möglichen

Digitized by Google

Zwischenstufen bis zum dadaistischen Gestammel, was offenbar zu der Behauptung Anlaß gegeben hat, Joyce sei ein „Sprachkünstler ersten Ranges". Womöglich noch irrsinniger ist „Work in Progreß", wo der Verfasser sich einer neuartigen Sprache bedient, indem er durch ungewöhnliche Rechtschreibung der Wörter beim Leser neue Gedankenreihen hervorrufen will. Ansätze dazu waren schon im „Ulysses" zu finden. Er schreibt etwa statt „Metempsychosis": „met him pike hoses", was für meine Begriffe genau so sinnvoll ist, wie wenn man im Deutschen für Metempsychose „mit emsig Hose" setzen wollte! Doch genug davon.

Immer und immer wieder hört man die Beteuerung, was für ein gewaltiger Einfluß von Joyce ausgegangen sei. Es würde sich lohnen, die These einmal ernsthaft nachzuprüfen. Wenn man die Reihe seiner angeblichen Jünger übersieht, so stellt man allerdings getröstet fest, daß diese, wenn auch nicht immer gerade erfreulich, so doch wenigstens leidlich vernünftige Menschen sind.

Eine in mancher Hinsicht verwandte Richtung ist übrigens auch in der Lyrik anzutreffen. Von T. S. Eliot (The Waste Land) ausgehend macht sich dort eine Tendenz zur absichtlichen Unverständlichkeit bemerkbar, die ganz vor kurzem erst Herbert Palmer in „Post-Victorian Poetry" scharf angegriffen hat. Walter de la Mare, der als Lyriker in diese Gruppe hineingehört, geht sogar so weit, zu behaupten, der Dichter empfinde überhaupt kein wirkliches Mitteilungsbedürfnis (no real impulse to communication). Palmer erhebt gegen Eliot und seine modernistische Schule den Vorwurf der Roheit, des Nihilismus und des Mißklangs, vor allem den der Unsinnigkeit. Neuerlich wird, worauf die „Times" hinweisen, diese hyperindividualistische Lyrik von einer nur allzu deutlichen Klassenkampfdichtung abgelöst, eine Entwicklung, die zu denken gibt.

Zu den unerfreulichen Dichtern — jedoch nicht im selben Sinne wie James Joyce — zähle ich auch D. H. Lawrence, und ich weiß, daß ich damit auf Widerspruch stoßen werde. Lawrence ist ohne Zweifel ein Genie, aber ein seelisch krankes Genie. Er ist nicht rundweg „abzulehnen", er wird seine hervorragende Stellung in der englischen Literatur behalten, erfreulich ist er indessen nicht. In England wurde er von Anfang an stark angefeindet, und zwar nicht nur aus purer Prüderie, sondern, wie ich glaube, aus einem im Kern natürlichen Instinkt heraus. Das sexuelle Motiv wird bei Lawrence zu einer wahren Geschlechtsbesessenheit. Auch er ist Psychoanalytiker. Für ihn ist das Unbewußte das Zentrum der Persönlichkeit, wie er selbst in einer Abhandlung dargelegt hat. Seine starke Betonung des Männlichen, die in „St. Mawr" zur beinahe mystischen Verherrlichung eines Hengstes führt, konnte das Mißverständnis aufkommen lassen, Lawrence vertrete die Idee einer kraftvollen und ursprünglichen Männlichkeit, während im Grunde nur die verzweifelte Wunschphantasie der Impotenz daraus spricht. „Lady Chatterley und ihr Liebhaber" ist — namentlich in der Urfassung — ein äußerst „kräftiger" und deutlicher Roman, aber er hinterläßt das Gefühl der inneren Unsauberkeit, nicht des Urwüchsigen. Aldous Huxley, der Hauptvertreter der sogenannten „Intelligentsia", hat Lawrence energisch ver-

Digitized by Google

teidigt, doch vermag ich trotz aller Argumente nicht einzusehen, weshalb der ständige Gebrauch der „einsilbigen angelsächsischen Wörter" für ein literarisches Kunstwerk unerläßlich sein soll; und dazu braucht man keine Gouvernante zu sein. Lawrence krankt ebensosehr an einer Überbewertung des Animalischen wie etwa die von der Kritik sehr gerühmte Dichterin Virginia Woolf an einer Überspitzung des Schöngeistigen leidet.

Vor zehn Jahren erregte es in literarischen Kreisen beträchtliches Aufsehen, als der Roman „Quell der Einsamkeit" der Schriftstellerin Radclyffe Hall von dem Londoner Richter Sir Chartres Biron als unzüchtige Schrift verboten wurde. Auch in Amerika kam es darüber zu einem Gerichtsverfahren, doch sah man dort von der beantragten Beschlagnahme ab. Radclyffe Hall behandelt darin das Schicksal eines lesbisch veranlagten Mädchens und tritt deutlich für eine Anerkennung der gleichgeschlechtlichen weiblichen Liebe ein. Von jenem l'art pour l'art-Standpunkt aus mochte das Buch vielleicht nicht anfechtbar sein; das Thema ist künstlerisch gestaltet. Aber eben der Versuch, unter Berufung auf die Freiheit der Kunst die gesunden sittlichen Wertungen der Gemeinschaft in Zweifel zu ziehen und das Unnormale mit einem interessanten Nimbus zu umgeben, mußte mit Recht einer Verurteilung unterliegen.

Es bleibt schließlich eine Gruppe von Schriftstellern zu erwähnen — man könnte geradezu von einer „Schule" sprechen —, die mit ungesunder Vorliebe bei den Nachtseiten und den Qualen des menschlichen Lebens verweilen. Ihre Bücher werden von der Kritik oft als „realistisch" gelobt. Sie zielen indes nicht auf die Besserung bestehender Übel, sondern scheinen es eher auf die Zerstörung jeglicher Ideale abgesehen zu haben. So läßt Norah Lofts in „Requiem for Idols" jemanden die Meinung äußern, ein wirklich gutes Buch, z. B. über die Liebe, solle die Jugend mit einer Art Abscheu erfüllen, und was aus der Erfahrung geschrieben sei, müsse dazu dienen, Unerfahrene abzuschrecken. Charakteristisch für diese Art Literatur ist auch die häufige eingehende Schilderung schwer pathologischer oder geisteskranker Menschen. Ein Beispiel aus neuester Zeit ist Dorothy Charcques' „Between Sleeping and Waking".

Eine ähnliche Haltung verrät auch T. F. Powys, zumal in seinen früheren Werken, in denen kaum ein normaler Charakter vorkommt (The Left Leg, Black Bryony). Der unlängst in Übersetzung erschienene Novellenband „König Duck" zeigt den Dichter im ganzen von einer erfreulicheren Seite; kennzeichnend für Powys ist jedoch die vorherrschend düstere und unwirkliche Atmosphäre.

Es scheint, als ob die verneinende Haltung bis zu einem gewissen Grade Schule gemacht habe. Jedenfalls wollen in England die Klagen über niederdrückende und zersetzende Literatur nicht verstummen. Die Ideale sind einer vollständigen Ernüchterung und Verneinung aller moralischen Werte gewichen, was, wie es in den „Times" heißt, in einem Zeitalter der Enttäuschung und der Unsicherheit nicht wundernehmen könne. [illegible] es nicht an Stimmen, die eine aufbauende mutige Lebens

Digitized by Google

Zeitgenössische Literatur will mit Vorsicht ausgewertet werden. Sagt doch John Buchan in seinem Werk über Augustus an einer Stelle: „Das Bild Großbritanniens nach dem Großen Kriege, von Schriftstellern mit zerrütteten Nerven gezeichnet, stellte eine aus der Bahn geworfene, blutlose und neurotische Jugend dar, während allenthalben unsere junge Generation einer schwierigen Welt mit vorbildlichem Mute entgegentrat."

Fritz Endres:

Hans Carossa und die Jugend

(Zum 60. Geburtstag des Dichters am 15. Dezember 1938)

Am 8. Juni 1938 sprach, aufgefordert von der Goethe-Gesellschaft, im Weimarer Stadttheater der Dichter Hans Carossa über „Wirkungen Goethes in der Gegenwart"*). Wie eine Silberstiftzeichnung, zart und fest zugleich, entstand das Bild nicht eines zeitgebundenen Menschen, sondern eines ewigen Wirkens, dem sich weder das Alter noch die Jugend entziehen könnte, auch wenn sie es wollten: „eine Geistersonne ... weiß nichts von Auf- oder Untergang; sie ist immer da ... Lassen wir uns nicht einreden, Gott sende einen Menschen von solchem Wuchs und solcher Seelenleuchtkraft in die Welt, nur damit ein paar Geschlechterfolgen sich daran berauschen und erbauen, und hernach dürfte alles wieder sein, wie es gewesen!"

Manche unter den Männern und Frauen, die diesem geheimnisvollen Zwiegespräch gebannt lauschten, hatten jene Jahre schon erreicht, da die Geheimnisse des reifen Lebens sich erahnen lassen; die Sätze über den greisen Goethe — „während an genialen und heldischen Jünglingsgestalten die Welt verhältnismäßig nicht arm ist, hat Goethe, dem es vergönnt war, alle Daseinsphasen in ihrer vollen Bedeutung zu durchlaufen, uns auch einen neuen Begriff des alten Mannes gegeben" — klangen ihnen, wenn sie selber mit dem „Unbefriedigtsein" des Alters zu kämpfen hatten, tröstend ins Ohr, und einige mochten vielleicht sogar mit verzeihlicher Überheblichkeit meinen, dieses Schauen und Wissen, das dem sechzigjährigen Carossa den achtzigjährigen Goethe offenbare, sei der drängenden Jugend verwehrt; hier beginne ein Bereich, zu dem nur das Alter den Schlüssel besitze.

Aber solche Meinung, jahrzehntelang der Wirkung des betagten Goethe hinderlich, war nicht die Meinung des Dichters, der den Achtzigjährigen rühmte, „auf dessen Worte sich noch der jugendlichste Feuergeist berufen kann, weil er ihn fühlen läßt: hier ist Anfang, nicht Ende". Hans Carossa hatte vielmehr mit lebendigen Erinnerungen aus der eigenen Jugend seinen Goethevortrag begonnen; und jugendlich gestrafft, sprach er selber zwei Tage später, am 10. Juni 1938, im Lager der HJ., von dessen Zelten der Besucher beinahe hinübersehen konnte zu jenem Gartenhäuschen, in dem, nach seines Herrn Wunsch, das „Schaffen, Hegen,

*) Die Rede ist inzwischen im Insel-Verlag erschienen, der auch die übrigen Werke von Hans Carossa herausgebracht hat.

Digitized by Google

Wachsen", also die Jugend, nicht enden sollte. Musik ging der Feierstunde voraus, „die Seele zu lindern und die Geister zu entbinden"; ein Bekenntnis zu Goethe begrüßte den Eintretenden, und andächtig, als lausche sie Stimmen des eigenen Herzens, hörte die Jugend dem Dichter zu, der mit seiner stillen Eindringlichkeit erst Gedichte und dann, aus „Führung und Geleit", jene Geschichte des Unteroffiziers von Pont du Hem las, in der sich Träume des Kindes und fortreißendes Handeln des Mannes zu geheimnisvoller Einheit verbinden.

Hans Carossa und die Jugend! Man zaudert, trotz jenes Morgens, ein wenig, jenen und diese so selbstverständlich zu verbinden, wie man etwa Friedrich Hölderlin und die Jugend verbände. Denn als 1910 seine Gedichte erschienen, 1913 „Doktor Bürgers Ende" folgte, da hatte der Dichter das dreißigste Jahr schon überschritten; nicht wie der Dichter des „Götz" und des „Werther" trat er als Jüngling vor die Jünglinge. Trotzdem ist es das Ahnen, Fühlen und Denken seiner Jugend gewesen, was er damals endgültig gestaltete, noch in der „Kindheit" von 1922 und noch im „Rumänischen Tagebuch" von 1924. Gerade hier erscheint, von innen her gesehen, das unvergeßliche Bild des gefallenen Jünglings Glavina, des deutschen Kriegsfreiwilligen, als ein Mahnmal der Bereitschaft und der Besinnung für die junge Mannschaft: „Glauben, sternhaft gesammelt, laßt ihn glühn mit beständigem Licht! Aus erschüttertem Blut steigen kühne Beginner." Noch in der Mitte der vierziger Jahre also schnitt Hans Carossa Garben, deren Saat er als Jüngling gesät hatte; erst mit den „Verwandlungen einer Jugend" 1928 begann der Fünfzigjährige die Ernte seiner Mannesjahre.

Langsamer bald und bald schneller dreht sich das Rad eines Lebens; dem einen geben Monate, was dem andern die Jahre zu verweigern scheinen. In Carossa verbanden sich Schwere, Gelassenheit, Geduld des altbayrisch-bäuerlichen Stammes mit tiefer Versonnenheit des eigenen Wesens, die beharrt und ruht, dem Werden wie dem Vergehen sich träumend hingibt und im Vertrauen auf die Gestirne sich verwandeln läßt. Das Dichterische in ihm schützte sich solchergestalt vor Helle und Lärm; es ahnte sein Gesetz: „was aus einem lebendigen Keim und nicht aus dem bloßen Talent hervorgeht, hat meistens ein langsames Wachstum"; „der Dichter bedarf", so schreibt später der Wissende, „nicht nur einer heroischen Geduld, sondern auch einer heiligen List, um das Gebot seiner Seele zu erfüllen, und es könnte dazu kommen, daß er mit einer Geheimsprache beginnen muß, um nicht zu früh erkannt zu werden. Die Wünschelrute zuckt wohl auch in seiner Hand, aber breite starre Schichten liegen zwischen dem gewohnten Leben und jener Tiefe, wo Gesang entsteht." Neben solche innerlichen schützenden Hemmungen der Herkunft und des Wesens traten die äußerlichen des Schicksals: der Segen und der Fluch des ärztlichen Berufes, dieser im „Bürger" gestaltet und beschworen, jener im dichterischen Schaffen immer wieder und immer stärker als Helfer und Heiler empfunden: „der Mensch rief den Menschen, und alle Tempelpforten sprangen von selber auf." Segen und Fluch brachte fast mehr noch der Krieg, der an der Front in Frankreich, Galizien, Rumänien und wiederum in Frankreich erlebt, als Urerlebnis des Endes

Digitized by Google

sich mit dem Urerlebnis des Anfangs, der Kindheit, aufs innigste verband und die letzten Erschütterungen der Vernichtung ebenso spüren ließ wie die Bereitschaft zu höchster Bewährung: „Raube das Licht aus dem Rachen der Schlange!“ Gelassen, mit der Sicherheit einer Pflanze, wuchs inmitten des bewegendsten Geschehens die Kunst, die, tausendfach bedingt und gefördert, doch ein Eigenstes war und wurde: aus Keimen der Jugend gewachsen, darf sie Sinnbild einer Jugend sein.

Wer die ersten Dichtungen im einzelnen betrachtet, wird vor allem im „Bürger“ den Pulsschlag solcher Jugend fühlen: „aus Aufzeichnungen meiner Passauer Zeit“ — Carossa hatte damals die Mitte der Zwanziger noch kaum erreicht — „setzte sich das Tagebuch Doktor Bürgers zusammen, das noch jahrelang bei mir verwahrt blieb, ohne doch ein reifes Werk zu werden.“ Als es spät, 1913, erschien, war die wertherische Stimmung, die den mühsamen und schmerzensreichen Weg der Selbstbescheidung durch den Sprung in die Selbstvernichtung hatte vermeiden wollen, schon überwunden; „tiefster Liebesbann“ hielt den Flüchtigen fest und führte zu tiefer Erkenntnis: „der höchste Sinn wirkt seine seligen Feste / Aus dumpfer Leben Form und Lust und Pein.“ Dennoch darf der „Bürger“ wie der „Werther“ nicht nur im Hinblick auf spätere Werke gewertet werden, etwa als jugendlich „unreife“ Vorform des „Arztes Gion“; er ist auch nicht nur ein schönes goethenahes Gedicht, so schön und goethenah er ist: „den Berg dann hinanzuklimmen zu Matten, wo es schon warm ist, herzuscheuchen vor mir die lieben dumpf geigenden Hummeln im atembenehmenden Grasblütenduft, einzutreten in Hohlwege, die so düster sind, daß die blasse, schartige Sichel des Mondes über mir wieder zu glänzen vermag wie bei Nacht“. Wie die „Kindheit“, wie die „Verwandlungen einer Jugend“, wie die „Geheimnisse des reifen Lebens“ ist der „Bürger“ vielmehr der Mythus eines Lebensalters, und zwar der gefährdeten Jahre, da die Grenzen überall sichtbar werden und deshalb tausendfach die faustische Klage aufklingt: „Das erste, was die Welt von uns verlangt, wenn wir aus großen Jugendträumen erwachen, ist die Verleugnung unseres hohen Ursprungs, den uns zwar niemand bezeugt, dessen sich aber jeder im Herzen heilig versichert fühlt“. Hier schon spürt der Leser die zauberhafte Durchsichtigkeit eines Dichtens, das im Einmaligen das Gültige, im Ich das Wir sehen läßt.

Mythus wie der „Bürger“ ist die „Kindheit“, auch sie ist langsam gewachsen: das Jahr des Erscheinens, 1922, beweist nichts für die Zeit der Entstehung. Weil der junge Bürger „fern seiner eigenen Mitte wohnt“ und deshalb leidet, kehrt der ältere Carossa zum Anfang zurück; nach den ersten, fast zerbrechenden Erfahrungen männlichen Lebens hofft er Heilung von der Rückkehr in den „ganz ungebrochenen Zustand der ersten zehn Jahre“; er stellt die Frage nach dem Woher, damit aus der Antwort das Wohin sich erschließe. Bild reiht sich an Bild, und nirgends, so scheint es, wird der Bereich des Zufälligen verlassen, des einmaligen Seins und Werdens im ärztlichen Elternhaus, im altbayrischen Dorf, im altbayrisch-kleinbürgerlichen Markt, in Garten und Schule, zwischen Tag und Traum, zwischen Gut und Böse, zwischen Ahnung und Sehnsucht. Dennoch öffnet sich mit den Seiten des

Digitized by Google

Buches jedem die Welt seiner eigenen Kindheit, die Welt der Kindheit überhaupt; und wer wüßte nicht, was ihr Anblick gerade an den Grenzen der Jugend bedeuten kann: Beschämung, Warnung, Mahnung, vor allem aber Trost und Verheißung: „Schließlich erlebten wir immer dann unsere höchste Gartenfreude, wenn aller Formentaumel plötzlich aufgehoben schien und nach langem, strengem Knospentum der einfache Gedanke der Rose selig vor uns aufging."

„In kühnen Stunden", so klagt der junge Doktor Bürger, „träum ich davon, mich zu opfern — aber wem? Noch weiß ich den Dämon nicht, dem ich mich weihen dürfte." Der 1. August 1914 gab dieser sehnsüchtigen Jugend die Antwort; er zog auch den Dichter in seinen Bann. Sein „Rumänisches Tagebuch" (heute „Tagebuch im Kriege" genannt) schien wiederum nur den kleinen Ausschnitt zu schildern, den inmitten übermenschlichen Geschehens der einzelne Mensch erleben kann: die Schicksale eines bayrischen Bataillons vornehmlich im rumänischen Gebirge, ja noch weniger: die kleinen Bilder, die auf und neben dem Wege auftauchen bis hinab zum Sterben eines Kätzchens. Aber gerade deshalb sah den Leser nicht ein zufälliges Ereignis, nicht ein Feldzug, nicht ein Krieg, sondern der Krieg selber an, gestaltet von einem Mann des Friedens, dem dennoch nichts ferner lag als die verlogene Friedensvergötzung jener Literaten, die den Sinn des heiligen Opfers nicht ahnten: „Immer wieder hat der Krieg dem Frieden seinen Wert bestätigt, so wie das Leben Stund um Stunde von den bitteren Gewürzen des Todes seinen Geschmack empfängt." Der Dichter, der in seinen Gedichten dem geheimnisvollen Stufengang der Verwandlungen nachsann, sah sich jetzt einem Dämon gegenüber, der berufen schien, nicht zu verwandeln, sondern zu vernichten — und bewahrte auch jetzt seinen gelassenen Glauben: „Was wäre das für eine geistige Einheit, die wegen der Explosion einer dummen Granate gleich auseinanderspränge." Die tausendfachen Bilder des Todes mahnten zu Ernst und Ehrfurcht: „vor den Antlitzen der Toten erstirbt jedes nicht ganz wahre, nicht ganz nüchterne Wort wie in luftleerem Raum"; sie mahnten zum „innig nüchternen Handeln"; höchste Gefahr offenbarte sich als höchste Läuterung: „ja, die gepreßte Stunde, wo Tod und Leben dicht beisammen sind, es ist, als festige und läutere sie der Grundstock der Naturen, und wie eine schlechte Bleiglocke, getaucht in reinen Sauerstoff, auf einmal klingt wie eine silberne, so beginnt jeder in seinem eigensten Wesen zu tönen." Die tiefsten Geheimnisse aber, oft bis an jene Grenzen verfolgt, an denen die klare Aussage sich in dunkle Verkündung verwandelt, ließ Carossa den todgeweihten Jüngling Glavina schauen als den heiligen Wächter und Deuter der Zukunft: „Geht um in zwölften Stunden! Lest auf aus taubem Schutte das oft zerbrochene Menschenbild! Mauert es heimlich ein unter die neuen Gebäude!" Jugend — er wußte es — blieb nicht in Gräbern.

Bis zum „Rumänischen Tagebuch" wird die Jugend von heute Hans Carossa ohne weiteres folgen können. Erst mit den „Verwandlungen einer Jugend" (1928)

Digitized by Google

beginnt der Bereich, der bis ins letzte nur dem lebenserfahrenen Mann sich erschließt. Nicht als ob Jugend „unreif" wäre — *Reife ist nicht ein einmaliger Zustand, sondern kehrt als Vollendung und Abschluß von Entwicklungen drei- und viermal im Leben wieder.* Aber gerade darum gibt es Bereiche des Jünglings und Bereiche des Mannes. So würde den Jüngling die Erkenntnis und die bewußte Darstellung seines Wachstums nur hemmen, weshalb er ihnen widerstrebt; den Mann dagegen bestätigt das Wissen um jene Kämpfe und Überwindungen. Deshalb sind die „Verwandlungen einer Jugend" so wenig wie „Führung und Geleit" ein Jünglingsbuch; nur wenige junge Menschen werden die Jugend sofort auf sich beziehen, die auch hier in ihrem Glück und in ihrer Gefahr, in ihrer Lebenssehnsucht und in ihrer Opferlust nicht eine zufällige, sondern die gültige Jugend ist: „*das große Leben bestehen und über sich dabei die Sterne fühlen, das ist es, worauf es ankommt.*" Die meisten jungen Menschen von heute werden, zunächst wenigstens, nur den Unterschied spüren zwischen der Jugend von 1938 und der Jugend von 1898: „So war es unsere Gefahr, aus Mangel an wahrer gemeinsamer Not genießerisch hinzukümmern oder ins Phantastische zu flüchten." Freilich könnte auch diese Erkenntnis der Unterschiede, so begrenzt und unzureichend sie dem Buche gegenüber ist, weiterführen: „In fertigem Staat und fertiger Kirche", heißt es in den „Verwandlungen", „lebten wir wohlgeborgen, und doch war uns nicht immer wohl dabei; denn war es denn dies, was wir wollten: geborgen sein? Was edlere Jugend, ob reich oder arm, sich im stillen wünscht, ist entweder dämonisches Eigengeschick oder die Mitwirkung an etwas Gewaltigem, das außerhalb ihrer liegt. Aufbauen möchte sie oder ein Gefährdetes retten; in jedem Falle will sie Opfer bringen." Sehnsucht also, Sehnsucht nach Hingabe kennzeichnete die Jugend von 1898; aus solcher Sehnsucht wuchs, um es mit einem heiligen Worte zu sagen, Langemarck. Und was könnte man, auch für die Zukunft, der deutschen Jugend Besseres wünschen, als daß ihr, selbst inmitten größter Erfüllungen, diese Sehnsucht niemals fehle!

Stärker noch als in den „Verwandlungen" wird die Jugend von heute in „Führung und Geleit" (1933) Gegensätze der Geschlechterfolgen spüren, und zwar sind es nicht nur einzelne Menschen, deren Wertung sich verändert haben mag, sondern das Ziel selber und mit ihm der Weg scheinen in dem Augenblick andere geworden zu sein, da das politische Zeitalter anbrach. Dennoch lasse man sich nicht täuschen: auch Carossa kommt es nicht so sehr auf die Mittel der Bewährung und der Läuterung an als auf die Bewährung und die Läuterung selber, und nicht nur Dichter und Schriftsteller sind es, die ihm beistehen, sondern das Leben in seiner Fülle, das Leiden und der Tod umsorgter Kranker, der Goldstickerin und des Goldschmieds, der Sprung und Sturz des Unteroffiziers von Pont du Hem; nicht ein zeitgebundener Literat, sondern der zeitlose Dichter weist hier in Sinnbildern auf den Sinn des Lebens, und „durch die traumverwandten Mittel der Kunst" ge-

Digitized by Google

Digitized by Google

Schlafende Hütejungen

Radierung von Alfred Kitzig

Digitized by Google

lingt es ihm wirklich, „andern ein Licht auf ihre Bahn zu werfen, indem ich die meinige aufzeigte".

Die beiden Bücher endlich der reifen Mannesjahre, den „Arzt Gion" (1931) und die „Geheimnisse des reifen Lebens" (1936), lasse erst auf sich wirken, wer im goethischen Bereich den „Wahlverwandtschaften" und der „Trilogie der Leidenschaft" sich zu nähern wagt. Hier wie dort umkreist das Dichten den lebenschaffenden, lebenzerstörenden Eros. Aber während im „Gion" der Dichter noch zu suchen scheint, hat er in den „Geheimnissen" das letzte Sinnbild des Lebens und der Liebe, des Unsichtbaren und dennoch Wirklichen gefunden, das ungeborene Kind: „Durch unser Sein / Und unser Nichtsein kreist ein Unerkennbares. / Wir nennens Liebe. Liebe beten wir dir zu." Abseits vom Kreise der Jugend stehen diese Zeichen, und abseits werden sie immer stehen. Dennoch bergen auch der „Gion" und mehr noch die „Geheimnisse" Bilder und Worte, deren die Jugend bedarf. Dort im „Gion" ist es, inmitten der verstörenden Unruhe der Nachkriegsjahre, das ruhige Denkmal des toten Soldaten, „Gedächtnisbild aller Gefallenen", „Ort der Sammlung und Ermutigung": „auch am verwirrendsten Tage nahm er, Gion, einen wunderbaren Glauben an die Zukunft mit sich fort." Hier, in den „Geheimnissen", inmitten des Aufbruchs einer neuen Zeit, sind es die neun kleinen Kameraden, die mit Wimpel und Trommel dahinziehen; und Worte tiefster Weisheit spricht über sie der Dichter: „Wie es auch komme, die vorbereitende Schule der Überwindungen ist gut. Sich einordnen, zusammenhalten, wohlfeile Genüsse verachten, auf gefährlichstem Weg über Gipfel und Schluchten dem Unendlichen zueilen... Die geistgeweihte Jugend aller Völker wird einstens nur noch einen Feind bekämpfen, den alten Dämon der Schwere, der zur Lüge rät. Selig wer da überwindet; West und Ost, Süd und Nord stehen ihm über alle Grenzen hin unendlich offen. Für uns aber wird es dann freudig sein, zu entschlafen in der Heimat und bestattet zu werden von euch."

Gaben also empfängt die Jugend von diesem Dichter auch dort, wo es nicht mehr um die Jugend geht. Aber die Fülle der Gaben — ist sie nicht trotz allem noch gar nicht genannt? Die „Gedichte" Hans Carossas — sprechen sie nicht mit derselben Stimme zur Jugend und zum Alter! Ihre Lobpreisung des Lichts, ihr sicherer Wandel durch das Dämmer, ihr Wissen um die Verwandlung, ihr unerschütterliches Vertrauen auf die Gottheit — sind sie nicht das Letzte und das Höchste, was dieser Liebende der Gegenwart und der Zukunft zu geben vermag! Eben deshalb bedürfen sie nicht der Deutung, nur des Hinweises. Carossa ist einer der wenigen, der wirklich die Auszeichnung verdient, „Dichter" genannt zu werden. Das aber verlangt unsere Achtung und Teilnahme auch dann, wenn man bei dieser oder jener Einzelheit stutzen möchte. Man lese nur einmal, gesammelt und offenen Herzens, in dem schmalen Bande ein Gedicht oder einige: „Um die grauen Eichenkronen" oder „Ja, du bist Welle vom frühesten Licht" oder den „Sang des Sternes", und fühle nicht im kühlen Verstehen, sondern im glühenden Ahnen, über sich, um sich, in sich den „Widerhall ewigen Halls".

Digitized by Google

Außenpolitische Notizen

Stojadinowitsch befragt das Volk

(Von unserem Belgrader Mitarbeiter)

Belgrad, Ende November.

Die Ergebnisse der Münchner Vierer-Besprechung und die Auswirkungen, die von diesen Ergebnissen noch immer ausgehen, haben naturgemäß auch den Südosten Europas vor eine Reihe von neuen Tatsachen gestellt. Die wichtigste dieser Tatsachen ist, daß Großdeutschland nunmehr unbestritten der entscheidende Faktor in Mittel- und Südosteuropa geworden ist. Für die amtliche jugoslawische Politik ergab sich aus dieser Feststellung erfreulicherweise nicht die Notwendigkeit, auch nur irgendwie eine Umorientierung vorzunehmen. Jugoslawien hatte unter der weitblickenden Führung Dr. Stojadinowitschs durch die Politik der Anlehnung und Freundschaft mit Deutschland und Italien schon seit einigen Jahren diese Tatsache sozusagen vorweggenommen und von vornherein anerkannt. So konnte Dr. Stojadinowitsch gerade an Hand der Münchner Ergebnisse mit Befriedigung darauf hinweisen, wie richtig seine Außenpolitik war und in welch ungemütlicher, wenn nicht hoffnungsloser Lage sich Jugoslawien jetzt befände, wenn es die von der jugoslawischen innerpolitischen Opposition propagierte Politik der Anlehnung an die „westlichen Demokratien" getrieben hätte. München bedeutete so für die Außenpolitik Stojadinowitschs mit Rücksicht auf die innerpolitischen Auseinandersetzungen in Jugoslawien eine Genugtuung und Bestätigung.

Die jugoslawische Außenpolitik

Die jugoslawische Öffentlichkeit verfolgt, obwohl natürlich ihr Hauptinteresse dem Wahlkampf zugewendet ist, besonders die außenpolitische Entwicklung mit größter Aufmerksamkeit, die sich nach der Münchner Konferenz in Mitteleuropa vollzog. Die erkennbare Beunruhigung in Jugoslawien über die ungarisch-polnischen Pläne hinsichtlich einer gemeinsamen Grenze ist durch den Wiener Schiedsspruch beseitigt worden. Die jugoslawische offiziöse Presse brachte offen ihre Befriedigung darüber zum Ausdruck, daß in diesem Schiedsspruch das ethnographische Prinzip zum Durchbruch gekommen sei, das auch als Grundlage der Münchner Regelung galt.

Dr. Stojadinowitsch hat in seiner am 13. November in Neusatz gehaltenen großen Wahlrede in sehr eindeutiger Weise die jugoslawische Position klargestellt, wie sie sich nach der Münchner und Wiener Regelung ergibt. Stojadinowitsch führte aus, Jugoslawien verlange nichts Fremdes, wolle aber auch nicht einen Fußbreit seines Bodens hergeben. Es sei kein Staat, der am grünen Tisch geschaffen wurde. Seine Grenzen seien mit Blut getränkt und mit dem Schwert gezogen worden, weshalb sie auch nur auf dem gleichen Wege geändert werden könnten. Aus diesen Worten Stojadinowitschs ergibt sich auch, daß die Vermutungen, als ob er mit seinem bulgarischen Kollegen Kjosseiwanoff gelegentlich ihrer vor kurzem in Nisch stattgefundenen Begegnung über eine Revision der jugoslawischen Grenzen zugunsten Bulgariens verhandelt habe, unrichtig waren. Die Zusammenkunft von Nisch hatte vielmehr lediglich den Zweck, die Fortdauer der Politik öffentlich zu manifestieren, die durch den Abschluß des jugoslawisch-bulgarischen Freundschaftspaktes eingeleitet wurde.

Aus der Neusatzer Rede Stojadinowitschs ist noch besonders bemerkenswert, daß er die Freundschaft mit Deutschland und Italien als wichtigen Friedensfaktor während der letzten europäischen Krise hervorhob, wogegen er Frankreich und England nicht erwähnte. Die enge Anlehnung an die Achse Berlin—Rom, die für Jugoslawien auf Grund der letzten Entwicklung eine solche Selbstverständlichkeit geworden ist, daß sie auch von der Opposition gebilligt wird, kam hier deutlich zum Ausdruck. Stojadinowitsch zog deshalb auch bald nach der europäischen Neuordnung die innerpolitischen Schlußfolgerungen aus dieser für ihn günstigen Lage, indem er von der Regentschaft die Auflösung des Abgeordnetenhauses und die Ausschreibung von Neuwahlen erwirkte, die am 11. Dezember dieses Jahres stattfinden.

Digitized by Google

Stojadinowitschs große Rechtfertigung

Diese Neuwahlen hängen freilich nicht nur mit den Ergebnissen der Münchner und Wiener Konferenz zusammen. Die Auflösung des Abgeordnetenhauses wäre ohnehin spätestens im nächsten Frühjahr fällig gewesen. Der Umstand freilich, daß Stojadinowitsch Anfang Oktober dieses Jahres nicht nur auf die bedeutenden Erfolge hinweisen konnte, die seine Regierung während ihrer bisherigen dreijährigen Amtszeit im inneren Aufbau Jugoslawiens zu verzeichnen hatte, sondern auch auf die glänzende Rechtfertigung seiner Außenpolitik, ließ den Entschluß, in diesem Zeitpunkt Neuwahlen auszuschreiben, endgültig reif werden.

Der Wahlkampf, der bereits in vollem Gange ist, findet vorwiegend unter innerpolitischen Parolen statt. Auch diese Tatsache ist eine Auswirkung der Münchner Ergebnisse. Noch bis zur Münchner Konferenz spielten für die jugoslawische Opposition in ihrem Kampfe gegen Stojadinowitsch außenpolitische Argumente keine geringe Rolle. Stojadinowitsch wurde nicht nur vorgeworfen, daß er sich mit dem „Faschismus" verbündet habe, er wurde auch des Verrats an den „Verbündeten" — vor allem an Frankreich — bezichtigt. Die Ergebnisse und Auswirkungen von München haben diesen oppositionellen Parolen, die allerdings schon früher wenig wirksam waren, jegliche Schlagkraft genommen. In einer Wahlwerbeschrift, die auf das dreijährige Wirken von Stojadinowitsch Bezug nimmt, ist mit zwei Bildern und einem Wortspiel recht treffend der Wandel gekennzeichnet worden. Das Wortspiel reiht die Anfangsbuchstaben der bisherigen sieben Nachbarn untereinander: Bugarska (Bulgarien), Rumunija (Rumänien), Italija (Italien), Grtschka (Griechenland), Austrija (Österreich), Madjarska (Ungarn), Albanija (Albanien) — das ergibt „Brigama", und dieses serbische Wort bedeutet „Sorgen". Das eine Bild, Jugoslawien 1935, zeigt einen Stacheldraht an den Grenzen; drinnen steht der südslawische Soldat, von draußen fällen vier Nachbarn das Bajonett gegen ihn. 1938 dagegen sind die Zäune gefallen, drinnen pflügt der Bauer das Feld, von draußen strecken ihm die Nachbarn die Hand entgegen, soweit sie nicht selber bei fleißiger Arbeit sind. Die Opposition hat denn auch sofort bei Ausschreibung der Wahlen ihre außenpolitische Einstellung einer grundsätzlichen Revision unterzogen. Sie erklärt nunmehr, daß auch sie nicht gegen die Politik der Freundschaft mit Deutschland und Italien sei. Diese Umstellung ist, gemessen an der früheren Haltung der Opposition, recht einschneidend.

Das Duell mit dem Kroatenführer

Die innerpolitischen Parolen, die sich im Wahlkampf gegenüberstehen, werden durch die zwei Hauptexponenten des Kampfes, Stojadinowitsch und den Kroatenführer Dr. Matschek, verkörpert. Stojadinowitsch vertritt dabei mit seiner Partei und den kleineren Gruppen, die sich ihm angeschlossen haben, die Parole des Einheitsstaates, wogegen Matschek für die Verwirklichung seines alten Programms, der föderalistischen Umgestaltung Jugoslawiens durch Berücksichtigung der kroatischen Sonderwünsche in den Kampf geht. An der Seite Matscheks kämpfen die alten serbischen oppositionellen Parteien, die freilich nur in beschränktem Umfange sein föderalistisches Programm akzeptieren. Der Slowene Koroschetz ist heute Stellvertreter des Ministerpräsidenten und Innenministers, während die Anhänger seines Mitkämpfers von 1918, Pribitschewitsch, der damals in Zagreb Vizepräsident des souveränen Nationalrates, aber ein Serbe aus der Habsburger Monarchie war, heute im anderen Lager stehen: sie bilden als eine kleine Gruppe, als Rest der selbständigen Demokratischen Partei, einen Bestandteil der Bäuerlich-Demokratische Koalition, deren Hauptmasse von der früheren Kroatischen Bauernpartei gestellt wird, deren Führung nach dem gewaltsamen Tode von Stefan Raditsch 1928 Matschek übernommen hat. Matscheks Stellung ist seinen kroatischen Anhängern gegenüber — und er hat wirklich große Teile der Kroaten hinter sich — nicht sehr leicht, weil sie von ihm mehr ein unnachgiebiges Verharren in der Abwehrstellung gegen Belgrad erwarten als ein staatsmännisches Hinstreben auf das Erreichbare; sie ist aber auch nicht sehr klar, weil eine feste Linie nicht immer eingehalten worden ist. Der Außenstehende ist versucht, die Gegensätze für ein Generationsproblem und einen erklärlichen Übergangszustand bei Neubildung eines Nationalstaates zu halten; die Kroaten denken, wie sie zugeben, subjektiv in kleineren Zeiträumen und täglichen Sorgen. Sie beobachten mit wenig Freude, daß der Prozeß der wirtschaftlichen Konzentration in der

Digitized by Google

Staatshauptstadt Belgrad Zagreb als wirtschaftlichen Platz entkräftet und der erhofften Autonomie eine Stütze entzieht. Es gehört zu den Paradoxen der jugoslawischen innerpolitischen Entwicklung, daß sich mit Matschek nach Ausschreibung der Wahlen auch die jugoslawische Nationalpartei verbündet hat, an deren Spitze der frühere Diktator und General Peter Zivkowitsch steht, der als Diktator vor einigen Jahren Matschek hatte verhaften lassen. Diese Koalition mit Matschek stößt allerdings in weiten Kreisen der Nationalpartei auf starken Widerspruch, der durch den Austritt zahlreicher angesehener Parteimitglieder, darunter des Vizepräsidenten der Nationalpartei, des früheren Ministers Demetrowitsch, zum Ausdruck kam. Der Wahlblock Matscheks ist, wie man daraus erkennt, recht heterogen zusammengesetzt. Diese Tatsache kommt natürlich Stojadinowitsch nicht ungelegen. Er kann darauf hinweisen, daß seine Gegenspieler ein Konglomerat ohne innere Einheit darstellen, das sich lediglich zu dem Zwecke zusammengefunden habe, um ihn aus rein machtpolitischen Gründen zu stürzen. Gleichzeitig kündigt er diesem gegnerischen Block den schärfsten Kampf an, wobei er vor allem die serbischen oppositionellen Gruppen und die Nationalpartei Zivkowitschs aufs Korn nimmt. Matschek selbst wird weder von Stojadinowitsch noch von der Regierungspresse über das im Wahlkampf übliche Maß hinaus angegriffen. Stojadinowitsch erklärte auch in seiner ersten Wahlrede, daß er eine Verständigung mit den Kroaten durchaus anstrebe, freilich innerhalb gewisser Grenzen. Eine ähnliche Erklärung gab auch der Innenminister Dr. Koroschetz auf einer Wahlkundgebung ab, so daß es durchaus nicht ausgeschlossen erscheint, daß es nach den Wahlen zwischen Stojadinowitsch, der an seinem überlegenen Wahlsieg nicht zweifelt, und der kroatischen Opposition zu Verständigungsverhandlungen kommt.

Stojadinowitsch braucht, wenn er solche Verhandlungen führen will, natürlich eine geschlossene Mehrheit, die aus einem eindrucksvollen Wahlsieg hervorgehen muß. Diese Mehrheit soll ihm der 11. Dezember geben, der deshalb für die weitere innerpolitische Entwicklung in Jugoslawien von außerordentlich großer Bedeutung sein wird.

Frankreichs Kolonialjuden

Seit mehreren Jahren kennt Frankreich eine Kolonialkrise. Die Schwierigkeiten, mit denen die französische Regierung in ihren nordafrikanischen Gebieten zu kämpfen hat, sind zwar an sich nicht erstaunlich, zumal auch andere Kolonialmächte von Rackenschlägen nicht verschont bleiben, seltsam ist nur die Art, in der die Krise auftritt sowie die Tatsache ihrer Hartnäckigkeit. Blutige Unruhen und Aufstände im Anschluß an stürmische Eingeborenenkundgebungen der Araber und Kabylen brachen aus: im September 1937 bei Khemisset in Marokko, im Frühjahr 1935 in Algerien, in den Jahren 1934, 1937 und 1938 in Tunesien. Sie waren begleitet von zahlreichen Protestschritten der dort angesiedelten weißen französischen Bevölkerung. Und obwohl heute in Nordafrika äußerlich Ruhe herrscht, ist den Behörden eine endgültige Beruhigung der arabischen Massen doch nicht gelungen, weil es eben auch im französischen Kolonialreich eine Judenfrage gibt.

Wertung der Rassen in Frankreich

Einer der ersten Regierungsakte der dritten Französischen Republik war das bekannte Dekret des jüdischen Ministers Crémieux, durch welches am 24. Oktober 1871 sämtlichen algerischen Juden das französische Staatsbürgerrecht zuerkannt wurde, während Frankreich loyal gegenüberstehende arabische Scheichs dieses bis zum heutigen Tage noch nicht besitzen. Die Folge der Verordnung Crémieux' war dann auch ein blutiger Eingeborenenaufstand, zu dessen Niederkämpfung französische Truppen eingesetzt werden mußten.

Heute betragen die abgerundeten Ziffern der jüdischen Bevölkerung Französisch-Nordafrikas nach der Zählung vom 1. April 1938 für Marokko 160 000 (Gesamtbevölkerung 5,2 Millionen), für Algerien 120 000 (Gesamtbevölkerung 6 Millionen), für Tunesien 95 000 (Gesamtbevölkerung 2,5 Millionen). Diese Ziffern sind ständig im Anwachsen begriffen, zumal in Verfolg der italienischen Rassegesetzgebung eine jüdische Zuwanderung aus Italien und Libyen eingesetzt hat.

Palästinasorgen auch im französischen Kolonialreich

Das Kernproblem auch der heutigen französischen Kolonialkrise ist der Jahrhunderte alte Kampf zwischen Juden und Arabertum. Beträchtlich verschärft wird die Situation durch das zunehmende Vordringen des jüdischen Elementes auf allen Gebieten des

Digitized by Google

politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Lebens Nordafrikas.

Der unversöhnliche Antisemitismus der muselmanischen Bevölkerung und ihr rein menschlicher Abscheu gegen den Juden ist nicht von heute. Wenn schon Mohammed den uralten Judenhaß der arabischen Welt in zahlreiche Koranverse der Verwünschung und Verfluchung kleidete, so durften in Nordafrika bis zur Eroberung durch die Franzosen nach der muselmanischen Gesetzgebung als Zeugen vor Gericht niemals Juden auftreten. Wie in Palästina die arabische Auflehnung mit den Juden auch ihre englischen Mandatsherren trifft, so nährt die Judenabwehr der Araber in den französischen Kolonien Nordafrikas ebenfalls den Widerstand der Eingeborenen gegen die französische Verwaltung, welche den Juden Deckung gewährt. Die geistigen Führer der eingeborenen Bevölkerung in diesem Kampf sind die Priester, die sogenannten Ulemas, welche eine rege Propagandatätigkeit entfalten. Charakteristisch für die dortige Lage ist auch, daß die Ulemas zur Zeit in den Moscheen fast immer folgende Koranverse öffentlich verlesen: „Die Juden und Götzendiener hassen die Gläubigen am meisten. Die Juden sind Wucherer, denn sie nehmen den Gläubigen, was sie besitzen" (Surat 85 u. 159 des Korans). Die mächtigsten und kompromißlosesten Propagandisten in Algerien und Tunis aber sind heute die beiden Scheichs Badi und El Okbi.

Die Sorglosigkeit, die fatalistische Leichtlebigkeit sowohl des Arabers als auch des Kabylen läßt diesen oft — zuweilen auch unverschuldet — in wirtschaftliche Not geraten. Er fällt so dem jüdischen Geldleiher und Wucherer in die Hände. Keine Seltenheit ist es, daß kabylische Bauern ihre Ernteerträge an den Juden verpfänden und auch sonst in Schuldknechtschaft zu diesem geraten. Die nicht ausbleibenden jüdischen Erpressungsversuche verursachen dann die Gettoerstürmungen durch die erbitterte muselmanische Bevölkerung, welche sich nicht anders zu helfen weiß, zumal die ausgesprochen formaljuristische Auffassung der französischen Behörden und Kolonialgerichte diese jüdischen Geschäfte in den meisten Fällen schützt.

Erfolge der Kinder Israels

Sowohl in den Kreisen der weißen französischen Bevölkerung und Verwaltung als auch innerhalb des farbigen Eingeborenenelements versucht das Judentum an Boden zu gewinnen. Beispielsweise sind von den 6000 Wählern der algerischen Großstadt Constantine nahezu die Hälfte Juden. Obwohl der jüdische Anteil an der Bevölkerung Marokkos nur 3 v. H. beträgt, sind im Lyzeum von Casablanca 52 v. H. der Schüler jüdischer Herkunft. Ein weiteres Beispiel: im Frühjahr 1938 ließ der Generalresident von Marokko, General Noguès, in dem Gedanken, den Eingeborenen eine gewisse Anzahl von Selbstverwaltungsposten zuzubilligen, durch Erlaß eine Intelligenzprüfung in Gestalt eines Wettbewerbs ausschreiben. Das schließliche Ergebnis bestand darin, daß von den 15 Stellen allein 9 mit „eingeborenen" Juden besetzt wurden. Im übrigen ist es durchaus kein Geheimnis mehr, daß unter der überwiegenden Mehrheit der französischen Kolonialbevölkerung über das Vordringen des jüdischen Einflusses und insbesondere unter den französischen Kaufleuten über die sie verdrängende jüdische Handelskonkurrenz eine große Erbitterung herrscht. Trotzdem sind die bisherigen bei den Behörden unternommenen Protestschritte meist ergebnislos verlaufen.

Unter diesen Umständen ist es daher ganz selbstverständlich, daß das nordafrikanische Judenelement mit dem dort seßhaft gewordenen „zivilisierten" Judentum aus dem europäischen Frankreich Hand in Hand arbeitet. Dies gilt besonders hinsichtlich der marxistischen Agitation unter den Eingeborenen. Eine neue Taktik des emanzipierten Juden besteht nämlich darin, daß er sich, sobald die Gefahr vorüber ist, mit der Eingeborenenbevölkerung wieder zu verständigen sucht, und zwar meist hinter dem Rücken der Kolonialverwaltung und auf Kosten Frankreichs, dessen Schutz gegenüber den Arabern er kurze Zeit später wieder in Anspruch nimmt. Der Jude gilt als der eigentliche Träger der kommunistischen Agitation unter den Eingeborenen. Die politischen und finanziellen Leiter der „nordafrikanischen Sektion" der Komintern sind größtenteils Juden. Ein gewisser Cohen-Hadria spielt ferner eine wichtige Rolle innerhalb der tunesischen Destour-Partei, und seine maßgebliche Rolle hinsichtlich der Organisation der dortigen Aufstände ist erwiesen.

Madagaskar lehnte ab

Erwähnt sei hier noch das Madagaskar-Unternehmen. Im Jahre 1936 wurde mit Erlaubnis des damaligen der Volksfront angehörigen Kolonialministers Moutet eine Untersuchungskommission nach Madagaskar entsandt, um die Möglichkeiten für eine dortige Ansiedlung von etwa 30 000 jüdi-

Digitized by Google

schen Familien aus Polen und anderen Ländern zu prüfen. Gegen diesen Plan protestierten sogleich weite Kreise der französischen Öffentlichkeit, und der Gouverneur von Madagaskar, Maurice Ollivier, wies nach, daß es dieser jüdischen Invasion körperlich und veranlagungsmäßig unmöglich sei, eine fleißige, Ackerbau und Viehzucht treibende, kolonisatorisch aufbauende Pflanzer- und Bauernbevölkerung zu werden. Dagegen würden die Juden, so äußerte sich der Gouverneur, „bald den gesamten Handel in Madagaskar an sich reißen und die Franzosen zu Kulis erniedrigen". Auch verwahrten sich die französischen Zeitungen aller Richtungen auf Madagaskar gegen diesen Siedlungsplan.

Frankreichs koloniale Schicksalsfrage

Wenn das Judentum heute die Kolonialpolitik der französischen Regierung unterstützt, dann nur deshalb, weil die kolonialen wirtschaftlichen Unternehmungen, Rohstoffquellen und Absatzmärkte gerade dem jüdisch beeinflußten Handel große Vorteile bieten. Andererseits läßt dasselbe jüdische Element nichts unversucht, um das französische Kolonialreich volkspolitisch zu untergraben. Der Jude ist Träger der Idee der rassischen Verschmelzung von europäisch-französischer Herrenschicht und farbiger Bevölkerung und propagiert den Gedanken, daß beispielsweise Algerien keine Kolonie, sondern nur eine „Verlängerung Frankreichs" sei.

Weite Kreise der französischen Öffentlichkeit wissen heute, daß es für Frankreichs Kolonialreich eine Judenfrage gibt, welche eines Tages im eigenen Interesse Frankreichs gelöst werden muß. Der Bestand des Kolonialreiches in Afrika hängt für Frankreich nicht zuletzt davon ab, ob es das störende Element seiner Beziehungen zu den Kolonialvölkern, die jüdische Rasse, rechtzeitig auszumerzen versteht, oder diese Maulwürfe dort so lange ihre Arbeit verrichten dürfen, bis sie auch hier ein ähnliches Verhältnis wie zwischen Arabern und Engländern in Palästina ausgelöst haben werden.

Hans v. d. Goltz.

Verkehrsstraße Nil

(Von unserem italienischen Mitarbeiter)

Florenz, Ende November.

Von dem afrikanischen Kontinent und damit von der dringenden Notwendigkeit einer Zusammenarbeit der Europäer in diesem Raum, der für sie in dieser Welt übrigzubleiben scheint, ist oft gesprochen worden, aber nur zu wenig hat man bis jetzt für eine vernünftige Ordnung dieses Erdteils getan. Der Neid der großen Besitzer verhindert jede ersprießliche Zusammenarbeit.

Und doch muß diese Zusammenarbeit kommen, denn Indien marschiert dort schon ein, stetig wächst die Zahl indischer Einwanderer an, heute befinden sich auf dem afrikanischen Kontinent schon 300 000, der größte Teil von ihnen lebt in Kenia und Deutsch-Ostafrika. Der Aufbau des einheimischen Handels und der Industrie als Konkurrenz der weißen Rasse schreitet immer mehr fort. Wieweit z. B. die unabhängige ägyptische Textilindustrie schon entwickelt ist, geht aus der Tatsache hervor, daß gegenwärtig in ihren verschiedenen Abteilungen rund 120 000 Arbeiter untergebracht sind.

Die große lebenspendende Ader, der Nil, ist nicht nur für Ägypten wichtig, sondern auch eine zukünftige große und billige Verkehrsstraße, welche bedeutend verbessert werden könnte.

Lebenswichtig wäre die elektrische Ausnutzung seiner Wasserkräfte, die sich nach Berechnungen italienischer Ingenieure mit gut 4 bis 5 Millionen Kilowatt berechnen lassen, wozu noch weitere 600 000 Kilowatt kommen, die man zwischen Assuan und Kairo ausnutzen könnte.

Aber um diese und andere für Ägypten und den Sudan wichtige Fragen zu lösen, bedarf es noch des guten Willens der Engländer.

In dem jetzt in Kraft getretenen Abkommen vom 16. April 1938 hat Italien dem britischen Empire bestätigt, daß es dessen Interessen in der Frage der Abflußwasser des Tanasees anerkenne und freundschaftlich beachten werde.

Bekanntlich entspringt aus dem Tanasee der Blaue Nil, der mit etwa einem Drittel an den Wassermassen der Nilflut beteiligt ist und daher für das landwirtschaftliche Gedeihen und für die Baumwollfelder des Sudans und Ägyptens lebenswichtig ist. Hinzu kommt, daß qualitativ die italienischen Wasser (Blauer Nil und Atbara) weitaus die besten sind, da diese in der Regenzeit außerordentlich reich an fruchtbarem Schlamm sind, der den Boden natürlich düngt.

Die geplanten Regulierungswerke am Tanasee und unterhalb von ihm sollen also

Digitized by Google

so aufgebaut werden, daß sie den Interessen aller drei Staaten (Italien, England, Ägypten) nicht zum Schaden gereichen.

In Ägypten selber gibt ja der Nil nur Wasser ab, gespeist wird der Fluß nur von italienischen Quellen und Zuflüssen aus Abessinien oder aus dem englischen Sudangebiet, aus dem der Weiße Nil stammt. Dadurch wird Italienisch-Ostafrika zu einem Land mit ausgesprochener Interessenbindung an den Nil, so daß also diesen drei Mächten gleiche Rechte und Pflichten entstehen, deren Lösung gleichbedeutend für alle ist.

Aus dem Nil ist sozusagen ein „internationaler" Fluß geworden, etwa der Donau zu vergleichen, und so wie letztere muß auch dieser internationalen Normen und Abmachungen unterworfen sein, da die Fragen des Verkehrs, der Stromregulierung, der Schiffbarkeit, Aufforstung und Bewässerung vernünftigerweise alle drei Mächte in gleicher Weise interessieren.

Die italienischen Ingenieure, deren Tüchtigkeit im Straßen- und Kanalbau bekannt ist, könnten hier zum allgemeinen Nutzen am Ausbau der großen Verkehrsader mitwirken.

Vor allem interessiert alle drei Mächte die möglichst baldige vollständige Schiffbarmachung des Nils, damit er zu allen Jahreszeiten von größeren Schiffen benutzt werden kann. Das ist zu erreichen, wenn man auch in Zeiten der Trockenheit für einen geregelten Zufluß der Wassermassen sorgt, welche sich jetzt irgendwo in sumpfigen Gebieten stauen, unnötig verlieren und nutzlos verdunsten. Es könnte also, bei richtiger Wasserregulierung, ein prachtvoller Wasserweg für genügend große Frachtschiffe entstehen, der zu allen Jahreszeiten über die tiefen Gebiete von Atbara, des Blauen Nils und des Sobat, von Italienisch-Ostafrika über den Sudan und Ägypten zu den Gabelungen von Rosetta und Damietta, zum offenen Meer verbindet.

Das während des abessinischen Konfliktes so oft aufgetischte Märchen, daß die Italiener die Wasser des Tanasees überhaupt ableiten könnten, ist angesichts der eindeutigen geographischen Beschaffenheit des Gebietes so unsinnig, daß man nur staunen kann, wie viele Menschen dieser Lügenmeldung Glauben geschenkt haben. Die Wasser des Tanasees fließen, wie alle anderen Wasser der Welt, bergab und müssen daher zum Sudan abfließen. Ein Projekt, alle diese Wasser abzuleiten, würde sich ungefähr so ausnehmen, als wenn man den Rhein über die Alpen gänzlich nach Mailand leiten wollte. Eine Störung fremder Interessen ist überhaupt gar nicht möglich, was nun nicht bedeuten soll, die im gegenseitigen Interesse liegenden Verbesserungen der Nilschiffahrt nicht durchzuführen.

Hinzu kommt noch ein Plan, der schon seit längerem von italienischen Ingenieuren sowie auch von englischer und ägyptischer Seite studiert worden ist. Es handelt sich um eine direkte Kanalverbindung, welche, 600 Kilometer lang vom Nildelta durch ägyptisches Gebiet zur Cyrenaika, heute unfruchtbare Gebiete urbar und für Baumwollplantagen geeignet bereiten würde. Die Schwierigkeiten sollen nicht gar zu groß sein, denn das Gebiet der Libyschen Wüste, zwischen Nil, dem 29. und 30. Grad und Italiens Cyrenaika, hat sehr viele unter dem Meeresspiegel gelegene Täler, die zum Kanalbau verwertbar wären.

Man würde im Nilgebiet von Uadi Natrum die Tieftäler benutzen, welche beim Nilarm Rosetta beginnen, von dort nach Quattara über weitere vier tiefgelegene Langtäler würde man zur Oase Siwa gelangen und von dieser zu einem tiefgelegenen Gebiet auf italienischem Boden bei Melfa in der Nähe der Oase Girabub. Allein das Talgebiet von Quattara ist 300 Kilometer lang sowie 60 Kilometer breit.

Die fortlaufende Verbindung, die zwischen all diesen tiefgelegenen Gebieten besteht, würde es also erleichtern, einen Kanal zu bauen, der sowohl für größere Schiffe zu befahren wäre, als auch für das Bewässern weiter bis heute unfruchtbarer Gebiete Ungeheures leisten könnte. Die Kosten sollen proportional zur Länge des Kanals nicht allzu groß sein, da das Gebiet eher gleichmäßig tief verläuft und nur auf einem kürzeren Teil ein Höhenunterschied besteht, der überwunden werden muß. Freilich sind in allerletzter Zeit die Mittel, um Wasser zu bohren, derartig vereinfacht und verbessert worden, daß es Fachkreisen wieder fraglich erscheint, ob sich nur der Bewässerung wegen ein solcher Kanalbau lohnen würde. Ein Durchbruch zum Meer, nur um das so entstehende Gefälle des Meerwassers für ein elektrisches Kraftwerk auszunutzen, würde sich auf alle Fälle lohnen und wieder Tausenden von Menschen neue günstige Arbeitsmöglichkeit geben und nicht zuletzt Ägypten von der Einfuhr ausländischer Kohle unabhängig machen.

Troilo Salvotti.

Digitized by Google

Kleine Beiträge

Museumsreifes Museum

Die meisten von uns erinnern sich an ihren ersten (und oft auch letzten) Museumsbesuch mit einem gelinden Grauen. Es war doch so, daß man an irgendeinem Schultage, wo die Zeit nicht so recht nutzbringend angewendet werden konnte, mit dem Lehrer nach dem Ortsmuseum pilgerte, dort einen möglichst beschleunigten und ermüdenden Rundgang unternahm, und zum Schluß die Ermahnung zu hören bekam, daß alles, was man da an Möbeln und Trachten, Hausrat, Waffen und Dokumenten gesehen habe, äußerst alt und wertvoll sei. Schon beim Anhören des Wortes „Museum" taucht deshalb auch heute noch immer wieder eine gewisse Atmosphäre von Modergeruch, Mottenpulver, dunklen Räumen und verhangenen Möbeln auf, — und es ist bestimmt keine Anerkennung, wenn man einem Menschen erklärt, man hielte ihn für „museumsreif".

Museum und Jugend scheinen sich von vornherein auszuschließen. Und in der Tat, „das Museum", wie wir es heute noch in seiner Gesamtheit vor uns sehen, darf wenig Anspruch auf die Teilnahme der Jugend erheben. Wenn wir den Maßstab für den Wert einer kulturellen Einrichtung darin sehen, in welchem Ausmaße sich die junge Generation zu ihr drängt, so würde das gegenwärtige Museum gewiß sehr schlecht abschneiden. Dabei kann man der Jugend heute wahrlich nicht den Vorwurf machen, daß sie am kulturellen Leben nicht Anteil nehme. Schon die Wißbegier, die schon die Jüngsten bei allen Fragen der Vor- und Frühgeschichte, der Volkskunde und überhaupt auf jedem Gebiete unserer Kulturgeschichte an den Tag legen, beweist das Gegenteil. Auch der Einwand, daß der junge Mensch dem Museumsgut an sich nur wenig Aufmerksamkeit schenkt, weil es eben Vergangenheit, Geschichte, Traditon in sich birgt, besteht heute durchaus zu Unrecht. Das Wort „Erbgut" hat heute endlich wieder in den Reihen der jungen Generation einen guten Klang, und damit bekennt sie sich zu Vergangenheitswerten! Wobei nicht das Alter an sich maßgebend ist für den Wert oder Unwert der Dinge; die Maßstäbe, mit denen man das Gut der Vergangenheit prüft und auswählt, tragen heute einen im weitesten Sinne politischen, weltanschaulichen Charakter.

Wie steht es aber in dieser Hinsicht mit vielen Museen und den in ihnen aufbewahrten Kulturgütern? Weder die äußere Form noch die innere Ordnung und Gliederung ihrer Schausammlungen sind dazu angetan, den Besuchern und vor allem der Jugend das Museumsgut nahezubringen. Es soll gar nicht einmal von den großen Kunstmuseen die Rede sein, die oft kostbare Schätze bergen und allein durch ihren Reichtum überzeugen. Wir wollen hier nur an die sogenannten „Heimatmuseen" denken, worunter nicht nur die kleinen Ortsmuseen, sondern auch die größeren Kreis-, Landes- und sogar Provinzialmuseen zu verstehen sind, denn sie alle haben ja die Aufgabe, die Kultur ihres heimatlichen Lebensraumes darzustellen. Wie viele von ihnen stehen schon in Verbindung mit der tatkräftigen Kulturarbeit der HJ. und des BDM.? Man könnte die wenigen Beispiele herzählen! Zwei Gründe scheinen mir dafür vor allem maßgebend zu sein. Der erste betrifft Art und Charakter des Museumsgutes, der zweite die äußere Schauform und die Art der Darstellung.

Noch immer ist ein großer Teil der Museen darauf eingestellt, Vergangenheit um jeden Preis zu zeigen. Noch immer haben viele Museumsleiter nicht verstanden, daß es zwar lehrreich und interessant ist, die Gesamtheit historischer Erscheinungen nebeneinander zu sehen und sie in ihrem Auf und Ab miteinander zu vergleichen, daß aber dieser wissenschaftliche Vergleich für den einfachen deutschen Volksgenossen höchst gleichgültig ist, weil er heute bemüht ist, das Bild der Vergangenheit nach ganz anderen Maßstäben zu ordnen. In diesem Ringen um ein neues Weltbild sollte ihn das Museum unterstützen; stattdessen aber verwirrt es ihn durch ein völlig ungeordnetes Nebeneinander von beziehungslosen Einzeltatsachen. Die Heimatmuseen verstehen es nicht, ihren Besuchern diejenigen rassischen, geschichtlichen und künstlerischen Wertmaßstäbe in die Hand

Digitized by Google

zu geben, die sie brauchen, um den im Museum darstellbaren Ausschnitt der deutschen Kultur erfassen zu können.

Es ist ja auch gar kein Wunder, daß beim Besucher keine bleibenden Eindrücke entstehen, wenn da in Glasschränken reihenweise nebeneinander liegend vorgeschichtliche Gefäße, Waffen, Schmuckstücke ohne jede anderen Angaben als etwa die des Zeitalters in Menge aufgestapelt sind, wenn man im bunten Durcheinander bäuerliche Schnitzereien mit alten, uns heute besonders wertvollen Sinnzeichen neben die kuriosen Haararbeiten einer empfindungsseligen Epoche legt, oder wenn die Erzeugnisse eines schlichten aber gediegenen handwerklichen Könnens durch die Prunksucht eines unnatürlichen überfeinerten Geschmackes in den Schatten gestellt werden. Von welchen Voraussetzungen mag man beispielsweise in dem Museum ausgegangen sein, wo man in Modellen eine Entwicklungsreihe „Die Behausung" ausstellte, die mit dem Zelt irgendeines nomadisierenden Indianerstammes begann und bis zum Niedersachsenhaus geführt wurde, jener vollendeten Endstufe germanischer Bauweise! Auf diese Weise werden dem Beschauer häufig völlig falsche Wertmaßstäbe vermittelt. Wir haben in unseren großen Ausstellungen einen eigenen neuen Stil gefunden. Man kann geradezu von einer neuzeitlichen Ausstellungstechnik sprechen. Hier muß das Museum Schritt halten und neuzeitliche Formen des Zur-Schau-Stellens soweit als möglich übernehmen. Die Hitler-Jugend ist sicherlich bereit, ihm in praktischer Arbeit dabei zu helfen. Hier ist überhaupt ein Weg, der praktisch Jugend und Museum zusammenführt.

Die junge Generation fordert von den Museen, daß sie ihre Güter aus der nur-wissenschaftlichen oder nur-künstlerischen Vereinzelung herausreißen, und sie zu einem neuen Gesamtbild zusammenfügen, das die Kräfte des deutschen Volkstums klar erkennen läßt. Kein Ort ist so klein, daß nicht die deutsche Geschichte ihre Spuren an ihm hinterlassen hätte. Kein Dorf ist so arm, daß es nicht Reichtümer an schlichter bäuerlicher Kultur in Handwerk und Volkskunst, Sinnbild und Brauchtum aufweisen könnte. An den unvergänglichen Dokumenten, die das Heimatmuseum aufbewahrt, soll dem Menschen gezeigt werden, daß Geschichte über seinen Heimatraum gegangen ist, und daß die Kultur der Gegenwart das Erbe der Ahnen ist. — Besonders klar wird diese Aufgabenstellung bei den Museen, die in den deutschen Grenzgebieten liegen. Dort, wo das kulturelle Bekenntnis zugleich ein politisches ist, wo die Kunstwerke und Kunstschätze zugleich das Bewußtsein der politischen Zusammengehörigkeit aller im Grenzland lebenden Deutschen stärken helfen, wird das Heimatmuseum von selbst zu einem wichtigen politischen Faktor.

Hand in Hand mit dieser Grundausrichtung muß freilich eine Neugestaltung der Ausstellungs- und Schauformen gehen. Wenn heute überall große öffentliche Ausstellungen veranstaltet werden, die nicht nur Kunstwerke, sondern Erzeugnisse aller Lebenszweige zur Anschauung bringen, so erweist sich hier, daß unsere Zeit ganz besonders schaufreudig ist. Aber das Ausgestellte muß durch die Art der Darbietung auch zum Anschauen reizen! Und hier liegt ein großer Mangel bei vielen unserer Museen. Ihre Räume sind unfreundlich, überladen, unklar gegliedert und tragen jene Atmosphäre vom „Staub der Jahrhunderte" an sich, die besonders bei der Jugend jede Freude am noch so wertvollen Gegenstand tötet. Der Mensch unserer Tage ist durch Messen und Ausstellungen, durch den Film und durch die Auslagen der Geschäfte mit ihren werbetechnischen Raumgestaltungen, ihren Lichtwirkungen, ihren Blickfängen in einer ganz bestimmten Richtung erzogen worden. Er ermüdet nur zu leicht, wenn er im Museum eine tote reihenweise Anordnung sieht.

Das Museum hat die einzigartige Möglichkeit, durch den Anschauungsgegenstand selbst ganz bestimmte Gedankengänge hervorzurufen und sie durch Gefühlseindrücke seelisch zu verankern. Eindrucksvoller als große Abhandlungen wirkt zu allen Zeiten jene Sprache, die ein Kulturdokument selbst spricht. Aber man muß die Sprache des aus seiner natürlichen Ordnung herausgerissenen Gegenstandes verständlich machen. Und das ist eben die Aufgabe des Museums!

Es ist selbstverständlich, daß derartige Arbeiten nicht von heute auf morgen geleistet werden können. Dazu fehlen oft die einfachsten technischen Vorbedingungen. Sehr viele Heimatmuseen leiden z. B. daran, daß sie nicht durch haupt- oder halbamtliche Kräfte betreut werden. Lehrer, Bibliothekare, Apotheker und pensionierte Beamte setzen gemeinsam mit oft wohlmeinenden Gönnern Zeit und Kräfte ein, um ihrer Aufgabe gerecht zu werden. Aber allein das Sammeln und Erhalten des Bestehend

Digitized by Google

nimmt soviel Zeit in Anspruch, daß sie zu einer wahrhaft museale und gleichzeitig volksbildnerischen Arbeit gar nicht kommen. Man muß ihre selbstlose Tätigkeit bewundern, aber sie kann nicht ausreichen, um dem Museum wirklich dauerndes Leben zu verleihen. Um ein Beispiel zu nennen: Man wird auch von beschränkteren Museen verlangen können, daß sie das vorhandene Museumsgut in kleineren Wechselausstellungen unter jeweils verschiedenem Blickwinkel ihrer Besucherschaft vor Augen führen, um eben dem Grundsatz der Verständlichmachung größerer Zusammenhänge nachzukommen. Allein so ein unscheinbarer Gegenstand wie ein Spinnrockenständer wird Platz finden bei einer Ausstellung mit dem Thema „Bäuerlicher Hausfleiß", er wird bei einer Ausstellung, die „Bäuerliche Schnitzkunst" darstellt, wiederum auftauchen und schließlich noch einmal, wenn „Brauchtum des Lebenslaufes" behandelt werden soll als Minnegabe des Burschen für das Mädchen. Nur wenn Museumsgut so unter dauernd wechselnder Blickrichtung vor dem Besucher ersteht, kann es seine wahre Aufgabe entfalten.

So vermag das Museum in hervorragender Weise für die Schulungs- und Kulturarbeit der Hitler-Jugend herangezogen zu werden. Zu den Fragen der Vor- und Frühgeschichte, der Familien- und Rassenkunde, der deutschen Geschichte, der Volkskunde usw. liefert es das dokumentarische Tatsachenmaterial und schafft damit Erlebnisse, die so durch keine andere Form der Stoffvermittlung erreicht werden. Eine besondere Bedeutung kommt dem Anschauungsgut der Heimatmuseen dadurch zu, daß es dem jungen Menschen die enge Gebundenheit des eigenen Heimatraumes an das große historische Gesamtgeschehen darlegt. Erst wenn man ihm die Richtigkeit großer weltanschaulicher Grundsätze an seinem eigenen kleinen Lebensbereich nachweist, ist der Mensch zuinnerst überzeugt von ihrer Wahrheit. Auch für die Kulturarbeit der Hitler-Jugend, die sich ebenfalls immer stärker auf heimatlichen Grundlagen aufbaut, ruhen im Heimatmuseum noch viele unerschlossene Schätze. Es wurde schon betont, daß unsere Zeit abgestorbene Kulturerscheinungen wie vieles Überaltete beiseitegelegt hat, weil sie sich die Zukunft nicht mit der toten Vergangenheit verbauen will. Aber gerade hier soll das Museum zeigen, daß es Werte gibt, die überzeitlich sind, und die wir wegen ihrer Stetigkeit auch für unsere Tage nutzbar machen können. Sich am Hausbau die Baugesinnung, an Möbelstücken die handwerkliche Verarbeitung, an Webereien und Strickarbeiten die Musterbildung und an bedeutsamen Einzelstücken die Ornamente und Sinnbilder klarzumachen, ist keine sinnlose Spielerei mit vergangenen Dingen, sondern läßt uns Stetigkeitswerte erkennen, die aus den besten Quellen des Volkstums und der Rasse stammen. Das führt zu einer Kunsterziehung im besten Sinne, die weit entfernt ist von den pädagogischen Experimenten mancher Ästhetenkreise. — Auf diesen Stetigkeitswerten, die uns gerade im Museum faßbar sein können, bauen wir heute wieder bewußt auf. Wir entdecken, daß es ein inneres Gesetz des deutschen Volkstums gibt, das heute wie vor Hunderten von Jahren dasselbe ist.

Die Werkarbeit der HJ., die Webkurse des BDM. werden immer stärker das Material aus den Heimatmuseen als Vorbild und Anregung zu Hilfe nehmen. Die urwüchsige und gesunde Kraft des künstlerischen Gestaltens, die aus den landschaftsgebundenen Erzeugnissen der Volkskunst spricht, wird die Jungens und Mädels von mancher sinnlosen Bastelarbeit und mancher geschmacklosen Modeströmung abhalten. Webkurse des BDM., die heute schon an manchen Heimatmuseen stattfinden, übermitteln nicht mehr allein die technischen Voraussetzungen und handwerklichen Kenntnisse, sondern sie lehren erkennen, daß sogar bei dem einfachen Handwerksvorgang des Webens die Gewebebindung und die Musterung von der Landschaft und dem Menschentum in ihr bestimmt werden.

Bäuerliche Schnitzarbeiten aus vielen Jahrhunderten beweisen, daß der Bauernbursche meisterhaft das Schnitzeisen führen konnte. Wo ist diese Fähigkeit heute noch zu finden? Die HJ. kann an den Beispielen, die das Heimatmuseum in sich birgt, wieder lernen, wie eine werkgerechte Bearbeitung des Materials aussieht. Vom einfachen Schnitzen des Gebrauchsgerätes über die verschiedensten Zierweisen im Flach- und Kerbschnitt führt der Weg zum Verständnis der Technik, zur Kenntnis des Holzes in bezug auf Härte und Maserung und damit am Ende zum Begreifen auch hoher künstlerischer Leistungen.

Mit diesen Beispielen sollte nur angedeutet werden, in welcher Richtung die Aufgaben liegen. Notwendige Voraussetzung ist jedoch dabei, daß Jungens und Mädels mit den Dingen in unmittelbare

Digitized by Google

Berührung kommen, gleichsam in ständigem Umgang mit ihnen leben. Dafür den Weg zu finden, wird nicht ganz einfach sein. Jedes Museum hat ja seine eigene innere Ordnung, es ist nach wissenschaftlichen Gesichtspunkten aufgebaut, zeigt Entwicklungslinien, historische Querschnitte, Sonderprobleme. Deshalb kann die Zusammenarbeit zwischen Hitler-Jugend und Museum nicht bei einem verstärkten Besuch etwa der Ausstellungsräume stehenbleiben. Das wäre gewiß nur eine vorübergehende Erscheinung. Vielmehr muß das Tätigkeitsfeld stärker „hinter die Kulissen" verlegt werden, d. h. Jungens und Mädels sollen nicht allein am Schaugut vorübergeführt werden, sondern sie müssen in eigenen Räumen die Möglichkeit erhalten, die Stücke im wahrsten Sinne des Wortes zu „begreifen", sei es im Original oder in Nachbildungen. Sie sollen sich selbst Modelle schaffen können, und schließlich die gewonnene Erfahrung in eigene Werkarbeit umsetzen. Am leichtesten ist diese unmittelbare Berührung mit dem Museumsgut bei den Museen, die schon heute mit der Jugend in Verbindung stehen, sei es, daß sie sich in einer Jugendherberge befinden, oder daß sie schon einen Schulungs- und Werkraum für die HJ. geschaffen haben. Es gibt viele Wege, die dazu führen, die Museen heute auch mit der jungen Generation in engere Verbindung zu bringen. Das Ergebnis sollte sein, daß der deutsche Junge im Museum einen Ort für die Bereicherung seines persönlichen und politischen Bewußtseins sieht. Günter Otto.

Alfred Kitzigs Radierungen

Es ist zwangsläufig so, daß „Originalwerke" der bildenden Kunst nicht für alle Volksgenossen erschwinglich sein können. Eine Plastik beispielsweise verlangt, insbesondere beim Bronzeguß, schon so erhebliche Kosten für das Material, daß die „Privathand" zum Ankauf nur selten ausreicht. Reproduktionen von Kunstwerken sind aber nie ganz befriedigend, weil Farbe und Charakter des Bildes durch Kopie oder Druck nie voll zu ersetzen sind. Hier kommt jene Kunstgattung uns entgegen, die von vornherein zum Vervielfältigen bestimmt ist und dabei „Original" bleibt: Radierung und Kupferstich.

Die unmittelbare Wirkung dieser Graphik spricht uns auch aus den Blättern Alfred Kitzigs an. Kitzig, der unserer jungen Generation angehört, ist Westfale und seine Kunst leugnet die Herkunft ihres Schöpfers nicht: etwas schwerfällige, wenig elegante Gestalten, die aber gesund und bedeutend in ihrem Wesen sind. Kitzig ist einer der wenigen Künstler, die heute wieder etwas „Metaphysisches" in ihre Werke einfließen lassen, d. h. die nicht nur schildern, was sie leibhaftig an Mensch und Landschaft sehen, sondern die darüber hinaus etwas Visionäres zum eigentlichen Gegenstand ihrer Werke machen. Kitzig kann solche Visionen deutlich und überzeugend machen, weil er mit einer erstaunlichen Sicherheit die Form beherrscht, und zwar in einem solchen Maße beherrscht, daß er seit Jahren auf menschliche Modelle verzichtet. Um so mehr kann er das menschliche Wesen vertiefen, auch durch den körperlichen, fast tänzerischen Ausdruck, mit dem er einzelne Gestalten beispielsweise schweben lassen kann.

Kitzig, der übrigens gerade in letzter Zeit auch dem Gemälde seine Kraft zuwendet, arbeitet nicht wahllos einzelne, isolierte Blätter aus, sondern schließt mehrere Blätter in einen Zyklus zusammen. Da die Radierarbeit einen hohen Aufwand an Zeit und Kleinarbeit erfordert, braucht ein solcher Zyklus von sechs bis zwölf Radierungen Jahre. Zur Zeit plant Kitzig einen Zyklus um die westfälische Sage von der „Schlacht am Birkenbaum". Das erste Bild unserer Kunstdruckbeilage ist diesem Zyklus entnommen. Während man dieses Blatt 1938 auf der Großen Deutschen Kunstausstellung in München sah, war das zweite Blatt, aus dem Zyklus zu Rilkes „Stundenbuch", dort 1937 ausgestellt. Es hat jene Stelle der Dichtung zur Vorlage, in der es heißt:

„Da blühen Jungfraun auf zum Unbekannten
und sehnen sich nach ihrer Kindheit Ruh,
das aber ist nicht da, wofür sie brannten,
und zitternd schließen sie sich wieder zu.
Und haben in verhüllten Hinterzimmern
die Tage der enttäuschten Mutterschaft."

Die anderen beiden Radierungen, die Gelegenheitsarbeiten sind, bei einer Reise an die Kurische Nehrung entstanden, zeigen, daß es sehr wohl möglich ist, junge Menschen ohne sentimentale Süßigkeit darzustellen. Alle vier Radierungen haben eine saubere, handwerklich richtige Ausführung gemeinsam, die noch mehr Künstler ermutigen sollte, das Mittel des Radierens, das so außerordentlich hohe Anforderungen stellt, zu benutzen.

Digitized by Google

Bühne und Film

Karthago in unserer Zeit

Daß wir auf dem Gebiet des Dramas vor überaus wichtigen Entscheidungen stehen, beweist nicht zuletzt das Für und Wider um das neue Drama unseres Kameraden Eberhard Wolfgang Möller. Möller hat mit seinem Stück einen Wurf gewagt, der so sehr mit einer flauen Tradition bricht und mit solcher Konsequenz seine Absichten zum Ausdruck bringt, daß zunächst schon allein das Ungewohnte dieser Dichtung zum Aufhorchen und zur Stellungnahme zwingt.

Die Grundauseinandersetzung, in der dieses Stück einen entscheidenden Waffengang bestreitet, scheint zunächst eine interne Auseinandersetzung zu sein, die sich zwischen den Dramatikern und nur im Raume der Bühne abspielt. Bei dieser Auseinandersetzung liebt und pflegt die eine Seite das „Theater", sie fordert und gibt das Bunte einer unheimlichen oder beschaulichen Welt, sie läßt vielerlei in sich häufig glänzende Szenen abrollen, sie arbeitet mit geschickten, wenn auch häufig für Bau und Gehalt des Dramas völlig belanglosen Effekten, sie bietet für das Auge Farbe und Bewegungen, nicht selten in Art einer Revue, kurz, sie ist dem Theater in der durch Shakespeare geprägten Form verfallen, sie richtet sich nach dem Komödiantischen (und deshalb sind diese Stücke bei den Schauspielern sehr beliebt), sie bietet Bombenrollen und Bombenerfolge. Das Prinzip dieser Dramatiker ist ein Drama um des Theaters willen, also paradoxerweise um der Vermittlung dieses Dramas willen.

Wenn man von den epigonenhaften jungen und alten Stückeschreibern absieht, so steht auf der anderen Seite die Front derer, die sich dem Reichtum aller theatralischen Buntheit zu verschließen scheinen. Sie sind sparsam, um monumental sein zu können. Man könnte auch in anderer Hinsicht an die Architektur denken, wenn man diese Stücke sieht, so klar, man möchte sagen „zweckmäßig", sind sie gebaut. Sie geben dem Schauspieler eine andere, aber im Grunde nicht undankbare Aufgabe: Träger der Dichtung und zumal der Sprache, nicht vornehmlich der Mimik, zu sein. Wortführer dieser Dramatiker ist Eberhard Wolfgang Möller, dessen neues Stück gerade deshalb, weil es ganz entschieden über die Welt der Bühne hinausstrebt, Aufsehen erregt hat. Möller sieht in seinem Stück die Geschichte ja nicht, wie die Vertreter eines andersgearteten dramatischen Schaffens, als Fabulierer, der für eine „reizvolle" Szenenfolge die historische Rechtfertigung sucht, sondern er sieht die Geschichte ausdrücklich und bewußt als Nationalsozialist, d. h. nicht mehr als neutraler oder nur wissenschaftlicher Betrachter, sondern ganz eindeutig als ein gegenwärtiger Mensch, der mit den Blicken unserer Gegenwart mißt. So geht es in diesem Stück nicht mehr um den dramatischen Vorgang „an sich", sondern um Möglichkeit und Maß seiner Gegenwartsbezogenheit. Es geht um Politik. Für Möller ist der Untergang Karthagos ein geschichtliches Grundereignis, also eine keineswegs einmalige Erscheinung, und dieses immer gegenwärtige Grundereignis ist beinahe zufällig in den Vorgang „Karthago" gekleidet: ein fettes Schmarotzervolk von Krämern und Kriechern findet das verdiente Ende. Vergeblich ruft der wissende Führer — Hasdrubal — zum Widerstand. Das Volk ist für den Aufbruch nicht mehr stark genug. Die soldatische Bewegung, die Hasdrubal entfacht hat, wird in der Fäulnis der Stadt erstickt und um den Sieg betrogen.

Trotz aller gegenteiligen Beteuerungen in Leitartikeln ist es für viele Kritikaster offenbar beängstigend, in der Geschichte soviel Gegenwärtiges entdecken zu müssen. Drohte dieses Schicksal nicht uns? Sind nicht wir jenes Volk des Niedergangs gewesen? Hier bleiben wir nicht mehr reservierte Theaterbesucher, sondern wir sind die unmittelbar Betroffenen: dies Karthago dort ist kein Märchenland, sondern es ist Berlin, das Berlin von 1931. Und weil Möller das Schicksal Karthagos in geradezu faszinierender Deutlichkeit konsequent auf uns bezieht, ohne im übrigen jenen historischen Vorgang zu verfälschen, wehrt sich ein Teil der Zuschauer gegen diese unmittelbare Anrede. Der Widerspruch, der sich regt, geht dabei meist von dem äußerst törichten Argument

Digitized by Google

aus, daß ja doch die Karthager weder von „Republik-Schutzgesetz“ gesprochen hätten, noch, wie doch wissenschaftlich nachweisbar sei, von einer solchen Brüning-Type regiert worden seien, wie es Möller darstelle. Hierbei wird vergessen, daß Möller Übersetzer ist. Einerseits übersetzt er rein sprachlich durchaus zutreffend etwa den Titel des Staatslenkers mit „Ministerpräsident“ und er übersetzt ein Gesetz, das damals dieselbe Funktion erfüllte wie das uns bekannte „Republik-Schutzgesetz“, eben mit diesem Ausdruck. Darüber hinaus übersetzt er aber auch nicht nur sprachlich sondern auch im Vorgang das, was das Wesen jener Ereignisse ausgemacht hat, in Bezirke, die uns verständlicher sind und die den Abstand, der uns sonst von jenen Vorgängen distanzieren würde, überbrücken, so daß wir erst wahrhaft erschüttert werden können. Nicht aber wollte Möller ein „Schlüssel“-Drama schreiben!

Wenn hier und da die Absicht dieses Dramas nicht verstanden wird, so mag man, durch die Erfahrungen der Vergangenheit gewitzigt, vielleicht gerade darin die Bestätigung für die geniale Eingebung des Dichters erkennen. Um diesem Publikum entgegenzukommen, hätte es sich Möller sicherlich leichter machen können, wenn er eins der üblichen historischen Stücke geschrieben hätte, die uns im Grunde nichts angehen. Möller wollte aber, daß sein Werk uns etwas angeht — und daß die Zuschauer sich angesprochen, ja beunruhigt fühlen, rechtfertigt den Weg, den Möller kühn beschritten hat. Friedr. W. Hymmen.

Das unbeliebte Hörspiel

Die Meinungen über das Hörspiel sind geteilt. „Schon wieder ein Hörspiel“, rufen die einen und schalten den Lautsprecher so lange ab, bis „Heinzelmännchens Wachtparade“ wieder ertönt und die anregende Unterhaltung lieblich untermalt. „Endlich wieder ein Hörspiel“, meinen die anderen schon beim Blick ins Rundfunkprogramm, machen sich für eine Stunde von der Arbeit frei und lauschen am Lautsprecher ebenso angespannt wie im Theater. Der Meinungsstreit über das Hörspiel teilt die Hörer in zwei Gruppen auf — in solche, die den Lautsprecher von früh bis abends laufen lassen und den Rundfunk überhaupt nur als Geräuschkulisse auffassen, und in solche, die sich die Sendungen aussuchen, die sie hören wollen, die dem Rundfunk aufmerksam lauschen, die schon vom Programm ablesen, was sie besonders interessiert. Es kann also auch beim Hörspiel gar nicht darum gehen, ob 30, 50, 70 oder 90 v. H. der Hörer das Hörspiel ablehnen, sondern nur darum, welche Hörergruppe der Rundfunk ernst nehmen muß.

Man sieht die Frage falsch, wenn man sie vom sozialen Standpunkt aus lösen will. Das Hörspiel ist keine Sache der Intellektuellen, wie auch das sinngemäße Hören keinesfalls ein Vorrecht der geistig Gebildeten ist. Es wäre auch nicht richtig, wenn man umgekehrt die Vorliebe für den Rundfunk allein zu einer Sache der weniger begüterten Schichten stempeln wollte. Nein, wie der Rundfunk selbst so geht die Front des Hörspiels durch das ganze Volk, durch alle seine Kreise in sozialer und ständischer Hinsicht. Es erfaßt alle die, die sich das Organ für das Geheimnis des Wortes bewahrt oder erworben haben. Wohl läßt sich feststellen, daß der durch regelmäßigen Theater- oder Kinobesuch nicht verwöhnte, nicht zur Bequemlichkeit erzogene Hörer dem Hörspiel von vornherein aufgeschlossener gegenübersteht. Aber verschiedene Umfragen des Deutschlandsenders haben gezeigt, daß begeisterte Bekenntnisse zum Hörspiel von Arbeitern und Bauern, von Handwerkern und Fabrikanten, von Beamten und aus den Berufen mit Hochschulbildung kommen. Der Weg des Hörspiels ist heute klar erkennbar. Vor etwa einem Jahr wurde das Übermaß an Hörspielsendungen eingeschränkt, weil man mit Recht die Qualität des Hörspiels für wichtiger erachtete als seine Quantität. Zugleich wurde die unterhaltende Note des Rundfunks noch ausgeprägter zur Geltung gebracht. Unter diesen Umständen kann man die Hörerstimmen auch nicht mehr ernst nehmen, die heute noch darüber klagen, der Rundfunksendeplan böte nicht genügend leichte Unterhaltung, nicht genug zur Entspannung. Das ließe sich statistisch widerlegen, es ließe sich entgegenhalten, daß vor fünfzehn Jahren überhaupt noch kein Rundfunk bestand, und daß damals jeder ohne Entspannung dieser Art auskam und auch heute wenigstens einen Abend in der Woche auf harmlose Unterhaltung zugunsten künstlerischer Sendungen verzichten könnte, es ließe sich ganz eindeutig erklären, daß „Unterhaltung um jeden Preis“ des deutschen Menschen nicht würdig sei.

Digitized by Google

Im Hinblick auf das Hörspiel sei nur zweierlei betont: auch Hörspiele können sehr wohl entspannen und unterhalten, zumal seit lustige und ausgesprochen spannende Hörspiele immer häufiger gesendet werden. Und weiter ist der Rundfunk schließlich ein Träger der deutschen Kultur, der nicht nur Schrammel- und Tanzmusik bieten darf, sondern auch den Geist deutscher Dichtung ins Volk tragen soll. Ein Instrument von der großen Reichweite des Rundfunks, das in jedes deutsche Haus Eingang findet, darf einfach nicht auf künstlerische Sendungen verzichten, und er will das auch gar nicht. Das Hörspiel hat dabei besondere Bedeutung, weil es als einzige Kunstform aus den eigenen Gestaltungsmitteln des Rundfunks gewachsen ist und zugleich eine vollwertige Dichtungsgattung darstellt.

Der Blick auf die letzten fünf Jahre des deutschen Hörspiels bestätigt das. Wir finden unter den Verfassern von Hörspielen Namen wie E. W. Möller, Richard Euringer, H.-J. Nierentz, Herybert Menzel, Ludwig Tügel, Hans Rehberg, Wolfram Brockmeier, Martin Raschke, Josef-Martin Bauer, Richard Billinger und Alfred Karrasch. Sie haben das Hörspiel allmählich aus einer thematischen Abseitigkeit befreit, haben ihm wesenseigene und volkstümliche Inhalte gegeben. Hörspiel ist weder ein technischer Bluff, noch akustische Spielerei. Es ist die Dichtungsgattung, in der das Wort die entscheidende Rolle spielt, in der sprachlich und sprecherisch jede feinste Schwingung zum Ausdruck kommen kann, weil das Mikrophon die denkbar größte Feinhörigkeit besitzt. Die allein akustische Wirkung macht eine besondere Gestaltungsweise notwendig, in der wenige Geräusche, wenige Wortfetzen, wenige Takte Musik bereits eine ganz zwingende Stimmung schaffen.

Das sind Gründe genug, das Hörspiel anzuerkennen und ihm die Stellung zu schaffen, die ihm gebührt. Leider haben in letzter Zeit die Bearbeitungen von Bühnenwerken oder Romanen bedauerlich die Oberhand gewonnen. Die Zahl der Dichter, die fürs Hörspiel schaffen, ist geringer geworden, weil man nach der Begrenzung der Hörspielsendungen keine Möglichkeiten mehr sah. Dabei erfordert gerade die Qualitätssteigerung des Hörspiels die Mitarbeit von weit mehr anerkannten Schriftstellern als bisher. Es werden immer noch Hörspiele gesendet, die den Anforderungen, die man an sie stellen muß, keinesfalls entsprechen. Diese Werke sind es aber, die immer wieder das Hörspiel ganz unnötig in Mißkredit bringen, die als Beweis für die Abwegigkeit des Hörspiels angeführt werden. Gerade die jüngeren Schriftsteller aber haben zuerst erkannt, welche Möglichkeiten das Hörspiel bietet, mit Dichtungen in weite Kreise des Volkes zu dringen, und haben sich des Hörspiels angenommen. Es sollte jedoch eine Selbstverständlichkeit auch für manche abseits stehenden Schriftsteller sein, daß nicht nur Dramen, Romane oder Novellen geschrieben werden können, sondern mit gleichem künstlerischem Ernst auch Hörspiele.

Die Einwände vieler Schriftsteller gegen das Hörspiel sind verständlich und dürfen vom Rundfunk nicht gering geachtet werden. Denn der Dichter will nicht, daß sein Werk nach einmaliger Sendung für alle Zeiten verklungen ist, daß kaum eine Pressestimme sich sachlich mit dem Werk auseinandersetzt. Er fordert also Wiederholungen und Ausdehnung der Kunstbetrachtung auf das Hörspiel. Er erwartet, daß auch jeder Rundfunkmann das Hörspiel so ernst nimmt, wie es das als einzige eigene Kunstgattung des Rundfunks verdient, und daß man ihm die finanziellen Möglichkeiten gibt, in hinreichend langer Zeit ein Hörspiel reifen zu lassen. Wir sind sicher, daß Tügels „Das glückhafte Schiff von Dorkum", das bleibende Hörspiel des letzten Winters, nicht in wenigen Tagen niedergeschrieben wurde, daß es Zeit zum Wachsen hatte. Daran sollten die Sender denken, wenn sie Hörspielaufträge geben. Der Dichter begrüßte es auch, wenn jeder Reichssender eine eigene Hörspielschar hätte, die eine geschlossene sprachliche Einarbeit vor dem Mikrophon gestaltet, weil sie dessen Erfordernisse genau kennt. Jeder am Hörspiel interessierte Hörer wünscht schließlich einen planvolleren Einsatz der besten Hörspiele, er findet es unzweckmäßig, wenn hier unsystematisch jeder Sender nur an sich denkt und wenn dann nach tagelanger Hörspielpause an einem Abend plötzlich drei oder vier Hörspiele gleichzeitig zu hören sind. Diese Mängel, die dem Hörspiel noch anhaften, müssen überwunden werden, und gewiß steht der Rundfunk in dem augenblicklichen Stillstand der Hörspielentwicklung den Anlaß für entscheidende Maßnahmen.

Es kommt nicht darauf an, daß nun etwa wieder mehr Hörspiele gesendet werden.

Digitized by Google

Nein, die vorjährige Einschränkung hat sich als sehr notwendig erwiesen. Aber um das, was gesendet wird, sollte aus der Verpflichtung einer nationalsozialistischen Kulturpolitik heraus mit stärkstem Einsatz gerungen werden. Wenn jetzt der Deutschlandsender, die Reichssender Berlin und Breslau und mit Abstand Leipzig fast allein an der Weiterentwicklung des Hörspiels arbeiten, so erkennen hoffentlich auch die anderen Reichssender, welche Aufgabe hier für sie liegt. Das Hörspiel ist nur so lange unbeliebt, wie es sich selbst nicht ganz ernst nimmt. Es sollte sich aber bald ernst nehmen, denn der beste Teil der Hörerschaft hat sich bereits zu ihm bekannt.

Gerd Eckert.

Neue Bücher

Die Helios-Klassiker

Als kürzlich bei Eröffnung der Buchwoche in Wien Baldur von Schirach darauf hingewiesen hatte, daß man die wertvollen Werke der Literatur heute in einem geschmackvollen, dauerhaften Einband und zu annehmbarem Preise erhalte, wurde ich anschließend gefragt, wo es denn diese Werke gebe. Und damit war ein Klagen über die teuren Preise der würdig ausgestatteten und ein Jammern über die schlechten Formen des Erschwinglichen verbunden. Von jemandem, den Eichendorff oder C. F. Meyer einmal gepackt hat, stammt dieser Einwand nicht. Denn die begeisterten und dankbaren Freunde solcher Meister vermochten sich noch immer in den Besitz der Werke zu setzen, die sie zu denen zählen, zu denen man nach Schirachs Wort immer wieder freudig zurückkehrt. Aber junge Menschen gerade jener Bevölkerungskreise, denen der oberflächliche Zeitvertreib näherliegt als die Schatzkammer der Literatur, wollen zum wertvollen Buch erzogen werden. Das besorgt sehr oft schon der Verleger durch eine ebenso erschwingliche wie gewinnende, würdige Ausstattung. Man darf nun gewiß nicht einer einzelnen Ausgabe von Meisterwerken besonders das Wort reden. Immerhin wollen wir die sehr erfreuliche Leistung des Reclam-Verlages gern anerkennen, der unter dem Kennwort „Helios-Klassiker" für 2,45 RM. (je Band) ein dauerhaftes, schönes Buch liefert, das aus folgendem Grund besonders erwähnt werden muß. Die hier erschienenen Ausgaben verzichten auf die Vollständigkeit der Werke. Sie geben eine Auswahl des Schönsten und allgemein Verständlichen und Wertvollen. Diese immerhin noch sehr umfangreiche Auswahl wird eingeleitet durch vorzügliche Bearbeiter, denen es weniger um die Vermittlung besonderer Forschungsweisheiten als um eine gewinnende, Interesse weckende Einführung in das Leben und Schaffen des Meisters und in die Zeit geht, in der sein Werk entstand. Gewiß, wer Literatur studieren will, wird sich weder mit den — allerdings vorzüglichen — Einführungen wie den gekürzten Ausgaben abfinden. Für ihn wollen die Helios-Klassiker nicht gelten. Aber alle jene, denen es nur um Herzensbildung geht, werden hier genügend Schätze und Wege zu ihnen finden, bei denen sie die Unsterblichkeit unserer großen Dichter ahnen.

Vor uns liegt ein von Dr. Nußbächer großartig eingeleiteter Band „Matthias Claudius". Reiches Material aus dem „Wandsbecker Boten" wird uns hier zugängig. Von Hebbels Werken ist eine siebenbändige Ausgabe (Herausgeber Gerhard Fricke) in der Reihe erschienen, wovon allein drei Bände Hebbels Tagebücher und zwei Bände Dramen enthalten. Sämtliche Werke Conrad Ferdinand Meyers finden wir in vier Bänden. Ebensoviel Bände enthalten die von Carl Neumann ausgewählten Werke Anzengrubers. Drei Bände der Werke von Kleist liegen vor. Auch ein Band Hölderlin, Körner und Droste-Hülshoff erschienen. Es ist anzunehmen, daß die Herausgabe unserer klassischen Literatur in der Reihe dieser wundervollen Bände fortgesetzt wird.

Kis.

Digitized by Google

Heinz Schwitzke: „Schwedischer Winter", Roman. Zeitgeschichte-Verlag W. Andermann, Berlin. 478 Seiten. Ganzleinen 6,80 RM.

Wir unterscheiden unter den Dichtern nicht mehr „Spezialisten" für die einzelnen Gebiete der Literatur, wir trennen also nicht die Lyriker von den Dramatikern oder Epikern, obwohl jeder einzelne seiner Begabung nach diesem oder jenem Gebiet den Vorzug geben wird. Jedenfalls ist die Schöpferkraft des Dichters immer in ihrem Wesen die gleiche Voraussetzung, die sich nur verschiedener Mittel bedient. Deshalb wundert es uns nicht, wenn Heinz Schwitzke, der nach der Aufführung seines in Absicht und Form bedeutenden Dramas „Scarrons Schatten" zunächst als „Dramatiker" bezeichnet wurde (obwohl von ihm eine Anzahl schöner und gedanklich tiefer Gedichte und Feiern vorliegt), jetzt einen Roman geschrieben hat, der trotz seiner 500 Seiten uns von fast novellistischer Knappheit zu sein scheint.

Schwitzke bricht in überzeugender Form mit einer Tradition des Romans der letzten Jahrzehnte, die im Grunde darin bestand — sagen wir es doch rund heraus — zu langweilen. Man nannte das „breit angelegt" oder „beschaulich", man gab vor, sich an der Langsamkeit matter Beschreibungen, an der peinlichen Sorgfalt psychologischer Analysen zu erfreuen, und so kam es, daß man sich unter einem Romanautor allmählich nur noch einen gütigen Greis vorstellen konnte. — Nun aber finden wir hier, nach dem mutigen Vorstoß E. W. Möllers mit seinem Roman „Schloß in Ungarn" im gleichen Verlag das Werk „Schwedischer Winter" von Heinz Schwitzke, das zunächst dadurch aus dem Wust mittelmäßiger Romanliteratur hervorragt, daß es stürmisch und voller Schwung die spannende Handlung, nicht die beschauliche Betrachtung in den Mittelpunkt stellt. Dieser Roman ist so unerhört spannend, daß, wenn man die ersten paar Seiten gelesen hat, man buchstäblich nicht mehr davon los kann und Tag und Nacht liest und liest, und daß man in der Welt dieser Dichtung — wie selten wird uns das beschert! — völlig aufgeht.

Das Thema des Romans entspricht der Leidenschaftlichkeit der Form. Es ist jene unheimliche Verschwörung und Gegenverschwörung um den schwedischen König, die gegen Ende des 18. Jahrhunderts in Stockholm einen bedeutenden Mann an die Macht brachte, den Grafen Wachtmeister. Sehr geschickt legt Schwitzke den Vordergrund der Handlung aber in die jugendliche Gestalt eines seiner Anhänger, so daß in einer wirklich einzigartigen Weise das Menschliche, das Glück und Leid einzelner, nicht aber das historisch Berichtende der Weltgeschichte den Leser führt, dessen Teilnahme an der Geschichte ja jetzt viel unmittelbarer ist, als wenn er etwa an Hand historischer Quellen von jenen Ereignissen erfahren würde. Schwitzke vereinigt also in seinem Werk das politische Element mit dem epischen, ohne auch nur im geringsten dabei lehrhaft, immer jedoch dichterisch, zu erscheinen.

Große Anerkennung verdient auch die sprachliche Form des Romans, die meisterhaft „erzählend" ist. Hier knüpft Schwitzke an die echten und richtigen Traditionen deutscher Erzählerkunst an, die vor hundert Jahren eine Blüte erlebt hat.

Friedr. W. Hymmen.

Beilagenhinweis

(Außer Verantwortung der Schriftleitung)

Die vorliegende Auflage unserer Zeitschrift enthält eine Beilage: „Jungen — eure Welt" vom Zentralverlag der NSDAP. Franz Eher Nachf. G. m. b. H., München—Berlin. Wir empfehlen unseren Lesern diesen Prospekt zum aufmerksamen Studium.

Hauptschriftleiter und verantwortlich für den Gesamtinhalt: Günter Kaufmann.

Stellvertreter: Friedr. W. Hymmen. Anschrift der Schriftleitung: Reichsjugendführung, Berlin NW 40, Kronprinzenufer 10. Fernsprecher: 12 74 91. — Verlag: Franz Eher Nachf. G. m. b. H., Zentralverlag der NSDAP., Berlin SW 68, Zimmerstraße 87—91. Postscheckkonto: Berlin 4454. Verantwortlich für den Anzeigenteil: Ulrich Herold, Berlin. — DA III. Vj. 1938: über 60 000. Pl. Nr. 8. — Druck: M. Müller & Sohn KG., München; Zweigniederlassung Berlin SW 68, Dresdener Str. 43. — „Wille und Macht" erscheint am 1. und 15. jedes Monats und ist zu beziehen durch den Verlag sowie durch die Post und alle Buchhandlungen. Bezugspreis vierteljährlich 1,80 RM. zuzüglich Bestellgeld. Bei Bestellung von 1 bis 3 einzelnen Nummern bitte den Betrag in Briefmarken beizulegen, da Nachnahmesendung zu teuer ist und diese Bestellung sonst nicht erledigt werden kann.

Digitized by Google

Wille und Macht

Führerorgan der nationalsozialistischen Jugend

HERAUSGEBER: BALDUR VON SCHIRACH

Jahrgang 6 | Berlin, 15. Dezember 1938 | Heft 24

Günter Kaufmann:

Die Schule von morgen!

Vom Marktplatz eines mitteldeutschen Kleinstädtchens führt an schönen Fachwerkbauten vorbei eine schmale Straße zur Schule. Ich sah eines Morgens in aller Frühe die Pimpfe des Ortes mit den Arbeitstaschen in der Hand unter dem Fenster meines Gasthauses vorüberlaufen und suchte unter einem der vorüberwandernden Hüte erwachsener Personen den dazu gehörigen Lehrer zu entdecken, ohne jedoch eine sichere Wahl treffen zu können. Beim Frühstück leistete mir die redselige Wirtin des „Goldenen Hirschen" bereitwilligst Gesellschaft. Nach gutem Brauch zeigte ich für die Entwicklung ihrer Kinder besonderes Interesse und war trotz der erwarteten Gesprächigkeit bei diesem Thema über einige ihrer Äußerungen überrascht. Ein Pächter aus der Umgebung, der am Nebentisch eine Fleischbrühe schlürfte, stimmte ihr dabei lebhaft zu. Ihre Begeisterung und Freude galt der Schule. Sie hatte zwei Pimpfe, die soeben das Haus verlassen hatten und die ich in dem nicht weit entfernten Schulbau im Geiste schon die letzten Schulaufgaben von einem strebsameren Nachbarn vor Eintreten des Lehrers in die Klasse abschreiben sah. Aber die Wirtin vom „Goldenen Hirschen" wies meine Vorstellung, als ich sie lachend laut werden ließ, entrüstet zurück. Das sei es ja, was sich geändert habe. Ihr Franz und Walter arbeiteten fleißig und begeistert für die Schule, was sie und alle ihre Bekannten im Ort zunächst arg verwundert habe, da es früher anders üblich gewesen sei und wohl überhaupt eine Ausnahme darstelle. Ihr sei es schon recht, wenn ihr die Sorge um die österliche Versetzung ihrer Jungen durch den so plötzlichen Fleiß abgenommen sei, da der Vater früh verstorben und den Kindern an sich eine harte Hand fehle. Aber um Gottes willen wolle sie auch ja keine Muttersöhnchen und Streberseelen aufziehen, was in dieser Zeit doch wenig gelte. Schließlich habe es aber der Walter doch schon

Digitized by Google

bei den Pimpfen zu einer hohen Führerstellung gebracht, er sei Jungenschaftsführer, und der Franz sei auch alleweil bei den Ersten, und da müßte sie doch die glückliche Gewißheit haben, daß alles in bester Ordnung sei. Der Pächter, dem mein Staunen aufgefallen war, half mir, diese wundersame Erscheinung zu erklären. Und da stellte sich heraus, daß in Walters Klasse nicht mehr voneinander abgeschrieben wurde, daß es als unehrenhaft galt, den Lehrer zu betrügen oder während des Unterrichts Allotria zu treiben. Zu ihrem Lehrer Schmidt sagten sie alle „du", denn er war wie sie in der Hitler-Jugend, obgleich er schon im einunddreißigsten Lebensjahr stand. Er war Gefolgschaftsführer, führte jedoch nicht die örtliche Gefolgschaft. Aber er war Kamerad unter Kameraden. Bei den Geländespielen war er stets dabei, und er genoß bei allen ein großes Ansehen, und jede Partei wünschte ihn auf ihre Seite zu ziehen, da er täuschend ähnlich die Stimmen vieler Tiere nachahmen konnte und so im Gelände von sachverständigen Pimpfen als besonders wichtiger Bundesgenosse gewertet wurde. Bei Sportwettkämpfen half er den Einheiten in ihrer Punktwertung. Zum Basteln stellte er ihnen seine eigene Werkbank zur Verfügung. Immer hielt er sich dabei zurück. Nie führte er selbst das Kommando, und nur, wenn es not tat, gab er seinen Rat, den dann in lautloser Stille alles anhörte und ganz selbstverständlich befolgte. Er hatte an sich viel weniger als der aktive Gefolgschaftsführer zu befehlen, war aber in Wirklichkeit die unbestrittene Autorität unter der Jugend weit über seine Klasse hinaus. Nur so hatte er vermocht, auch das Abschreiben und die Lausbübereien aus seiner Schulstube nicht ohne die heimliche Bewunderung seiner Kollegen zu verbannen. Wenn eine Klassenarbeit zu schreiben war, stellte er lediglich die Aufgabe und verließ dann den Raum in der sicheren Gewißheit, daß die Selbstdisziplin der Jungen größer und wachsamer als sein Auge sei, um das sogenannte „Spicken" untereinander zu verhindern. Anfänglich hatten es wohl einige versucht. Sie hatten dann aber von der Mehrheit ihrer Kameraden derartige Prügel bezogen, daß niemals wieder der Versuch unternommen wurde, das Vertrauen des Lehrers zu hintergehen. Walter war als Jungenschaftsführer gleichsam Sprecher der Klasse, und wenn er eine Anordnung traf, so leistete ihm alles Folge. Er sorgte auch dafür, daß, wo sich Ansätze zu Unehrenhaftigkeiten herausstellten, die Gemeinschaft den betreffenden Kameraden zur Verantwortung zog.

Gefolgschaftsführer Schmidt war dem Pächter gut bekannt, denn in seinem Gelände durften sich die fröhlichen Jungen nach Lust und Liebe auslaufen, wußte er doch, daß sie niemals auf seine jungen Saaten traten, was allerdings auch zu ewiger Feindschaft zwischen ihnen geführt hätte. Während er erzählte, nickte die Wirtin zustimmend, und die Tränen der Rührung schienen augenblicklich hervorquellen zu wollen. Dann nahm sie aber wieder das Gespräch auf und wußte zu berichten, wie begeistert ihre Jungen bei der täglichen Mahlzeit vom Schulunterricht erzählten. Der Lehrer Schmidt habe mit ihnen z. B. Omnibus gespielt, und dabei hätten sie als Schaffner bei der Abrechnung eine schwierige Rechenaufgabe

Digitized by Google

lösen müssen. In der Erdkundestunde wußte er um alle Flüsse und Berge so viel Geschichten zu erzählen, so daß sie die vielen Namen leichter behalten würden. Ich glaube, unterbrach ihre Erzählung der Pächter, daß diese Jungen nur so fleißig arbeiten, weil der Lehrer sie begeistert, weil er das Wissen ihnen anschaulich und lebendig zum Besitz werden läßt. Tote Zahlen zu lernen, wie man ihm in seiner Schulzeit aufgetragen habe, dazu hätten diese wilden Pimpfe von heute wahrscheinlich noch weniger Lust als sie damals.

Der Standortführer bestätigte mir, wie vorzüglich das Verhältnis von Hitler-Jugend und Schule sei, und sie könnten nur lachen, wenn man sich in Berlin die Köpfe darüber zerbräche oder allerlei darüber in Reden und Zeitungen diskutiert würde. Und wahrhaftig: in diesem Ort findet keine Kundgebung statt, bei der etwa ein Lehrer, ohne vorher angegriffen worden zu sein, eine große Verteidigungsrede für seinen Stand hielte, nachrechnet, wieviel von ihnen Reserveoffiziere, im Felde gefallen oder vorher in der Partei gewesen sind. Der Ruf an die Jugend, doch die Autorität zu respektieren, wurde hier nicht vernommen, denn hier war die natürliche Autorität längst anerkannt. Gleich gar nicht gab es eine Streitfrage, ob der Lehrer nur Wissen vermitteln oder die totale Erziehung leiten solle. Ein solcher Streit wäre hier gar nicht verstanden worden, weil jeder schon den Platz einnahm, der ihm zukam. Auch glaube ich nicht, daß Sorge um den ausreichenden Nachwuchs für die Lehrerstellen im Ort jemals auftreten wird, weil viele der kleinen Pimpfenführer später den Beruf des Lehrers, der sie so begeistert hatte, gern erwählen werden. Jeder aber im Städtchen spricht mit aufrichtiger Bewunderung und Verehrung vom Lehrer Schmidt. „Der ist selber wie unsere Pimpfe", meinte die Wirtin vom „Goldenen Hirschen". Und mit ihr meinten die Damen vom Donnerstagskränzchen, was sie bei sich regelmäßig im blauen Zimmer vereinte, daß sie wohl Sorge hätten, die Pimpfe seien zu leichtsinnig bei dem schlechten Wetter und der Lehrer Schmidt halte sie bei den übermäßigen Anstrengungen der Wochenendfahrten, obwohl er immer dabei sei, nicht genügend zurück, aber die Hauptsache sei es doch, daß sie trotz des Dienstes so gern und fleißig lernten und somit bei den guten Berufsaussichten jedes Kind zu den allergrößten Erwartungen berechtige.

*

Auf die vielen Fragen, die wir im Blick auf die Entwicklung unserer Schule in der vorliegenden Ausgabe unserer Zeitschrift und unserem Schwesterorgan, der Fachzeitschrift „Das Junge Deutschland" anschneiden, sollte durch die Schilderung dieser kleinen Begebenheit von vornherein eine Antwort erteilt werden. Nicht etwa, weil nichts mehr zu fragen und alles gelöst wäre! Nein! Über die außerordentliche Seltenheit einer solchen Lage im Bezirk unserer Jugenderziehung, in die sich Hitler-Jugend und Schule mit dem Elternhaus teilen, darf kein Zweifel bestehen. Immerhin verbürgen die etwa 5 Prozent aller deutschen Lehrer, die in der HJ. mitarbeiten, daß schon in kurzer Zeit dem geschilderten Ideal weitere vorbildliche Beispiele folgen können und wir hier nicht einem utopischen Gedanken

Digitized by Google

nachgaukeln. Freilich ist das nicht von uns allein abhängig. In den Adolf-Hitler-Schulen allerdings konnte dieses erzieherische Ideal, das wir oben kurz andeuteten, restlos in die Wirklichkeit umgesetzt werden.

Bevor wir also in die Erörterung der Schulerziehung eintreten, mag diese kleine Geschichte ein Wort Baldur von Schirachs belegen, das in seinem soeben im Zentralverlag der NSDAP. Franz Eher Nachf., München, erschienenen Buch „Revolution der Erziehung" zu lesen ist: „Wir kämpfen nicht gegen die Schule, wir kämpfen für die Schule." Und wenn uns jemand fragen sollte, mit welchem Recht wir diese Sache aufwerfen, so sei mit seinem Wort erwidert: „Das Objekt der Erziehung ist immer dasselbe, ob es in dem einen Fall als Schüler oder im andern als Hitlerjunge bezeichnet wird, es ist ein und derselbe Mensch. Alle Streitigkeiten um erzieherische Doktrinen werden auf dem Rücken der Jugend ausgetragen! Es darf also niemals aus einer sachlichen Meinungsverschiedenheit zwischen Schule und Hitler-Jugend ein Streit werden, der unten im Leben der Jugend fühlbar wird." So muß unsere Erörterung ganz selbstverständlich positiv sein und wir spenden keinem billigen Beifall, der nach einer aus früherer Zeit überkommenen Gewohnheit auf die Lehrer zu schimpfen beliebt. Die Frage der Erziehung ist viel zu ernst, als daß sie Gegenstand allgemeiner Belustigung sein dürfte. Wo so etwas anzutreffen ist, wollen wir den Ursachen nachspüren und sie positiv bekämpfen. Es gibt im Reich heute nicht mehr als 8017 hauptamtlich tätige Jugendführer[1]), 183 094 hauptamtliche Volksschullehrer, aber auch etwa 46 000 allein katholische Kleriker (alles ohne den Sudetengau). Eine nationalsozialistische Weltanschauung verwurzeln wir im Herzen unserer Jugend nur für immer, wenn wir die Einheit der Erziehung in Schule und Hitler-Jugend herstellen, wobei uns jedes deutsche Elternhaus freudig unterstützen wird.

Nochmals festgestellt sei, was bekannt ist, daß der Zustrom zum Lehrerberuf aus der Jugend bedrohlich schwächer wird. Der jährliche Bedarf von 7500 Lehrern und Lehrerinnen wird bei Zugrundelegen der Berufsabsichten der Abiturienten 1938 nur von 1900 Kandidaten gedeckt werden können[2]). Die Auswirkungen müssen dann einmal das weitere Zusammenlegen von Schulklassen und damit Leistungsminderungen der Schüler mit Rückwirkungen auf das Berufsleben sein. Fest steht, daß Wehrmacht und Wirtschaft heute schon mit dem Leistungsvermögen der Volksschulen nicht zufrieden sind, was auch die Ergebnisse der Reichsberufswettkämpfe bei der Auswertung erkennen lassen. Einmal also Mangel an frohem Berufsnachwuchs, Fehlen von Popularität eines Standes — zum andern unzureichende Leistungsergebnisse und Leistungsfreude der Schüler. Diese Erscheinung ist um so auffälliger, als die Jugend in Beruf, Sport und Jugendarbeit eine ausgesprochene Leistungswilligkeit und -begeisterung an den Tag legt. Unabhängig von den Aufgaben der Jugenderziehung

[1]) Der Reichsarbeitsdienst zählt etwa 48 000 hauptamtliche Führer.
[2]) Ausführliches Zahlenmaterial vgl. „Das Junge Deutschland".

Digitized by Google

fordert hier schon die Wehrhaftmachung und der Vierjahresplan eine schleunige Wandlung.

Ferner zeigen sich offenbar Widersprüche in der Erziehung der Jugend: Hier das soldatische Prinzip der Pflichterfüllung, des Gehorsams, der Treue, der Ehrenhaftigkeit — dort findet die gleiche Jugend das Abschreiben, den Betrug am Lehrer, das Verheimlichen und Verschweigen „in Ordnung". Hier ein politisch gerade mit so wunderbaren Erfolgen belohntes Prinzip — dort eine gefährliche, von den Vätern schon übernommene Gewohnheit, die unseren Anforderungen an den Nachwuchs zuwiderläuft. Hier eine harmonische Gemeinschaft von Jugend und einer großen Anzahl von Lehrern — dort die Quelle von gegenseitigem Haß, Ärger und Unverständnis. Der Bruch in der Seele des jungen Menschen muß hier endlich überwunden werden.

Das sind einige feste Punkte, die wir erkennen. Dazwischen tauchen die seltsamsten Gerüchte auf: Die HJ. wolle die Schulerziehung übernehmen und die kleinen Einheitsführer sollten den Unterricht erteilen. Andere: Die HJ. wolle den Lehrer zum bloßen Wissensvermittler und die Schule zur Paukanstalt herabwürdigen, während die gesamte Erziehung nur von ihr durchgeführt würde. Alles das ist natürlich Unfug und Mißverständnis und bedarf daher der Erläuterung.

*

Worum es geht!

Die Frage ist also: Wie schaffen wir eine festgefügte Gemeinschaft von Jugendführern und Lehrern, um die Einheit der Erziehung zu gewährleisten? Wie erreichen wir eine Leistungssteigerung unserer Volksschulen? Auf welche Weise läßt sich praktisch für die nahe Zukunft der drohende Nachwuchsmangel beheben?

Die Einheit der Erziehung gewährleistet allein dieselbe erzieherische Idee, d. h. das gleiche erzieherische Ideal muß Jugendbewegung und Schule beseelen. Von Baldur von Schirach stammt der schlichte, aber revolutionäre Satz: „Die Selbstverantwortung der Jugend ist auch in der Schule denkbar." Und in seinem neuen Buch folgert er daraus: „Wenn es möglich war, die Jugendorganisation der nationalsozialistischen Bewegung durch den immer wiederholten Appell an die Selbstverantwortung aufzubauen, müßte daraus die Folgerung gezogen werden, daß auch die Schule die freiwillige Bereitschaft der Jugendlichen selbst erringen muß, um auch ihrerseits erfolgreich sein zu können." Jugendbewegung und Schule stehen danach als gleichberechtigte Erziehungsmächte Seite an Seite. Beide haben die Aufgabe, Jugend zu erziehen. Die Hitler-Jugend erfüllt ihren Auftrag durch Leibesübungen, Sport, Heimabende mit weltanschaulicher Schulung, Lager, Fahrten usw., die Schule erfüllt ihren Auftrag durch den Unterricht. Was Unterricht heißt, bedarf einer Erklärung.

Ist Unterricht tote Wissensvermittlung?

Leider verstehen viele, wenn wir von Unterricht sprechen, darunter noch die tote Wissensvermittlung der Vergangenheit, durch die sich Lehrer und Schüler das Leben

Digitized by Google

schwer machten. Allerdings, bisher oblag dem Lehrer nur diese Art der trockenen Wissensvermittlung, die wir als Sprecher der Jugend ihm gewiß nicht wieder zuweisen wollen. Sie ist hoffentlich endgültig überwunden. Der Unterricht eines wahrhaften Erziehers unterscheidet sich davon ganz erheblich. Ja, die Bindung des Lehrers zur Jugend und die Anerkennung seiner Autorität durch sie hängt nicht zuletzt davon ab, ob er nur Wissen in Dosen verabreicht oder einen lebendigen Unterricht aufbaut. Baldur von Schirach sagt an einer Stelle über den künftigen Erzieher: „Ihre Lehre wird sein: Das Beispiel ihres Lebens, und wenn sie die Worte der Weisheit sprechen, werden die Herzen der Hörer ergriffen sein von der zwingenden Gewalt ihres gelebten Glaubens."

Wissensstoff und Lebenswerte.

Der Stoff im Unterricht will *mit Leben erfüllt sein*[3]). Der Wert des Stoffes ist für den einzelnen und damit für die Gemeinschaft entscheidend, nicht die Menge. Es ist gewiß notwendig zu wissen, daß der Himalaja das höchste Gebirge dieser Erde ist, haften, fesseln, packen wird der Stoff nur, wenn gleichzeitig der Kampf deutscher Bergsteiger um seine Gipfel, die Heldentaten deutscher Pioniere mit der Vorstellung von ewigem Schnee und gewaltiger Höhe verbunden werden. Was bedeutet das Wissen von den Karpathen ohne das Bewußtsein, daß an ihren Hängen auch Deutsche wohnen und daß sich in unseren Tagen schicksalhafte Entscheidungen in ihrem Raum abspielen. Lange nach der Machtübernahme erschien im Reich ein Schulbuch, das z. B. über Rußland unterrichtete:

„Die gegenwärtigen Machthaber in Rußland haben in den letzten Jahren große Anstrengungen unternommen, um die riesenhaften Naturschätze, die im Lande vorhanden sind, der Volkswirtschaft nutzbar zu machen. Es ist fraglich, ob das gelingen wird... Die Industrialisierung wird nach einem Riesenplan durchgeführt. Neben dem Kohlen- und Industriegebiet am Donez entsteht in Magnetorsk im Ural... das größte Stahlzentrum der Welt. Die Dnjestr-Stromschnellen mit dem Riesenkraftwerk liefern 2½ Milliarden Kilowattstunden. Im ganzen Land entstehen Maschinenfabriken." Als Aufgabe wird den armen Schülern gestellt: „Miß die Länge der Wolga! Vergleiche sie mit der Rheinlänge! Miß die Ausdehnung des Ladogasees, vergleiche sie mit Württemberg! Miß die Länge des Ob, der Lena! Vergleiche sie mit der Wolga!"

Vom Bolschewismus und seiner Vorstellung von „Volkswirtschaft" keine Rede. Diese rein erdkundliche Wissensvermittlung ist nicht einmal objektiv, denn was nutzt es zu wissen, daß der Dnejstr 2½ Milliarden Kilowattstunden liefern kann, wenn sich seine zerlumpten Fischer in ihren Hütten kaum eine armselige Petroleumfunzel leisten können. Hier an diesem Beispiel wird der Unterschied zwischen Wissensvermittlung und einem erzieherisch wertvollen Unterricht klar, der in allem aus der völkischen Lebenswelt schöpft und auf uns und unsere Umwelt bezogen ist. Gerade die durch die Schulreform neu eingerichteten Fächer, wie Rassenkunde, Biologie oder das politische Geschehen der Gegenwart, wie Werk und Idee des Führers, mögen vor den bloßen Wissensvermittlern verschont bleiben und Menschen finden, die als berufene Erzieher darüber begeisternd unterrichten können. Auch für den

[3]) Vgl. den Aufsatz in diesem Heft „Der Erfolg des Unterrichts".

Digitized by Google

Lehrer gilt das Wort Baldur von Schirachs: „Wer die Jugend erziehen will, muß sie ehrfürchtig machen und begeistern können. Denn ohne Ehrfurcht und Begeisterung ist ebensowenig eine Erziehung wie ein höheres menschliches Dasein denkbar."

Wir sind uns hier klargeworden, daß der Unterricht mit Leben erfüllt sein muß. Er hat also auch einen lebenspraktischen Wert zu besitzen. Der Physikunterricht wird sich z. B. darauf einrichten müssen. Dem technisch geschulten Pimpfen, der sein Fahrrad abmontieren und wiederzusammensetzen kann, wird die Belehrung wenig fesseln, daß das Fahrrad „eine zusammengesetzte Kraftmaschine" ist, und folgender Hinweis zeigt die Kluft zwischen dem toten Lehrstoff und der lebendigen Pimpfenwelt: „Fährst du Fahrrad, dann beobachte genau, wie du trotz des Freilaufs die toten Punkte der Pedale überwindest." Unsere Jungen können heute schon jeden Flugzeugtyp voneinander unterscheiden, jede Automarke ist ihnen vertraut. So muß der Lehrer ihr technisches Interesse aufgreifen, es weiterführen und darf gerade hier bei vorhandener Unterrichtsgabe mit der lebendigen Anteilnahme seiner jungen Hörer rechnen.

Wir wissen, daß ein großer Teil der Lehrerschaft schon seit Jahrzehnten in diesem erzieherisch wertvollen Sinn unterrichtet hat. Ein Name, wie Hans Schemm, sei hier für viele genannt. Den Dichter Zillich haben wir aufgefordert, an anderer Stelle dieses Heftes der volksdeutschen Lehrer zu gedenken, deren leidenschaftliche Unterrichtsgestaltung, deren erzieherische Hingabefreudigkeit auch in der hinter uns liegenden Zeit des Niedergangs unserer deutschen Erziehung ein glanzvolles Ruhmesblatt bedeutet.

Falsche Hilfsmittel.

Soweit mag dargelegt sein, wie wenig wir den Lehrer, wenn wir als sein ureigenstes Aufgabengebiet den Unterricht bezeichnen, zum bloßen Wissensvermittler herabsetzen. Ja, wir sehen in dieser Wissensvermittlung, wie sie gestern noch üblich war, einen Grundfehler der alten Erziehung und glauben, daß der Lehrerbund seine Hauptaufgabe darin besitzt, den einzelnen Lehrer immer wieder soweit anzuregen und zu schulen, daß ihm die Kraft zum Unterricht erhalten bleibt und er nicht nur totes Wissen weitergibt. Hier liegt die Kernfrage! Wie verfehlt darum, wenn ein kleiner Teil der Lehrer, denen diese Unterrichtsgabe abgeht, nun glaubt, der Forderung nationalsozialistischer Erziehung durch bloße Übernahme von Erziehungsmitteln der Jugendbewegung, also von Fahrt, Wandern und Leibesübungen, gerecht zu werden. Mitunter wirkte sich diese Tendenz so aus, daß plötzlich die Schule eine erhöhte Zahl von Turnstunden gab, daß das Schullandheim zum Mittelpunkt wurde, und daß man glaubte, auf die Schulausflüge nicht verzichten zu können, weil man selbst nicht „nur zur toten Wissensvermittlung" als Erzieher bestellt sei. Wer an fünf Tagen der Woche keinen lebendigen, packenden Unterricht zu geben vermag, dem wird am sechsten Tag auf der Schulwanderung ebenfalls kein erzieherischer Erfolg beschieden sein. Bei wem

Digitized by Google

aber im Unterricht die Klasse mitgeht, der wird gern den Pimpfen ihr eigenes Jungenleben draußen in der Natur lassen und, wenn er jung genug ist, wird er als Kamerad unter Kameraden mit ihnen auf Fahrt ziehen, und der wissensdurstigen Jugend wird er dabei Fragen beantworten, ohne dabei gleich Erinnerungen im herkömmlichen Sinn an Schulbank und Klassenzimmer heraufzubeschwören. Erzieher wird also einer nicht durch eine erhöhte Zahl von Turnstunden und durch einen ausreichenden Aufenthalt im Schullandheim, sondern durch eine neue, im Gegensatz zur bisherigen, revolutionäre Unterrichtsgestaltung, deren Erfolg natürlich von der Haltung der Jugend mitbestimmt wird.

Selbstverantwortung der Jugend in der Schule

Wenn wir darum jetzt die Anregung geben, das Prinzip der Selbstverantwortung der Jugend in der Schule um der Einheit der Erziehung willen einzuführen, so wird uns niemand mehr mißverstehen können und etwa meinen, wir wollten den Unterricht selbst übernehmen. Nein, die Einführung der Selbstverantwortung der Jugend bedeutet nichts anderes, als daß der Lehrer eine unwürdige Rolle, die des Aufpassers und Ordnungsbeamten ablegt, daß seine seelischen Kräfte nicht mehr durch kleinlichen Ärger (Knallerbsen oder Kissenschlachten) in Mitleidenschaft gezogen und somit für die oben umrissene Art der Unterrichtsgestaltung freiwerden. Sehen wir davon ab, daß es dem Lehrer bisher mit dieser aufpassenden Rolle doch nicht gelungen ist, wirksam die Unehrenhaftigkeiten, Betrügereien, den Schabernack aus der Jugend zu verbannen. Baldur von Schirach gibt in der „Revolution der Erziehung" einen Bericht wieder, wonach „Güte und Nachgiebigkeit von der Klasse mit Schabernack und allerhand Frechheit beantwortet würden, während Strenge wohl die Ordnung in der Klasse herstellte, aber schließlich doch zu nichts anderem als zur erbitterten Feindschaft der Schüler gegen den Lehrer führte." Nichts verträgt die Jugend weniger als einen Zustand dauernder Beaufsichtigung oder Gängelung, nirgends ist sie williger, als wo ihr Vertrauen entgegengebracht wird. Warum soll nicht der kleine Jugendführer die Gemeinschaft seiner Kameraden zur Ehrlichkeit und Treue, zur Pflichterfüllung und Ordnung auch in der Schule erziehen. Kann man mehr für den Lehrerstand tun, als die tiefste Ursache des mangelnden Ansehens seines Standes hier an der Wurzel zu packen und auf weite Sicht gesehen auszumerzen! Wenn im Heim der HJ. oder der Jugendherberge die Einrichtungsgegenstände nicht mutwillig zerstört werden und hier das Selbstführungsprinzip der Jugend einen so sichtbaren Erfolg zeitigt, warum sollte es nicht gelingen, in der Schulklasse dieselbe Ordnung aus dem Selbstverantwortungsgefühl der Jugend heraus aufzubauen.

Wird die Autorität verletzt?

Wie wenig die seelischen Vorgänge in der Jugend oft verstanden werden, erhellt ein Appell an die Jugendführer, der kürzlich einmal herausging, in dem sie auf-

Digitized by Google

gefordert wurden, mit dem Prinzip der Selbstverantwortung der Jugend doch die Notwendigkeit der Autorität des Lehrers in Einklang zu bringen. Als ob durch die Selbstverantwortung der Jugend die Autorität des Lehrers gefährdet würde. Sie ist nur dort gefährdet, wo diese Selbstverantwortung nicht besteht und trotz des aufpassenden Lehrers munter abgeschrieben wird. Die Autorität des Lehrers wird auf jeden Fall da gestärkt, wo die Jugend aus sich selbst das Ehrgefühl entwickelt und sich selbst zur Ehrfurcht vor dem reiferen Erzieher verpflichtet. Auch hier gilt grundsätzlich das Wort des Reichsjugendführers, daß eine Autorität nicht geraubt werden kann, und daß sie zum Menschen wie seine Sprache und Gebärde als Ausdruck seines Wesens gehört.

*

Wir kehren zum Ausgang unserer Überlegung zurück, bei der wir die Frage stellten: Wie eine festgefügte Gemeinschaft von Jugendführern und Lehrern zu schaffen sei, durch die eine Einheit der Erziehung gewährleistet wird. Wir sind zu dem Ergebnis gekommen, daß die beiden gleichberechtigten Erziehungsfaktoren, Schule und Hitler-Jugend die ihrem Wesen entsprechenden Aufgaben erfüllen. Wir sind uns klargeworden, daß der unseren Schulen obliegende Unterricht, richtig verstanden, eine Aufgabe von eminent erzieherischer Ausstrahlungskraft ist, und nichts mit der Wissensvermittlung von gestern zu tun haben darf. Ferner besteht kein Zweifel mehr, daß die zu außergewöhnlichen Leistungen in der Hitler-Jugend fähige Kraft des Selbstverantwortungsgefühls in der Schule eingesetzt werden muß, wodurch die Einheit des erzieherischen Ideals in Schule und Hitler-Jugend hergestellt und eine wesentliche Ursache des mangelnden Ansehens des Lehrerberufes überwunden wird. Der Begriff der Treue und Pflichterfüllung, der Ehre und Kameradschaft gilt dann nicht nur in der HJ.-Uniform, sondern er gilt dann auch auf der Schulbank. Wo einzelne Elemente dieses Selbstverantwortungsprinzip mißbrauchen, so wird sie nur die Klassengemeinschaft selbst „kleinkriegen" und zur Ordnung bringen können.

Die beiden übrigen, eingangs formulierten Fragen, wie eine Leistungssteigerung in den Schulen[4]) zu erwirken und die Gefahr eines allzu starken Nachwuchsmangels zu überwinden ist, sind damit nahezu beantwortet.

Leistungsfrende in der Schule?

Es ist eine unbestrittene Tatsache, daß bis zum Jahre 1933 die werktätige Jugend im Lehrherrn oder Unternehmer nur den Ausbeuter und daher Gegner erblickte, daß sie kein Werkzeug besonders pfleglich behandelte, die vorgeschriebene Arbeitszeit absaß und nur soviel Arbeitswilligkeit an den Tag legte, als notwendig, um nicht gerade entlassen zu werden. Die nationalsozialistische Jugendbewegung brachte von außen ein neues Arbeitsethos in die Jugend der Betriebe, sie predigte den Gedanken der Gemeinschaft auch im Arbeitsleben, sie spornte die Jugend zu einer besseren Leistung an, wie sie den Betriebsführer dazu brachte, endlich die Reste

[4]) Vgl. „Das Junge Deutschland", Dezember 1937, „Einkehr in [illegible]lksschule".

Digitized by Google

von Ausbeutung auszurotten und dafür eine sorgfältige Ausbildung seinen Jungen und Mädeln im Betrieb zuteil werden zu lassen. Das Recht auf Ausbildung wurde mit der Pflicht zur Arbeit verbunden. Die HJ. tat ein übriges. Gemeinsam mit der DAF. rief sie die Jugend zum beruflichen Leistungswettkampf alljährlich auf, und von Jahr zu Jahr stellen wir nun durch die Auswertung der Reichsberufswettkämpfe höhere und bessere Leistungen der Jungarbeiter fest, und es gibt heute kaum in Deutschland noch Jungen oder Mädel, die sich nicht an dem Reichsberufswettkampf beteiligen. Welch ein Wandel wurde hier durch die Jugend selbst und den Motor der Bewegung bewirkt! Und die Berufsfreude wächst mit der wachsenden Leistung. Alles kommt vorwärts und entwickelt sich trotz der HJ.-Lager und Fahrten, trotz des wöchentlichen Dienstes und wer uns kennt weiß, daß hier Ursache und Wirkung ineinandergreifen, daß aus der Wechselwirkung von Betrieb und Jugendbewegung schöpferische Energien freigemacht werden, die unsere wirtschaftliche Leistungsfähigkeit im Zeichen des Vierjahresplanes erheblich fördern.

Vorbild Reichsberufswettkampf

Scheinbar hat dieser Bericht mit der Schule nichts zu tun und ist doch für den wachen Volksgenossen, der Augen hat, um zu sehen, gleichzeitig der Schlüssel zur Lösung der Schulfrage und damit der Leistungssteigerung in der Schule, mit der wir uns jetzt im besonderen beschäftigen. Sie ist abhängig von einem lebensnahen Unterricht und von der Gültigkeit des Selbstführungsprinzips der Jugend in der Schule. Sind diese Voraussetzungen geschaffen, wird niemand mehr für die Schule, sondern fürs Leben lernen, wie er im Betrieb nicht mehr für den Gewinn des Unternehmens, sondern für die Gemeinschaft und seine eigene nützliche Verwendung in ihr fleißig seine Ausbildung betreibt. Was im Betrieb als Ideal sich durchgesetzt hat, das traut sich die HJ. auch über die Schultreppen zu tragen. Dann wird das sinnlose Herumdrücken um die Schularbeiten unterbleiben und der arbeitsame Junge nicht mehr als Streber, der sich bei der überlebten Unterrichtsweise durch vieles Pauken den bloßen Wissensstoff aneignete, verschrien sein. Neue Unterrichtsgestaltung und freiwilliges Leistungsbekenntnis der Jugend gehen allerdings Hand in Hand und sind ohne einander nicht denkbar. Dann glaube ich, wird aber auch das Versagen in der Schule nicht mit der Überbeanspruchung durch die HJ. den verzweifelten Eltern beim Besuch im Lehrerzimmer erklärt werden, sondern dann wird die natürliche Erziehung die gleiche Erscheinung wie im Betrieb zeigen, daß im allgemeinen die tüchtigsten Hitlerjungen auch die Leistungsbesten in ihrem Beruf bzw. in der Schule sind. In der Krolloper, am 1. November 1938, wurden aus Anlaß der Eröffnung des kommenden Reichsberufswettkampfes vom Reichsjugendführer einige Reichssieger, die in der HJ. unermüdlich ihre Pflicht erfüllt hatten und nun im Beruf den Händedruck des Führers am 1. Mai sich verdient hatten, öffentlich belobigt.

Digitized by Google

Der Schulmeister in der mittelalterlichen Stadt
(Holzschnitt um 1500)

Eine Unterrichtsszene mit nach Altersklassen getrennten Kindern
(Holzschnitt, 1524)

Nur so wird auch das geflügelte Wort von der „Schule des Lebens" verschwinden, das noch heute gebraucht wird, wenn man sagen will, daß man auf der wirklichen Schule etwas nicht lernen kann, sondern es erst vom Leben beigebracht erhält.

Lehrermangel noch ein Problem?

Nach allem, über das wir uns nun klar wurden, scheint das Problem des mangelnden Lehrernachwuchses an Gefährlichkeit und Schwierigkeit stark zu verlieren. Solange die Sendung des Lehrers nicht klar war, mochte man es keinem übelnehmen, wenn er andere Lebenswege vorzog. Auch wollte kein Hitlerjunge in einen Stand, der immer verteidigt werden muß ohne angegriffen zu sein, und wartete lieber ab, bis der Weg zur Schaffung eines wirklichen Erzieherkorps klar vor ihm lag.

Die Einheit der Erziehung verlangt einen gleichen Typ. Wer an Pensionsansprüche, an billiges Studium, schnelle Existenzgründung in erster Linie denkt, ist als Lehrer schon völlig ungeeignet. Womit wir nicht sagen wollen, daß die unzulänglichen Besoldungsverhältnisse unserer Volksschullehrer für die Zukunft noch tragbar erscheinen. Wir meinen, daß der hier gewiesene Weg zur lebendigen Neuordnung der Erziehungsmacht Schule nur im Bunde mit der Jugend beschritten werden kann. Lehrer kann darum künftig nur werden, wer in der HJ. durch die Führung seiner Einheit gezeigt hat, daß erzieherische Fähigkeiten und die Hingabebereitschaft einer Führernatur in ihm stecken. Die HJ. stellt den Nachwuchs. Dieser Grundsatz wird bereits in Sachsen nach einer Vereinbarung vom 12. August 1938 zwischen Gebietsführung und Volksbildungsministerium verwirklicht. Hier ist auch ein Gedanke ausgesprochen, der nach allem nun durchaus vernünftig und zukünftig erscheint: Die Verbindung des Berufes von Lehrer und Jugendführer. Man muß dabei wissen, daß von den hauptamtlich beschäftigten Volksschullehrern 63 000 in der Stadt, aber 118 000 auf dem Land unterrichten. Die HJ. aber muß immer wieder mit Schwierigkeiten auf dem Land bei der Durchführung ihres Dienstes kämpfen. Oft liegen die Einheiten kilometerweit auseinander. Ihr geringer Etat erlaubt nur eine ganz kleine Zahl hauptamtlicher HJ.-Führer, die nicht einmal 5 Prozent der hauptamtlichen Volksschullehrer ausmacht. Die ehrenamtlichen Führer wechseln oft, werden anderweitig abgehalten, rücken in den Arbeitsdienst ein, werden als Arbeitskräfte benötigt usw. Hier könnte die Einheit des erzieherischen Ideals leicht die Möglichkeit schaffen, daß der Junglehrer der Landschule auch gleichzeitig HJ.-Führer ist. Der Lehrer ist auf dem Dorf die kulturell und geistig führende Kraft. Er darf nicht vom Ideal der Stadt erfüllt sein und durch seine innere Haltung unbewußt die Landflucht unter der Jugend des Dorfes bewirken. Er muß mit allen Fasern des Herzens, mit der Scholle und den Menschen des Dorfes verbunden sein[5]). Kommt er aus der HJ., hat er sich dort als Führer bewährt, hat er seine Ausbildung als Lehrer erhalten, so wird

[5]) Prof. Krieck, Heidelberg, bezeichnete auf dem Reichsbauerntag 1938 die ideale Volksschule im Dorf als „Heimatschule".

Digitized by Google

die Führung einer Einheit und gleichzeitig der Unterricht in der Schule ihm die Freude an seinem Beruf erhöhen und Vertrauen der gesamten Dorfgemeinschaft einbringen. HJ. und Schule müssen in das Leben dieser Dorfgemeinschaft sinnvoll eingefügt sein. Was über die Lebensnähe des Unterrichts gesagt wurde, gilt hier vor allem. Der Dienst in der HJ. aber muß allein darauf ausgehen, den Glauben an die Heimat, den Stolz auf den bäuerlichen Beruf und die Liebe zu dem hier so nahen Wunder Natur zu wecken. Wer möchte nicht mit uns glauben, daß eine solche sinnvolle Vereinigung von Jugendführung und Unterricht auf dem Dorf der einzelnen Persönlichkeit des Erziehers die schönsten und dankbarsten Aufgaben stellt und daß ihn so Zuneigung und Ansehen, ohne daß davon viel Aufhebens gemacht wird, von selbst erwachsen?

Beweglichkeit des Erzieherberufes

Der Staat oder die Partei werden sich auf die Dauer, wie das Beispiel des Dorfes zeigt, keine zwei verschiedenen, womöglich noch entgegengerichteten Erziehungssysteme finanziell leisten können. Mit der vorgeschlagenen Lösung ist beiden Einrichtungen gedient und im übrigen ein Gedanke praktisch aufgenommen, den Baldur von Schirach ebenfalls in seinem neuen Werk behandelt, wonach er den Beruf des Erziehers, sei es nun der Jugendführer oder der Lehrer, nicht so starr und unbeweglich aufgefaßt wissen will, d. h. nicht einer dreißig Jahre seines Lebens Jahr für Jahr vom gleichen Katheder dasselbe Pensum durchnimmt, sondern durch öfteren Wechsel des erzieherischen Auftrags seine Anpassungsfähigkeit, seine Beweglichkeit und, wie Stabsführer Lauterbacher es formulierte, die Gabe „die Sprache der Jugend zu sprechen" behält. Sie allein weist den berufenen Erzieher in Schule wie in der HJ. aus! So wird das Nachwuchsproblem unseres Lehrerstandes von und mit der HJ. gelöst werden müssen. Und es besteht gar kein Zweifel, daß sie freudig zupackt, sobald die gewiesenen Wege für eine von Grund auf erneuerte Schulerziehung beschritten werden und die Ausrichtung nach dem gleichen erzieherischen Ideal erfolgt.

In der nationalsozialistischen Welt, in unserer großen Gemeinschaft wird es stets die schönste Aufgabe sein, Menschen führen zu dürfen. Jugendführer und Lehrer haben in gleichem Maße an dieser Aufgabe Anteil. Aber über ihren Wirkungsbereich hinaus ergreift die erzieherische Idee unser ganzes Volk. Auf einem Parteitag sagte Adolf Hitler: „Von einer Schule wird in Zukunft der junge Mann in die andere gehoben werden. Beim Kind beginnt es, und beim alten Kämpfer der Bewegung wird es enden."

An die Arbeit!

Die Schule pflegte man vor dem Jahr 1 des Nationalsozialismus gern nach dem Kapitel im „Wilhelm Meister" als „Pädagogische Provinz" zu feiern. Ihre Grenzen sind gefallen und ihr Aufbau einer tiefen Wandlung unterworfen. Wie wenig hatte man doch Goethe, dessen große erzieherische Gestalt unsere Jugend von neuem mit Begeisterung und Ehrfurcht erfüllt, in seinen Meisterworten ver-

Digitized by Google

ſtanden, wenn er ſagte: „Leben wird am beſten durchs Lebendige belehrt“ oder mit dem ſicheren Inſtinkt des wahrhaft weiſen Erziehers ahnte: „Die Jugend bildet ſich wieder an der Jugend.“

Wir ſprachen ſchon von der Begeiſterungsfähigkeit des echten Erziehers. Hierher gehört die „Fähigkeit, von Tönen, Worten, Bildern oder Bauten ergriffen zu werden“. Wir können uns in der Erziehung mit amuſiſchen Erſcheinungen auf die Dauer nicht befreunden. So lehrt es uns Baldur von Schirach. Wir glauben darum, daß der erzieheriſche Erfolg auch in Zukunft allein von muſiſchen Menſchen erzielt wird. Hier liegt der Weg, der ſicher von der toten Wiſſensvermittlung zum lebendigen Unterricht führt. Schon Sokrates rät ſeinem Freund Glaukon: „Lehre deine Kinder die Wiſſenſchaften nicht mit Gewalt, ſondern wie ein Spiel! Dann merkſt du auch eher, wofür ein jedes Anlage hat.“ Und die ſchöpferiſchen Kräfte frühzeitig zu entdecken und ſinnvoll zu fördern, das iſt eine der großen, tief in das Leben von Volk und Staat hineinragenden Aufgaben des Erziehers. Wie ſehr bedarf es da der Menſchen, in denen es ſchwingt und ſingt, und die mehr ſein wollen als ſprechende Lehrbücher. Wir aber wollen keinem Phantom nachjagen, ſondern an die Arbeit gehen. Der Lehrernachwuchs ſoll uns die Einheit des erzieheriſchen Ideals verbürgen, an dem Lehrerſchaft und Jugendführerkorps heute ſchon in vertrauensvoller Zuſammenarbeit ſchmieden können. Die Schaffung der Schuljugendwalter durch Pg. Ruſt und Baldur von Schirach als Mittler zwiſchen Schule und HJ. mag ein Start bedeuten.

So beſchreiten wir zuverſichtlich den gemeinſamen Weg. In ſtolzen gläubigen Herzen aber tragen wir das Wort Adolf Hitlers: „In unſerer nationalſozialiſtiſchen Jugendorganiſation ſchaffen wir die Schule für die Erziehung des Menſchen eines neuen Deutſchen Reiches.“

Martin Haupt:

Der Erfolg des Unterrichts

Der aktive HJ.-Führer und Lehrer Haupt ſchreibt uns:

Es iſt ein Irrtum, zu glauben, daß die Methode den erzieheriſchen Erfolg des Unterrichts verbürge und der tüchtige Lehrer ein guter Methodiker ſein müſſe. Im Gegenteil: wer von der Methode beherrſcht wird, iſt niemals Erzieher. Die Methode gibt das techniſche Verfahren an, ſchrittweiſe nach logiſchen Prinzipien die Schüler zum Erwerb der Unterrichtsgegenſtände zu führen. Sie unterwirft den Unterrichtsverlauf einem feſtſtehenden Schema, wie wir es beiſpielsweiſe in der bekannten Stufenform der Vorbereitung, Darbietung, Vertiefung und Anwendung vor uns haben.

Die Bildungsgüter der verſchiedenen Sachgebiete verlangen zunächſt in ihrer ſtrukturellen Eigenart auch eine verſchiedene unterrichtliche Geſtaltung, die ſich nicht auf eine Norm feſtlegen läßt. Ein hiſtoriſches Ereignis wird z. B. anders behandelt werden müſſen als ein Gedicht, deſſen Eindruckskraft auf den Schüler bei einem einmaligen Vortrag größer ſein kann als bei einer ausgedehnten Vor-

Digitized by Google

und Nachbereitung. Hier bieten sich nun die Methodiken der einzelnen Unterrichtsfächer an, die der Eigengesetzlichkeit ihrer Gegenstände gerecht werden wollen. Sie können wohl erreichen, daß jede Unterrichtsstunde zu einem in sich abgeschlossenen technischen Meisterwerk wird, nicht aber verhindern, daß unter dem beherrschenden Gerippe dieses technischen Aufbaus der lebendige Geist der Klasse unterdrückt wird. Die Herrschaft der Unterrichtsmethode macht aus der einfachsten Unterrichtssituation ein kompliziertes Problem und ersetzt das natürliche Zueinander von Lehrer und Schülern durch einen starren, künstlichen Formalismus. Folgendes Beispiel aus der Schulpraxis der Gegenwart diene zur Erläuterung:

Dem Lehrer einer einklassigen Schule wurde die Aufgabe gestellt, Münchhausens „Bauernaufstand" (Die Glocken stürmten vom Bernwardsturm . . .) in der Oberstufe einzuführen. Ausgehend von der Heimatgeschichte und unter Zuhilfenahme historischer Quellen gab der Lehrer den Kindern ein anschauliches Bild von Kampf und Knechtschaft des deutschen Bauerntums im Mittelalter, ließ die Schüler zusammenfassen und bot dann das Gedicht dar, das nachgelesen und -gesprochen wurde. Das Unterrichtsziel war erreicht. Abschließend hatte er nun die Absicht, den Text als Lied einzuüben. Da stellte sich plötzlich heraus, daß die Schüler es längst kannten und viel sangen. So sehr ging also der Lehrer in der sturen Verfolgung seines festgelegten methodischen Ganges an der unmittelbaren Welt seiner Schüler vorbei und zwang ihr Denken in die Enge seines technischen Verfahrens, daß beide Teile sich an einer Aufgabe verloren, ohne zu spüren, daß deren Lösung und Ziel bereits erreicht waren, ehe der Unterricht überhaupt begann! Dieser unechte und innerlich unwahre Unterrichtsverlauf ist die Folge der Herrschaft der Methode.

An ihrer Stelle muß eine natürliche Planung treten, die zwar sicher und zielstrebig den Unterricht leitet, gleichzeitig aber ihre Bedingungen *aus der natürlichen Gegebenheit der Lebenswelt der Kinder schöpft* und ihre Richtung durch die gestaltende Kraft des Lehrers erhält. Eine solche Planung hat zunächst bei der Erarbeitung der verschiedenen Unterrichtsgegenstände im einzelnen zu herrschen. Sie hat dabei zu berücksichtigen, daß, abgesehen von den Unterrichtstechniken, der Erwerb der Bildungsgüter nicht in erster Linie verstandesmäßiger, sondern vor allem anschaulicher Art ist, daß für den erzieherischen Erfolg *das Werterlebnis des Unterrichtsgutes entscheidend* ist und nicht sein bloß verstandesmäßiges Erfassen. Das zu betonen ist deshalb wichtig, weil der Lehrer als Erwachsener ohnehin dazu neigt, alle Gegenstände in ihrer logischen Gliederung, ihrem formalen Aufbau zu erfassen und systematisch einzuordnen, während dem Kinde diese Haltung fremd ist. Die Naivität ist sein kostbarster Besitz. Es ergreift alle Dinge weit unmittelbarer und spontaner, handelt natürlicher und ist urwüchsiger und instinktsicherer als der überlegende und überlegene Erwachsene. Die Schule hat diese Unmittelbarkeit der kindlichen Haltung zu pflegen und nicht durch frühzeitige „Rationalisierung" [illegible]. Sie trägt damit eine Verantwortung gegen[illegible] ewige Jugend zu erhalten jedem Gesch[illegible]

Digitized by Google

So war es früher einmal: Pompejanisches Wandgemälde überliefert uns eine Unterrichtsszene

Es kommt also im Unterricht darauf an, die Wertgegenstände dem Kinde erlebnishaft nahezubringen. Nur das Ergriffensein und Gepacktwerden von ihnen löst bei dem Kinde jene Aktivität aus, die es zu echter Leistung anspornt. Die Gegenwartsnähe des Unterrichtsgegenstandes bietet nicht ohne weiteres die Gewähr für die Auslösung dieses Erlebnisses in der Schule; entscheidend ist letzthin immer die nicht weiter erklärbare Einflußkraft des führenden Lehrers selbst.

Der Unterschied der beiden Arbeitsformen möge an den verschiedenen Leistungsergebnissen bei der unterrichtlichen Behandlung der Winterolympiade 1936 deutlich werden. Wir lassen einen bestbeurteilten Aufsatz eines elfjährigen Mädels aus einer Klasse einer achtstufigen Mädchenschule folgen:

„Olympiade 1936 (12. Februar 1936)

In diesem Jahr ist die Olympiade in Deutschland. Die Olympiade bedeutet Sportwettkämpfe. Aus allen Erdteilen kommen die Weltmeister und Weltmeisterinnen, die besten Sportler und Sportlerinnen. Sie werden Schilauf, Bobfahren, Eishockey, Eislauf, Fußball, Handball, Laufen, Springen, Zehn- und Fünfkämpfe, Werfen, Boxen, Gewichtheben, Ringen, Schießen, Fechten, Reiten, Turnen, Schwimmen, Wasserball und Wasserspringen, Rudern, Segeln, Radfahren und Segelflug zeigen.

Die Sieger erhalten Medaillen. Der Erste erhält eine goldene, der Zweite eine silberne und der Dritte eine bronzene Medaille.

Die Olympiade besteht aus zwei Teilen, der Winterolympiade und der eigentlichen Olympiade. Die Winterolympiade hat am 6. Februar in Garmisch-Partenkirchen begonnen und dauert bis zum 16. Februar. Die eigentliche Olympiade ist im Sommer in Berlin. Sie fängt am 6. August an und dauert bis zum 16. August.

Digitized by Google

... Die fünf olympischen Ringe bedeuten die fünf Erdteile, die heißen Amerika, Afrika, Asien, Europa und Australien.... (Berichtend wird zum Schluß auf die ersten Wettkämpfe und ihre Ergebnisse Bezug genommen)."

Zur Gegenüberstellung folgt ein Aufsatz aus der eigenen Unterrichtsarbeit des Verfassers:

„Hallo, hallo! Hier der Olympiasender Garmisch-Partenkirchen! Die deutsche Schiläuferin Christel Cranz steht auf der Laufbahn. Jetzt tönt das Signal zu ihr herüber. Der Lauf beginnt. Sie wiegt und wippt sich, jetzt geht's durchs erste Tor, einen Abhang hinunter, nun durchs zweite. Alles klatscht. Die Tribünen sind voller Zuschauer, selbst der engste Platz ist ausgefüllt. Alle wollen die Kunst der Schneeschuhläuferin sehen. In voller Aufregung und Begeisterung sieht man ihr nach... Sie ist gestürzt! Aber ehe man sich's versieht, ist sie wieder auf den Beinen... In rasender Geschwindigkeit saust sie dahin. Gleich ist sie am Ziel... Schallender Beifall tönt zu ihr herüber. Die riesigen Anzeigetafeln geben die genaue Zeit an: 70,2 Sekunden. ... Die Schiläuferin Christel Cranz hat die erste Goldmedaille für Deutschland erworben.

(Eiskunstlauf M. Herber—E. Baier, Sonja Henie) ... Die Eisfläche glitzert wie Kristall. Das Signal ertönt. Das Meisterpaar stellt sich vor. Maxie schwingt und tanzt. Der junge Künstler dreht sich, fängt Maxie auf, nun tanzen sie beide zusammen, nun gehen sie wieder auseinander. Maxie dreht sich. Ernst Baier fängt sie wieder auf, und so geht es hin und her... Jetzt kommt Sonja Henie an die Reihe. Schnell läuft sie hin und her, vorwärts und rückwärts. Begeistert schaut ihr die Menge nach. Gewandt dreht sie sich wie im Fluge um sich selbst, jetzt fällt sie in die Knie... Auf einmal steht sie still. Eine wunderbare Drehung macht sie noch, und nun verläßt sie voll Stolz die Eisfläche... Auch sie bekommt für ihre Kunst eine Goldmedaille."

Uns interessiert bei einem Vergleich dieser grundverschiedenen Darstellungen desselben Gegenstandes nicht die Leistungshöhe, sondern die Art der Leistung. Die erste Ausführung ist Ausdruck reiner Verstandesarbeit. Kalt und sachlich wird über einen Gegenstand berichtet, der die Jugend der ganzen Welt in Atem hielt. Nüchtern wird ein umfangreiches Material zusammengefügt, und die Schreiberin ist ängstlich bemüht, es möglichst vollständig wiederzugeben. Das ist alles unpersönlich, ohne Dabeisein („Interesse"), da ist nichts ursprünglich erlebt, alles nur objektiv registriert. Und wenn schon eine seelische Haltung hinter diesen Ausführungen liegt, so könnte es gar ein Bedauern darüber sein, daß diese Spiele stattfanden und man ohne sie von der Last befreit gewesen wäre, einen Aufsatz darüber zu „machen". Diese Leistung kann nur das Ergebnis einer Unterrichtsarbeit sein, der es nicht auf die Erfüllung einer erzieherischen Aufgabe ankam, sondern auf die Aneignung eines stofflichen Wissens. Ein methodologischer Aufbau in der unterrichtlichen Behandlung mußte für die Lückenlosigkeit dieser Aneignung Sorge tragen und bewies seine Richtigkeit in der Vollständigkeit des erzielten Endergebnisses.

Das unmittelbare Erleben der sportlichen Wettkämpfe selber, nahegebracht durch den Lautsprecher und durch die Gestaltung des Lehrers, kennzeichnet die letzte schriftliche Darstellung. Sie drückt das ursprüngliche Gepacktsein von der spannungsreichen Atmosphäre der sportlichen Einzelbilder aus, wie sie den Hörer am Radioapparat gefangenhielt. Hier ist Begeisterung an den Spielen selbst, an ihrem Tempo, an ihrer Farbigkeit. *Hier drängt das Erleben freudig zu eigener sprachlicher Formung*, die reich und ausdrucksstark, persönlich

Digitized by Google

und natürlich ist. Im Unterricht kam es nicht darauf an, den Schülern die Winterspiele in ihrem vollständigen Aufbau und Verlauf nur zum gedanklichen Besitz zu machen, sie nackte Tatsachen sammeln und überlegen betrachten zu lassen. Hier wurden die Kinder in die Welt der Wettkämpfe selbst hineingeführt, lernten sie in ihrem wirklichen Geschehen begreifen, erlebten sie eindrucksstief. Und dieses Erleben gab ihnen den Willen zur sprachlichen Beherrschung des Gegenstandes und die Kraft zu einer eigenen Leistung. Was in dieser Art gekonnt und gewußt wird, ist wirklich innerlich erfaßt und begriffen, und nicht bloß oberflächlich dem Bewußtsein eingefügt. Es kann nicht eine allgemeine Regel aufgestellt oder an diesen Beispielen eindeutig erklärt werden, wie der Lehrer im einzelnen den Unterricht gestalten muß, um ihn erzieherisch so wirksam zu machen. Das wird immer von seiner Fähigkeit abhängen, das Unterrichtsgut in seinem eigentlichen natürlichen Wesen, in seiner wirklichen Erscheinungsform und nicht von Anbeginn in seiner gedanklichen, begrifflichen Zergliederung der natürlichen Welt des Kindes einzuordnen.

Wir lassen noch einige Darstellungen von Mädeln im siebenten Schuljahr folgen, die zeigen mögen, daß ein solches natürliches Unterrichtsverfahren die charakterliche Gesamthaltung des Kindes trifft und seinen politischen Sinn formt. In ihrer Echtheit und Ursprünglichkeit bergen sie mehr an eigener und beobachteter nationalsozialistischer Gesinnung in sich, als viele wortreiche Belehrungen über den Nationalsozialismus zu geben vermöchten:

Thema: Wir sammeln!

(1) „Als ich in der Schule ein Sammelheftchen des VDA. bekommen hatte, konnte ich gar nicht abwarten, bis die letzte Stunde vorbei war. Kaum klingelte es zum Schulschluß, da packte ich meine Sachen und lief mit D-Zugsgeschwindigkeit nach Hause, aß zu Mittag und mußte zum Unglück noch Schularbeiten machen, was mir natürlich gar nicht recht war. Dann nahm ich mir das Heftchen und einen Bleistift, sagte Mutti Bescheid, daß ich sammeln gehe und stiefelte zur Bäckerstraße, gleich in das erstbeste Geschäft. Der Verkäufer kommt auf mich zu: ‚Geh man gleich wieder ab, du bist jetzt schon die Zehnte.' Ich denke: det haste aber eben jeschwindelt, aber wenn de eben nischt geben willst, denn läßt et bleiben. Ich entschuldigte mich und gehe raus. Hm, das ist gerade kein schöner Anfang! Na, nicht den Mut sinken lassen, es sind ja noch mehr Läden da. Zweites Geschäft: ‚Heil Hitler!' ‚Heil Hitler, mein Kind! Was möchtest du?' ‚Ich möchte mal fragen, ob Sie auch etwas geben für die Deutschen im Ausland.' ‚Tcha, was haben denn die anderen gegeben? Zeig mal her dein Heft!' ‚Ich fange doch erst an zu sammeln.' ‚Ach so! Na, da werde ich dir mal 'nen Fuffziger spendieren.' ... Ich schreibe die Quittung aus und gebe sie der Verkäuferin. Vergnügt gehe ich in das nächste Haus. Eine Treppe geht's hoch. Ich klingle an der ersten Tür. Eine alte Frau öffnet, der ich mein Anliegen vorbringe in der Erwartung, daß ich weggeschickt werde. Doch die alte Frau fragt: ‚Willst du so gut sein und mir von den Auslandsdeutschen erzählen? Ich habe noch gar nichts davon gehört.' Gern tue ich es, setze mich hin und packe meine ganze Schulweisheit aus. Da bedankt sich das alte Mütterchen und holt mit zitterigen, abgearbeiteten Händen aus der Kommode ihre Geldtasche hervor und gibt mir 30 Pfennig. Ich bedanke mich, schreib' in meinem Heftchen alles auf und gehe ergriffen von ihr, um im nächsten Hause mein Heil zu versuchen ... Mittlerweile war es dunkel geworden, mein Heft war voll, und ich ging nach Hause." (An der Ausdrucksform ist von dem Lehrer nichts geändert worden.)

Digitized by Google

(2) „... Ich stand vor einer großen Villa. Zaghaft ging ich die Treppe hinauf und drückte auf die Klingel. Nach einer Weile kam ein Dienstmädel. Ich fragte, ob sie auch etwas gäben für die Auslandsdeutschen. Da sagte das Mädchen, ich solle einen Augenblick warten, sie will die gnädige Frau einmal fragen. Dann wies sie auf einen Sessel, wo ich mich hinsetzen sollte. Es dauerte eine ganze Weile, bis das Mädchen wiederkam. Inzwischen beguckte ich mir den Salon einmal ordentlich. Große dickbauchige Vasen mit großen Fliedersträußen standen an der Erde. Dann roch es schrecklich nach Parfüm. Endlich hörte ich Schritte auf dem weichen Teppich. Es war die gnädige Frau selber. ‚Ach, liebes Kind, was möchtest du denn?' ‚Ich möchte gern mal fragen, ob Sie etwas für die Auslandsdeutschen geben würden.' ‚Für die Auslandsdeutschen? Ja, aber was ist denn das?' Ich erklärte ihr alles, so weit ich es selber wußte. Nach langem Zögern gab sie mir 10 Pfennig. Das Dienstmädel aber gab 20 Pfennig. Dann ging ich auf die Straße und schnappte nach frischer Luft.... Ich trottelte die Straße entlang, ging wieder in ein Haus und klingelte. Da machte eine freundliche Frau auf. Als ich fragte, sagte sie gleich, ja gerne gäbe sie was. Sie zog mich mit in die Stube und sagte: ‚Die armen Auslandsdeutschen müssen sich ja auch nur so durchschlagen!' Dann gab sie mir 50 Pfennig und ein paar freundliche Worte. Und so verließ ich die Wohnung."

Diese natürlichen Darstellungen zeigen deutlich, daß hier die gesinnungsmäßige Haltung der Mädel identisch ist mit ihrer schulischen Leistung, daß diese Ausdruck ihres bestimmten charakterlichen Seins ist, daß also ein *Einklang zwischen unterrichtlicher Tätigkeit und erzieherischer Aufgabe* besteht. Dies aber zum Gesetz der Schularbeit überhaupt zu erheben, ist nur dann möglich, wenn *nicht der intellektualistische Weg der Methode* die Einstellung des Schülers ständig von der ursprünglichen charakterlichen Seite abrücken läßt und an die Oberfläche passiver Verstandesarbeit verlegt. Man könnte einwenden, daß die Schularbeit sich auch auf die formale Schulung, etwa auf die begriffliche Klarheit im Erfassen der gegenständlichen Welt zu erstrecken hat. Das ist zweifellos richtig. Aber selbst hier kann der Unterricht ohne eine wissenschaftlich-logische Zergliederung aus dem einheitlichen Wesen des Kindseins heraus zum Erfolg führen.

Der Erfolg der unterrichtlichen Arbeit des einzelnen Schülers ist, wie der jeder menschlichen Arbeit überhaupt, allein an der erzielten eigenen Leistung zu messen. Diese aber ist um so echter und persönlicher, je mehr sie ihren *Antrieb aus dem Seelischen* selbst heraus erhält, und um so größer, je größer die Begeisterung ist, mit der sich der einzelne für das zu erreichende Ziel einsetzt. Wie die gewaltigen Leistungen des neuen Deutschlands auf politischem, kulturellem und sportlichem Gebiet nicht denkbar gewesen wären, ohne daß der Führer das Volk aufgerüttelt und für seine Idee mitgerissen hätte, so muß schon das Kind in der kleinen Aufgabenwelt der Schule von jener echten Begeisterung erfüllt werden, die ihm die Kraft zum Einsatz in seiner Arbeit, zur Hingabe an die Sache und den Willen zu höchster Anspannung und Leistung gibt. Und selbst die nüchterne Arbeit an den Kulturtechniken, der Erwerb der Fertigkeiten des Lesens, Schreibens und Rechnens, hängt in ihrem Erfolg nicht in erster Linie von der Anwendung dieser oder jener Methode ab, sondern von der *Aktivierung der Kräfte des Kindes durch den Lehrer*.

Digitized by Google

Willi Fr. Könitzer:

Die Vorbereitung der deutschen Schulreform

Größere Klarheit über die heutige Form der deutschen Schule als die absolute Betrachtung gibt uns der Vergleich mit dem Bild der Schule vor 1933. Einige äußere Tatsachen, etwa die Vielheit der Schulsysteme, sind so allgemein bekannt, daß der Ton hier sogleich auf die grundlegenden und für das Gesicht der früheren Schule verantwortlichen Einrichtungen und Verfügungen gelegt werden kann, wie sie natürlich der großen Öffentlichkeit unbekannter, weil zumeist auf die Eigenwelt der Schule beschränkt geblieben sind.

Das frühere preußische, seit fünf Jahren gesamtdeutsche höhere Schulwesen hat in den letzten vier Jahrzehnten durch einzelne Neuordnungen drei einschneidende Veränderungen erlebt. Es ist nötig, vom höheren Schulwesen zu sprechen, weil sich hier deutlicher als bei der Volksschule eine Wandlung zeigt. Denn die Volksschule hat dank ihrer Tradition einen gleichbleibenden Platz innegehabt. Schulreformen erstreckten sich auf dem Gebiet der Volksschule im allgemeinen auf die methodische Frage der Lehrerbildung und die Forderung nach der Gemeinschaftsschule. Beide sind auch im marxistischen und im nationalsozialistischen Deutschland wesentlichster Gegenstand der Reformbestrebungen gewesen: dort forderte man in den ersten Nachkriegsjahren unter heftigen Kämpfen aus Religionsfeindlichkeit die konfessionslose Schule und gründete man nicht zuletzt aus klassenkämpferischer, damit aber dummer Einstellung die Pädagogischen Akademien — auch der Volksschullehrer sollte Akademiker sein! — hier gibt man aus der neuen Zielsetzung unserer Weltanschauung mehr und mehr den überall in Deutschland erhobenen Forderungen der Eltern nach der Gemeinschaftsschule nach und schafft an Stelle der Pädagogischen Akademien die Lehrerbildungsanstalten als Hochschulen für Lehrerbildung, durch die alle deutschen Lehrer ihren Weg nehmen müssen, auch die für die höheren Schulen, ehe sie zum Universitätsstudium zugelassen werden.

Weit über diese beiden grundlegenden Möglichkeiten der Reform im Volksschulwesen reichen die für die höheren Schulen hinaus. Das wird allgemein im Blick auf die größeren fachlichen Aufgaben einer reformerischen Arbeit verstanden. Es zeigt sich deutlich an den genannten drei Veränderungen.

Für die erste Neuordnung vom Jahre 1900, deren wichtigster Teil die Gleichberechtigung der verschiedenen Schulformen brachte, gelten zwei Feststellungen. Einmal hieß es, daß erst in dieser Gleichberechtigung mehrerer Schulformen die Gewähr gegeben sei für die Berücksichtigung der „ganzen Vielseitigkeit der Wissenschaften." Und zweitens wurde noch lange vor dem Krieg von einem für die Schulpolitik des späteren Novemberdeutschland schon charakteristischen und verantwortlichen Standpunkt aus gegen jene vergangene höhere Schule der in der Begründung zwar verfehlte, aber in der endlichen Erkenntnis auch von unserer

Digitized by Google

Anschauung aus richtige Vorwurf gemacht, „der Obrigkeitsstaat kenne keine selbständigen Individuen, ihm sei das Ganze Zweck, der einzelne nur Nummer und Mittel. Man kann sagen, er erzog den Untertan. Der Obrigkeitsstaat bildete mit klarer Absicht in den Schülern mit höherer Bildung seine Organe heran, zielte wesentlich auf die Tugenden des Beamten ab und erzwang von der Schule das, was er von seinen Beamten forderte." Auf diese Weise mußte denn auch der Lehrer in dem Schematismus des Beamtentums notwendig seiner schöpferischen Kraft als Erzieherpersönlichkeit beraubt werden, da paragraphierte amtliche Vorschriften niemals die lebendige Verpflichtung auf ein lebenskräftiges und lebensmögliches Erziehungsideal zu ersetzen vermögen. Ganz abgesehen davon: Eine Epoche ohne eine idealistische Weltanschauung leistet erzieherisch nichts von Dauer und Wert.

Für die zweite Neuordnung im Jahre 1925 sind drei Äußerungen über Wesen und Ziel der Schule kennzeichnend. Aus der Opposition gegen den Wust von zahllosen staatlichen Berechtigungen, Einschränkungen, Vorschriften für das Prüfungswesen und starren Formulierungen der Lehrpläne verlangte man für die damals neue Schule Freiheiten: „Auf allen diesen Gebieten erstrebt die Reform größere Bewegungsfreiheit für die einzelne Schule, für den einzelnen Lehrer und für den einzelnen Schüler." Dieser Satz bedarf nicht des geringsten Kommentars, um als seine Grundlage den liberalen Begriff der Freiheit als Ungebundenheit erkennen zu lassen. Ergab sich ehemals die Verpflichtung auf ein pädagogisches Exerzierreglement, so bot man nun die Unabhängigkeit, eine Voraussetzung also, auf der jeder gemäß der Meinung seiner Partei aufbauen, Schulreformen verlangen, pädagogische Experimente durchführen konnte. Im Zusammenhang damit ergab sich als Erziehungsideal der verwaschene und alle sachliche Verantwortung vermeidende, „schöne", jedoch für fruchtbare Erziehungsarbeit wertlose Begriff der „humanen Persönlichkeitsbildung". Wie wenig abgegrenzt und überhaupt nicht auf die Lebensnotwendigkeiten des Volkes bezogen, wie unklar im Grunde also dieses Humanitätsideal war, erhellt aus einer dritten Tatsache. So hieß es von den „kulturkundlichen Fächern": „Sie werden sich nach den Richtlinien der neuen Lehrpläne ganz bewußt auf das betreffende Bildungsideal einstellen, sie werden in Stoffauswahl, in Arbeitsmethode und innerer Zielsetzung für jede Schulart sich anders einstellen (!) und sich dem eigentümlichen Bildungsgedanken dienend einordnen." Die Auswirkungen auf die Jugend kann sich vorstellen, wer weiß, daß die Vielzahl von Schulsystemen noch selbst einige Jahre nationalsozialistischer Schulführung beeinträchtigen mußten. Noch bis 1937 gab es „in allen Abwandlungen einige 70!"

Hier zeigt sich also, daß die jetzige Schulreform wirklich ein Fortschritt ist. Nach vierjähriger, im Verhältnis zur Zahl der Schultypen schwieriger Vorarbeit wurde durch den Reichserziehungsminister mit dem Erlaß der „Übergangsbestimmungen zur Vereinheitlichung des höheren Schulwesens" vom März 1937

Digitized by Google

die Rückführung auf die wenigen notwendigen und zugleich berechtigten Schulformen soweit vorbereitet, daß sie nun mit dem Beginn des laufenden Schuljahrs endgültig in Kraft treten konnte. Seitdem gibt es in Deutschland nur noch zwei Formen der höheren Schule für Jungen und eine für Mädchen: die grundständige Oberschule (und in den ländlichen Bezirken die ihr entsprechende Aufbauschule) und das Gymnasium für Jungen, für die Mädchen dagegen nur die Oberschule (und ebenfalls als Abart die Aufbauschule). Beide Formen der Oberschule aber lockern die Starre des Lehrplans und berücksichtigen die verschiedene Veranlagung der Schüler durch die Gabelung in einen sprachlichen und naturwissenschaftlich-mathematischen, bzw. sprachlichen und hauswirtschaftlichen Zweig. Gymnasium und Aufbauschule dagegen sehen solche Gabelung nicht vor.

Doch bevor diese sichtbaren Maßnahmen der Schulreform betrachtet werden können, muß die Frage nach dem inneren Umbruch durch die Bewegung und seine Auswirkungen im Erziehungswesen gestellt werden. Aus den Kreisen des Reichserziehungsministeriums selbst ist immer darauf verwiesen worden, daß es nicht möglich war, „daß dieser allmähliche innere Umbruch zunächst in der äußeren Form der höheren Schule zum Ausdruck gekommen wäre" (Min.-Rat Benze).

„So konnte die neue Höhere Schule, wollte sie eine Erziehungsmacht im Dritten Reich sein, nicht sogleich geschaffen werden. In voller Absicht hat daher der Reichserziehungsminister mit der entscheidenden Umbildung der Höheren Schule gewartet, bis nach ‚Überwindung der wissenschaftlichen Haltung des liberalen Bildungszieles und ihrer Bildungsmethoden' die geistigen Grundlagen für die neue Höhere Schule gewachsen waren. Schon auf der Reichstagung des NS.-Lehrerbundes in Frankfurt a. M. im Jahre 1934 hatte Minister Rust deutlich zum Ausdruck gebracht, daß vor der Begründung der neuen Schule der neue Erzieher im Sinne des Dritten Reiches vorhanden sein müsse!" (Holfelder.)

So zeigt sich auch hier der Unterschied zwischen Nationalsozialismus und früheren politischen Parteien mit ihren Sonderprogrammen. Hatten sie jede ein eigenes Erziehungspatent für eine Schulgestaltung zur Hand, so ging man hier vielmehr davon aus, daß die Schule der „entscheidenden Umbildung des geistigen Weltbildes" folgen muß, sie aber nicht auf Grund eines theoretischen Programms vorwegnehmen kann. Und sie folgt dieser Umbildung in dem Maße, in dem der Gehalt des neuen Weltbildes „lehrbar wird". Dieser Lehre des neuen Weltbildes entspricht — auf die Person des Schülers angewandt — die Erziehung zum nationalsozialistischen Menschen. Darum bleibt Grundlage für alle Schulreform die Verpflichtung auf ihr Ziel: „Sie hat die Aufgabe, im Verein mit den andern Erziehungsmächten des Volkes, aber mit den ihr eigentümlichen Erziehungsmitteln, den nationalsozialistischen Menschen zu formen". In diesem Satz sind beide charakteristischen Züge enthalten, die das Gesicht der neuen deutschen Schule bestimmen. Der eine bezeichnet ihre organische Verbundenheit mit den andern Erziehungsmächten — verneint also ausdrücklich einen totalen Erziehungsanspruch der Schule — und der andere bejaht die „ihr eigentümlichen Erziehungsmittel", also den Unterricht, durch den sie erzieht und den Charakter bildet.

Von dieser Feststellung her wird deutlich, daß es sich bei einer nationalsozia-

Digitized by Google

listischen Schulgestaltung nicht nur um eine Reform der Lehrpläne handeln darf. Ministerialdirektor Holfelder stimmt dem zu, wenn er sagt: „Bei allen bisherigen Schulreformen waren an die Stelle alter Lehrpläne neue getreten. Die Neuordnung von 1938 hat es mit einer von Grund aus neu geformten Schule zu tun."

Das „von Grund aus Neue" konnte natürlich zunächst nur seine theoretische Formulierung finden. Wir werden später sehen, warum*). Es ist der weltanschaulichen Begründung zu entnehmen, wie sie dem Einführungserlaß über die Neuordnung des höheren Schulwesens vorausgeht (Veröffentlicht in „Erziehung und Unterricht in der Höheren Schule." Amtliche Ausgabe des Reichs- und Preußischen Ministeriums für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung. Weidmannsche Verlagsbuchhandlung, Berlin 1938). Nach dieser verbindlichen amtlichen Quelle erscheinen die Voraussetzungen jenes „inneren Umbruchs" in der deutschen Schule in der folgenden, von der gesamtpolitischen Wandlung her bestimmten Form, also als ein Ergebnis der nationalsozialistischen Revolution.

Von allen Gliederungen und Organisationen ist die Hitler-Jugend am unmittelbarsten mit der Schule verbunden. Für das Verhältnis zwischen beiden gilt darum auch ebenso unmittelbar die Erkenntnis, wie sie in den „Grundlagen" ausgesprochen ist: für den Nationalsozialismus gebührt dem Leben und der Tat der Vorrang vor allen Erziehungssystemen. Darin wird das Gesetz jeder großen Kulturentwicklung erkannt. Nicht die Erziehung, sondern das Ziel ist das erste.

Die Erkenntnis, daß sich aus den Kampforganisationen der Bewegung die neue Ordnung geformt hat, „in der zugleich ein neues Erziehungsprinzip sichtbar wurde", wird als bestimmend für die Regelung der Beziehungen zwischen Schule und Hitler-Jugend betrachtet. Sie wird also notwendigerweise bei der künftigen Entwicklung der deutschen Schule praktischen Ausdruck finden müssen. Denn damit ist die HJ. als politisch mündige Jugend, als gleichberechtigte Erziehungsmacht anerkannt. Die Jugend steht in der Schule ebenso wie im Dienst der HJ. und im Leben überhaupt mit dem aus der politischen Erkenntnis und Verantwortung gewachsenen Willen zum freiwilligen Einsatz in den ihr übertragenen Aufgaben. Diese Anerkennung ist in den „Grundlagen" ausgesprochen: „Lange bevor der nationalsozialistische Staat das öffentliche Erziehungswesen in seine Hand nehmen konnte, entstand abseits von der Schule und den Einrichtungen der Volksbildung ein in sich geschlossenes System der Jugenderziehung, in dem nicht durch Belehrung, sondern durch den gemeinsamen Kampf eine neue Haltung erzielt und die Tugenden des Charakters, die die Bewegung auf ihre Fahne geschrieben hatte, entwickelt und erprobt wurden. Die politische Jungmannschaft war zu einem neuen Erziehungsträger geworden, noch ehe sie aus der Hand des nationalsozialistischen Staates ihren besonderen Erziehungsauftrag nehmen konnte."

Daraus dürfte man als Ziel der kommenden Neuordnung der deutschen Schule und ihres Erziehungssystems erkennen, daß sie sich im positiven Wandel der kommenden Jahre mehr und mehr dem aus dem Kampferlebnis gewonnenen und

*) Vgl. auch den Leitaufsatz dieses Heftes.

Digitized by Google

darin gebildeten neuen Erziehungsideal auf ihrem Gebiet angleichen wird. Das bedeutet aber vor allem, daß sie nie mit einem Sonderanspruch vor die nationalsozialistische, d. h. vor die deutsche Jugend treten wird: Dort hast du zwar einen politischen Auftrag zu erfüllen, hier aber bist du Schuljugend. Vielmehr erkennt es die Schule als ihre Aufgabe, mit dem ihr gegebenen Erziehungsmittel des Unterrichts die Kräfte und Fähigkeiten der Jugend zu entwickeln und zu bilden. Im Zuge der Reform wird sie dabei vor allem die Art des Unterrichts als Erziehungsmittel zu klären haben, der über die Belehrung hinauskommt, von der sie selbst sagt, daß ihr gerade jenes „in sich geschlossene System der Jugenderziehung", wie es die Kampfzeit vermittelte, nicht zu verdanken ist. Wie sehr solche Belehrung grundsätzlich abgelehnt wird, geht aus dem Satz hervor: „Das Selbstbewußtsein eines Geschlechts ist der Schlüssel, mit dem es das Tor der Vergangenheit öffnet." Zu solchem Selbstbewußtsein, zu dem die neue Schule miterziehen will, führt aber niemals die Belehrung im überwundenen Sinn, sondern eben nur eine lebendige Unterrichtsweise, die ohne das Selbstführungsprinzip der Jugend in Zukunft nicht denkbar ist.

Die Einstellung der neuen Schule mußte sich bei allgemeiner Anerkennung dieser Grundsätze demnach von den früheren Ansichten unterscheiden: durch die Anerkennung eines schon außerhalb der Schule freiwillig anerzogenen und gebildeten Verantwortungsbewußtseins der Jugend. Junge und Mädel werden also ihre HJ.-Uniform oder BDM.-Kleidung nicht ausziehen, um in der Schule „nur" Schüler und Schülerin zu sein, sondern sie müssen bleiben, was sie sind: in der Schule ebenso wie im Dienst, im Kreis der Kameraden, im Elternhaus. Die Schule nennt sich selbst nur eine von den ihre Entwicklung formenden Erziehungsmächten, die allein im Aufbau auf dem neuen Lebensgesetz zu fruchtbarer Arbeit finden kann, das in der Gemeinschaft gewonnen wurde. In diesem Sinne bekennt sich auch die Schule zur Formationserziehung, wie Alfred Baeumler sagt.

Freilich besteht zwischen diesen grundlegenden Erkenntnissen und der praktischen Durchführung der auf ihnen angebahnten Reform zunächst noch ein gewaltiger Unterschied. Eben daraus geht hervor, wie sehr in den Jahren der Entwicklung einer neuen deutschen Schule alle Neuordnung Übergang bis zu diesem Ziel hin sein muß. Das gilt besonders nach der Einsicht, die sowohl der Reichserziehungsminister selbst wie auch seine Mitarbeiter immer wieder aussprechen, daß die neue Schule erst mit dem neuen Lehrer geschaffen werden kann. Um jenen von Baeumler auf die kommende Schule angewandten Begriff zu gebrauchen, könnte man sagen: Der neue Lehrer wird erst mit der Generation gewonnen sein, die selbst Formationserziehung genoß, um Formationserziehung leisten zu können. Daß diese Generation heute noch nicht vor der Klasse steht, ist selbstverständlich. Wie sehr es eine Zeitfrage ist, erkennen wir, wenn wir wissen, daß heute allein in Preußen mehr als 6000 Studienräte tätig sind, die schon seit 25, 30 oder 40 Jahren, also rund seit den Jahren von 1900 bis 1913 unterrichten.

Digitized by Google

Reichsminister Rust formulierte das, als er schrieb:

„Es kann nicht anders sein, als daß zwischen der nationalsozialistischen Formation und den staatlichen Erziehungsinstituten notwendigweise ein grundlegender Unterschied besteht... Es ist einfach eine biologische Unmöglichkeit, daß ein vollständiger Wesenswandel bis zum selbstsicheren und von keinem Willensakt mehr kontrollierten nationalsozialistischen Lehren und Erziehen bei der fertigen Generation vorhanden sein kann. Wir werden darum noch eine geraume Zeit gebrauchen, bis ein junges Erziehergeschlecht aus einem gleichen göttlichen Mittelpunkt, um einmal diesen Ausdruck Heinrich von Kleists zu gebrauchen, schwingt und lenkt wie die Jugend draußen in den Kolonnen und den Lagern."

Diese unbedingte Anerkennung der Schwierigkeit, aus der heraus immer wieder betont wird, daß die Schulreform erst am Anfang stehe, muß natürlich den Gang der Neuformung hemmen.

Neben den äußeren Daten der Schulreform bleiben daher vorläufig noch die neuen Lehrpläne der greifbarste Maßstab für eine Beurteilung dessen, was bereits geändert worden ist, wenn auch nochmals mit dem Hinweis auf die Aussagen aus dem Kreis des Reichserziehungsministeriums betont werden muß, daß die neuen Lehrpläne allein noch keine neue Schule hervorbringen.

Die Vereinheitlichung der Schultypen wurde bereits genannt. Dazu tritt zum zweiten die Verkürzung der Schulzeit nach dem Ministerialerlaß vom 30. November 1936. Die bevölkerungspolitische Begründung ist so klar, daß sich eine ausführlichere Darstellung erübrigt. Die Verkürzung erspart durch die Beschränkung der Mittelstufe auf zwei Klassen (4. und 5.) ein Schuljahr und gibt außerdem die Möglichkeit ein weiteres Jahr zu gewinnen. Es ist die gleiche Möglichkeit, die es bis kurz nach dem Kriege gab, daß begabte Grundschüler schon nach dreijährigem Besuch der Grundschule in die Sexta der höheren Schulen übergehen konnten.

Hervorzuheben ist das Übereinkommen zwischen Reichserziehungsminister und Reichsjugendführer über die Berufung von Schuljugendwaltern. Es ist ein Zeichen für die Vereinheitlichung der Erziehung der deutschen Jugend und getroffen im Bewußtsein, daß Schule, Elternhaus und Hitler-Jugend nicht drei voneinander getrennte und selbständige Erziehungsmächte, sondern nur verschiedene, aber auf das gleiche Ziel gerichtete Kräfte der Erziehung sind. Da die Lehrer heute im allgemeinen gemäß jener vom Reichserziehungsminister selbst gegebenen Begründung noch nicht Führer der Jugend sind und sein können, die den Schüler niemals nur im Rahmen der Schule als Objekt ihrer Belehrung, sondern in seinem ganzen Dasein als Menschen kennen und erkennen, fällt dieses Übereinkommen zunächst eine lebhaft empfundene Lücke, soweit das im gegenwärtigen Stadium möglich ist. Da es als Voraussetzung einer fruchtbaren Erziehungsarbeit erkannt ist, daß Hitler-Jugend und Schule Hand in Hand arbeiten, ist es für die Schule wichtig zu wissen, wie der Schüler als Hitlerjunge seinen Dienst tut und zu seinen Kameraden steht. Für die Hitler-Jugend ist es wichtig zu wissen, wie er in seinem Verhalten in der Schule dem Geist treu ist, zu dem er [illegible]erjunge bekennt. Durch die Verfügung über die Bestellung von Schul[illegible]rn, die aus der HJ. hervorgegangen sein oder ihr nahestehen sollen,

Digitized by Google

ist die Gewähr dafür geboten, daß die Schüler auf alle Fälle diesen einen Lehrer als ihren Kameraden kennen, so daß hier die Autorität des Lehrers aus der Kameradschaft der Jugend erwächst.

Neben diesen äußerlich besonders sichtbaren Tatsachen der bisher durchgeführten Reformen stehen in engerem Zusammenhang mit der Neuordnung der Lehrpläne zwei andere: die Schaffung neuer Lehrbücher, die noch im Gange ist, und die weltanschaulich begründete Verlagerung von Stoff und gedanklicher Auffassung in einzelnen Fächern. Den neuen Charakter der Lehrbücher zeigen die Lesebücher, von denen mehrere bereits vorliegen, die übrigen in Arbeit sind.

Soweit sind die Reformen heute schon deutlich zu erkennen. Wie sie sich aber in der Zukunft vollenden sollen, hängt eben von der Lösung der Lehrerfrage und damit von der Frage nach der Gestaltungsweise des Unterrichts als des schulischen Erziehungsmittel ab. Ähnlich der Bestellung der Schuljugendwalter sind auch die neuen Lehrpläne eines der Mittel, die notwendigerweise vorhandenen Schwächen, soweit eben möglich ist, auszugleichen und auf das endgültige Ziel der Neuordnung hinzuführen. In diesem Sinn werden die Lehrpläne selbst in der amtlichen Veröffentlichung des Ministeriums angesehen, wenn es da heißt: „Ohne die lebendige Lehrerpersönlichkeit ist der beste Lehrplan tot."

Wenn die Lehrpläne auch häufiger im Aufbau und in allgemein notwendigen Erörterungen an die „Richtlinien" von 1925 anknüpfen, etwa in der Feststellung des rein sachlichen Aufgabenbereichs mancher Fächer, so unterscheiden sie sich doch so grundlegend von der damaligen Auffassung wie der Nationalsozialismus überhaupt von dem Geist der vergangenen Parteien. Das gilt besonders für die Fächer, von denen gesagt wird, daß sie zusammen mit dem Deutschunterricht eine „enger geschlossene Gruppe" bilden, „in der die neue Geistesrichtung der Nation für die Jugend am deutlichsten Gestalt gewinnt". Der Unterschied zeigt sich schon darin, daß man diese Fächer (Deutsch, Geschichte, Erdkunde, Biologie und künstlerische Fächer) früher „kulturkundliche" nannte (mit Ausnahme der Biologie, die man zu den naturwissenschaftlichen Fächern zählte). In diesem Begriff „kulturkundlich" liegt das Wesen der früheren Schule beschlossen, die nur „Kunde", Kenntnisse vermittelte, ohne den Mut zu zeigen, wie eine neue Schule Wertung und Entscheidung zu fordern und zu geben.

Wenige, aber eindringliche Beispiele mögen an diesem Unterschied zwischen zwei Welten ermessen lassen, wie sehr die Neuordnung der deutschen Höheren Schule bemüht ist, umgestaltend in ihr überkommenes Wesen einzugreifen.

Die früheren Lehrpläne sprechen beim Thema des Deutschunterrichts zwar vom „Geiste der Wissenschaftlichkeit", von dem er getragen sein müsse, aber weltanschaulich setzen sie eine völlig unkritische Aufnahme des Stoffs durch den Schüler voraus. Wertung lassen sie nur im Formalen zu, wenn sie sagen: „Insbesondere wird der Lehrer sich bemühen, den Sinn des Schülers zu schärfen für die Unterscheidung des ästhetisch Wertvollen und des ästhetisch Wirksamen; zur Veranschaulichung des

Digitized by Google

letzteren wird er gelegentlich auch Werke geringeren Ranges heranziehen." In den neuen Lehrplänen dagegen heißt es: „An die Stelle der nur betrachtenden, kritisch-wissenschaftlichen, historischen und ästhetischen Einstellung tritt die wertende, schaffensbereite und kämpferische Haltung, die zur Gefolgschaft willig, zur Führung fähig ins Leben gestaltend vordringt." Ferner heißt es: „Nicht der deutsche Mensch mit allen seinen Strebungen und Eigenarten ist das Ziel der Unterweisung, sondern der deutsche Mensch, der sein Volkstum wesenhaft verkörpert. Darum ist auf alle Stoffe zu verzichten, die deutschem Fühlen widersprechen oder notwendige Kräfte der Selbstbehauptung lähmen." Als besonders wesentlich erscheinen vier neue Gesichtspunkte, unter denen das im Deutschunterricht verarbeitete Schrifttum zu betrachten ist: 1. Das Volk als Blutsgemeinschaft, 2. Das Volk als Schicksals- und Kampfgemeinschaft, 3. Das Volk als Arbeitsgemeinschaft, und 4. Das Volk als Gesinnungsgemeinschaft. Unter diesen Themen wird die Forderung selbstverständlich, daß „die wertende Deutung den Vorrang vor der stofflichen Erklärung" zu erhalten habe und daß es nicht genügt, beim Schüler das Einfühlungsvermögen zu entwickeln, vielmehr ist der Mut zu seelischer Entscheidung zu wecken."

Aus der Erkenntnis: „Große und wesentliche Gebiete des deutschen Lebens können nur durch die Kunst erschlossen werden", folgt die völlig neue Einordnung der Kunstbetrachtung in die Lehrpläne, die früher vielleicht gerade noch bei den verwandten Fächern knapp besprochen wurde. Da sie heute aber als eigenes Fach behandelt wird — auf sämtlichen Höheren Schulen sind ihr wöchentlich zwei Stunden in jeder Klasse zugewiesen mit Ausnahme des Gymnasiums, das in den vier oberen Klassen nur je eine Wochenstunde erhalten hat — wird die Hoffnung verwirklicht werden können: „So kann eine einheitliche Kunsterziehung nicht nur die individuellen Fähigkeiten des einzelnen steigern und sein eigenes Leben reicher machen, sondern zu einer Stärkung der seelischen Geschlossenheit unseres Volkes führen und dazu beitragen, daß die Kunst wieder zu einem notwendigen und organischen Bestandteil unseres öffentlichen Lebens wird." Wenn man mit dieser Rolle, die der Kunstbetrachtung und Kunstausübung in der Schule zugeteilt ist, die Ziele der Kulturarbeit der HJ. vergleicht, etwa die Erziehung der deutschen Jugend zum rechten Musikverständnis, zum unmittelbaren Musikerlebnis und zur praktischen eigenen Musikausübung, dazu etwa noch die Aufgabe der Spielscharen als eigene Gruppen künstlerischer Betätigung und der Vermittlung künstlerischer Erlebnisse, so wird auch an diesem Einzelfall wieder deutlich, wie sehr und mit welcher Verantwortung die Hitler-Jugend sich selbst für ihre Aufgaben im deutschen Volk erzieht und damit von sich aus die Grundlagen schafft, auf denen in der Schule aufzubauen ist.

Das ergibt sich aus allen möglichen Beispielen. Hier sei noch auf die Bewertung des fremdsprachlichen Unterrichts hingewiesen. Wenn die früheren Lehrpläne u. a. die „Geschichte des Erkenntnisproblems" als bestimmend für die Auswahl der englischen Lektüre bezeichneten, so fordert man heute die Kenntnis mit der Nachkriegsdichtung und der darin geäußerten Haltung, die uns unmittelbar angeht.

Digitized by Google

Man läßt heute als Maßstab allein den „Wert für die Erziehung" gelten und verlangt nicht nur, wie ehemals, eine Kenntnis des Fremden, sondern die wertende Einordnung und Beziehung zu unserem eigenen Volkstum — also nichts anderes, als was der Reichsjugendführer in den beiden Ende des vergangenen Jahres der Zusammenarbeit mit anderen Völkern gewidmeten Heften von „Wille und Macht" als notwendig für die deutsche Jugend herausgestellt hat. Früher hielt man die Lektüre einer fremdsprachigen Zeitung im Unterricht für „empfehlenswert", wogegen heute eine „bewußte Auswertung der Presse" noch über die rein sprachliche Schulung hinausgeht.

Um die Beispiele zu vervollständigen, mögen ohne Kommentar Äußerungen über den Geschichtsunterricht gegenübergestellt werden. Einst: „Er will die Gegenwart aus der Vergangenheit begreifen lehren und den heranwachsenden Menschen dadurch befähigen, zu den ihm im Leben gestellten politischen Aufgaben kritisch Stellung zu nehmen." Heute: „Der Geschichtsunterricht soll die Vergangenheit so zum jungen Deutschen sprechen lassen, daß sie ihm das Verständnis für die Gegenwart erschließt, ihn die Verpflichtung jedes einzelnen gegenüber dem Volksganzen fühlen läßt und ihm einen Ansporn gibt für sein eigenes politisches Tun."

Man darf diesen Richtlinien für die Unterrichtsgestaltung keine allzu große Bedeutung beimessen. Selbstverständlich müssen die Grundlagen klar umrissen sein. Aber auf den Menschen, der darauf aufbaut, kommt es allein an! So zeigt sich auch hier die Reform nur als ein allererster Beginn.

Welchen Schwierigkeiten aber in der Volksschule eine endgültige Reform gegenübersteht, wird in der Dezember-Ausgabe des amtlichen Organs des Jugendführers des Deutschen Reichs, „Das Junge Deutschland", ausführlich dargestellt. Hier sei nur der Blick auf eines der brennendsten Probleme: die Gemeinschaftsschule, gelenkt. Wenn sie auch in vielen Gegenden des Reiches nach dem Willen der überwältigenden Mehrheit der Eltern schon eingeführt ist, so ist sie doch der konfessionell gebundenen Schule gegenüber noch immer in der Minderheit. So gab es nach der Statistik am 15. Mai 1937 in Preußen von 32 720 Volksschulen noch eine verhältnismäßig große Zahl konfessionell bestimmter Schulen. In einigen anderen deutschen Ländern konnten die Gemeinschaftsschulen allerdings sich schon hundertprozentig durchsetzen.

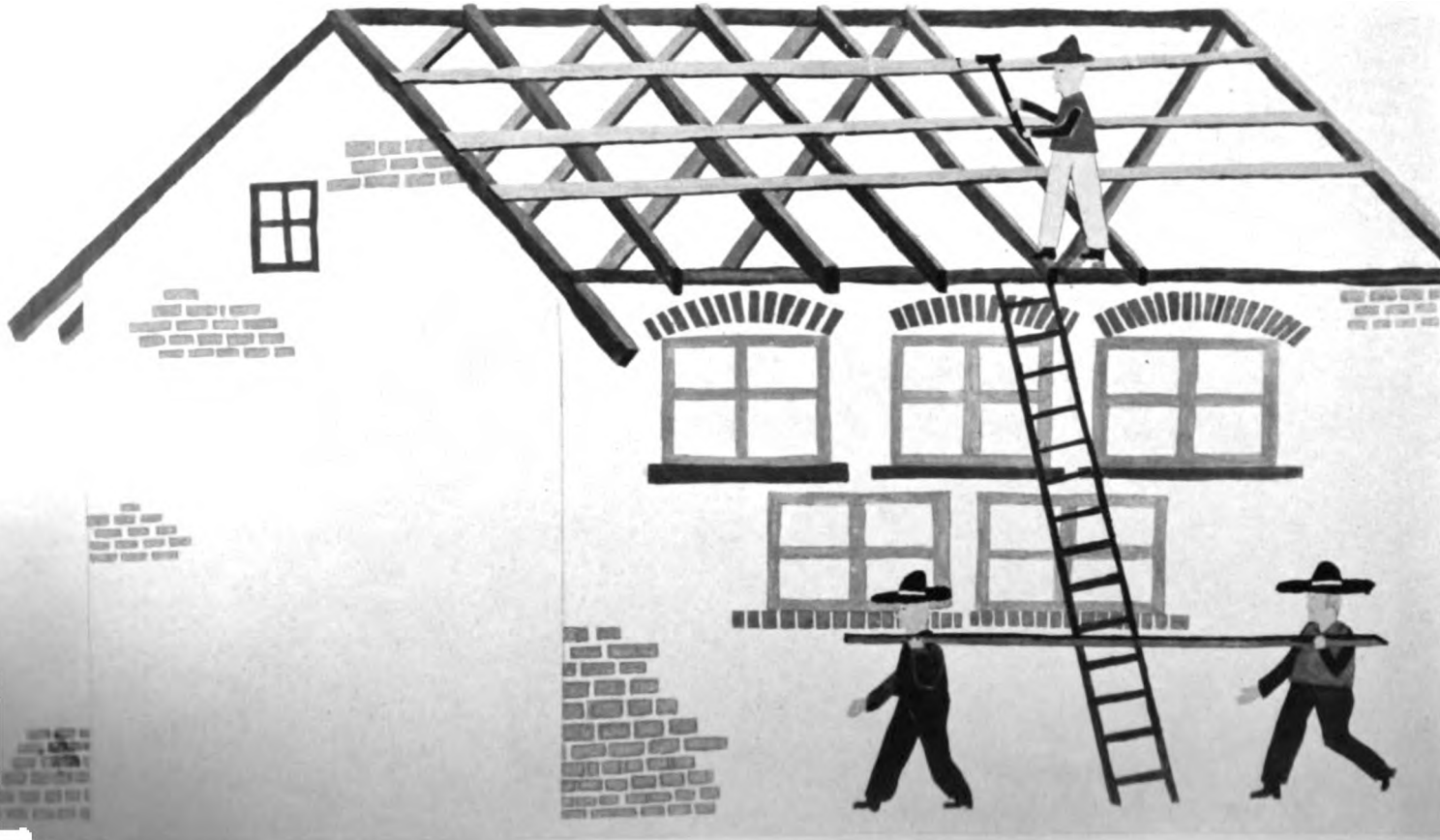
Auch dieses Beispiel ist wie die andern nicht aufgezeigt, um zu klären, was noch nicht geschehen ist, als vielmehr, um (mit Ministerialdirektor Holfelders Worten) zu zeigen, daß wir erst „am Anfang der nationalsozialistischen Schule stehen."

So manchem Jungen wird unglaublicherweise der Galgen wegen Eigenschaften prophezeit, die von unschätzbarem Werte wären, bildeten sie das Gemeingut eines ganzen Volkes. Adolf Hitler, „Mein Kampf"

Digitized by Google

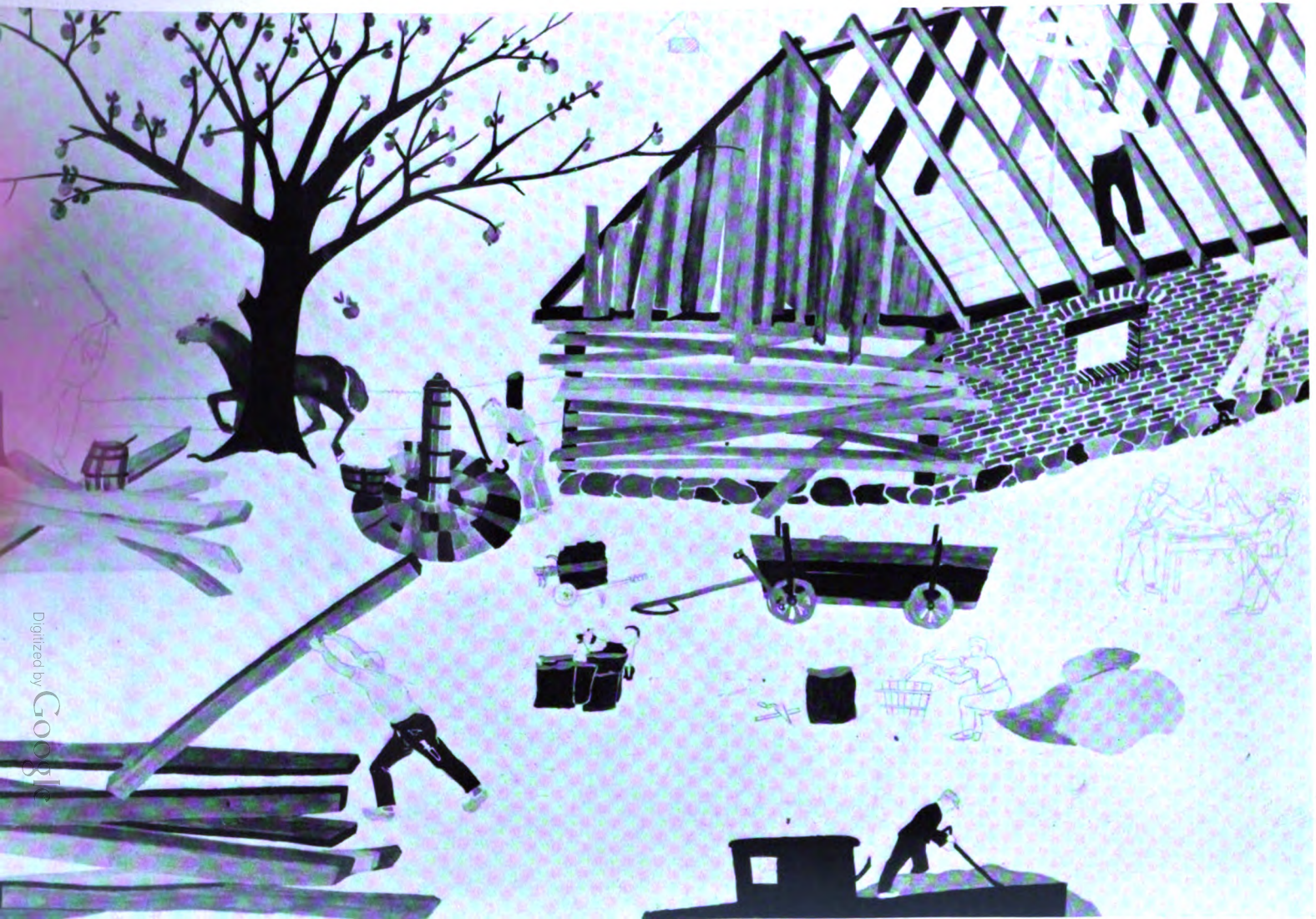
Arbeit eines 13jährige

Digitized by Google



Ein 13jähriger Pimpf löst im Unterricht auf diese Weise das Thema „Der Bauarbeiter"

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Heinrich Zillich:

Die Volksbedeutung des auslanddeutschen Lehrers

Ein siebenbürgisch-deutscher Märtyrer, jener edle Stephan Ludwig Roth, der 1849 von einem ungarischen Revolutionstribunal unschuldig zum Tode verurteilt wurde, den er mit einer Größe erlitt, die den Hauptmann der Hinrichtungsabteilung erschüttert in den Ruf ausbrechen ließ: „Soldaten, lernt von diesem Mann, wie man für sein Volk stirbt!", schrieb einmal in seinem der Volkserziehung und Jugendführung gewidmeten Leben: „Durch die Schultüren glänzt der Morgenstern!"

Mit diesem Wort ist ausgedrückt, was Auslanddeutschen das Brot des Bestehens bietet, eben ihre Schule. Nun gilt für jedes Volk, daß es ohne Schule absinkt und des Rüstzeugs zu einem höheren und bewußten Dasein ermangelt; Volksdeutsche aber, fern der Urheimat inmitten nichtdeutscher Staaten und Völker, stehen und fallen mit der Schule. Fehlt diese, so müssen sie nach verhältnismäßig kurzer Frist ihr Volkstum verlieren, es sei denn, daß sie in geschlossenen deutschen Siedlungen leben.

Wohl erhielten sich zwar andere, kleinere Völker, besonders in Osteuropa, sogar unter drückender Fremdherrschaft jahrhundertelang völkisch ungefährdet aus dem entgegengesetzten Grunde, weil sie k e i n e Schule besaßen, die es ihnen ermöglicht hätte, die Lebensinhalte der Herrenschichten wirklich kennenzulernen und damit in die Gefahr der Entvolkung zu geraten. Ihre soziale Minderberechtigung wirkte als völkischer Schutz. Sie blieben in jener Zeit ihrer Entwicklung geschichtslos, aber urtümlich und fähig, aus dem volksgebundenen Dahindämmern zu eigener Kultur und Tat zu erwachen, als ihre Stunde reifte.

Dem Deutschen in der Fremde allerdings konnte kulturelle Wirkungslosigkeit keinen völkischen Schutz bieten. Überall, wo er erscheint, findet er Raum nur kraft seiner Leistung. Ihretwegen wurde er in früheren Zeiten oft von fremden Völkern gerufen, mit Rechten und Macht ausgestattet, und auch jetzt, wo diese Völker, durch sein Beispiel gefördert, erwacht und allen Gebieten eines höher entwickelten Lebens selbst zu genügen bestrebt sind, bestimmt ihn weiter das alte Gesetz, nachdem er antrat, obschon er heute an vielen Orten minderberechtigt ist. Durch Schicksalsauftrag und nach Wesensart muß er sich ununterbrochen bewähren, sonst geht er im fremden Volkstum auf; eine Voraussetzung dazu sind Können und Wissen. Zwar ist er dabei vor der Versuchung durch das Artandere nicht äußerlich geschützt; fremde Kultur und fremdes Wesen, die ihn locken, begreift er sehr wohl; es gehört zum deutschen Schicksal der Weite, diese Reize zu spüren und ihnen doch gewachsen zu sein, weil eigene Leistungen das eigene Wesen als werthaft vor jeder anderen Art bestätigen. Ohne Schule aber ist die Bewußtheit eines solchen Lebens schwer

Digitized by Google

denkbar. Darum entstehen die ersten Schulen in auslanddeutschen Gebieten Europas nicht später als in Deutschland selbst.

Die Domschule zu Reval wurde 1319 gegründet, 1430 beriefen siebenbürgisch-deutsche Bauern des Dorfes Groß-Schenk bei Hermannstadt einen Rektor aus Regensburg zum Lehrer — ein Vorgang, der noch in anderer Hinsicht bedeutsam ist, nämlich als Zeichen für das Streben in kulturell schöpferischen auslanddeutschen Gebieten, geistig mit der Entwicklung im Reich Schritt zu halten, was ja — wie es besonders die Reformationszeit beweist — bei nötiger Wachheit der betreffenden Volksgruppe immer gelang. Auch diese Wachheit wird durch die Schule genährt. Die Befruchtung durch die Beziehungen zwischen neuer und Urheimat blieb nicht nur einseitig. Die auslanddeutsche Schule gab dem Reich viele Kräfte, und die Zahl der Volksdeutschen in reichsdeutschen Lehrerposten, besonders auch auf Lehrstühlen der Hochschulen, war immer groß. Volksführer auslanddeutscher Gruppen, wie z. B. der religiöse Reformator und Schulreformer Siebenbürgens Honter, lehrten an deutschen Universitäten, ehe sie ihr Lebenswerk in der Heimat begannen. Für die ungewöhnliche Aufgeschlossenheit, die Deutsche in gemischtvölkischen Ländern der Schule entgegenbringen, wobei immer betont werden muß, daß ihnen Schule Wissensübermittlerin und zugleich Volkswehr ist, zeugt nichts eindeutiger als die Tatsache, daß *das früheste, jedes Dorf erfassende allgemeine Volksschulwesen der Welt* das des deutschen Freitums in Siebenbürgen war. Die erste deutsche Universität aber entstand in einer gemischtvölkischen Stadt, in Prag. Die allgemeine Schulpflicht aber führten die Siebenbürger Deutschen als erstes Volk schon 1722 ein, hundertfünfzig Jahre vor England und Frankreich.

Es dient eben die Schule der Auslanddeutschen mehr als im binnendeutschen Raum der Volkserhaltung im einfachen Sinn der Bewahrung jener Werte, ohne die ein Volk nicht sein kann, ohne die es entweder ganz verschwindet oder zum Diener anderer Völker absinkt; es sind die Werte der *Sprache* und die Pflege des wachen *Volksbewußtseins*. In Deutschland, wo nur Deutsche leben, sind diese Werte kaum je in Frage gestellt; die Sprache nie; das wache Volksbewußtsein konnte wohl zeitweilig verkümmern, es wurde aber, da die Ordnung des ganzen äußeren Lebens der überblickbaren Umgebung, wenn auch vielleicht nicht immer *bewußt* deutsch, so doch *naturhaft*, unbewußt deutsch war, von einem anderen gemeinsamen Bewußtsein ersetzt, sei es vom staatlichen oder dynastischen, städtischen oder stammlichen, von Gefühlen also, die möglicherweise deutsche Uneinigkeit förderten, die aber das Deutschbleiben der Menschen nicht bedrohten. In Deutschland blieb man eben, selbst wenn man von deutschen Dingen nichts wußte und ein schlechter Deutscher war, deutsch in dem naturhaften Sinn, daß Lebenshaltung, Gedanke und Sprache deutsch waren. Sind sie es noch, so ist jede Erneuerung möglich. Sind sie es nicht mehr, so starb deutsches Leben, ist also der Deutsche restlos vertilgt, und nur sein Blut kreist weiter in Menschen, die sich einem anderen Volk zuzählen.

Digitized by Google

Der Gefahr einer solchen endgültigen Entvolkung sind die Deutschen im Ausland jederzeit ausgesetzt. Es ist oft darauf hingewiesen worden, daß Auslanddeutsche das Gesamte ihres Volkes zu vielen Zeiten, besonders vor und nach dem Weltkrieg, viel klarer sahen als andere Deutsche, daß sie politische Dinge von der Verpflichtung für das Gesamtvolk aus, wo es auch leben mag, zu beurteilen bestrebt waren, während der Reichsdeutsche in den letzten beiden Jahrhunderten fast immer staatlich befangen blieb und oft mit den Taten, die seinen Stolz ausmachten, andere Deutsche schädigte oder die Bedeutung eines gesamten großen Volkes verringerte, ohne es zu begreifen; so vergaß er zeitweilig auch die Auslanddeutschen, was ein Vergessen von rund 30 Millionen Menschen des eigenen Blutes bedeutet. Das ist alles richtig; richtig ist es auch, daß bis zum heutigen Tag dieser blutig bezahlte Mangel nachwirkt im Fehlen einer Geschichtsschreibung, die deutsche Geschichte in ganzer Ausdehnung und nach gesamtvölkischen Gesichtspunkten betrachtet und die schiefe Bewertung vieler Ereignisse endlich ausmerzt, die der Auslanddeutsche aus seiner volksverbundenen Einstellung natürlicher beurteilen würde, wenn ihn die reichsdeutsche teilstaatlich befangene Geschichtsbetrachtung nicht auch oft irreführte. Seine im allgemeinen natürlichere Schau war ja nur das Ergebnis ständiger Bedrohung, bewußter Abwehr und schließlich einer Schulauffassung, die nicht das Wissen, sondern das Deutsche als Samen des eigenen Bestehens in den Mittelpunkt des Schulplans stellt. Wo dies nicht geschah oder nicht geschehen konnte, stehen die zahllosen deutschen Friedhöfe in der Welt, deren Geschichte auch noch geschrieben werden müßte.

Es dürfte nun klar sein, welche Aufgaben dem Lehrer an auslanddeutschen Schulen gestellt sind und welche Leistungen er schon vollbrachte. Wissen läßt sich auch von Volksfremden beziehen, besonders dort, wo z. B. ein hochentwickeltes Herbergsvolk wie im englischen Bereich späten deutschen Notauswanderern gegenübertrat, die nicht mit jener Sendung auszogen wie einst die frühen mittelalterlichen Siedler. Wissen allein genügt nicht als Schulziel, doch auch die Pflege der deutschen Sprache erschöpft es nicht. Es gibt ja leider im Ausland einige Schulen, die das Deutschsprechen lehren, nicht aber das Deutschsein.

Die deutschen Schulen im Ausland sind außerordentlich verschiedenartig nach Aufbau, Zwecksetzung und Wert. Besonders nach ihrem Erhalter muß gefragt werden, wenn man sie beurteilen will. Einige sind reichsdeutsche Einrichtungen. Es sind Anstalten, die nach binnendeutschen Mustern aufgebaut wurden mit reichsdeutschen Lehrern, die hier wie daheim unterrichten, obgleich sie den veränderten Verhältnissen ihrer neuen Umgebung Rechnung tragen müssen und schon am ersten Tag spüren werden, daß sie nur sinnvoll wirken, wenn sie sich als Helfer am gesamten deutschen Leben empfinden, das sich um die Schule abspielt. Empfinden sie dies nicht, so soll man ihren Trägern die Rückfahrkarte in die Hand drücken. Urwaldschulen oder Schulen für deutsche Kolonien in überseeischen Städten sind ent-

Digitized by Google

weder Keim- und Fruchtzellen für das deutsche Leben der Umgebung oder sie sind nichts. Der Lehrer ist dadurch entweder geistiger Führer über das Klassenzimmer hinaus oder er taugt nicht. Die ihm zuwachsenden Verpflichtungen rühren alle daher, daß die Schule den natürlichen Mittelpunkt des oft sehr dürftigen geistigen Lebens jener weitentfernten Siedlungen darstellt. Mitarbeit in Vereinen und anderen Verbänden, Vorträge für Erwachsene, vielleicht mancherorts ärztliche Hilfe gehören dazu, sind aber nur Beispiele für die Fülle der Aufgaben, die mit dem Wort Volkserziehung umrissen werden können.

Eine besondere Schwierigkeit innerhalb der Schule ergibt sich für den Lehrer in Übersee daraus, daß er die Kinder in die deutsche Lebenswelt einführen muß, in landschaftliche und jahreszeitliche Verhältnisse, die ihren Erfahrungen völlig fremd sind; sie kennen doch keinen deutschen Winter, sie lesen in den Schulbüchern von unserem herrlichen Wald, aber sahen vielleicht niemals eine Buche. Ohne Verständnis für die Umgebung, in der die meisten Deutschen leben, in der Sage, Märchen und Geschichte unseres Volkes verankert sind, kann deutsche Art nie begriffen werden. Das deutsche Überseekind soll ohne Vernachlässigung der ihm vertrauten Heimat auch die Blutheimat so in sich aufnehmen, daß sie in ihm nachwirkt und einen seelischen Schutz bietet gegen Entvolkung. Wie schwer ist diese Aufgabe des Lehrers, wie elastisch muß er sein, besonders dann, wenn in seiner Klasse auch fremdblütige Kinder sitzen. Solche Schulen bringen manchmal Nichtdeutschen deutsches Wissen und deutsche Sprache nahe und müssen außerdem deutsche Kinder in ihrer Eigenart festigen und diese wecken, wo sie verschüttet ist.

Die meisten Aufgaben, die hier gestreift wurden, sind natürlich auch den Lehrern jener Schulen übertragen, die in Europa oder sonstwo deutschen Volksgruppen dienen, nur von diesen erhalten werden oder von anderen Stellen des Auslands, ohne Rückendeckung des Reiches. Die Mehrzahl der Auslandschulen fällt unter diese Einteilung. Es gibt deutsche Schulen, die von Privaten erhalten werden, von Vereinen, von Kirchen, von fremden Staaten und in Estland von der deutschen Kulturautonomie. Oft sind sie zweisprachig, manche sind nur dem Namen nach deutsch und verfolgen den Zweck, die Schüler allmählich zu entvolken. Entscheidend ist bei allen, daß an ihnen keine Reichsdeutschen unterrichten dürfen.

Von Land zu Land, ja innerhalb eines Landes wechseln die Bedingungen für die deutschen „Minderheitenschulen"! Fast überall ist ihre Zahl ungenügend, ihr Aufbau lückenhaft; Hunderte von Dörfern mit deutschen Einwohnern vermissen sie überhaupt; anderswo fehlen Höhere, Mittel- oder Gewerbeschulen; es fehlen in etlichen Staaten deutsche Lehrerbildungsstätten, ein äußerst gefährlicher Zustand, da die Lehrer an deutschen Schulen jener Länder Staatsbürger sein müssen; und in einigen auslanddeutschen Gebieten sind volkseigene Schulen überhaupt verboten; ja, es gibt Gegenden, wo sogar die Erteilung des deutschen Schreibunterrichts an deutsche Kinder unter Strafe fällt. Wie viele Märtyrer leben in solchen Verhältnissen ungekannt und unbelohnt im Lehrerstand!

Digitized by Google

Zu den schwersten Aufgaben gehört unter solchen Verhältnissen nicht die eigentliche Schularbeit, sondern der Kampf um die Schule selbst, die ständig bedroht von heute auf morgen verschwinden kann. Die Lehrer müssen hier für die Erhaltung der Schule streiten mit den Mächten, die deren Bestand oder Charakter gefährden; sie ringen auch um die Seelen deutscher Kinder mit den Deutschen, die lässig wurden und den Wert der Schule nicht mehr begreifen, vielleicht sogar ein besseres Fortkommen ihrer Kinder vom Besuch nichtdeutscher Anstalten erwarten oder den Mut nicht aufbringen, die eigene Schule in Anspruch zu nehmen.

All dies muß man wissen, um die völkische Großtat deutscher Lehrer im Ausland zu ermessen und doch erschöpft sie sich damit noch nicht. Zur Unvollständigkeit des Schulaufbaus tritt die Sorge um einen geregelten Lehrbetrieb, der ja meistenorts in den Formen wie im Reich unmöglich ist. Abgesehen von Siebenbürgen und anderen alten deutschen Schulgebieten fehlt es oft an Lehrmitteln, so daß die Bedeutung der Persönlichkeit des Lehrers für den Wert des Unterrichts allein entscheidend wird. Überdies unterscheidet sich deutscher Unterricht im Ausland wesentlich von dem im Reich dadurch, daß viele Begriffe, die in Deutschland gelten, hier nicht schematisch anwendbar sind. Das Vaterland der Kinder ist nicht das deutsche, ihre Staatspflicht bindet sie an eine andere Heimat. Das Kind muß also so erzogen werden, daß es ein bewußter Deutscher wird, aber auch dem Staat, in dem es aus dem Bewährungs- und Heimatsrecht der Ahnen lebt, loyal und leistungskräftig Nutzen bringt. Diese Zielsetzung bestimmt den Lehrplan, doch ist er oft durch staatliche Vorschriften in einer Weise geregelt, die deutsches Wesen einschnürt. Wo keine in Jahrhunderten geläuterte Schultradition wie in Siebenbürgen und im Baltenland den Schulgeist prägte, sind gerade diese Aufgaben der Lehrer maßlos schwer; freilich kommt auch in den alten Schulgebieten der Lehrer um ein ständiges Umlernen und Mitdenken am Lehrplan nicht herum, der oft jährlich wechselt, weil die Unterrichtsbehörden der jungen Staaten noch keine klare Richtung und Stetigkeit gefunden haben. Der Lehrer muß daher beweglich sein; es wird ihm durch eine bittere Seite seines Berufes leicht gemacht, nicht zu erstarren durch die nackte Not. Es gibt selbst in Siebenbürgen, dessen deutsche Bevölkerung durch Selbstbesteuerung sonst nirgend gezahlte Beträge für die eigenen Kirchenschulen aufbringt, manchen Lehrer, der monatelang wartet, ehe er sein Gehalt empfängt. Über dieses in anderen Gebieten noch schwärzere Kapitel ließe sich ein erschütternder Bericht zusammenstellen. Selbstlosigkeit und nimmermüde Zähigkeit sind die Nährquellen der deutschen Schule im Ausland. Der gesicherte Beamte, der mit auskömmlicher Pension in den Ruhestand tritt, wäre in den allermeisten dieser Schulen unvorstellbar. Den auslanddeutschen Lehrer in geflickten Kleidern und mit knurrendem Magen wird man öfter antreffen als den, der im Genuß eines würdigen Gehaltes ist. Wenn er nicht Kraft

Digitized by Google

besäße, sich von einem Ideal sättigen zu lassen, so hätte er die Hungertöpfe seiner Sendung längst verlassen.

Im Baltenland, in Siebenbürgen, im Sudetenland bestehen vielhundertjährige berühmte Schulen. Unzählige Generationen verdanken ihnen Form und Geist. Ihre Geschichte ist wechselvoll und war lange Zeit hindurch auch recht behäbig. Es gab Epochen, wo sie keinerlei Not litten. Heute werden sie zum mindesten vom Mangel an genügenden Geldmitteln geplagt. Die Verbindung mit dem Volk blieb bis auf wenige Ausnahmen immer sehr rege, denn auch hier war und ist die Schule nicht bloß eine Stätte der Kinder-, sondern der Volkserziehung. Die Entwicklung der Deutschen Siebenbürgens in achthundert Jahren kann ohne Lehrer nicht begriffen werden, weil die geistig entscheidende, oft auch politisch führende Schicht von den Lehrern der höheren Schulen mitgestellt wurde. Aus diesen Professoren wählte man auch die Pastoren. Die deutsche Gesinnung der bis heute autonomen evangelischen Kirche der Siebenbürger Deutschen, die rechtlich bestätigte Schulerhalterin ist, wurde durch den Aufstieg der Lehrer in Pfarrstellungen mitgefestigt. Die Volksschullehrer aber, deren Werdegang früher ziemlich ungeregelt war, sind seit der Errichtung von Lehrerseminaren vorgebildet und betätigen sich auf allen Dörfern auch außerhalb der Schulstunden in der Gemeinschaft, nicht bloß als Kantoren; sie sind Kassierer der Vorschußvereine, der Genossenschaften, Leiter von Bildungs- und anderen Vereinigungen. Jede Erneuerungsbewegung im Laufe der Jahrzehnte fand in diesem Stand ihre aktivsten Jünger. Das gleiche Bild zeigt sich überall, wo ein altes Schulwesen besteht.

Besonders beachtenswert ist auch die Selbstführung, die den Schülern an höheren deutschen Schulen in Siebenbürgen eingeräumt wird. Die obersten Klassen der Gymnasien bilden sogenannte Coeten, die sich ihre Führer bestimmen, ihnen bestimmte Strafbefugnisse übertragen und sich durch ein lebhaftes Kameradschaftsleben für die späteren Aufgaben in der größeren Volksgemeinschaft vorbereiten. Mögen auch mitunter kindliche Studentenmanieren in den Coeten um sich gegriffen haben — es waren vergängliche Erscheinungen. Wer diese Selbstschulung miterlebte, der konnte später oft feststellen, daß sie ihm Werte freier Persönlichkeitsbildung vermittelte, die andere Anstalten, etwa die katholischen Schulen Alt-Österreichs, nicht zu geben wußten. Es scheint mir in diesen Schülerverbänden mit dem Prinzip der Selbstführung der Jugend, die Jahrhunderte alt sind, ein Grundsatz wahrgenommen, der heute im Reich herrlicher und gewaltiger die Jugend der ganzen Nation unterschiedslos erfaßt.

In dem mannigfaltigen Bild der deutschen Auslandschule — die vom deutschen Volksbewußtsein her gesehen recht problematische Haltung mancher deutsch-katholischer Schulen in der Fremde soll nicht unerwähnt bleiben — ist gegenwärtig noch alles im Fluß. Erst wenn die deutschen Volksgruppen als Rechtskörperschaften anerkannt werden und ihre eigene Schule überall selbst in die Hand nehmen dürfen,

Digitized by Google

wird sich die Lage klären, der Schulausbau vervollständigen und die Lehrer gesichert werden können. Bis dahin ist es noch weit! Die Zeit eines heroischen Daseins der deutschen Lehrer im Ausland ist noch lange nicht beendet.

Weder in der Vergangenheit hätte sich das Auslanddeutschtum, besonders das im Osten Europas, in seiner unerhört großen Geschichte zu bewähren vermocht, noch könnte es heute volksverbunden bleiben, hätte der Lehrer ihm nicht gedient als Schulmeister, als Volksführer, als wahrer Erzieher in guten und bösen Tagen.

Von den deutschen Schulen des Südostens aber ging nicht bloß ein Antrieb für deutsche Leistungskraft aus, auch andere Völker fanden hier Förderung. Wenn deutsche Humanisten die Schriftsprache manches kleinen Ostvolkes schufen, wenn auf deutschen Schulen viele Angehörige noch unentwickelter Völker die Güter europäischer Kultur entdeckten und erst dadurch für die geistige Erweckung ihrer Volksbrüder befähigt wurden, wenn durch Jahrhunderte nur diese Schulen allein die Stätten höherer Bildung und Gesittung in weiten Landschaften waren, so müßten außer den Deutschen auch andere Völker unseren Lehrern im Osten ein Denkmal setzen und in ihnen ein Vorbild sehen für jene Berufsauffassung, die sich im Opfer und Dienst an der Gemeinschaft bewährt.

Lebensraum

Hart ist das strenge Land,
auf dem wir stehn.
Der Glaube, der uns band,
wird nicht vergehn.

Hart greift des Schicksals Hand
in uns hinein
und rüttelt an dem Land:
„Es geht ums Sein!"

Die Väter standen hier,
vertrotzt, verquält.
Ihr Erbe tragen wir,
dem Land vermählt.

Es ist, wie's immer war:
Die Nacht verrinnt ...
Das Land, das dich gebar,
trägt einst dein Kind.

Von dem Sudetendeutschen Rudolf Witzany

Digitized by Google

Kleine Beiträge

Begabte soll man fördern

Jawohl, das soll man tun. Und nicht erst lange herumdeuteln, kreuz und quer untersuchen, ob es denn überhaupt noch Begabte gebe, die förderungsbedürftig seien, ob nicht die echten Begabungen dank der natürlichen sozialen Auslese längst in die „oberen" Schichten aufgestiegen seien. Von dieser Art Philanthropen haben wir eine ganze Reihe, sie bedienen sich der modernsten Forschungsmittel der Erbbiologie und Bevölkerungslehre, sie machen einen wissenschaftlich tadellosen Eindruck, und ihrer Weisheit letzter Schluß bleibt doch immer der gleiche: Nur keine Sorge! Wer etwas kann, der wird sich schon durchsetzen!

Seltsam, daß uns immer Fälle begegnen, die auch eine andere Lebensregel verraten. Da sind die vielen hundert und tausend Sieger des Reichsberufswettkampfes, aus deren Personalangaben überraschend häufig ersichtlich wird, daß sie sich eigentlich zu einer ganz anderen Tätigkeit berufen fühlen, daß ihnen aber die eigene Mittellosigkeit oder die sozialen Verhältnisse des Elternhauses nicht erlauben, die jetzige Stellung als Ungelernter, als Lehrling in Fabrik oder Kontor aufzugeben und statt dessen einen Lehrberuf zu ergreifen, die Fachschule zu besuchen, den Betrieb zu wechseln oder sich der Wissenschaft zuzuwenden. Beispiel folgt hier auf Beispiel, so daß ein umfangreiches Material darüber erarbeitet werden konnte. Beruht das alles auf Zufälligkeiten, ist nicht vielmehr eine Gesetzmäßigkeit darin zu erkennen? Ist die Geschichte vom „unbekannten Begabten", die kürzlich das „Junge Deutschland" wiedergab, wirklich nur eine fromme Legende?

Auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens haben sich von alters her tüchtige Menschen zur Geltung gebracht. Man weiß von ihnen, kennt sie in ihrer engeren und weiteren Umgebung, und das Gesetz der automatischen Auslese triumphiert. Weiß man von den anderen auch, von den ungezählten, denen es nicht gelungen ist, über den Schatten ihrer Herkunft und Armut hinwegzuspringen? Kennt man die Namen derer, die, mit den besten Anlagen ausgestattet, vergebens sich mühten, das Bildungsvorrecht der Begüterten zu brechen? Von ihnen spricht kein Mensch, sie sind unbekannt geblieben, und nur zuweilen trifft man auf einen, den keine besondere Stellung auszeichnet, der still unter seinen Volksgenossen lebt und arbeitet, dessen Urteil und Redeweise aber aufhorchen läßt, der gediegene Fähigkeiten oder einen weiten Horizont offenbart und in Stunden der Besinnung seinem täglichen Tun sehr fern zu sein scheint. Jedem ist so ein Mensch schon über den Weg gelaufen. Und wem ist wohl nicht der Ausruf vertraut: „Was wäre aus dem geworden, wenn..."

Ja, was wäre geworden, wenn man den Wert der Begabtenförderung früher erkannt hätte und nicht erst in Notzeiten, da es an Kräften fehlt, die vorhandene Arbeit zu bewältigen. Das zu untersuchen, ist müßig, denn das Versäumte holt niemand nach. Machen wir darum jetzt aus der Not eine Tugend. Aber man bleibe uns mit den Statistiken, Beobachtungsreihen und Tabellen vom Halse, die beweisen sollen, daß die minderbemittelten Schichten an Begabten ja bereits „ausgelaugt" seien! Hat doch sogar einer festgestellt, daß die Männer gehobener Schichten im Durchschnitt größere Hutweiten, also größere Köpfe haben, und daraus geschlossen, die begabten Menschen befinden sich eben unter den reichen Leuten. Ein Schluß, der nicht gar so zwingend ist, da Umfang und Inhalt des Kopfes einander durchaus widersprechen können. Schließlich wäre noch hinzuzufügen, daß die einseitige Beobachtung der intellektuellen Begabung der Vergangenheit angehören sollte. Wichtiger als der Übereifer dieser Theoretiker ist uns die praktische Anschauung, denn die beweist die Fragwürdigkeit solcher Behauptungen. Sie demonstriert am lebendigen Menschen Tag für Tag das Gegenteil und stellt damit Aufgaben, deren Lösung nicht länger auf sich warten lassen darf. Wir können es uns heute und in aller Zukunft nicht mehr leisten, daß irgendeine Anlage im Volk unentwickelt bleibt und verkümmert. Darüber belehren die trockenen Zahlen des Arbeitseinsatzes recht lebhaft.

Die Soziologen, Sozialpolitiker, Erbbiologen und Bevölkerungsfachleute müssen sich angewöhnen, mehr mit den Augen des

Digitized by Google

Erziehers zu sehen. Richtet sich dann ihr Blick auf die breite Masse, statt auf die Oberschicht, so kann die Aufgabe nicht mehr zweifelhaft sein. Es ist fraglos von größter Bedeutung, Maßnahmen zu treffen, die auf den Kinderreichtum in sozial gehobenen Schichten abzielen, damit sich das dort vorhandene Begabungsgut vermehre, statt zusammenzuschrumpfen. Wir begrüßen jeden Vorstoß solcher Art und haben selbst entsprechende Möglichkeiten nachgewiesen*). Aber daneben muß doch das Bemühen stehen, von der absoluten Zahl der Begabten (deren Schwergewicht nach wie vor bei den untersten Schichten ruht) nichts verlorengehen zu lassen. In diese Richtung weisen die wiederholten Erklärungen des Reichsjugendführers, in denen er mit öffentlicher Namensnennung derjenigen drohte, die der begabten Jugend Ausbildung und Aufstieg versperrten, und die er kürzlich in dem Ruf nach einer allgemeinen deutschen Begabtenförderungswerk zusammenfaßte.

Nun wird man einwenden können, Begabtenförderung werde doch genug betrieben — von der Partei (Adolf-Hitler-Schulen), dem Staat (Schulgeldermäßigungen, Ausbildungsbeihilfen, Gebührenerlasse usw.), von der Deutschen Arbeitsfront (RBWK.-Sieger), vom Reichsstudentenwerk, von den Gemeinden, von größeren Städten, von der Katholischen Kirche, von Betrieben, Wirtschaftsgruppen usf. — ja, in den wirtschaftlichen Unternehmungen scheine sogar eine Förderungspsychose ausgebrochen zu sein, begleitet von einer „Hausse in Begabungen". Eine „industrielle Reservearmee" gibt es nicht mehr, das Angebot an Arbeitskräften bleibt hinter dem Bedarf zurück, da muß der Betriebsführer sehen, daß er seine Gefolgschaft richtig ansetzt und aus dem gegebenen Bestand durch bessere Disposition das Fehlende herausholt. So hat man Förderungsfonds geschaffen, aus denen Fachschulbesuche, Studienbeihilfen usw. bezahlt werden, und ist dann auf die Suche gegangen nach den dazu erforderlichen Begabten. Daß es dabei mit den Anforderungen nicht so genau genommen wird wie etwa im Berufswettkampf, wo der weltanschauliche und sportliche Leistungsbeweis gleichberechtigt neben dem beruflichen steht, ergibt sich aus den rein betrieblichen Interessen, die auf diesen Weg geführt haben. Ähnlich verhält es sich im wissenschaftlichen Bereich, wo ein Durcheinander der Förderungsträger und -voraussetzungen besteht, daß die System- und Regellosigkeit der betrieblichen Förderung eine ideale Konkurrenz vorfindet.

Aber die Hauptsache ist doch, daß Begabte gefördert werden, nicht wahr? Gewiß, aber wer ist begabt und damit förderungswürdig? Das haben bisher nur gültig herausgearbeitet die Adolf-Hitler-Schulen, der Reichsberufswettkampf und die Reichsförderung des Reichsstudentenwerks. Aber darauf kommt es an, denn die Mittel, die für Förderungszwecke zur Verfügung stehen, sind nicht unbegrenzt. Aufgabe eines deutschen Begabtenförderungswerkes — in dem von den bisherigen Förderungsträgern die berufenen vertreten sein müßten — wäre es also, einheitlich verbindliche Anforderungen festzulegen, die einkommenden Mittel zentral zu verwalten und endlich die Vielfalt der Förderungswege zu ordnen. Von diesen ist hervorzuheben, daß sie auf drei Grundforderungen zurückgehen: 1. Die Berufswahl muß übereinstimmen mit der Eignung und Neigung des Anwärters. 2. Die Kosten der Ausbildung sind entweder völlig zu streichen oder durch Förderungsbeträge der wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit des einzelnen anzupassen. 3. Die Dauer der Ausbildung richtet sich allein nach dem Ausbildungsziel und ist auf das unbedingt notwendige Maß zu begrenzen.

Begabte soll man fördern. Aber sie müssen auch begabt sein. Entsprechen sie dann den Anforderungen, so darf man keine Hungerleider aus ihnen machen. Sie sind nicht Wohlfahrtsempfänger, sondern Träger eines Begabungsgutes, auf dessen Entfaltung die Gemeinschaft angewiesen ist. Das Volk verlangt die Förderung. Damit entfällt der kindliche Einwand, wir wollten der begabten Jugend den Lebenskampf ersparen. Den wird sie durchfechten müssen, so oder so. Aber wir wollen es nicht dem blinden Zufall überlassen, ob einer an den Platz kommt, der ihm kraft seiner Anlagen gehört und an dem die Nation ihn sehen will.

Albert Müller

*) Lottmann, „Die Ausbildungsdauer auf den Hochschulen", „Das Junge Deutschland", 1938, 9.

Vererbung und Erziehung

Zum Wesen echter Erziehung gehört der Glaube an den Erfolg. Wer befangen ist und beschwert von der Vorstellung unentrinnbarer Gegebenheiten, allzu bereitwillig geneigt, die eigene Absicht einzuschränken, der wird es nie zum guten Erzieher bringen. Wer aber an die Freiheit glaubt, aus dem Menschen trotz aller natürlichen Ab-

Digitized by Google

hängigkeiten etwas machen zu können, was er bislang nicht war, dem öffnet sich weit das fruchtbare Ackerfeld der Menschenbildung. Mit diesem Glauben steht und fällt die Macht der Erziehung, ohne ihn wären wir nur Vollzugsbeamte fremder Kräfte, die unserem Einfluß unzugänglich sind.

So selbstverständlich das klingt, und so offensichtlich die tägliche Erziehungspraxis — des Politischen Leiters, des HJ.-Führers, des Lehrers — dies bestätigt, so unausweichlich ist doch heute die Besinnung auf diesen Grundzug aller erzieherischen Arbeit. Nicht daß damit neue Zusammenhänge erspürt, originelle Feststellungen getroffen würden. Die deutsche Geistesgeschichte ist reich an Beispielen, die auf Auseinandersetzungen solcher Art hindeuten. Es bedurfte nicht erst der Vererbungswissenschaft, die zum Segen unseres Volkes in den letzten Jahrzehnten einen prachtvollen Aufstieg genommen hat, um die Menschen über das Vorhandensein von Tatbeständen zu unterrichten, an denen die erzieherische Willkür vergebens rüttelt. Irgendwie war doch zumeist die Erkenntnis wirksam, daß der Mensch von Haus aus etwas mitbringe, was man nicht übergehen könne, ja, was im Grunde sogar die Möglichkeit, Richtung und Grenze der erzieherischen Einwirkung bestimme. Zwischen beneidenswertem Optimismus und resigniertem Pessimismus bewegen sich die großen Geister vieler Jahrhunderte.

An der Spitze der Optimisten steht der große Königsberger:

„Der Mensch kann nur Mensch werden durch die Erziehung. Er ist nichts, als was die Erziehung aus ihm macht."

Kant nährte die Pädagogen des 19. Jahrhunderts. Dieses Wort mußte eine beflügelnde Wirkung haben, eine Suggestivkraft, die uns noch heute anrührt. Aber bereits Schopenhauer goß Wasser in den bekömmlichen Wein:

„Der Charakter des Menschen ist konstant. Er bleibt derselbe durch das ganze Leben hindurch. Unter der veränderlichen Hülle seiner Jahre, seiner Verhältnisse, selbst seiner Kenntnisse und Ansichten steckt wie eine Krebs in seiner Schale der identische und eigentliche Mensch ganz unverändert, immer derselbe."

Man wird nicht leugnen können, daß auch diese Einstellung Wahres enthält, Goethe formuliert sie in ähnlicher Weise:

„Wie du bist, so mußt du sein, du kannst dir nicht entrinnen."

Die Brücke zwischen Kant und Schopenhauer scheint Rousseau gelungen zu sein:

„Jeder Geist hat seine eigene Gestalt, in deren Sinn er gelenkt werden muß, und der ganze Erfolg des Erziehungswerkes hängt davon ab, daß er nur ja eben gemäß jener angeborenen Gestalt und nicht gemäß einer ihm fremden erzogen wird."

In dieser Äußerung ist die gegebene Beschaffenheit des Menschen anerkannt, ohne daß die Überzeugung von dem Wert der Erziehung aufgegeben würde. Aber wenn wir vom Lebensweg des „Emil" vernehmen, von der unbeschränkten Herrschaft des so und so gestalteten Individuums, so will uns auch diese Einstellung wenig behagen.

Und nun das Aufblühen der Erbforschung. Sie hat die Fragestellung nicht verändert, wohl aber das Schwergewicht verschoben. Dem Erbbiologen ist die Erziehung nur ein Ausschnitt aus Umweltwirkungen, eine zweckmäßige, zielbewußte Auswahl von Reizen, die im Anlagebestand wertvolle Reaktionen auslösen. So etwa würde der Wissenschaftler den uns vertrauten Begriff umschreiben. Seine Untersuchungen beweisen, daß die Entwicklung des Einzelwesens im Reich des Lebendigen ausnahmslos ein Produkt von Umwelt- und Erbwirkung darstellt, die sich wie Reize und Reaktionen zueinander verhalten*). Jeder Erbanlage entspricht eine „Reaktionsbreite", die den Umwelteinflüssen ihren Spielraum gewährt, den Lebensäußerungen zugrunde liegt und zugleich die Grenzen der Entwicklung bestimmt. Die Beobachtung eineiiger Zwillinge mußte dartun, daß verschiedene Umweltwirkungen das körperliche und geistige Gesicht des Menschen verschieden ausprägen. Am Anfang steht also das Erbgut. Seine Erforschung hat die schrankenlosen Optimisten in die Reserve gedrängt. Was aber einer wird und leistet, hängt ab von seiner Umwelt, also von der guten Kinderstube, von Wohnort, Landschaft, Beruf, Freundeskreis, Konfession, Presse, von den geistigen Strömungen seiner Zeit und — von der Erziehung. Mit Recht ist gesagt worden, die Idioten seien die einzigen Menschen, die alles ihrer Geburt verdanken.

*) Vgl. Friedrich Reinöhl „Vererbung und Erziehung". Verlag Ferdinand Bonk, Oehringen.

Digitized by Google

Der vorsichtige Zeitgenosse, ängstlich bemüht in seinem Schaffen nichts unberücksichtigt zu lassen, was modern ist und allgemeine Anerkennung findet, wird nun in seiner Erziehungspraxis gewissenhaft nach dem Anlagebestand forschen, er wird sich Gedanken machen über die Reaktionsbreite hier und dort, wird grübeln, spekulieren und vor lauter Brüten, Kontrollieren und Zögern nicht mehr den Mut finden, kräftig zuzupacken, sich selbst, seine eigene Person durchzusetzen, ja, ihm wird die eigene Überzeugung von der Freiheit des Erziehers fragwürdig werden. Mit hängenden Segeln und lauer Fahrt schwimmt er dann mit im großen Gewässer, ohne ein festes Ziel vor Augen, ohne den Willen und die Fähigkeit, Menschen zu formen nach dem Bild, das ihm verpflichtend vor Augen steht.

Man verstehe uns nicht falsch, die Vererbungswissenschaft ist auf dem rechten Wege, sie ist notwendig und wir bejahen sie. Sie ist auch nicht schuld daran, daß man ihr die Tendenz unterstellt, im Zuge ihrer weiteren Entwicklung die völlige Determiniertheit der menschlichen Existenz nachweisen zu wollen. Wenn sie die Erziehung — gleichsam als „ferner liefen" — unter zahlreichen anderen Umwelteinflüssen einordnet, so darf man ihr das nicht übelnehmen, denn sie hat die Aufgabe, den starken Pendelschlag nach der Seite des von keiner Beobachtung getrübten Aufklärers nur wieder zurückzuholen und die überragende Bedeutung des Erbgutes nachzuweisen. Aber vor jenen lauen „Erziehern" müssen wir warnen, die an sich selbst nicht mehr glauben, die herumdeuteln, ob denn für die Erziehungsabsichten unserer Zeit überhaupt die Voraussetzungen gegeben seien, ob wir nicht Bauten schüfen, ohne das Fundament zu kennen. Diese Typen können der Jugend nicht imponieren, sie mögen gute Wissenschaftler sein, aber zum Erzieher haben sie nicht das Zeug. Wer erziehen will, muß an sich selbst und *an die Menschen glauben*, die sich ihm anvertrauen. Er muß, ohne Vernachlässigung der Ergebnisse wissenschaftlicher Forschungen, ja, im Angesicht offenbarer Abhängigkeiten immer noch die Kraft haben, sich in seinem Tun für frei zu halten. Nur von diesem unbesiegbaren Glauben gehen die Wunderwirkungen der Erziehung aus. Das ist die rechte Haltung des Erziehers. Der Führer hat sie uns gelehrt. A. M.

Adolf-Hitler-Schulen ohne Sütterlin

In aller Stille wurde zu Ostern 1938 in den Adolf-Hitler-Schulen die Offenbacher Schrift von Rudolf Koch/Offenbach eingeführt. Diese wichtige Entscheidung gegen die bisher geltende Sütterlinschrift ist zweifellos nicht ohne vorherige Erprobung der Kochschen Schrift, aber sicher auch nicht ohne Kampf gegen die Anhänger Sütterlins gefallen.

Bei der unglaublichen Verwilderung unserer Schulschriften war ein Vorstoß gegen die alleinseligmachende Reformschrift schon lange fällig. Daß er nicht aus den Reihen der alten Lehrer kommen konnte, ist aus vielen Gründen verständlich. Freuen wir uns, daß hier der Bann gebrochen ist, der über dem Schreibunterricht lag.

Mit sicherem Gefühl für eine zeitgemäße und wirklich deutsche Schul- und Lebensschrift haben die Erzieher dieser Auslese-Schulen des Dritten Reiches sich kurzerhand für das Beste entschieden. So trat die Hitler-Jugend das Erbe an, das der große Meister deutscher Schreibkunst der Schule seines geliebten Vaterlandes zugedacht hatte. Und die Erzieher des Führernachwuchses verwirklichen wieder einmal den Grundsatz, wonach für die Jugend das Beste gerade gut genug ist.

Adolf Hitler sagte einmal: „Nationalsozialismus ist Rückkehr zum Natürlichen." In Heft 2/1938 des „Nat. Soz. Bildungswesen" hat Dr. Ewald Geißler in seinem Aufsatz „Wortkunst als Rassenausdruck" obigem Führerwort hinzugefügt: „Mit dem Natürlichen sind aber nicht nur Kraft, sondern auch Form und Schönheit verbunden." Wie steht es in dieser Hinsicht mit unserer Schulschrift, die wir aus der Zeit des nationalen Niederganges übernommen haben? Wo ist bei ihr Natürlichkeit, wo Kraft und Schönheit und Form? Wie nimmt sich etwa in Sütterlinschrift jenes markige Wort des Führers an seine Jugend aus: „In unseren Augen da muß der deutsche Junge der Zukunft schlank und rank sein, flink wie'n Windhund, zäh wie Leder und hart wie Kruppstahl!"?

„Deutsch sein heißt klar sein" — lautet ein anderes Führerwort. Aber wo ist in diesem Schlingenwerk Klarheit? Ist sie nicht den materialistischen (methodisch getarnten) Grundsätzen: Schreibleichtigkeit, Schreibschnelligkeit, Einzügigkeit geopfert worden?

Deutsche Verkehrsschrift! — das ist die letzte Zielsetzung für den Schreib-

Digitized by Google

unterricht. Beim Wort genommen heißt das doch zuerst: Unsre Schulschrift muß von der ersten Schreibstunde an deutsch sein, und nicht neutrale Ausgangsschrift! Wie könnte sich heute noch auf irgendeinem anderen Gebiete der Erziehung und des Unterrichts dieser üble Spuk aus einer überwundenen Zeit halten? Überall besinnen wir uns wieder auf unser Deutschsein, suchen und pflegen wieder den uns gemäßen Wesensausdruck. Muß da nicht auch die Schrift unserm Volkstum Form und Ausdruck leihen? Ja, auch sie muß die deutsche Liebe zu Ordnung, Sauberkeit und Zucht kundtun, muß Abbild sein unsrer natürlichen Art — aber auch unsrer ewigen Sehnsucht nach Harmonie und Schönheit. — Wo aber sind in unsrer heutigen Erstschrift Keime zu solchen Ausdrucksmöglichkeiten?

Zum zweiten: Als „Verkehrsschrift" muß die Schrift Dienerin sein, vor allem in Beruf und Alltag — Mittlerin zwischen Mensch und Mensch. — Wie es aber bislang damit bestellt ist, zeigen die nicht verstummenden Klagen über das „Versagen der Sütterlinschrift", auf das die deutschen Handelskammern seit langem in ihren Jahresberichten hinweisen. Insbesondere wird immer wieder betont, daß die Steilschrift — und mehr noch die notwendige Folge dieser Unnatur: die Linksschräglage! — beim Erlernen der Kurzschrift hinderlich sei. Vielfach finden in kaufmännischen Berufsschulen für Neueintretende erst Umschulungskurse auf die rechtsschräge, die natürliche Schrift statt. Man bedenke: Die Schrift, die ein Junge oder Mädel erlernt und acht oder mehr Jahre benutzt hat, ist unbrauchbar, wertlos; die Zeit zu ihrer Erlernung und Übung ist nutzlos vertan! Können wir uns den Luxus solcher Kraftvergeudung weiterhin leisten, wo wir auf allen anderen Gebieten haushalten und sparen lernen?

Zum andern: „Eine Verkehrsschrift muß auch „werbende Kraft" ausstrahlen, im weitesten Sinne und nicht nur kaufmännisch gemeint. Aber nur wenn sie gefällig und schön ist, kann sie das. Dem Einwurf, Schönheit sei Ansichtssache des jeweiligen Kritikers, muß man entgegnen: Das Volk in seiner überwiegenden Mehrheit hat diese Reformschrift von Anfang an abgelehnt, genau wie es eine gewisse Kunst ablehnte. War nach unsrer heutigen Auffassung das Volksurteil gegenüber den Machwerken einer art- und rassefremden Kunst gesund und zutreffend, so sollte man es auch hinsichtlich der Schrift endlich hören und anerkennen. — Den Anbetern einer falsch verstandenen oder bewußt gefälschten Sachlichkeit aber hat Rudolf Koch einen feinen Ausspruch fürs Gedenkbuch gewidmet: „Das Unschöne ist immer unzweckmäßig, denn das Häßliche ermüdet und stößt ab. Dagegen wird das Auge durch Schönheit angeregt und erfrischt. Darum dürfen wir auch nicht vor einer notwendig werdenden Vermehrung der Schreibbewegungen zurückschrecken. Unsre Zeit fordert unbedingt eine Schrift, die von gesundem Schönheitsgefühl getragen ist, dabei verlangt unser Auge eher kräftige, herbe Formen, als glatte und weiche." Wir sind eben Deutsche und keine Romanen!

Zum Schluß noch dieses: Der Drucker hat neben den sogenannten Werk- und Brotschriften (für gewöhnlichen Buch- und Zeitungsdruck) auch Fest- und Zierschriften für edleres Druckwerk. Wir alle haben neben unsrer „Alltagskluft" auch Fest- und Feierkleider. Man bezeichnet die Schrift sehr schön als das Kleid der Sprache. Im Volk war bis heute das Deutsche meist das Alltagsgewand der Sprache. Für besondere Anlässe aber bestand auch schon immer das Verlangen nach einer „besonderen" Schrift zu feierlichen oder repräsentativen Zwecken. So kam der einfache Mann, im Schreiben ungelenk und ungeübt, zum Lateinischen — für seine Unterschrift, für Briefaufschriften, Einträge in Urkunden und Gedenkbücher usw. Daß die „Gebildeten" nur Latein schrieben, half ihm über das aufkeimende Gefühl einer gegen sein Volkstum begangenen Sünde hinweg.

Wir sehen also: Hier wies der Schreibunterricht eine Lücke auf, und er tut es heute noch. Der Anspruch des Volkes auf Eintritt und Einführung ins Reich der Schreibkunst im Sinne einer Volkskunst wurde und wird noch mißachtet. Daß man seit Sütterlin mit Zierrahmen und Blumenranken tastend ein sogenanntes „schmückendes Schreiben" betreibt, sei hier anerkennend vermerkt. Aber damit ist zur Aufartung der Schrift an sich nur ein geringer Beitrag geleistet. Was nützt schließlich der schönste Schmuckrand, wenn er im krassen Gegensatz zur gerahmten Schrift steht? Ein schöner Rahmen läßt sogar die häßliche, die ungepflegte Schrift nur noch häßlicher erscheinen! Die Schriftreformer seit Sütterlin haben — mit Ausnahme von Rudolf Koch — ihr Augenmerk vor allem auf die Schrift-Aneignung gerichtet. Ungezählte Kurse wurden gehal-

Digitized by Google

ten, ungezählte Ausstellungen veranstaltet, und zentnerweise erschienen methodische Werke und Lehrgänge. Aber über all dem vergaß man die Schrift-Pflege! Man legte wohl zur neuen Schrift die Saat; doch dann ließ man sie einfach „wachsen und in Freiheit sich entfalten". Kein rechter Gärtner tut solches ungestraft. Und so sehen wir heute im Garten der deutschen Volksschrift — und gerade in den Beeten der Nachzucht! — einerseits eine jammernswerte Magerkeit, Unterernährung und Dürre, andrerseits ein üppiges Wuchern entarteter Sprößlinge und fetter Unkräuter. Gewissenhafte und geschulte Gärtner fehlen seit Jahrzehnten.

Wie nun Rudolf Koch seit 1908 im stillen aber zähen Kampfe stand gegen Entartung und Verfall der deutschen Buch- und Druckschriften, so kämpft unter seiner Führung seit 1928 ein kleiner Kreis gegen die „Entartete Kunst" im Schulschreibunterricht. Der Stoßtrupp ist klein. Aber er ficht mit Begeisterung für das Gute, Wahre und Schöne in der Schrift. Er setzt deutsch gegen undeutsch, schön gegen häßlich, Klarheit gegen Verwaschenheit, kernig und zuchtvoll gegen kraftlos und weich, Schrift gegen Ringelwurmgymnastik, Bewegung und blutvolles Leben der Form gegen trockene, verkrampfte Schulmeisterei, bestes deutsches Schrifterbe — wiedergeboren in der Morgenröte des nationalen Aufbruchs — gegen die Laboratoriumszüchtung einer „bewußt neutralen Ausgangsschrift". Die Besten der deutschen Jugend werden nun eine Schrift erlernen und ins Leben mitnehmen, die der Größe, der Kraft, der Schönheit und der Kultur unsres neuerstandenen Reiches würdigen Ausdruck zu geben vermag.

Mit der Einführung der Offenbacher Schulschrift in den Adolf-Hitler-Schulen stehen wir an einem Wendepunkt der Schriftreform. Die Fenster der Schulstuben wurden von außen aufgestoßen. In die Sütterlinmauer wurde die erste Bresche gelegt. M. Hdf.

An die Erzieher der Adolf-Hitler-Schulen

Das Echo einer Arbeit im Elternherzen

Die Erziehung der Pimpfe auf den Adolf-Hitler-Schulen erfolgt zwar getrennt und fern vom Elternhaus. Da aber die erzieherische Bedeutung des Elternhauses bei der Heranbildung des jungen Menschen voll anerkannt wird, stehen die Erzieher in kameradschaftlicher Verbindung zu den Vätern und Müttern ihrer Pimpfe. Durch diese Kameradschaft vermögen die Eltern den Erziehern zu helfen, und die Erzieher sehen ihre Jungen vollkommener und können ihre Beurteilung sicherer finden. Wir geben hier einige Briefstellen aus einem Berg von Elternbriefen wieder. Sie sollen von dem Geist erzählen, der diese erzieherische Macht und die Menschen erfüllt, die in ihr und mit ihr leben:

*

Der Arbeiter Pg. Stützel schreibt:

„Es drängt uns, Ihnen herzlich zu danken für die uns vor wenigen Tagen zugesandte ausführliche Darstellung über das Leben und Treiben auf der Adolf-Hitler-Schule in Crössinsee. Wenn uns auch schon so manches von unserem Jungen mitgeteilt worden ist, so haben wir uns doch erst jetzt ein richtiges Urteil bilden können. Sie dürfen versichert sein, daß wir Ihnen vom ersten Tage an vollstes Vertrauen entgegenbringen und damit weitestgehend auch Verständnis und Anerkennung für Ihre schwere und verantwortungsreiche Arbeit finden.

Ihr Wunsch ist es auch, Einblick in unseren Familienkreis zu finden. Meine Frau als auch ich stammen aus einer Arbeiterfamilie und sind mit mehreren Geschwistern in bescheidenen Verhältnissen aufgewachsen. Unser Junge, der das große Glück hatte, als Adolf-Hitler-Schüler ausgewählt zu werden, ist der Jüngste und hat mit noch vier Geschwistern das Brot teilen müssen.

Aus eigenen Mitteln hätten wir es nie vermocht, ihm eine derartige Ausbildung angedeihen zu lassen, und deshalb sind wir unserem Führer auch so unendlich dankbar, daß er diese segensreiche Einrichtung geschaffen hat und dabei keinen Unterschied zwischen reich und arm macht.

Wir wissen, daß Sie als Ihre vornehmste Aufgabe betrachten, aus den Schülern solche Menschen zu machen, die später voll und ganz ihren Mann stellen. Auch wir wollen, soweit es in unseren Kräften steht, mithelfen. Deshalb ermahnen wir immer und immer wieder unseren Jungen, daß er seine ganze Kraft einsetzt, um das Ziel zu erreichen. Da wir von hier aus nicht beurteilen können, ob Sie mit seinen Leistungen und seiner Führung zufrieden sind, wären wir Ihnen sehr dankbar, wenn Sie uns eine kurze Mitteilung machen würden.

Digitized by Google

Unsere vollste Unterstützung ist Ihnen jederzeit gewiß, denn uns liegt alles daran, daß Ihnen unser Junge nur Freude bereitet.

Heil Hitler!"

*

Der Pg. Steuben von der Kreisleitung in Frankenthal schreibt u. a.:

„Daß Sie als verantwortlicher Führer und Erzieher der Jungen viele Arbeiten, auch viel Freuden, aber auch sehr viele Sorgen haben und uns Eltern an diesen teilnehmen lassen wollen, erfreut uns alle. Das eine kann ich Ihnen versichern, Ihr Bericht hat mir und meiner Frau alles gebracht, was wir erhofft haben, zumal unser Junge nach ungefähr dreiwöchigem Aufenthalt geschrieben hat:

‚Liebe Eltern, ich habe in der herrlichen Ordensburg Crössinsee meine zweite Heimat gefunden; hier herrscht ein echter großer Kameradschaftsgeist, wir dürfen zu unseren Erziehern ‚Du' sagen.'

Dieser Ausspruch von einem zwölfjährigen Jungen bedeutet viel für Sie als Führer und Erzieher, denn in diesen Worten liegt doch eine Ehrung für alle dort Verantwortlichen. Wir als Eltern unseres Jungen haben Verständnis und Anerkennung für Sie als Führer und Erzieher und wissen, daß Sie sehr viele, viele Arbeit in der Erziehung unseres Jungen mit seinen anderen dort anwesenden Kameraden haben, um diese in dem Sinne unseres herrlichen Führers zu erziehen."

*

Der Waldhüter Schwinn aus Altenglau sagt in einem Brief:

„Unser Sohn ist grundsätzlich einfach erzogen und wird sich auch leicht ein- und unterordnen. Unsere wirtschaftlichen Verhältnisse legen uns manche Fesseln auf. Ich habe als Waldhüter im Monat ein Gehalt von 90,— Mark, und trotz dieser Verhältnisse führe ich schon über fünf Jahre als Obersturmführer einen aktiven SA.-Sturm, nur ein Beweis, daß es an meiner Einstellung zu unserer Idee nicht mangelt. Um so glücklicher sind wir, den Jungen in dieser idealen Schule untergebracht zu haben. Karl ist willig und gehorsam. Mit großem Eifer gibt er sich den soldatischen und sportlichen Tugenden hin, so daß es ihm nicht schwer fallen dürfte, den Anforderungen an die Disziplin zu genügen.

In seinen Briefen an uns ist auch tatsächlich weder die Spur einer Klage noch ein Zeichen von Heimweh zu finden, denn immerhin ist es für die Jungen ein Schritt gewesen, dem Entschlossenheit nachgesagt werden darf. Im Elternhaus steht Karl immer im Mittelpunkt, und stets freuen sich seine zwei Schwestern und wir, wenn Nachricht von dort kommt. Crössinsee ist nun schon ein Begriff geworden. Wir werden uns rege an dem Gedankenaustausch beteiligen und Ihren Anregungen folgen.

Eine ganz besondere Freude löste Ihre Mitteilung aus über Ihren Besuch anläßlich der großen Ferien. Wir würden es begrüßen, wenn wir von dem Erzieher hören könnten, daß Karl auch in den rein schulmäßigen Fragen mitkommt."

*

In einem Brief der Familie Grünewald aus Rockenhausen lesen wir:

„Überwältigend, in den herrlichen Bauten der Ordensburg Crössinsee sollte unser in primitiven Verhältnissen aufgewachsener Kurt inmitten vieler Kameraden durch berufene Führer und Lehrer geschult werden! Immer noch fragen wir uns manchmal, ob das wirklich wahr sei? Und da stoßen wir auf den einen Mann, der für uns alle so Großes und vieles geschaffen hat, auf den Führer! — Worte vermögen ein Letztes nicht zu fassen.

In dankbarer Anerkennung Ihrer Arbeit, auch an unserem Jungen, sollen Sie freimütig den notwendigen Einblick in unseren Familienkreis haben. Kurt hatte es in seiner ersten Kindheit nicht gut bei uns angetroffen. Seine Mutter stand im 21. und ich im 25. Lebensjahre, als sein Schwesterchen mit zwei Jahren Abstand folgte. Wir sorgten kärglich Nahrung. Einerseits kamen diese harten Lebensbedingungen dem Bub zustatten, denn er wurde in eherne Notwendigkeit gefügt.

Als Entschädigung widmete ich meinen Kindern jene Zeit, die viele Männer mit Alkohol und Tabak im Übermaß einbüßen. Unsere Berge und Wälder, die Urkraft der Natur, sollten mir helfen, einfache, konzentrierte und unerschrockene Menschen aus meinen Kindern zu machen. Daß hierbei grundlegende Leibesübungen besonders Anwendung finden mußten, ist ganz klar.

Frühzeitig hatte ich erkannt, daß dem Kinde das erste Rüstzeug nur innerhalb der Familie gegeben werden kann, oder überhaupt nie. Bei meinen Auslandstarts erlebte ich z. B. 1921 schon, wie in Finnland die Familie das war, was bei uns der so-

Digitized by Google

genannte Sportverein hätte sein sollen. Kinder brauchen das mitreißende Vorbild in erster Linie von Vater und Mutter. Meine Kinder wissen keinen größeren Reichtum, als mit ihren Sportkameraden Vater und Mutter hinauszuziehen, zu ernstem Spiel und neuem Erleben. So waren wir doch nie arm innerhalb unserer Familie und hatten Lebensbejahung. Der aus der Familie empfangene Kraftstrom, die Kampfesenergie, wird meinen Kindern nie und nirgends zu nehmen sein. Damit glauben wir auch dem Vaterlande gedient zu haben."

*

Frau Elsbeth Grimm schrieb begeistert und sagte u. a. auch:

„Ganz neu eingekleidet die ganze kleine Bande! Selbst müssen sie nun für Ordnung und Instandhaltung der Sachen sorgen, da wächst das Verantwortungsgefühl! 300 Fahrräder! Fahrten, auf die das Verständnis vorher hingelenkt wird und die dann mit offenen Augen und Herzen gemacht werden! Alles, alles undenkbar schön für unsere Jungen und uns Eltern."

*

Eine andere Mutter aus Wernshausen an der Werra ließ sich vernehmen:

„Unserer Zustimmung bei jeglichen Anordnungen können Sie stets gewiß sein, wir wissen, daß eine Erziehungsarbeit nur dann Erfolg hat, wenn alle beteiligten Faktoren mithelfen und mitarbeiten. Ganz besonders begrüßen wir auch den Besuch Ihrerseits im Elternhaus; bei dieser Gelegenheit werden wir Ihnen auch ein Entwicklungsbild von unserem Jungen geben, das Ihnen in der Weiterarbeit nützlich sein möge.

Uns Hausfrauen und Mütter fiel natürlich der Küchenzettel am meisten ins Auge; beim Studieren läuft einem wirklich das Wasser im Munde zusammen. Das ist wirklich mehr, als so ein Junge verdrücken kann. Schicken von Eßwaren u. a. ist tatsächlich unnötig, auch im Interesse der Kameradschaft und Gemeinschaft."

*

Bäckermeister Röder aus Auma in Thüringen schneidet eine Frage an und beantwortet sie selbst:

„Damit Sie Einblick in die Familie haben, aus der Wolfgang Röder stammt, möchte ich kurz einiges anführen. Meine Frau ist jüngste Tochter einer alteingesessenen kinderreichen Landarbeiterfamilie auf Rittergut Sorna bei Auma. Ich bin ältester Sohn einer kinderreichen Weberfamilie aus dem sächsischen Vogtland. Nach Erlernen des Bäckerhandwerks und folgenden Gesellenjahren, in denen ich Deutschland viel bereist und die Vielseitigkeit unseres schweren und doch schönen Handwerks kennenlernte, — darunter auch zwei Jahre Seefahrt, 1915 bis 1918 Kriegsteilnehmer im Osten...

Vor einigen Tagen erkundigte sich unser Pfarrer über das Befinden unseres Jungen und fragte nebenbei, ob auch Religionsunterricht erteilt wird. Ich möchte versuchen, mir diese Frage selbst zu beantworten und daß meine Frau dem Pfarrer keine Unwahrheit sagte. Wörtlich ist dieser Unterricht im Stundenplan nicht angeführt und ist doch in allem, was den Kindern zuteil wird: Indem Sie alles, was schlecht und gemein ist, von ihnen fernhalten, alles Hohe und Edle aber an sie heranführen, ihnen den Leib stählen, Musik, Gesang und Frohsinn pflegen und mit ihnen die Treue zu Führer, Volk und Vaterland üben und den Jungen anhalten, daß er sich selbst und seinem Elternhause treu bleibt, ist in Wahrheit gelebte Religion."

*

Die Landstuhler Familie Arnold schreibt:

„Schön wäre es, einmal unvermutet einen Blick in Ihre Arbeit, in Ihre Mühen und Sorgen, aber auch in Ihre Freude mit diesen 300 vor Lebenslust sprühenden Jungens tun zu können. Daher ist heute die Vorfreude schon für uns schön über die beabsichtigte Fahrt von KdF., die uns Eltern die Möglichkeit geben soll, die Gesellschaft in ihrem Element zu sehen. Uns Pfälzern und ganz besonders uns Landstuhlern steht ja etwas ganz Besonderes bevor. Die Adolf-Hitler-Schule für den Gau Saarpfalz kommt ja hierher. Auf dem Kirchberg bei Landstuhl wird in nächster Zeit mit dem mächtigen Bau begonnen werden. Dann kommt aber Leben hierher. Dann soll es uns erst recht eine Freude sein, lebendige Fühlung mit der Schule, mit den verantwortlichen Führern und Erziehern aufzunehmen.

Um ihre Jugend, um ihr Werden und Wachsen sind die Jungens zu beneiden. Wenn wir an unsere Jugend zurückdenken, dann wird man traurig gestimmt über diese arme Zeit. Unsere Lehrer: konfessionell gebunden, vertrocknete Kathedermenschen, reine Kalkbergwerke, denen alles fehlte, was

Digitized by Google

Jugend begeistern konnte. So war es in der Volksschule, im Gymnasium war es z. T. noch schlimmer, dort kam zumeist mit höherem Alter noch eine größere Portion Katheder-weisheit, die uns in trockener, von keinem Fünkchen Humor gewürzter Form eingebleut wurde ...

... Wer bei Moses und den Propheten genau Bescheid wußte und alles gläubigen Herzens in sich aufnahm, brauchte sich wegen des Vorrückens in die nächste Klasse kaum Sorgen zu machen. Deswegen ist es gut, daß da aufgeräumt worden ist, daß in den Schulen heute frisch-fröhlicher Geist herrscht, daß deutsche Geschichte gelehrt wird, daß unserer Jugend heute von begeisterten Lehrern beigebracht wird, daß wir Deutsche sind, daß wir das treueste, fleißigste, strebsamste und ehrlichste, aber auch ehrliebendste Volk der Welt sind und daß wir eher untergehen wollen, als uns nochmals unterkriegen lassen. Das wird in den Adolf-Hitler-Schulen gelehrt werden und in gläubige Herzen fallen."

*

Die Familie Engel aus Kleinschmalkalden sagte in einem Brief:

„Liebe Schulführer! Wir haben bereits Ihr wertes Schreiben erhalten; welche Begeisterung dasselbe bei uns hervorgerufen hat, werden Sie sich bestimmt vorstellen können. Wir waren vor dem Öffnen des Schreibens erst ganz erschrocken und dachten, es sei unserem Willi etwas zugestoßen, oder Sie hätten vielleicht gar Klagen über ihn. Letzteres erschien uns ja etwas bezweifelnd. Denn wir wollen meinen, daß unser Junge in Crössinsee ganz anständig ist, er war es ja auch zu Hause...

Sie haben von unserem großen Führer eine herrliche, wenn auch nicht — dessen wollen wir uns als Eltern bewußt sein — eine ganz leichte Aufgabe in Ihre Hände gelegt bekommen, welche Ihnen sicherlich auch schon manche Freude von seiten der Pimpfe bereitet haben wird. Denn Kinder haben ja meistens für alles, was gut ist, ein feines Gefühl. Und sie verstehen sich auch größtenteils dankbar zu zeigen. Denn unser Junge schreibt es in jedem Brief, wie sehr es ihm in Crössinsee gefällt und wie er sich freut, mit dort sein zu dürfen.

Es war für uns Eltern gewiß auf der einen Seite eine große Sorge, als unser Kind von uns seinen Weg in die Welt nahm, und Sie zeigen ja in Ihrem so wertvollen Schreiben auch Verständnis dafür und betonen, daß es für die Eltern ein Opfer war, unser Kind nicht mehr im engsten Familienkreis zu wissen. Diese von Ihnen geschriebenen Worte haben Sie mir, meine lieben Führer, so ganz von meinem Herzen genommen, welche ich glaubte nicht aussprechen zu dürfen, denn ich dachte, meine Meinung würde kein Mensch richtig verstehen. Denn mir war an meinem Mutterherz damals in Weimar, als mein Junge von mir ging, so sonderbar zumute. Und nun bin ich beruhigt, da ich weiß, von welchen lieben Menschen unser Kind weiterhin erzogen wird und wieviel Gutes meinem Jungen gerade von Ihnen zuteil wird...

Auch sind wir nun von der Gesundheitssorge enthoben, da wir nun wissen, daß auch dafür Sorge getragen ist. Nun hätte ich als Mutter eine Bitte an Sie, meine lieben Führer, haben Sie Ihr Auge etwas schärfer auf Willi gerichtet, denn er war zu Hause in manchen sportlichen Übungen vielfach zu wagehalsig, und ich trage deswegen eine große Sorge um ihn und denke, es könnte ihm leichter etwas zustoßen. Nehmen Sie es nicht übel, ich denke ja nicht, daß unser Junge im Mittelpunkt steht, wir fühlen uns aber doch gegenseitig ganz eng verbunden und tragen beiderseits Verantwortung für das Wohl des Kindes."

Die Kunsterziehung auf den Adolf-Hitler-Schulen

Zur praktischen Unterrichtsweise der Adolf-Hitler-Schulen und damit zum Werden der in diesem Heft abgebildeten Pimpfenarbeiten schreibt uns der Erzieher, Stammführer John:

Die hier abgebildeten Arbeiten stammen von vier Pimpfen im Alter von 13 Jahren. Sie sind nicht nach Vorlagen, nach einer Vorzeichnung oder sonst einem Vorbild entstanden. Sie sind kein Erzeugnis des Zufalls oder der Willkür. Auch sind sie nicht unter der tätigen Mitarbeit eines Erwachsenen entstanden, der, so haben wir es alle erfahren, bei solchen Arbeiten immer dann „nachhilft", also in die Arbeit der Jungen hineinzeichnet, wenn nach seiner Ansicht die Gaben und Fähigkeiten oder die Vorstellungen des Jungen scheinbar aussetzen.

Wenn wir unsere Räume, die dem bildhaften und plastischen Gestalten dienen, als Werkstätten bezeichnen, könnte man meinen, daß es sich lediglich um die äußerliche Übernahme eines Begriffes aus dem Handwerk handelt. Die Werkstatt für bildhaftes Gestalten ist aber im wahrsten Sinne eine

Digitized by Google

Stätte des Werkens! Sie ist kein Raum, in dem sich ein herkömmlicher „Zeichenunterricht" abwickelt, eine Stunde, in der alle fein säuberlich vor kleinen und kleinsten Zeichenblöcken sitzen. Nein, schon das Bild, das eine unserer Werkstätten gibt, unterscheidet sich sehr von den gewohnten Räumen, in denen keine schöpferische Leistung, keine selbständige Tätigkeit gefördert wurde, sondern allenfalls ein Umgang mit Kreide und Stift, die kopierender Arbeit dienten. Wir erinnern uns dessen noch sehr lebhaft. Vor uns stand im besten Falle, wenn nicht die Tafel bezeichnet war, ein Gefäß oder ein rechteckiger Gegenstand, dessen Fluchtlinien und dessen räumliche Ausdehnung nach vorheriger Belehrung abgezeichnet werden sollte.

In der Werkstatt

In unseren Werkstätten für bildhaftes Gestalten aber stehen große, breite Werktische und neben diesen unter anderem Staffeleien, Modellierböcke, Drehscheiben für Porzellanmalerei sowie eine große Tonkiste und derlei mehr. Das erforderliche Handwerkszeug, das wir zum Schneiden und Schnitzen, zum Drucken und Malen gebrauchen, ist vorhanden. Webstühle älterer Bauart zählen zur Einrichtung, die allerdings nicht nur Anschauungsstücke sind, sondern an denen künftig von einer kleineren Anzahl der Jungen gewebt werden soll. Das Vorhandensein dieser verschiedensten Werkzeuge allein schon besagt, daß alles, was in dieser Werkstatt getan und an Aufgaben gestellt wird, eine Mannigfaltigkeit aufweist, die sich notwendig auch im praktischen Verlauf der Arbeitsstunden, dem ja alle diese Hilfsmittel dienen, zeigen muß. Durch diese Werkstatteinrichtung offenbart sich aber auch zugleich die Unterrichtsweise und unsere Absicht, den Jungen in seiner bildnerisch plastischen Tätigkeit und in all seinem Schaffen mit den verschiedensten Stoffen und Arbeitsweisen rein handwerklicher Art vertraut zu machen.

Es ist nun aber nicht so, daß jeder in der Werkstatt das tut, was ihm die augenblickliche Lust und Laune eingibt, sondern die Arbeit mit den erwähnten Geräten und damit mit den unterschiedlichsten Werkstoffen, angefangen vom Papier bis zum Modellierton, folgt in geordneter Reihenfolge aufeinander.

Führung durch Aufgabenstellung

Über der Arbeit steht als ihr Inhalt und gleichsam als Richtschnur das „Thema" oder die klar bezeichnete Aufgabe. Der Werkstoff, zum Beispiel der Modellierton, der ja noch „formlos" ist, soll auf dem Wege über das Thema „gestaltet" werden. Im Thema nun soll aus der Welt der Vorstellungen und der Anschauung ein ganz bestimmter Teil und Ausschnitt in den bestimmten Stoff hineingeformt bzw. aus diesem herausgeformt werden. Ohne die Aufgabe schwimmt und verliert sich alle Arbeit, der Junge weiß nicht, wo er beginnen soll, was er leisten kann. Er kann auch anfangs aus der Fülle seiner Gesichtsbilder selbständig nur schwer eines herausgreifen und in sichtbare Formen bringen. Der Junge soll ja auch auf diesen Gebieten erzogen werden, und ein sogenanntes „Wachsenlassen" wird nie über ein erfolgloses Spiel hinauskommen. Deshalb ist *Führung durch die Aufgabenstellung* erforderlich.

Ein Arbeitsthema kann nicht wahllos in den Unterricht geworfen werden, sondern es muß wohl überlegt sein, es muß Beziehung haben zum Leben der Pimpfe, zu ihrer Welt, zu ihren Zielen und Vorstellungen, es muß aber auch bezogen sein auf den Werkstoff, aus dem gearbeitet werden soll. Von der richtigen Aufgabenstellung, die in stufenweiser Folge geschehen muß, hängt der Erfolg aller Arbeit ab. Und hier reden wir aus Erfahrung! — Ist das Thema unklar, so ist auch seine Umsetzung ins „Stoffliche", ins Bildhafte oder Plastische unklar. Hinzu kommt, daß der Schaffende bei seiner Tätigkeit das innere Gesetz des vor ihm liegenden Stoffes kennen und achten lernen soll, ja, er muß sich dem Gesetz des Werkstoffes auf diesem Wege anpassen. Auf der einen Seite steht die Aufgabe und auf der anderen die Materie, der Stoff, und beide sind zu achten, beide schreiben sie den Arbeitsgang vor. Selbstverständlich muß sich die Aufgabenstellung des Erziehers von Anbeginn an dem Stoff, den er den Jungen nahezubringen gedenkt, einfügen. Der Erzieher hat sich zu fragen, ob der technische Verlauf der Arbeit, der ja bei jedem Werkstoff ein anderer ist, der Vorstellungsweise der Jungen entspricht, oder ob er dieser zuwiderläuft.

Das, was der Junge aus sich heraus, aus seiner Vorstellungswelt zwanglos und noch unbeeinflußt gestaltet, trägt eben dasselbe Gesicht, die gleichen Züge, die wir in der Volkskunst, also in dem Kunstgut finden, das aus „ungeschulter" Gestaltungsfreude entstanden ist. Das Werk der Jugend und

Digitized by Google

die Werke unserer Ahnen rühren aus dem einen und einzigen Formenquell her, der, seit geraumer Zeit durch Methoden und Theorien überdeckt, nurmehr unterirdisch weiterfließt. Im Kinde wird jene Lebendigkeit des Formschaffens, des Bildens sichtbar, bis eben dann mit fortschreitender Erziehung und im Hineinwachsen in starre, leblose Erziehungsformen das ursprüngliche schöpferische Tun gehemmt und in völlig entgegengesetzte, also „unnatürliche" Bahnen und Richtungen gelenkt wird.

Das Gesetz des Materials

Das Thema stellt also Bedingungen und ebenso der Stoff, aus dem wir irgend etwas „herausholen", dem wir eine Form geben. Läßt die Erziehung diese natürlichen Gesetze außer acht, so verliert sich die Arbeit ins Grenzenlose, sie hat keinerlei erzieherischen Wert, sie bleibt vielleicht ein gefälliges Spiel, das nur in vereinzelten Fällen zu Ergebnissen führt, in den meisten Fällen aber scheitern muß. Von der Achtung und der Kenntnis des Stoffes, von seinem Wachstum, seiner Struktur und seinem Wesen muß die Arbeit in erster Linie ausgehen. Es ist ein Grundfehler, diese Grundsätze zu mißachten, und wenn aus Papier Gefäße angefertigt werden, oder wenn sonst ein Stoff seiner Natur nach vergewaltigt wird. Wir halten es deshalb für richtig, wenn den Jungen möglichst frühzeitig „gewachsene" Stoffe in die Hand gegeben werden. Die lange Beschäftigung mit Pappe zum Beispiel birgt eine große Gefahr in sich, denn Pappe ist ein allzu williger und weicher, maschineller Stoff, dessen Struktur und dessen Gefüge das Gesetz des Gestaltens nicht in gleichem Maße vorschreibt, also nicht erzieherisch wirkt, wie es beim Eisen und Holz der Fall ist.

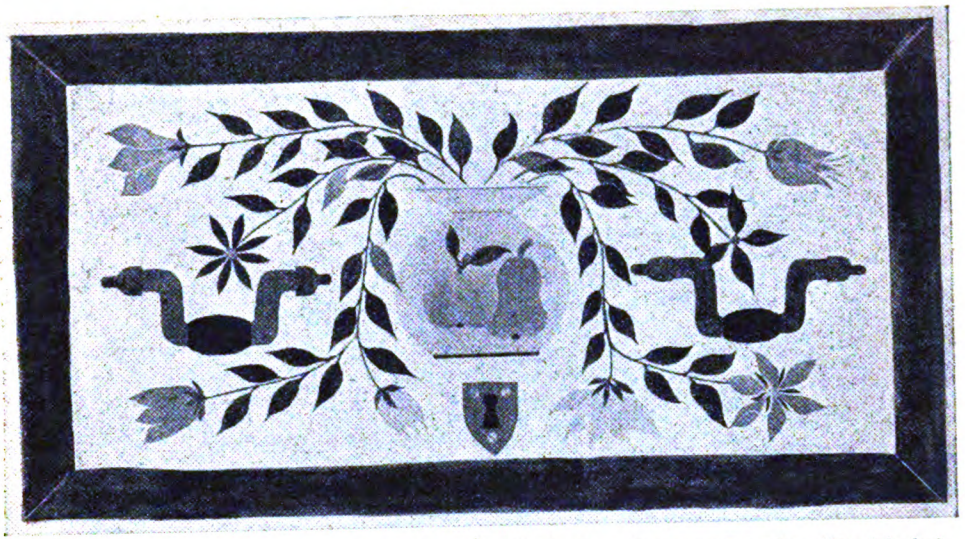
Es ist die Erkenntnis verpflichtend, daß die Führung der Jungen zu eigenen beständigen Leistungen, daß jede Kunsterziehung nur unter den dargelegten Gesichtspunkten und unter der immerwährenden Berücksichtigung der Eigenart und der erbmäßig gegebenen Veranlagungen der einzelnen sich auswirken kann. Wir müssen fragen: Was vermag die Pimpfe der einzelnen Jahrgänge zu fesseln, was reizt ihre Eigentätigkeit derart, daß sie sich in ihre Aufgaben vertiefen und sie bewältigen? Nur die abgewogene Folge des Heranführens an schwierigere Aufgaben vermag es, die Eigentätigkeit der Jungen nach und nach zu lösen. Jede planlose Ausdehnung des Schaffens ist eine Gefahr! Man rede in diesem Zusammenhange nicht von der Freiheit des Gestaltens! Jedenfalls prägt sich jede Freiheit nicht in einer Beziehungs- und Gesetzlosigkeit der gegebenen Ausdrucksmittel aus. Die Erziehung hat ja die Aufgabe, die Kräfte und die Gestaltung zu leiten und zu ordnen.

Fragen bei der Arbeit

In unseren Arbeitsräumen herrscht reges Leben! Es tauchen während der Arbeit, das heißt also im Unterricht, die merkwürdigsten Fragen auf, die dem einzelnen, der sie stellte, beantwortet werden, oder aber mit der gesamten anwesenden Mannschaft besprochen werden. Da fragt zum Beispiel einer: Soll ich meine Arbeit „bunt" machen? — Ein anderer sagt: Ich gedenke diesen Teil meiner Arbeit „farbig" zu machen! Schon stehen sich der Begriff des Bunten und des Farbigen gegenüber, und nun ist es die Aufgabe des Erziehers, die Gelegenheit wahrzunehmen. Sodann entspinnt sich im Anschluß an diese Fragen eine Aussprache darüber, was diese beiden Begriffe aussagen, oder welchen Inhaltes sie sind. Die lebendige Auseinandersetzung wird klären, was denn in Wahrheit bunt und farbig ist. Wieder ein anderer fragt bei der Arbeit, was denn die Struktur eines Stoffes, zum Beispiel des Holzes, sei. Einen anderen beschäftigt der Begriff des Plastischen, und er will wissen, welcher Unterschied zwischen einer Plastik und einem Relief besteht. Solche Fragen tauchen aber nur in einem Unterricht auf, der vielseitig ist und der damit selbst auf diese Fragen zuführt. Natürlich werden neben der Arbeit Themen, die sich nicht zufällig ergeben, besprochen. Aber aufschlußreicher und wirksamer ist es, wenn die Jungen durch die Arbeit selbst oder durch ein hingeworfenes Wort des Erziehers selbst fragen und mitdenkend Fragen klären.

Der Erzieher hat diesen Werkstattdienst als Führer in jeder Beziehung straff in der Hand. Er hat zu beurteilen, ob eine weitläufige Betrachtung dieses oder jenes Gebietes oder all der vielen ungezählten Fragen, auf die der Junge auch außerhalb seines Werkstattdienstes stößt, neben der Arbeit geschehen kann, oder ob er eine gründlichere Belehrung einer Sonderstunde überläßt. Wir ersehen hieraus, daß die gesamte Arbeit ihrem Inhalte und ihrem Verlaufe nach im wesentlichen abhängig ist vom Erzieher oder vom Werkstattleiter.

Digitized by Google



Aufgabe eines 14jährigen: Bemalung der Schublade eines Bauernschrankes (Deckfarbe)

Die Rolle des Themas

Wie aber wird nun ein Arbeitsthema gestellt? Wir haben oben schon kurz auf Grundsätzliches in diesem Zusammenhange hingewiesen. Greifen wir einmal das Gebiet des bildhaften Gestaltens heraus: An der Art der Aufgabenstellung erweist es sich, ob der Erzieher etwas kennt und weiß von der kindlichen Vorstellungswelt und ob er es versteht, durch geeignete Inhaltgebung der Arbeit die Tätigkeit des Vorstellens, das Schauen und Beobachten anzuregen und das innere Sein, die Gesichte und eben alles Geschaute der Jungen hervorzuholen und damit „Bild" und „Sprache" werden zu lassen. Das Thema des Werkens wird sich dem Vorstellungsvermögen und der jeweiligen Entwicklungsstufe unterzuordnen haben, denn zu antworten vermag ja nur der, der die Aufgabe umsetzen kann — und zwar auf Grund eigener Vorstellungen — in den Bereich des Wirklichen und Konkreten. Jedes neue Arbeitsthema muß besprochen werden, es muß der Mannschaft in allen seinen Seiten aufgeschlossen werden, damit sie Zugang zu ihm findet. Erst dann wird der Junge die Möglichkeiten sehen und begreifen, die dazu führen, etwas Geschautes und Vorgestelltes zum „Bilde" werden zu lassen. Das, was wir, der Junge und der Erzieher, im Dasein, im gesamten Lebens- und Wohnbereich geschaut haben, soll für jeden übersichtlich und wirklich „gebildet" werden, soll Gestalt werden, soll Kontur und Umriß erhalten. Früher zeichneten wir all die langen Jahre der Schulzeit hindurch ab. Jetzt wollen wir die Tätigkeit des anschaulichen Vorstellens schulen, und durch die Darstellungen sollen die Vorstellungen wahrnehmbar werden, denn in der Kindheit wird alle Wahrnehmung immer und unmittelbar zur Vorstellung. Denn „. . . das wahre Kunstwerk stellt stets ein gesetzmäßiges Bild unserer Vorstellungen dar und gelangt erst dadurch zu seiner künstlerischen Bedeutung".

Ein Thema kann nicht einfach „Geist" oder „Raum" oder „Zeit" lauten. Auch das Thema „Frühling" oder „Sommer", das ja eine ganze Welt umschließt, kann nicht gestellt werden, weil es — und auch das lehrt die Erfahrung — vom tätigen Jungen nicht bewältigt werden kann. Man wird sich vielmehr darauf beschränken, zunächst das Thema „blühender Baum" oder „Apfelernte" bearbeiten zu lassen. Diese Abgrenzungen sind unerläßlich, wenn wir die Jungen nicht vor unüberwindliche Schwierigkeiten stellen wollen.

Anschauliches Denken tut bei all unserer Arbeit ebenso wie reale Vorstellung not! Es ist auch nicht das „Produkt" an sich zu sehen, sondern als die Gestalt geistiger Tätigkeiten aufzufassen.

Digitized by Google

Nach allem, was wir hier in seinen Grundrissen angedeutet haben, wendet sich die Arbeitsweise und der Gang unserer praktischen Arbeitsstunden in der Werkstatt an die Ausdrucksfähigkeit. Sie soll lebendig werden, und sie soll seinem Leben und Denken entsprechen.

Wünschen wir es denn, daß der Pimpf, sofern er ein Fahrt- oder Lagererlebnis sprachlich schildert, sich eines Wortschatzes bedient, der seiner geschauten, seiner inneren Welt, nämlich der seiner Kindheit nicht entspricht und Ausdruck verleiht? Wollen wir es, daß der Pimpf sich eines Ausdrucksmittels, etwa der Sprache, bedient, die ganz offenbar in ihrer Bedeutung und ihrem Inhalte nach angelernt ist, also seinen Jahren nach fremd und altklug klingt? Hier wie dort würde so im Sprachlichen und im Bildhaften etwas vorgetäuscht, was nicht, oder noch nicht wesenhaft vorhanden ist. Auch alle Kunstübung ist Ausdruck, ist Sinnbild, „Sprache" und Spiegel. Kunst ist aufzufassen als versinnbildlichte Lebensanschauung. Erkennen wir bei unserer Erziehertätigkeit die natürlichen Grenzen des Kindseins, dann werden jene Quellen, aus denen bildschöpferisches Tun sich hervordrängt, nicht verschüttet. Jeder, der mit einer Gemeinschaft am Werke ist, der dieses Werken führt und dabei, falsche Schulung überwindend, Anschluß sucht am eigenen, echten und natürlichen Bilden, der erkennt gar bald Beziehungen zur Volkskunst, zum Schaffen der Handwerker- oder Bauernahnen. Volkskunst als der Nährboden aller großen Kunst, die, wir haben es oben schon gesagt, herrührt aus „ungeschulter" Freude am Formschaffen und zugleich im Handwerk verwurzelt ist.

Ist das zu bearbeitende Thema mit der Mannschaft besprochen, sind alle Arbeitsvorbereitungen getroffen, dann kann die Arbeit beginnen. Es ist beim Beginn interessant und aufschlußreich, zu sehen, wie der einzelne an die Aufgabe herangeht. Nicht jeder findet zugleich einen Anfang. Da muß im kleinen hier und dort noch durch Hinweise auf diese oder jene Gestaltungsmöglichkeit nachgeholfen werden. Keinesweg ist aber durch ein Vorzeichnen des Erziehers nachzuhelfen. Die Jungen müssen so erzogen sein, daß sie sich jeden fremden Strich in ihrer Arbeit verbitten. — Sehr erfolgreich ist es auch, zu Beginn der Arbeit zunächst einen kleinen Entwurf anfertigen zu lassen. Jegliches Abzeichnen ist für den Anfang bei uns ausgeschlossen. — Wir stellen die Themen häufig so, daß sich die Auseinandersetzung mit ihnen über ein ganzes Jahr hinzieht. In solche Jahresthemen wird natürlich auch die Arbeit in den Werkstätten für Holz und Eisen usw. einbezogen.

Die Kunst- und Werkbetrachtung

Im Verlaufe der gestaltenden Tätigkeit werden Werke und Darstellungen aus der Handwerks- oder der hohen Kunst betrachtet. Zwar steht solche Kunstbetrachtung nicht am Anfang der Bearbeitung einer neuen Aufgabe, sondern sie wird bei fortschreitender Entwicklung sinnvoll und zur richtigen Zeit in diese Tätigkeit eingeschaltet. Denn durch eigene gestaltende Arbeit erst bekommt die junge Mannschaft ein lebendiges und aufgeschlossenes Verhältnis zu fremdem Schaffen.

Diese mit Leben und einer Fülle von Fragen und Möglichkeiten ungemein bereicherten Werkstattstunden haben nicht alle das gleiche Gesicht, sie verlaufen nicht einheitlich! Das ist aus dem, was wir hier gesagt haben, ohne weiteres ersichtlich. Zuweilen werden auch die Räder hervorgeholt, um hinauszufahren auf eine Pferde- oder Kuhweide. Dort werden dann die Tiere in des Wortes ureigentlichster Bedeutung „begriffen". In dieser Weise wird die Arbeit lebendig, denn wenn die Wirklichkeit gestaltet werden soll, so kann das nicht in enger Abgeschiedenheit vor sich gehen. — Es sei noch gesagt, daß es zuweilen sehr vorteilhaft ist, wenn eine geschlossene Mannschaft in zwei oder drei Arbeitsgruppen eingeteilt wird, wobei jede ein eigenes Thema zur Bearbeitung zugewiesen erhält. Erstreckt sich ein Arbeitsthema über ein ganzes Jahr hinweg, so schalten wir kleine Aufgaben ein, um dadurch Abstand von der Jahresarbeit zu gewinnen. Allerdings haben wir Jungen in unserer Mannschaft, die mit seltener Beständigkeit und immer gleicher Frische ein ganzes Jahr hindurch an einer Aufgabe tätig sind. Bei solchen Fällen ist es sehr erfreulich, an einer Sache die Wandlungen des Pimpfen feststellen zu können.

Alles, was im Verlaufe unserer planvollen Tätigkeit erreicht wird, ist das wahrste und eindeutigste Sinnbild unserer Gesamterziehung. Das, was die Jugend unter sorgsamster Führung an Werken verschiedenster Prägung und Artung aus sich hervorbringt, ist kostbarstes Gut und zugleich Ausdruck eines neugewonnenen Lebensgefühls.

Digitized by Google

Erlesenes

Heinz Steguweit:

Mit vergnügten Sinnen

Das Genie

Der Dummkopf führt sein Leiden gern darauf zurück, daß er weniger Zeit habe für seine Entfaltung als das Genie. Das stimmt aber nicht: Einem Genie kann in Sekunden das Größte gelingen, — der Dummkopf braucht Jahre für das Kleinste, das ihm ... mißlingt.

*

Goethe sagte einmal: „Das Genie ist immer einseitig, nur der Stümper kann alles!" — Seitdem hält sich jeder Einseitige für ein Genie.

*

Es gibt Menschen, die in ihrer Dummheit auch einmal etwas Richtiges tun. Sie haben dann Pech gehabt. Macht aber ein genialer Mensch zufällig einen Fehler, schon meint die Dummheit, das Genie stünde auf gleicher Stufe mit ihr.

*

Was ferner das Genie angeht, so stelle ich es mir nie in Gehrock und Zylinder vor.

*

Wo das Genie um Einlaß bittet, darf kein Stümper den Portier spielen, wie soll es sonst herein?

*

Ich kann die Meinung literarischer Kaffeekränzchen und ähnlicher bürgerlicher Ansammlungen nicht teilen, als dürfe sich ein Genie jede Ausschweifung erlauben, oder als sei ein Laster bei ihm verzeihlich. Das Genie umschließt den Begriff eines schöpferischen, vollkommenen Menschen, es muß Vorbild und Sinnbild jener Kreatur sein, die Gott nach seinem Bilde zu formen versprach. Tüchtigkeit ist Vollkommenheit, und Vollkommenheit bedingt Reinheit. Nun sage mir einer, ein Gewohnheitssäufer, widerstandsloser Morphinist und tobsüchtiger Bramarbas sei verehrungswürdig, bloß, weil er tadellos dichten, wunderbar musizieren oder betörend malen kann. Nein, wo Charakter, Würde und Können nicht eine Einheit bilden, ist allenfalls Talent vorhanden, aber zum Genie fehlt das Beste: Die Kraft der Beherrschung, der Wille zum Verzichtenkönnen, dies alles zugunsten des Werks!

*

Im übrigen: Ein Genie läßt sich nicht rufen, nicht heraufbeschwören, nicht durch besondere Förderung erzeugen; ein Genie läßt sich nur fünfzig Jahre nach seinem Tode erkennen.

*

Die vorstehenden Aphorismen sind dem kleinen, in der Hanseatischen Verlagsanstalt Hamburg erschienenen Buch „Mit vergnügten Sinnen" von Heinz Steguweit entnommen. Es handelt sich um eine ausgezeichnete Sammlung von Betrachtungen und Urteilen, in denen der kürzlich preisgekrönte Dichter zu wichtigen Fragen unserer Zeit Stellung nimmt.

Schulzeiterinnerungen der älteren Generation

Der Umbruch in unserem Erziehungswesen, wie er durch die nationalsozialistische Revolution ausgelöst ist, muß ohne Frage auch tiefgehende Wandlungen unseres Schulwesens zur Folge haben. Niemand wird behaupten wollen, daß dieser Wandel überflüssig und die Schule schon immer nationalsozialistisch gewesen sei, wie sich auch jeder darüber im klaren ist, daß eine Neuordnung des Unterrichtsstoffes oder die organisatorische Erfassung des Lehrers nicht schon einen neuen Erziehertyp ausprägt, der in Zukunft allgemein erwartet wird. Das ist in allen Berufen ähnlich. Gesinnung und guter Wille vermögen nicht immer zu ersetzen, was von Jugend an ausgebildet, anerzogen oder gelebt sein will. Nirgends aber tritt diese Frage nach dem Menschen so stark in den Vordergrund wie in allen erzieherischen Berufen. Es ist notwendig, hier ohne falschen Eifer oder allzu große Empfindlichkeit auf dem Boden der Wirklichkeit Umschau zu halten. Wo immer also die natürliche Verschiedenheit in der Entwicklung eines älteren Lehrers und eines Pimpfen zu Gegensätzlichkeiten führt, so möchte man von der Weisheit des Älteren erwarten, daß er — noch dazu in einer Zeit der Neubestimmung vieler Werte — über Empfindlichkeiten erhaben ist. So ist das törichte Schlagwort von der „Lehrerfeindlichkeit der Hitler-Jugend" gottlob nur von wenigen übernommen worden. Die natio-

Digitized by Google

nalsozialistische Jugend hat viele Tausende von dazu berufenen Lehrern aus ihrer vernünftigen Anschauung heraus sich selbst zu ehrenamtlichen Führern bestimmt. Sie fühlen sich in der großen Gemeinschaft von Erziehern und Jugend glücklich und wissen, daß dieser Geist jede grundsätzliche Lehrerfeindschaft völlig ausschließt. Die Mißachtung eines Standes oder Berufes ist ja gerade in dieser sozialistischen Jugend, die alle Unterschiede der Stände in ihren Reihen vor langen Jahren überwunden hat, zuerst ausgemerzt worden. Da, wo also eine echte erzieherische Kraft Autorität besitzt, gibt es keine chaotische Ablehnung, wie sie vielleicht in einer Zeit der Schülerräte und Schulstreiks an der Tagesordnung gewesen sein mag.

Die Ablehnung des Lehrerberufes, die Schulfeindlichkeit, ist ein böses Vermächtnis jener älteren Generation, der doch auch unsere meisten Lehrer angehören. In einer weltanschaulich zerrissenen und an Idealen ärmlichen Zeit mußte die Erziehung notwendigerweise in eine schwere Krise geraten. Das Urteil dieser Generation über ihre Schulzeit ist alles andere als erfreulich. Wir lassen im folgenden einige hervorragende Persönlichkeiten dieser Generation zu Worte kommen, die wohlgemerkt niemals der HJ. angehörten, sondern um die Jahrhundertwende oder schon früher die Schulbänke drückten. Ihre Schulzeiterinnerungen sollen uns allen ins Gedächtnis rufen, wie wenig Anlaß besteht, die revolutionäre Erscheinung der nationalsozialistischen Jugendbewegung mit der gleichsam originellen Erfindung der Schul- und Lehrerfeindlichkeit zu belasten.

*

Werner Sombart

Werner Sombart, der durch seine wirtschaftswissenschaftlichen Werke in den ersten zwei Jahrzehnten unseres Jahrhunderts zu großer Bedeutung gelangte und zuletzt einen Lehrstuhl der Universität Berlin innehatte, wurde 1863 zu Ermsleben geboren und sagte über seine Schulzeit:

„Meine Schulzeit war eine Zeit des Jammers und der Qual: für mich und meine Lehrer. Erst bin ich in die Volksschule gegangen: das ging noch an; wenigstens erinnere ich mich aus jener Zeit nur noch der Prügel, die wir in preußischer Ordnung rottenweise bekamen. Schlimmer wurde es schon, als ich theologischen Hauslehrern zur Ausbildung übergeben wurde. Und vollends brach die Katastrophe herein, als ich mit elf Jahren nach Berlin auf das Kgl. Wilhelm-Gymnasium kam. Hier waren für mich der einzige Lichtpunkt die Zensuren, die unser Lehrer des Deutschen in Unterprima unter meine Aufsätze schrieb. Ich habe sie mir aufgehoben, weil sie so hübsch waren. Eine davon lautete: Schlimmer hätte der doch nicht unkundige Verfasser sich gar nicht einführen können, als durch dieses Phrasengequirl. Der deutsche Aufsatz war aber meine Stärke! Es leuchtet danach ein, daß meine Position auf dieser Lehranstalt keine glänzende war. Diese Ansicht hegten auch meine Lehrer. Einer von ihnen, der bekannteste: er hat jahrzehntelang dem Gymnasium seinen Stempel aufgedrückt (er war Ordinarius von Oberprima und unterrichtete Griechisch in einer der Unterprimen), pflegte zu sagen: ‚Der Sombart wird das Examen nie machen. Seine Frau und seine Kinder werden ihn fragen: Hat Papa das Examen immer noch nicht gemacht?' Und der Mann hatte recht. Hätte man mich nicht auf die Dörfer geschickt, auf ein Gymnasium hinten, weit in der Provinz: ich drückte heute noch die Bänke des Kgl. Wilhelm-Gymnasiums in der Bellevuestraße. Und auch auf dieser vortrefflichen Lehranstalt — hinten weit in der Provinz — hätte ich das Examen wohl nie bestanden, wenn nicht die Heinzelmännchen mir bei der schriftlichen Prüfung geholfen hätten."

*

Otto Erler

Der Dramatiker Otto Erler, der selbst einmal Studienrat gewesen ist und von dem wir wissen, daß er ein berufener Erzieher ist, wurde 1873 in Gera geboren. Über seine Schulzeit berichtete er:

„Ich erinnere mich, auf dem Gymnasium meiner Heimatstadt (bis Quarta) geschunden worden zu sein und mich geschunden zu haben, beides ohne nennenswerten Erfolg. Daneben bleibt mir aus dieser Zeit: Erstens der Geruch und Geschmack von echtem Landbrot, das ein Klassenkamerad gegen meine Semmel austauschte (es handelt sich um das Frühstück, und ich verstehe seitdem, daß es genügt, den Herrn um das tägliche Brot zu bitten), und zweitens die Erinnerung an unseren streng aussehenden, aber innerlich gütigen Rechenlehrer, der einen Mitschüler (Gymnasiasten und Quintaner!) in der Klasse dafür lobte, weil er ihn zur Unterstützung der Mutter mit vollem Wassereimer hatte gehen sehen, und ferner jedem, der in der Stunde hustete, beim Kaufmann

Digitized by Google

Schmalz für drei Pfennig Pechzucker holen ließ, wohlverstanden auf Kosten des freundlichen Lehrers selbst. Dazu durfte der Junge den Zucker noch in der Stunde nutschen. Trotzdem wurde bei uns nur so viel gehustet, wie nötig war.

Dann im Realgymnasium habe ich mich als „Musterknabe" mit gelegentlicher Bestrafung wegen Teilnahme an einer Schülerverbindung durchgearbeitet und die Hauptfreude am Turnen gehabt. Mehr scheint mir nicht bemerkenswert. Liegt das vielleicht daran, daß wir noch gar keine nationale Erziehung haben, obwohl wir seit vierzig Jahren wieder ein Volk sind?" (Geschrieben 1912!)

*

Arthur Kampf

Der Aachener Arthur Kampf, ein deutscher Maler, geboren 1864, urteilt über seine Schulzeit:

„Wenn ich nachts einen schweren und bösen Traum habe, dann ist es immer, wenn ich träumte, ich sei wieder in der Schule!"

*

Börries, Freiherr von Münchhausen

Der bekannte Balladendichter Börries, Freiherr von Münchhausen, geb. 1874 zu Hildesheim, bekannte 1912 über seine Schulzeit, die er in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in Hildesheim verbrachte:

„Ich habe den Eindruck, als ob in Deutschland in den letzten hundert Jahren nicht nur die Kultur ungeheuer zurückgegangen wäre, sondern auch mit und neben ihr die Schule. Vor hundert Jahren ging man mit fünfzehn, sechzehn Jahren auf die Universität. Der junge Student beherrschte an Sprachen Hebräisch, Lateinisch, Griechisch, Englisch, Französisch und Italienisch — wenigstens war das nichts Auffälliges. Heute kann einer nach neunjährigem Unterricht nicht fünf Minuten lateinisch sprechen, kann nach sechsjährigem Studium nicht einen Gesang Homers fließend lesen, Hebräisch und Englisch fällt für die meisten, Italienisch für alle ganz aus, und das Französisch — ach du lieber Gott! Wer von uns kann denn wenigstens so viel zeichnen, um sich ein Skizzenbuch, Erinnerungen von einer Wanderfahrt, mitzubringen! Zweifellos lernten unsere Urgroßväter mehr als das Doppelte soviel auf der Schule, wir sind ‚überbürdet' und werden von Jahr zu Jahr mehr ‚entlastet'. Dabei habe ich nicht gehört, daß die Kurzsichtigkeit ab-, oder die Gesundheit, die Allgemeinbildung, die Kultur unserer oberen Stände zugenommen hätte."

*

Johannes Schlaf

Der 1862 zu Querfurt geborene Dichter Johannes Schlaf, der durch seine naturalistischen Dramen, Erzählungen und Romane sich einen Namen gemacht hat, kommt zu einer sehr positiven Betrachtung seiner Schulzeit, aber sieht doch die dringende Notwendigkeit von Reformen, damals im Jahre 1912! Wieviel mehr nach unserer Revolution diese notwendig sind, ist klar. Schlaf schrieb damals:

„Für die meisten meiner Jugendkameraden, mit denen mich ein selbständiges, geistiges Bestreben verband, bedeutete die Schule ein Stück Tragik; dieser und jener behauptete wohl, daß sie ihm ein für allemal sein Leben zerstört hätte. Bei dem einen, der ein frühzeitiges und aller Vermutung nach tragisches Ende nahm, hätte es wohl auch den Anschein haben können. Aber ich für meinen Teil habe in all diese Anklagen niemals mit einstimmen können. Wenn ich heute auf jene immerhin in mancher Hinsicht für heutige Standpunkte noch recht ‚drakonische' Elementarschulzeit zurückblicke, so müßte ich durchaus lügen, wenn ich sagen wollte, sie stände mir in schlimmer Erinnerung. Im Gegenteil: Die schönsten, tiefsten, sympathischsten Erinnerungen und Wurzeln dessen, was ich heute bin, ruhen für mich in jener Zeit. Sie steht mir in gutem, gesegnetem, durchaus nicht garstigem Andenken. Ich denke, ein normales Kind hat bereits einen durchaus eingewurzelten gesunden Sinn dafür, daß das Leben nicht eine einzige Fest- oder gar „Bonbonzeit" ist, sondern daß es eben auch seine Unebenheiten, sogar seine bösen, dunklen Seiten hat, die nun einmal unter allen Umständen mit in den Kauf zu nehmen sind.

Ich habe gar nichts mit meiner ehemaligen ‚Schuldressur' abzurechnen. Die ‚Dressur' mag stimmen, aber ich wüßte nicht, was sie mir abdressiert oder zu Grund dressiert hätte, so manche Unlust und Unbequemlichkeit sie auch für mich bedeutete.

Eins aber verstehe ich sehr wohl: Alles Leben geht vorwärts und variiert seine Form aus, und so bestehen die heutigen Reformbestrebungen auf dem Gebiet der Schule und des Unterrichts zu Recht, sind sie eine Notwendigkeit."

Digitized by Google

Carl Spitteler

Der Schweizer Dichter Carl Spitteler, geboren 1845 zu Liestal, der durch seine Epen und Erzählungen in die Literatur einzog und 1924 verschied, hatte nur ein knappes Urteil:

„Ich habe bis zu meinem fünfzehnten Jahre die Schule verwünscht, nach meinem fünfzehnten Jahre die Schule verflucht."

*

Lovis Corinth

Der bekannte, von einigen befehdete ostpreußische Maler Lovis Corinth, berichtete 1912:

„Ich besuchte 1866 bis 1876 das Kneiphöfische Gymnasium in Königsberg i. Pr. Meine Lieblingsfächer waren Geschichte und Zeichnen, alle übrigen Fächer verabscheute ich. Obwohl meine Fortschritte, wie auch das persönliche Verhältnis zu meinen Lehrern schlecht waren, so fühlte ich mich doch seelisch wie körperlich wohl.

Einen Lehrer, den ich besonders verehrt und geliebt hätte, wüßte ich kaum zu nennen. Meine Hausarbeiten verrichtete ich meist miserabel. Die Ferien waren nicht lang genug."

*

Hermann Bahr

Hermann Bahr, der sehr den Wandlungen der Geistesrichtungen seiner Zeit dienende ostmärkische Schriftsteller, geboren 1863 zu Linz, erklärt:

„Ich könnte über meine ‚Schülerjahre' nichts sagen, als daß sie die schlimmste Zeit meines ganzen Lebens gewesen sind, die einzige, die ich um gar keinen Preis noch einmal erleben möchte, und daß ich mich auch heute noch der heftigsten Erbitterung nicht erwehren kann, wenn ich an jene tückischen, von Neid gequälten, schadenfrohen . . . denke, die man Lehrer nennt."

*

Leo Samberger

Der bayrische Maler Leo Samberger, der 1861 in Ingolstadt geboren wurde, hielt ebenfalls nichts von seiner Schulzeit:

„Die wirklichen Talente werden durch Schulen weder groß noch kaputt gemacht.

Die praktische Schulung, die Schule des Lebens, das ist und bleibt für jeden Stand und für jeden einzelnen das Wichtigste — nach meiner Meinung."

*

Max Slevogt

Typisch, was Max Slevogt, der 1868 geborene Sohn von Landshut, nachmals ein vielberühmter Maler, erklärt:

„Die tiefe Erbitterung, die ich noch gegen diese ganze Zeit in mir hege, die unfrohe Erinnerung an diese Schulluft, die ich nur zu ertragen vermochte durch die weite Toleranz meiner umsichtigen Mutter und durch die Aussicht, baldmöglichst wegzukommen — bestärken mich in meiner heutigen Anschauung, daß das sogenannte Ideal des humanistischen Gymnasiums einseitiger Irrtum und daß eine moderne praktische Reform (Naturwissenschaften, lebende Sprachen usw.) notwendig ist.

Vor allem aber müßte Lehrer-Sein ein menschenfreundlicher Beruf sein."

*

Hans Thoma

Der Maler unserer Märchen, Kinder und Landschaften, der 1839 geborene Badenser Hans Thoma, urteilt über sein Schulzeiterlebnis:

„Patriotismus hatte ich keinen, in unserer Schule wußte man nichts davon.

Wenn ich noch einen allgemeinen Gedanken über ‚Schülererziehung' und Erziehung überhaupt auszusprechen erlaube, so ist es der, daß ich mehr Wert auf Charakterbildung legen würde als auf das Viel- und Alleswissen — wie man aber das macht, weiß ich nicht, das ist die Sache der Schulmänner — wohl eine recht persönliche Sache derselben."

*

Emil Nikolaus Freiherr von Reznicek

Der galante Schriftsteller Emil Nikolaus Freiherr von Reznicek, auch einer, dessen Geburtsjahr (1860) ins vorige Jahrhundert zurückreicht, berichtet:

„Ich besuchte in Wien das Schotten- und Akademische Gymnasium; in Graz das I. Staatsgymnasium und in Marburg an der Drau (wo ich auch maturierte) das Staatsgymnasium.

Ich war (obwohl ich nie sitzen blieb und mit achtzehn Jahren die Universität in Graz bezog) nie ein besonders guter Schüler gewesen und hatte mich immer mit dem ‚Durchkommen' begnügt. Ich kann auch nicht behaupten, daß die Schule für mich eine besonders angenehme Erinnerung bedeutet. Ich weiß nur, daß ich immer froh war, wenn die Glocke zum Schluß des Unterrichts er-

Digitized by Google

klang, und am allerfrohesten, als ich das Reifezeugnis in Händen hatte.

An meine Lehrer, deren ich naturgemäß sehr viele kennenlernte, denke ich mit gemischten Gefühlen zurück. Außer einigen recht netten, mit warmem Gefühl für ihre Schüler begabten, habe ich viele gleichgültige und mehrere recht unangenehme Herren zu verzeichnen. Ich glaube aber, daß wohl jeder die nämliche Erfahrung gemacht hat. Speziell eines alten Professors der deutschen Sprache erinnere ich mich, der mich zwei volle Schuljahre mit seinem Haß verfolgte, weil ich einmal ‚wäre' mit h (währe) geschrieben hatte."

*

Max von Schillings

Der Opern- und Liederkomponist Max von Schillings aus Düren im Rheinland, der 1868 das Licht dieser Erde erblickte, vermochte nur zu erklären:

„In irgendeine Beziehung zur Kunst, die geschmackbildend hätte wirken können, trat die Schule nicht. Ganz schlimm stand es um die Pflege des Charakters; gewisse bedenkliche Eigenschaften einiger Lehrer übten vor allem in Hinsicht auf Wahrheitsliebe einen üblen Einfluß."

*

Paul Ernst

Von dem 1933 verschiedenen großen Dichter Paul Ernst, dessen Leben und Werk wir in dieser Zeitschrift gewürdigt haben (Mai 1938), liegt ein bezeichnendes Urteil über die Schule in seinen Jugenderinnerungen vor. In dem Roman „Der schmale Weg zum Glück" (Albert Langen/Georg Müller, München) heißt es:

„In der Schule war ihm das Einleben recht schwer. Da bestand eine allgemeine Verschwörung gegen die Lehrer: alle Schüler hielten zusammen, logen sich gegenüber dem Lehrer heraus, betrogen diese auch, untereinander aber logen und betrogen sie nicht. Hätte einer sich dieser Ordnung nicht gefügt, so hätten sie ihn alle verachtet.

Hansen war es nicht möglich, sich so zu geben, gleichwohl aber sah er wohl ein, daß er nicht gegen die andern auftreten konnte, und so stritten das alte Pflichtbewußtsein und das neue, das er hier bekam, eine lange Zeit in ihm miteinander, bis er endlich einen Ausweg fand, indem er selbst zwar keine Betrügereien mitmachte, aber willig seine Hefte und Bücher hergab, wenn die andern sie benutzen wollten.

Fünf Jahre mußte er auf dem Gymnasium verbringen, das waren die fünf schlimmsten Jahre seines Lebens. Damals fühlte er wohl den Druck und hatte das unbestimmte Gefühl, als sei er Gefangener in einem Zuchthaus, aber weil alle um ihn herum in derselben Weise lebten und dieses Leben ganz natürlich und angenehm fanden, so kam ihm sein Unglück nicht zum Bewußtsein, und er litt nur dumpf. So hatte er es später leichter, als er schwere Zeiten durchmachte, in Gewissenskämpfen und Sorge um das tägliche Brot, denn da fühlte er sich innerlich doch immer froh, wenn er dachte, daß das alles, was man als das Schlimmste hinstellt, doch nicht so schlimm war wie dieses Leben in der Schule, das damals allen natürlich und angenehm erschien, wenn auch alle litten gleich ihm.

Vieles wurde gelehrt, was ein jugendliches Herz hätte begeistern können; aber was die Lehrer sagten und was gelernt werden mußte, war gleichgültig und eine gemeine Arbeit ohne Sinn, wie sie ein Holzarbeiter verrichten mag, der denkt: am Sonnabend habe ich meinen Lohn verdient, und einen anderen Sinn hat seine Arbeit nicht für ihn. So war auch in der Schule alles Arbeiten nur aus dem Zwecke zu verstehen, daß man solche Dinge wissen mußte, wenn man das Examen bestehen wollte; das mußte man aber bestehen, sonst durfte man nicht studieren; deshalb freuten sich auch alle auf die Universität, denn sie hofften, daß sie da das Zweckvolle und Sinnreiche sehen würden. Aber weil die Arbeit allen zuwider war und weil alle das gleiche wissen mußten, Kluge und Dumme, so kam zu dem noch hinzu, daß die Dinge, die man wissen sollte, so lange wiederholt wurden und breitgetreten, bis sie auch bei dem Dümmsten und Gleichgültigsten festsaßen. Traurig und matt saßen die Jungen auf ihren Bänken, sahen sehnsüchtig aus dem Fenster, wo die Schneeflocken wirbelten und eine frische Kälte war, oder starrten auf die tintenfleckigen und zerschnitzten Tische und die beschmierten Bücher, indessen die gelangweilte Stimme des Lehrers schläfrig an ihr Ohr klang, der nun schon seit Stunden eine einfache Konstruktion erklärte, die jeder sofort verstanden hätte, wenn er nur Lust hätte bekommen können, sie zu verstehen; den einen oder andern ermahnte der Lehrer, er solle aufpassen und nicht träumen, und wenn er dann einen fragte, ob er jetzt die Sache wiederholen könne, so zeigte sich der gänzlich verständnislos, und die Erklärung

Digitized by Google

mußte von neuem angefangen werden. So wurde an einem einzigen Satz von Cicero eine ganze Stunde übersetzt.

Es ist zu sagen, daß diese Bildung der Schule weder unsern Hans noch irgendeinen andern Jungen gebildet hat, sondern nur die Bedeutung eines Wissens von allerhand Dingen bekam, das zum Teil sehr schnell wieder vergessen ward, und so erhielten alle diese Schüler ihre wahre Bildung neben und außer der Schule, weshalb über diese sowohl wie über die Lehrer hier weiter nichts zu sagen ist."

*

Der Zitate sei es genug! Weder mit allen Persönlichkeiten noch mit ihren Meinungen haben wir uns hier identifiziert! Gewiß wäre es möglich gewesen, auch eine so große Zahl anerkennender Urteile auszugraben. Uns ging es nur darum, das, was typisch für diese Zeit und ihre Einstellung zur Schule war, ins Gedächtnis zu rufen. Diese Einstellung hat es mit sich gebracht, daß man auch in der Politik die Redewendung von dem schulmeisterlichen Betragen und ähnliches immer wieder vernimmt. Und die Folgerung? Unser Gemeinschaftsbewußtsein und unsere neuen erzieherischen Ideale müssen es fertigbringen, daß unsere Pimpfe und Jungmädel, wenn sie erst herangewachsen sind, schönere und bejahendere Erinnerungen ins Leben nehmen. Wir haben die alten Gedanken hier nur wiedergegeben, um sichtbar zu machen, woher allein dem Lehrerstand neue Impulse, Ansehen, Berufsfreude und Achtung erwachsen. Sicherlich also *nicht* von der älteren Generation her! Gewiß aber durch die Jugend. Das Beispiel der 11 000 Lehrer als ehrenamtliche HJ.-Führer sollte in diesem Sinne verstanden werden. *Nur im Bunde mit der Jugend werden veraltete Auffassungen und Meinungen über Schule und Lehrer endlich aussterben!*

„Das arme Dorfschulmeisterlein"

Zu einer kürzlich erfolgten Veröffentlichung, die sich aus bestimmter Veranlassung gegen die Kulturarbeit der Hitler-Jugend wandte, erhalten wir die folgende Zuschrift:

Von einer HJ.-Einheit, irgendwo im Reich, ist zufällig einmal das Lied von dem ulkigen Bäcker, Schneider, Pfarrer, Lehrer usw. gesungen worden, das im Durchschnitt 53 Verse zählt. Wir lernten es seinerzeit — in der Schule! — auf den Kehrreim „Bei uns in Altona". Das lautete dann folgendermaßen:

„Was haben wir denn für'n Bäcker da,
bei uns in Altona!
Der Kerl, der ist so lang und dünn
Und fällt vor Schreck in den Mehlpott rin.
Oha, oha,
bei uns in Altona!"

So ging es fort, und einer der stadtbekannten Volksgenossen nach dem anderen wurde in den lustigen Reigen aufgenommen, einer benahm sich immer täppischer und ausgefallener als der andere. Wir hatten unseren Spaß daran, und immer, wenn die rechte Stimmung gekommen war, dann entschieden wir uns für dieses Lied. Natürlich blieb auch der Lehrer nicht verschont. Wie sollte er auch, gehörte er doch mit zu den Gestalten, die in unserem Leben eine Rolle spielten und uns gerade mit diesen Versen in köstlicher Lebendigkeit nahekamen. Nun aber, o Schrecken! Das Blatt hat sich gewendet. Wenn die Hitler-Jugend es singt, gewinnt das Lied einen anderen Sinn. Dann wird es zum Ausdruck der Respektlosigkeit. Dann wird das Ansehen des Lehrers beschmutzt, ein ganzer Berufsstand verunglimpft!

Mir scheint, die Herren, die solches meinen, sind überempfindlich. Hat man je von den anderen 52 Berufen, die jeder ihr Teil erhielten, Ähnliches gehört? Hat sich etwa ein Bäcker, Schuster, Schlachter, Kaufmann oder Schneider jemals gegen diese offenbare Verletzung seiner Berufsehre gewandt? Und weiß man von einem Feldzug der Geistlichen gegen das wunderschöne Lied „von Herrn Pastor sin Kau"? Aber nichts für ungut, es kann jeder einmal daneben-treten. Wir möchten darum, um nicht in den Verdacht einer böswilligen Kritik zu geraten, dem Lehrerstand einen anderen Vorschlag machen:

Wie wär's mit dem ebenso geläufigen Bandwurm-Gesang vom „armen Dorfschulmeisterlein"? Im Ernst, hier würden wir den kritischen Stimmen beipflichten. Dieser Schulmeister war der Spott des Dorfes, dazu ein verkommenes Subjekt, das man auf seinem Mist begraben wollte. Warum nicht hier den Hebel ansetzen und ein ruhiges, sachliches Wort über Würde, Ehre und Ansehen eines Berufsstandes sagen? Da wäre es unter Umständen am Platze, wenn auch diese Verse nur dort gefährlich werden könnten, wo das eigene Urteil vollständig versagt. Aber selbst solche Gefahren, die fernliegen, wollen wir mitbekämpfen. Das

Digitized by Google

hat sehr reale Gründe. Wir sind nämlich der Auffassung, daß kein Teil der Lehrerschaft notwendiger unserer Mithilfe und Unterstützung bedarf als die Gruppe der Dorfschullehrer, jene oft vergessene Riesenzahl, von der, wenn überhaupt, zumeist nur in dem Sinne die Rede ist, daß man sie um ihr Schicksal nicht beneide.

Schulpolitische Erörterungen gehen durchweg von der Stadtschule aus. Da entzündet man sich an methodischen Problemen, brütet über Einzelreformen, schafft dies ab und jenes neu und übersieht mitunter, daß es ja gar nicht allein um die Stadtschule geht, ja, daß die Landschule vor ihrer städtischen Kollegin in jeder Beziehung das Übergewicht hat. Im „Jungen Deutschland" vom 1. Dezember werden die statistischen Verhältnisse nachgewiesen: nicht nur die Zahl der Schulen, auch diejenige der Lehrer und vor allem der Schüler — 5 234 508 in Landschulen, 2 523 799 in Stadtschulen! — zeigt die Schule des Dorfes bei weitem an der Spitze.

Mit der Zahl der Schulkinder wächst die Bedeutung des Lehrers. Das war schon immer so. Auf dem Lande kommt hinzu, daß der Lehrer in den meisten Fällen alle acht Jahrgänge gleichzeitig unterrichten muß. Das tut er Tag für Tag, und der Einfluß auf die Jugend des Dorfes bleibt nicht aus. Unabhängig also von der Tatsache, daß an den Landschullehrer die härtesten Anforderungen gestellt werden, die überhaupt im Lehrerberuf möglich sind, und er daher auf jegliche Unterstützung in seiner schweren Arbeit rechnen dürfte, muß ein derart einflußreicher Beruf auf ein tadelloses Ansehen halten. Denn es bleibt ja nicht beim Unterricht allein, der Lehrer ist im allgemeinen der geistige Mittelpunkt des Dorfes, die Geschäftsführung der Partei, die Ortsgruppenleitung der NSV. und andere Ehrenämter vereinigt er in seiner Hand. Und wenn er sich noch gegen den Kirchenfürsten des Ortes durchsetzen muß, braucht er doppelte Rückenstärkung.

Wie also steht es mit dem „armen Dorfschulmeisterlein"? Lassen wir ihn zur Ruhe gehen und den tüchtigen nationalsozialistischen Landschullehrer an seine Stelle treten. Der kann uns bessere Dienste leisten im Kampf gegen die Landflucht und in dem Bemühen, den Nachwuchs der Lehrerschaft wieder stärker aufs Land zu führen, wo einer, der mit Lust und Liebe bei der Sache ist, die schönsten erzieherischen Aufgaben vorfindet.

Neue Bücher

Adolf Reichwein: „Schaffendes Schulvolk." W. Kohlhammer Verlag, Stuttgart und Berlin. 1937.

Unter der Vielzahl der seit 1933 erschienenen Bücher, die sich mit der Neugestaltung der Jugenderziehung in der deutschen Volksschule beschäftigen, nimmt der vorliegende Bericht eine Ausnahmestellung ein. Er enthält — im Gegensatz zu dem sonst Üblichen — keine Zielsetzung, was getan werden müßte, keine Planung, keine Aufgabenstellung, sondern schildert in einer herben, aktivistischen Sprache die Arbeit an einer kleinen kurmärkischen Landschule, gibt „Zeugnis von einer Wirklichkeit".

Wie sieht nun die bereits an den „neuen Ufern" gebaute Schulwirklichkeit aus? Vor allem: sie erscheint tatsächlich unbelastet von allen Übeln einer lehrhaften, intellektuellen Vergangenheit. Die dem Buche beigegebenen Photographien zeigen in vortrefflicher Weise, wie aktiv und arbeitsfroh eine Schuljugend sein kann. Da bauen die Jungen an einem Gewächshaus, machen an Pflanzen Vererbungsversuche, basteln Mikroskope und Segelflugzeuge, man sieht sie bei naturkundlichen Beobachtungen am selbstgebauten Bienenkasten, die Mädchen beim Weben oder beim Blockflötespielen. So welt- und gegenwartsoffen gibt sich das Bild einer „Schule", die fern von der alten Vorstellung einer „Zwangsanstalt" es versteht, kindliche Kräfte zu mobilisieren, in der das junge Volk in „schaffender Weise" tätig ist. Wichtig ist vor allem, daß Reichwein das Prinzip von der Selbstführung der Jugend in seine Schule, die sich als „einklassige" dazu besonders eignet, überträgt. Er bildet „Gruppen", die — wenigstens

Digitized by Google

gelegentlich — unter der Führung älterer begabter Schüler stehen. Alle aber lernen schaffend, man möchte sagen: schöpferisch.

Grundlegend hat sich auch das Verhältnis des Erziehers zum Jungen oder Mädel geändert. Es gibt hier keine „Lehrer" mehr, die allein Wissensvermittler sind. Das Band, das den Erzieher mit den einzelnen Gliedern seiner Erziehungsgemeinschaft verknüpft, ist die sich bei der Arbeit bewährende Kameradschaft. In diesem unabdingbaren Vertrauensverhältnis ist der Erzieher immerwährend Vorbild durch Leben, Wort und Tat. So erzieht er durch begeisterndes Vorleben, und die Jugend folgt, gehorcht und vertraut dem „überlegenen Können", der festen „Führung", dem „wirksamen, überzeugenden Beispiel", das ja der Reichsjugendführer immer als Grundelement aller Erziehung nennt. Autorität im herkömmlichen Sinne bedarf es hier nicht mehr, denn sie stellt sich allein ein, wo der Junge im Erzieher den „Kerl" erkennt und seine Tüchtigkeit und seinen Schneid bewundert. So erreicht die Schule das, „was wir für die gesamte Volksjugend wollen: Übung des Willens, Einheit von Einsicht und Einsatz, geistige Strenge und in ihr verankert Verantwortung, Hingebung an die Sache und Verachtung eines Wissens, das nicht im lebendigen Menschen verkörpert ist".

Reichwein wendet sich im Vorwort seines Berichtes über den Kreis der beruflichen Erzieher hinaus an alle, die „an der Formung eines kommenden Volkes mitarbeiten". Dieser Aufruf erscheint uns wesentlich. Denn wenn auch uns seit langem selbstverständlich ist, daß die „Kluft zwischen Jungvolk und Schule endgültig nur überwunden werden kann, wenn beider Formwille im Einklang stehen", so begrüßen wir um so mehr, daß hier von der Seite der Schule der Weg gezeigt worden ist, wie die neue Schulerziehung sich auf ihrem Tätigkeitsfeld nach den erzieherischen Idealen der HJ. ausrichten kann. Von Adolf Reichwein erschien im gleichen Verlag eine Spezialdarstellung „Film in der Landschule", worin versucht wird, an Hand wiederum praktischer Erfahrungen die Begegnung des Kindes mit dem Film in einen Erziehungsplan einzufügen. Schr.

Meyers Lexikon, Bibliographisches Institut, Leipzig 1938. Buchstabe Gleichenberg — Japan.

Der fünfte Band des umfangreichen Lexikonwerkes, auf das wir in früheren Heften schon hingewiesen haben, ist erschienen. Mit diesem Werk ist die Hälfte der bekannten Lexikonbände auf den neuesten Stand gebracht und vor allem im Geiste unserer Weltanschauung einer völligen Neubearbeitung unterzogen.

K. H. Faber: „Politischer Katholizismus, das Werk der Jesuiten und Ultramontanen, ein Feind jeder staatlichen Ordnung." Verlag: Adolf Schmitt, Simmern (Hunsrück).

Diese Broschüre von Faber ist ein interessanter Beitrag zur Geschichte des politischen Katholizismus. Auf wenigen Seiten wird anfangs ein Überblick über den Jesuitenorden gegeben (Aufbau, Organisation, Verbreitung, Moral usw.), darüber hinaus erfolgt eine Abrechnung mit der katholischen Lehre überhaupt und ihrer praktischen Auswirkung. Verschiedene gut ausgewählte Beispiele aus dem noch heute maßgebenden Werk des katholischen Moraltheologen und Heiligen Dr. Alphonsus Maria de Liguori zeigen die Gefahr dieser „Moraltheologie" für die Sittlichkeit der Völker.

Die Gefahren der Ohrenbeichte, des Zölibats und seine üblen Folgen in der Geschichte der katholischen Kirche werden aufgezeigt: Unzucht und Verfehlungen der Priester mit ihren Beichtkindern sowie Liguoris Stellung zu diesen Fragen werden sachlich und klar behandelt.

Sieht man von nebensächlichen kleinen Fehlern ab, so wird diese Streitschrift in allen geistigen Lagern eine interessierte Aufnahme finden. Darum wurde sie auch hier empfohlen.

Hauptschriftleiter und verantwortlich für den Gesamtinhalt: Günter Kaufmann.

Stellvertreter: Friedr. W. Hymmen. Anschrift der Schriftleitung: Reichsjugendführung, Berlin NW 40, Kronprinzenufer 10. Fernsprecher: 12 74 91. — Verlag: Franz Eher Nachf. G. m. b. H., Zentralverlag der NSDAP., Berlin SW 68, Zimmerstraße 87—91. Postscheckkonto: Berlin 4454. Verantwortlich für den Anzeigenteil: Ulrich Herold, Berlin. — DA. III. Vj. 1938: über 60 000. Pl. Nr. 8. — Druck: M. Müller & Sohn KG., München; Zweigniederlassung Berlin SW 68, Dresdener Str. 43. — „Wille und Macht" erscheint am 1. und 15. jedes Monats und ist zu beziehen durch den Verlag sowie durch die Post und alle Buchhandlungen. Bezugspreis vierteljährlich 1,80 RM. zuzüglich Bestellgeld. Bei Bestellung von 1 bis 3 einzelnen Nummern bitte den Betrag in Briefmarken beizulegen, da Nachnahmesendung zu teuer ist und diese Bestellung sonst nicht erledigt werden kann.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google